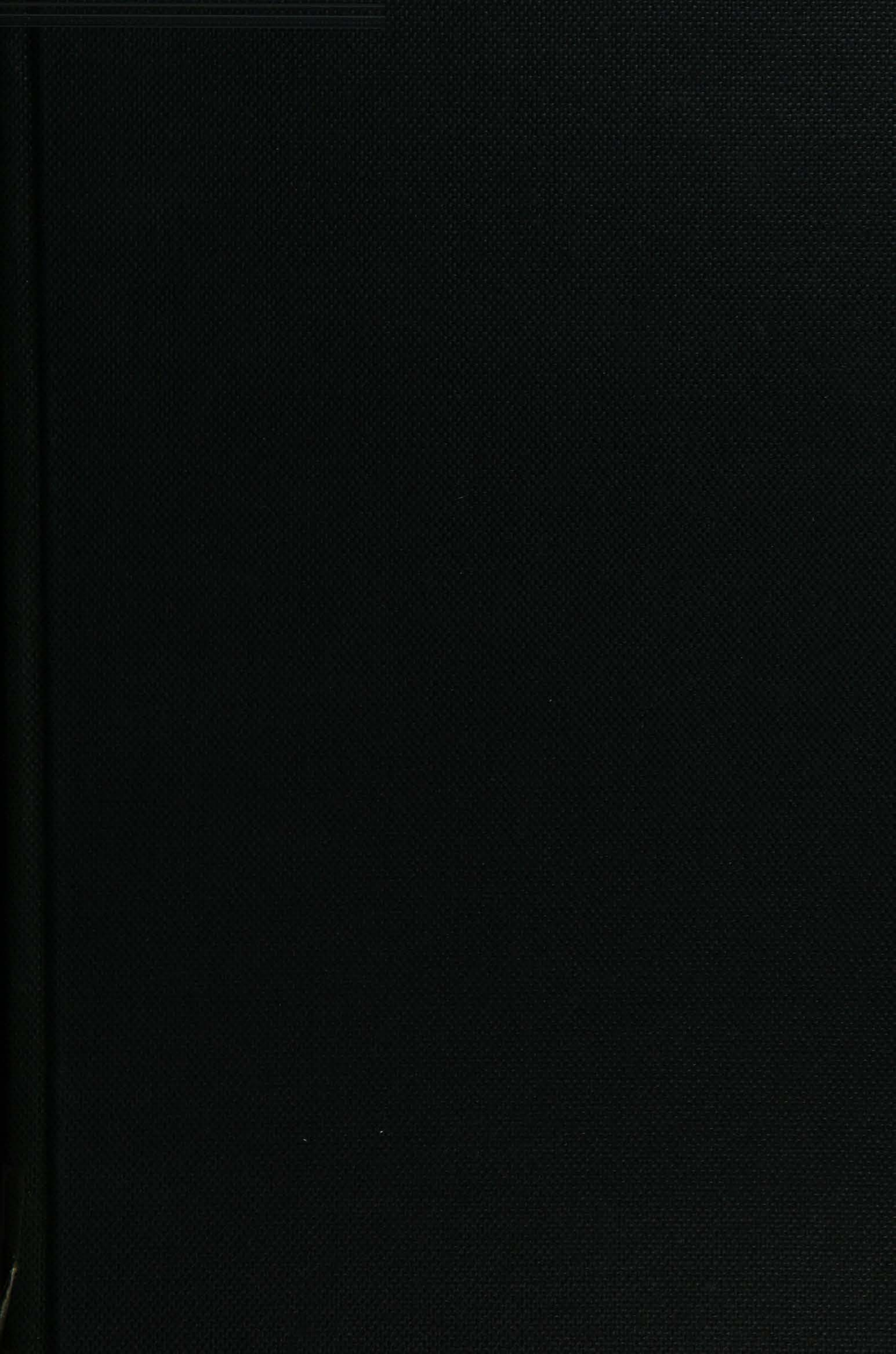
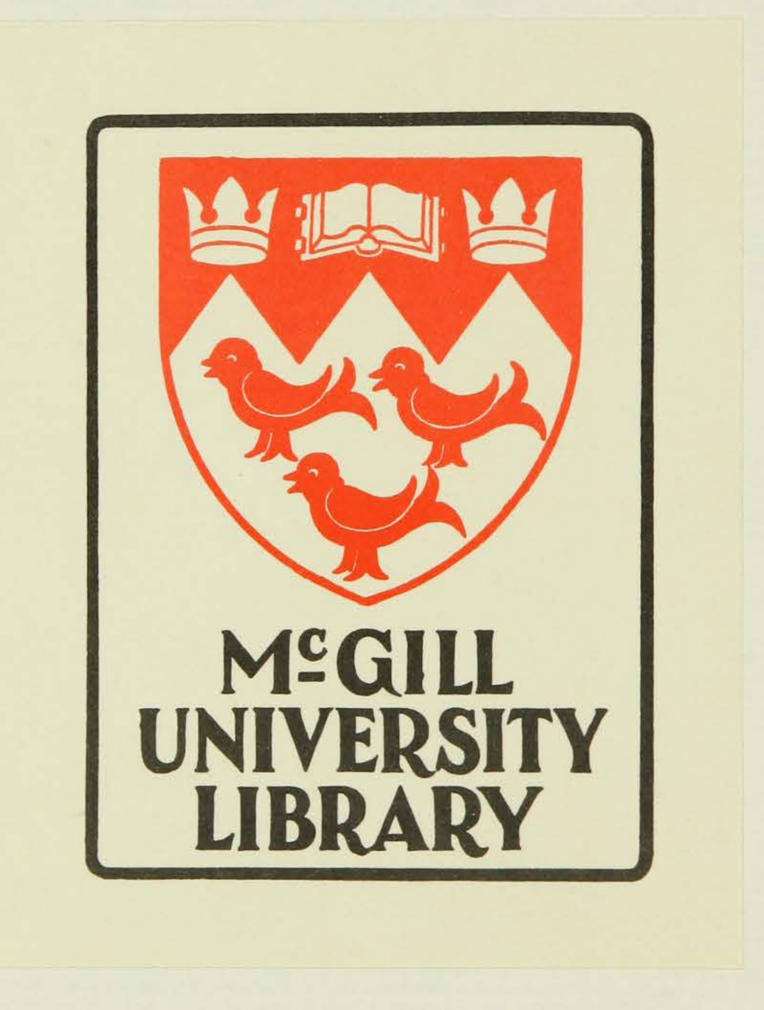



100 142 889 N


McGILL
UNIVERSITY
LIBRARY

DER QUERSCHNITT

Band 5/1
1925

KRAUS REPRINT
Nendeln / Liechtenstein
1970

Reprinted by permission of Verlag Ullstein GmbH., Berlin
by
KRAUS REPRINT
A Divison of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970
Printed in Germany

DER QUERSCHNITT

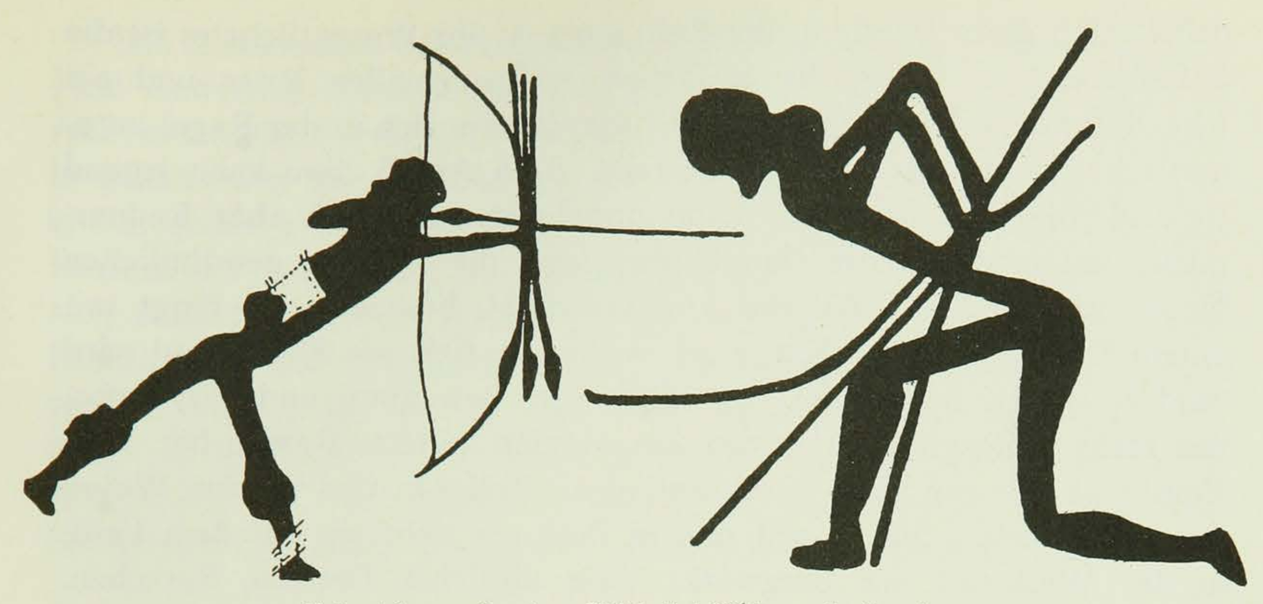
V. Jahrgang Heft 1

INHALTS-VERZEICHNIS

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin
Verantwortlich für die Anzeigen: Alfred Burghardt, Charlottenburg



Felszeichnung in einer Höhle bei Válltorta in Spanien.
Aus Sydow, Die Kunst der Naturvölker und der Vorzeit. (Propyläen-Verlag)

DIE NEGERKUNST UND AMERIKA

Von

ALBERT C. BARNES

Daß sich in Amerika eine ausgesprochene Negerkunst entwickelt hat, war natürlich und unvermeidlich. Ein Naturvolk wurde in ein angelsächsisches Milieu verpflanzt und war unaufhörlich diesem grundfremden Einfluß ausgesetzt; so wurde es dazu bestimmt, tiefe seelische Erschütterungen zu ertragen, die immer ihren Ausdruck in einer großen Kunst finden. Der Beitrag der Neger zur Kunst Amerikas ist sehr bedeutend, denn er stammt aus dem Herzen vieler Menschen, die gemeinsames Streben vereinigt, und die von gleichen Beweggründen getrieben werden. Es ist die gesunde Kunst primitiver Naturen, unbelastet von der Erziehung des weißen Mannes; es ist eine große Kunst, weil sie die individuellen Charakterzüge der Neger verkörpert, ihre Leiden, Bestrebungen und Freuden in einer langen Zeit der Unterdrückung und bittren Not wiedergibt.

Das Wesentliche dieser Kunst ist der psychische Zustand des Negers, wie er ihn von seinen primitiven Vorfahren geerbt und bis zum heutigen Tage bewahrt hat. Die hervortretendsten Züge sind: außerordentlich lebhafte Begabung, üppige und ungehinderte Einbildungskraft und ein wirklich großes persönliches Ausdrucksvermögen. Er empfindet Feuer und Licht, alles, auf eine höhere Weise; es kommt von innen und erhellt sein Weltall, färbt seine Bilder und veranlaßt ihn zum Ausdruck. Der Neger ist von Natur aus Dichter. Bei der Masse

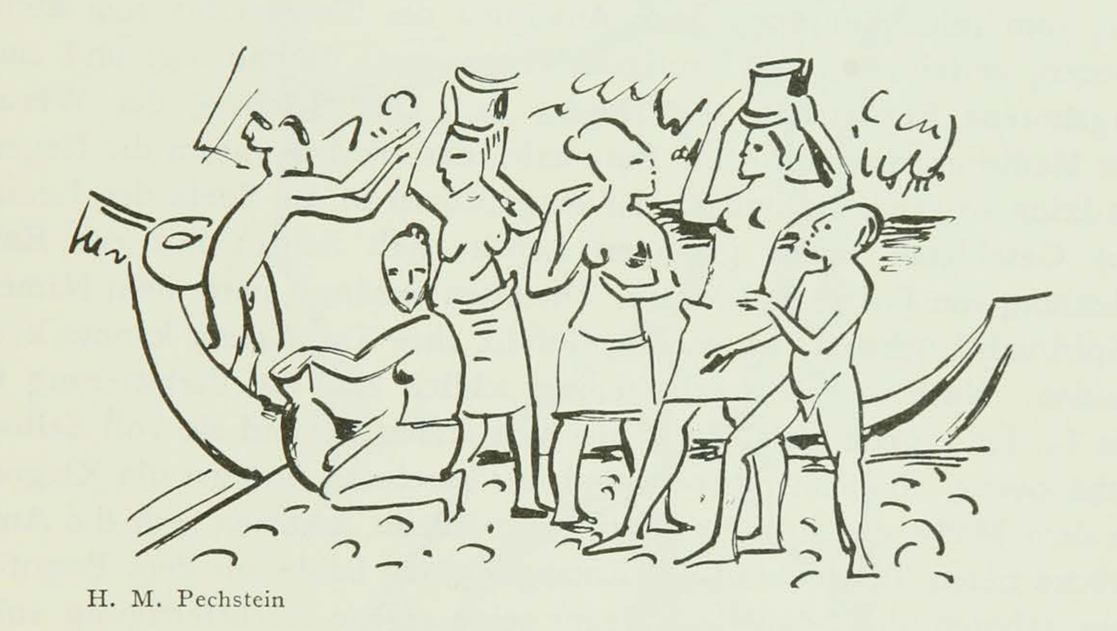
drückt sich diese Poesie in der Religion aus; ihr Wesentlichstes ist die außerordentliche Glut, die einfachen, wirkungsvollen Riten und ein Überfluß von Lebendigkeit, so daß die Ekstase sich in der Regel automatisch der betenden Menge mitteilt. Den Anlaß dazu kann irgend jemand gegeben haben; er kann ungelehrt sein, muß aber Rednertalent und eine lebhafte Darstellungsgabe, die bei dem gewöhnlichen Neger im normalen Zustand vorhanden ist, besitzen. Es fängt mit einem Lied oder einer Klage an, verbreitet sich wie Feuer und wird bald zu einem Schauspiel von Harmonie, Bewegung und Rhythmus, das nicht seinesgleichen in den Zeremonien anderer Rassen hat. Die Poesie ist die zur Erde herabgestiegene Religion und ist das Wesen der Negerseele. Sie ist mit und in ihm; er sieht sie auf dem Feld, in der Werkstatt, im Bergwerk. Sein tägliches Denken, Sprechen, Handeln ist durchtränkt von Farbenpracht, Rhythmus und Wohlklang.

Der Weiße läßt sich im allgemeinen auf geistigem Gebiet nicht mit dem Neger vergleichen. Jahrhunderte der Zivilisation haben seine ursprünglichen Fähigkeiten verdrängt, der Verstand wurde Herr über seine Seele. Er hatte sich zu weit von den menschlichen Grundbedürfnissen und ihrer leichten und natürlichen Befriedigung entfernt. Die tiefe und befriedigende, der Seele so nötige Harmonie kann nicht mehr aus den Erlebnissen seines täglichen Lebens hervorgehen. Die Notwendigkeit praktischen Erwerbens in einer seinem Geiste fremden Welt hat seine Religion abgestumpft und seine Kunst verknöchert. Kunst und Leben sind nicht mehr eins wie beim primitiven Menschen.

Die Kunst ist „exotisch" geworden, eine Sache für sich, etwas, was man sich aneignen kann. Aber nur eine wahre und lebendige Kunst schafft zwischen uns und der Natur diese Harmonie, welche das Glück ist. Dies sollte das Ziel unserer Einrichtungen, Wissenschaften, Industrien und sozialen Bestrebungen sein. Kunst und Religion sind veraltete Formeln ohne Sinn, obgleich sie einmal die kraftvolle Verkörperung menschlich lebendigen Gefühls waren. Das moderne Leben hat die Kunst zu einer einfachen Ergänzung des täglichen Lebens gemacht, das ihr heute keine Nahrung gibt. Das Resultat ist eine hoffnungslose Verwirrung von Werten, in der für Kunst angesehen wird, was nur sentimentale und unvernünftige Träume sind.

Der Neger ist der Harmonie zwischen Mensch und Natur viel näher geblieben, und aus diesem Grunde ist er, zu seinem eigenen Vorteil, ein Vagabund in unserem praktischen, trockenen amerikanischen Leben geworden. Aber seine Kunst ist so fest mit seiner Natur verwachsen, daß sie selbst auf fremdem Boden, wo Überlieferungen und Gebräuche sie hätten erschöpfen und ausrotten können, weiter gedieh. Für ihn ist das Leben eine Vollendung, keine Unterhaltung. Sein Glück ist

Die Renaissance der Negerkunst begann um 1895, als zwei Männer, Paul Lawrence Dunbar und Brooker T. Washington, die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Dunbar war Dichter, Washington Erzieher in praktischen Dingen des Lebens. Sie lebten weit entfernt voneinander, jeder arbeitete unabhängig vom andern. Der umgestaltende Einfluß der beiden auf die Seele des Negers war enorm. Sie paßten sich einander an und vertieften sich gegenseitig. Ihr gemeinsamer Einfluß rief eine neue Epoche in der amerikanischen Negerkunst hervor. Washington bewies, daß eine neue Erziehungsmethode den Neger in eine günstigere wirtschaftliche Lage gebracht hatte, durch sie konnte er seine Eigenart bewahren, seine Seele befreien und ein Faktor im amerikanischen Leben werden. Dunbar sprach von



H. M. Pechstein

dem unerschlossenen Gebiet, welches Talent und Leben des Negers zur Schaffung neuer Formen von Schönheit darboten. Das Rassenbewußtsein erwacht, und ein Rassenstolz tritt an Stelle der bitteren Klage von ungerechter Verfolgung. Der Neger verfolgt nur das eine Ziel, durch seine außerordentliche Begabung dem Elend zu entrinnen und sein Erbe wiederzuerlangen. Neue Dichter treten auf, und die Erziehung nimmt einen großen Aufschwung. Die Kunst wurde bereichert durch den neuen Ausdruck dieser Negerpoesie: für Kenner rangiert sie auf einer Stufe mit der wahrhaft disziplinierten Kunst aller Länder.

Nur durch lange und harte Prüfungen hat diese Poesie ihren jetzigen hohen Stand erreicht. Der Kampf hat viele schriftstellerische Leistungen hervorgebracht, die, obgleich unvollkommen in der Form, doch nicht unwichtig als Dichtung sind. Es sind Kindergedichte, Tänze, Liebesgesänge, Freudenhymnen und Klagelieder darunter; alle

zeigen ausnahmslos, wie der Geist der Rasse mit dem Leben in Verbindung steht. Es entstand eine ausgezeichnete, ganz dem Negercharakter entsprechende Überlieferung. Die Entwicklungsepochen auf fremdem Boden sind durch den jeweils verschiedenen Ausdruck charakterisiert; sie spiegeln die mannigfaltigen, den Weg von Sklaverei zur Kultur erschwerenden Wechselfälle wieder. Jede Erzählung ist von Empfindungen erfüllt, die auf eine wirkungsvolle, ganz negerhafte Weise wiedergegeben werden. Natürlich klingt die Traurigkeit am meisten durch; doch die häufige Erwähnung einer flüchtigen, sorglosen und unbegrenzten Freude zeigt uns, welch ein beneidenswertes Geschöpf der Neger in seinen glücklichen Stunden trotz allem ist. Nicht weniger offenbar ist ein Verstehen und eine ererbte Weisheit, die, vom rohen, ungeschickten Ausdruck des Sklaven bis zum kultivierten, verfeinerten des heutigen Negers stets durchdringt und eine angeborene Eigenschaft des Negers ist. Der Gelehrte, der Weise, der Medizinmann singt seine Botschaft: das erklärt, warum die Negertradition so reich ist und so tief eingepflanzt in die Seele der Rasse. Die Geschichte seines geistigen Lebens hält Schritt mit der Entwicklung von Poesie und Musik. Die alten Gesänge, unter dem Namen „Spirituals" bekannt, waren nur Gefühl, ihre Traurigkeit kannte kein Leiden. Nach der Sklavenbefreiung schlich sich die Verbitterung in die Lieder. Später, als die Zeiten sich änderten, sind sie voll Selbstbehauptung, höherem Streben, und nur vereinzelt ertönen die Klagen. In dem Maße wie sich die Kultur entwickelte, mehrten sich die Ausdrücke tiefen Trostes und der Entsagung, die beide aus dem Bewußtsein geboren sind, daß dem Neger seine eigene Rechtfertigung vollkommen genüge. Wenn seine Intelligenz, sein Geist und seine Seele die höchste Entwicklungsstufe erreicht haben, dann wird er, das weiß er, die Hindernisse, die seinem Volk den Platz an der Sonne rauben, überwinden.

Die Tradition der Neger hat sich langsam entwickelt, aber ihre Grundlagen sind. sehr fest. Alle ihre bedeutenden Männer und Frauen der Vergangenheit — Wheatley, Sojourner, Truth, Douglas, Dunbar, Washington — haben der Gründung ihren eigenen Stempel aufgedrückt. Eine Menge jetzt lebender, bildungsfähiger Neger arbeitet noch daran. Jeder bringt etwas menschlich Wertvolles dazu, eine Bürgschaft mehr, daß die Tradition befestigt und in der neuen Epoche wirksam weiterlebt; diese muß unbedingt kommen, wenn erst der Weiße sich mehr von den Grundsätzen der Menschlichkeit und dem Volksgefühl leiten läßt. — Dubois, Cotter, Grimke, Braithewaite, Burleigh, die Johnson, Mackay, Dett, Locke, Rolland und

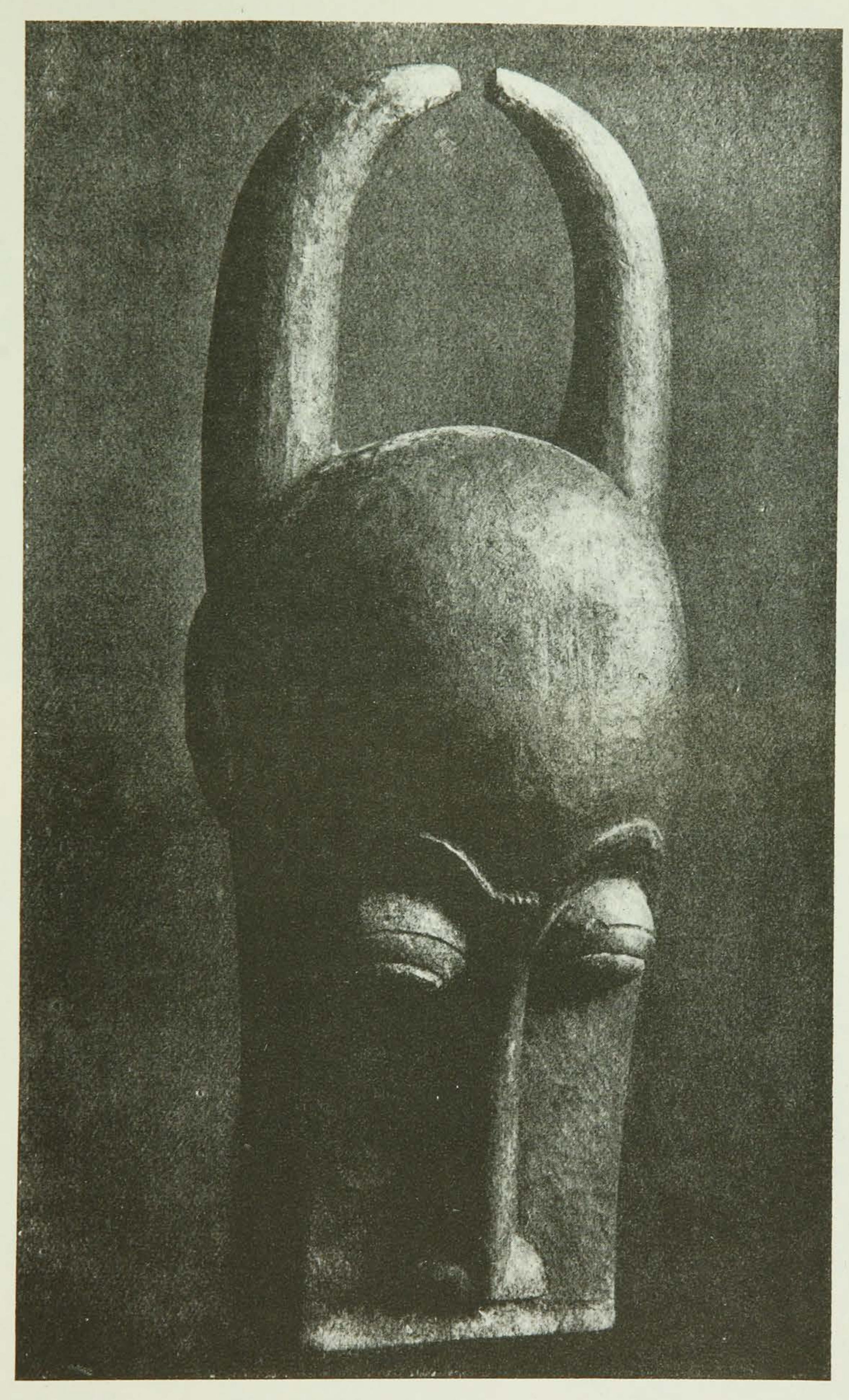
Hayes — und noch viele andere zeitgenössische Neger kennen die Negerseele, und führen sie, kraft ihres eigenen Ideals von Kultur, Kunst und Bürgertugend, auf ein reicheres Gebiet. Die Entwicklung ist kraftvoll und frei von aller falschen Kultur, die auf der Seele lastet und der das vernunftgemäße Glück als Lebensziel fehlt. Durch die gewaltige Stärke ihrer Poesie und Musik offenbart die Neger-



Arthur Grunenberg

kunst der übrigen Welt die wirkliche Einheit alles menschlichen Wesens. Die kultivierte weiße Rasse verdankt dem Seelenausdruck ihrer schwarzen Brüder zuviel glückliche Momente und erkennt deshalb aufrichtig die bedeutungsvolle Tatsache an, daß alles, was die Kunst des Negers geschaffen hat, einen großen zivilisatorischen Wert besitzt. Wir merken, daß unsere eigene Natur vergleichsweise arm an bestimmten, zum Glück notwendigen Eigenschaften ist. Wir müssen endlich einsehen, daß unsere Zivilisation fast nichts getan

hat, um dem Neger bei der Schaffung seiner Kunst zu helfen. Selbst unsere ungerechte Unterdrückung konnte nicht verhindern, daß der schwarze Mann seine seltenen besonderen Gaben in reichem Maße zum Ausdruck brachte. Bei uns kommt allmählich die Einsicht, daß der Neger durch eine bessere Erziehung und größere soziale und wirtschaftliche Gleichstellung etwas wirklich Wichtiges hervorbringen könnte; es würde dadurch das amerikanische Leben bereichert werden. Die schwarzen, ungelehrten Sänger haben uns eine Musik lieben gelehrt, die tief ergreift und uns Augenblicke der höchsten Freude gibt. Der spätere Neger läßt uns die Majestät der Natur, den unaussprechlichen Frieden des Waldes und der weiten Flächen empfinden. Er hat uns gezeigt, daß die Ereignisse unseres täglichen amerikanischen Lebens für ihn eine Poesie, Rhythmus und Reiz haben, die wir niemals entdeckt hätten. Wir kennen jetzt das Pathos, die Komik, die Gewohnheit und die Freude seines Lebens; sie sind teils in humoristischen Versen, teils in vollendeten Sonetten wiedergegeben, alles außerordentliche Kunstwerke. Er hat uns die Kraft des Gefühls schätzen gelehrt, und das hat ihm sein inneres Licht erhalten, das nun einen solchen Glanz über den dunklen Abgrund ausstrahlt, in den wir es eben verdrängen wollten. Er hat uns alle seine Träume und mehr noch enthüllt. Er schildert sie in klar begrenzten, ursprünglichen Vorstellungen und lebhaften Bildern, die von tiefer Durchdringung der Wirklichkeit, von Können und Leidenschaft zeugen. Seine Erzählungen waren lyrisch, rhythmisch, beschönigend und wohlklingend. Er hat, kurz gesagt, die Schönheit vom Standpunkt der Kunst beobachtet. Diese von uns verachtete und übergangene Mystik hat bewiesen, daß sie eine Schöpferkraft und eine ergreifende, individuelle, von uns nie geahnte Schönheit besitzt. Wir fangen an, uns, unser Land und seine Bedürfnisse verständiger und aufmerksamer zu betrachten, und kommen zu der Erkenntnis, daß die Sänger und weisen Neger nur das sagen, was der gewöhnliche Neger auf seine Art täglich denkt und fühlt. Wir haben unsere Aufmerksamkeit viel mehr dem gewöhnlichen Neger zugewandt und haben die überraschende Erfahrung gemacht, daß sein ganzes Leben und Wirken von Musik erfüllt ist. Beherzigen wir den augenscheinlichen Fall, daß unsere prosaische Zivilisation gerade der Poesie bedarf, so ist es unglaublich, daß wir ihr keine Beachtung schenken, sie beständig zurückweisen. Ist der Neger das einfache Geschöpf seiner Vergangenheit, arglos, ohne Groll, leichtlebig, weise und dienstbereit, dann kann er mit uns einen Bund zur Förderung einer reichen amerikanischen Zivilisation eingehen, zu der er bereits einen großen Teil beigetragen hat.



Maske vom oberen Niger (Bambara)



Maske aus Sierra Leone (Westafrika)

Maske von der Elfenbeinküste (Westafrika)

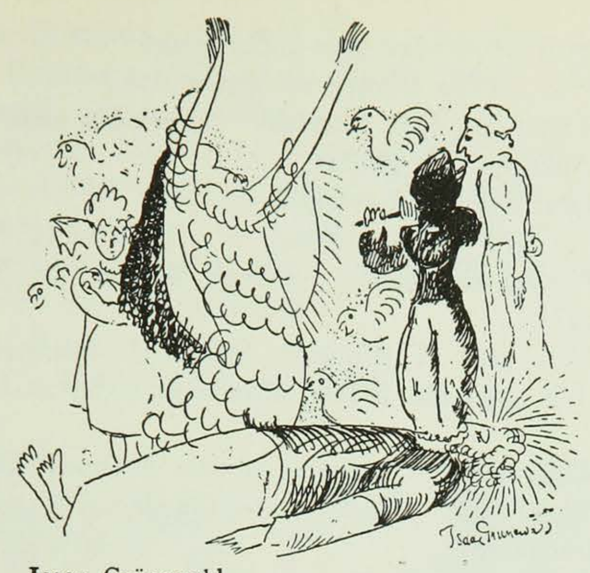


Maske aus Guinea (Westafrika)

Maske aus Congo-Gabon

Idol des Bushongo-Stammes (Kongo)

Baoulé-Maske (Westafrika)



Isaac Grünewald

VOGELFREI

Tragödie in fünf Teilen und sieben Akten

Von

LJEW LUNZ

Autorisierte Übersetzung von Dmitrij Umanskij*)

ERSTER TEIL.

Erster Akt.

Mitte:

Eine kleine Schenke. An den Tischen zechen Bürger. Unter ihnen Ortunio. Etwas entfernt — Don Benigno. In der Ecke — ein Fremder, der seinen Hut tief über den Augen sitzen hat. Chasinta bedient.

Don Gonzalo *(hereinstürzend):* Don Benigno! Don Benigno! Haben Sie gehört?

Don Benigno: Was denn?

Don Gonzalo: Haben Sie gehört?

Alle *(um ihn herumstehend):* Was? Was ist geschehen?

Don Gonzalo: Soeben ... auf der Hauptstraße ...

Alle: Nun —— nun ———

Don Gonzalo: Auf der Hauptstraße ...

Alle: Nun —— was ...

Don Gonzalo: Am hellichten Tag!

Alle: Ja — also, was gab es dort?

Don Gonzalo: Unter den Fenstern Don Rodrigos, unseres Kanzlers, Don Rodrigo! ...

Alle: So reden Sie doch einmal!

Don Gonzalo: Unter den Fenstern des Kanzlers! ...

Mengo: Aus diesem Trottel wird man nicht klug!

(Die Bürger entfernen sich.)

Don Benigno: Hören Sie, Don Gonzalo. Setzen Sie sich. Schöpfen Sie Atem und erzählen Sie, wie es sich gehört.

Don Gonzalo *(laut):* Alonso Enriquez ——

Alle *(zu ihm eilend):* Ja?! ——— Was? ... Alonso?...

Don Gonzalo: Alonso Enriquez... Dieser Mörder!... Räuber!... Dieb!...

Don Benigno: Ja?! ...

Don Gonzalo: Betrüger! Vagabund! Schurke! Gotteslästerer!

Mengo: Senjor! Ich empfehle Ihnen, Alonso in Ruhe zu lassen! Er ist unser Freund!

Don Gonzalo: Wie? Dieser Betrüger ist euer Freund? Dieser Schuft?!

Leonello: Ja, Don Gonzalo. Er ist unser Freund...

Mengo: ... und Beschützer!

Don Gonzalo: Räuberhöhle! Verhaften!!!

Bürger *(ihm näherkommend):* Wagen Sie es!

Don Benigno: Don Gonzalo! Beruhigen Sie sich! *(Zu den Bürgern):* Meine Freunde! Wozu streiten! Hören wir doch besser, was sich mit diesem... hm... ehrwürdigen Don Alonso Enriquez begeben hat.

Pietro: Er hat recht. Freunde... Don Gonzalo! Erzählen Sie uns, was vorgefallen ist mit diesem... hm — Schurken Alonso...

Don Gonzalo: Vernehmt! Soeben am hellichten Tage in der Hauptstraße unter den Fenstern Don Rodrigos, der ersten Person des Staates...

Alle: Weiter! Weiter!

Don Gonzalo: Unter den Fenstern des Kanzlers, Don Rodrigo...

Mengo: Allmächtiger!...

Don Gonzalo: Hat Alonso mit noch zwei Kerlen Fernando, den Sohn des Kanzlers, durchgeprügelt! ...

(Alle brechen in lautes Lachen aus.)

Leonello: Bravo, Alonso!

Pietro: Recht geschah dem Laffen Fernando!

Erster Bürger: Der hatte es reichlich verdient!

Don Gonzalo: Wie? ... Ihr untersteht euch ...

Leonello: Gewiß! Dieser Grünschnabel — sechzehn Jahre erst — und schon lumpiger als sein Vater ...

Zweiter Bürger: Gestern streifte ich ihn unabsichtlich, und er schlug mich dafür mt seinem Stock — — ich mußte schweigen, weil er... Adliger ist, dazu noch Sohn des Kanzlers.

Mengo: Dieser Bube belästigt täglich vor meinen Augen meine Tochter und... ich schweige —

Alle: Recht ist ihm geschehen! Nieder mit Fernando!

Don Gonzalo: Wartet nur! Don Rodrigo wird es euch schon zeigen! Er wird euch scharf in die Lehre nehmen!

Ortunio *(in der Ecke):* Eh! Alonso hat nicht den Richtigen ertappt! Den Kanzler müßte er sich herholen, — Seine Exzellenz, — den sehr verehrten Don Rodrigo! *(Allgemeines Lachen.)* Und zugleich mit ihm auch Clara Ursino. *(Lachen).*

Mengo: So ist es!

Erster Bürger: He, Ortunio! Bist du heute gar nicht betrunken? Schaut, Freunde — — Ortunio ist nicht betrunken!

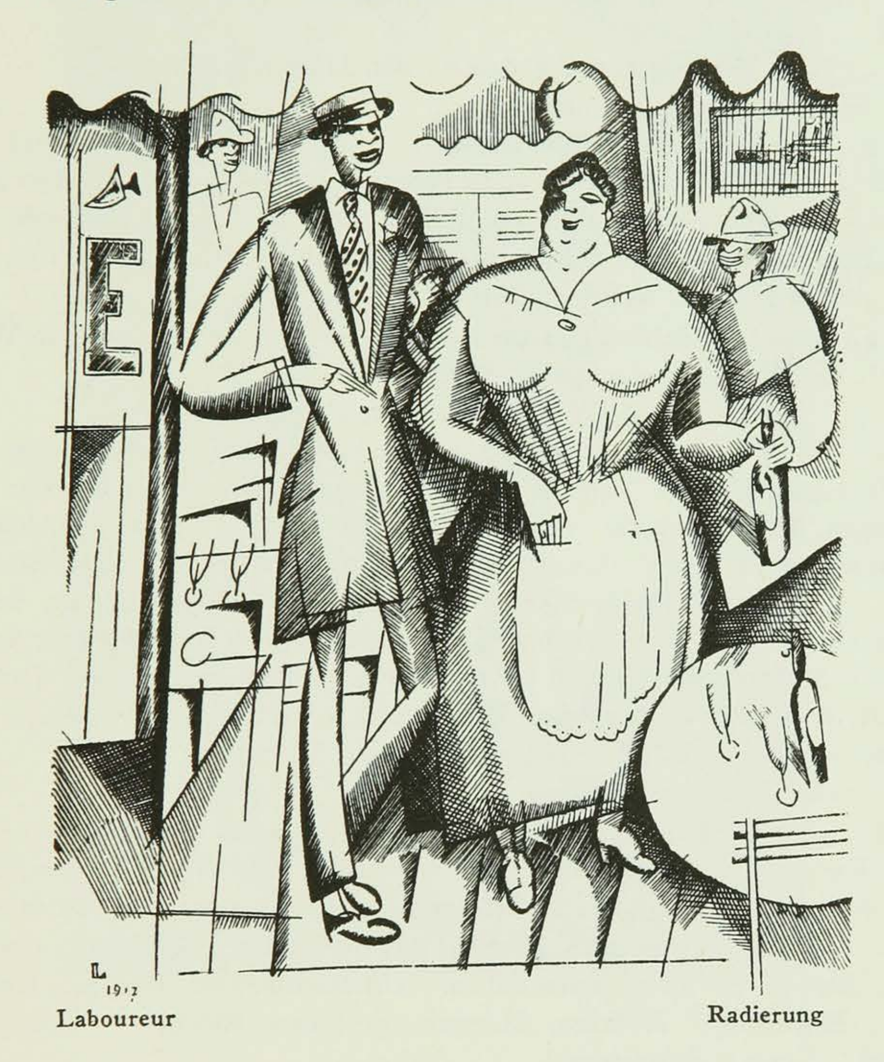
Leonello: Bravo, Ortunio!

Don Gonzalo: Schufte! Wie könnt ihr es wagen, euch über die geheiligte Person des Kanzlers lustig zu machen?

Leonello: Allerdings! Wir hätten eher weinen müssen und nicht uns lustig machen über die *(nachäffend)* „geheiligte Person“ des Kanzlers. Er schenkt uns ja nichts außer Tränen! Er erpreßt uns mit seinen Steuern das letzte Geld, er schändet unsere Töchter und Frauen, er knutet unsere Väter. — Nur Tränen: die dürfen wir frei vergießen!

Erster Bürger: Nieder mit ihm!

Zweiter Bürger: Zum Teufel mit ihm!



Laboureur — Radierung

Ortunio: Durchpeitschen!

Don Gonzalo: Aufruhr! Verhaften!!!

Don Benigno: Don Gonzalo! Beruhigen Sie sich — um Gottes willen — — — Beruhigen Sie sich!

Don Gonzalo: Ich will nicht!

Don Benigno: Man wird Sie ermorden!

Don Gonzalo: Bin nicht ängstlich!

Don Benigno: Man wird Sie verprügeln!

Don Gonzalo *(zurückweichend)*: Nicht doch!

Don Benigno: Freunde, beruhigt euch! Nun erzählen Sie einmal ausführlich, Don Gonzalo. Wie spielte es sich ab? Und welches Schicksal hat dann diesen Alonso getroffen?

B ü r g e r : Erzählen Sie! Erzählen Sie!

D o n G o n z a l o : Also, dieser Alonso hieb auf Don Fernando los! Am hellichten Tag! In Anwesenheit einer großen Menge niederen Volkes! Und alle lachten und freuten sich darüber! Unerhört!

M e n g o : Und Sie, Don Gonzalo ...! Sie sind auch dabei gewesen?

D o n G o n z a l o : Wie anders? Ich sah zu und wütete!

M e n g o : Warum denn haben Sie sich, teurer Don Gonzalo, nicht für den von Ihnen so sehr geliebten Don Fernando zur Wehr gesetzt?

D o n G o n z a l o : Was meinen Sie damit: zur Wehr gesetzt?

M e n g o : Warum haben Sie nicht Ihren Degen gezogen — gegen diesen Räuber Alonso?

D o n G o n z a l o : Was meinen Sie damit: den Degen gezogen?

M e n g o : Sehr einfach ... so und so ...

D o n G o n z a l o : Nun, wie hätte ich es ... wie könnte ich es? Und dann ... das heißt ... selbstverständlich ... in einem Wort — um auf Alonso zurückzukommen — dieser Räuber und Feigling, nachdem er Don Fernando am hellichten Tage ... unter den Fenstern des Kanzlers ... geprügelt hatte ...

M e n g o : Allmächtiger! Wieder alles von Anfang!

D o n G o n z a l o : Er flüchtete! Don Rodrigo ist in unbeschreiblicher Wut. Die Alguazils durchstreifen die ganze Stadt.

(Zwei Alguazils treten ein.)

A l g u a z i l : Im Namen des Herzogs! *(Alles verstummt.)* Befehl Seiner Hoheit, des Herzogs Philipp, an die Bevölkerung des Herzogtums: Bereits seit langem beunruhigt ein niederträchtiger Uebeltäter, genannt Alonso Enriquez, unser Herzogtum. Unsere ehrwürdigen Senjors sind auf Straßen und Plätzen, ja sogar in ihren eigenen Häusern den Ueberfällen des bemeldeten Räubers ausgesetzt. Seine Verbrechen nehmen täglich an Frechheit zu. Heute hat er das Maß unserer Geduld überschritten. Die Person Seiner Hoheit, Don Fernando, des Grafen Lara, des Sohnes Seiner Hoheit Don Rodrigo, Marquis Ferbrero, war Gegenstand seines empörenden Angriffes.

O r t u n i o : Man hat den Burschen versohlt!

A l g u a z i l : „Und darum wird allen kund getan, daß obengenannter Räuber, Alonso Enriquez, als außerhalb des Gesetzes stehend erklärt wird. Jeder Bürger hat das Recht, ihn zu verfolgen, zu töten, sich sein Eigentum anzueignen. Alle Gesetze unseres Herzogtums werden in bezug auf obgenannten Räuber, Alonso Enriquez, aufgehoben. Unterschrieben: Philipp, Herzog von Sjudad. Beglaubigt: Rodrigo, Marquis Ferbrero, Kanzler.“ *(Die Alguazils gehen ab. Kurzes Schweigen.)*

D o n G o n z a l o : Endlich können wir ruhig die Nächte schlafen.

L e o n e l l o : Nun, was uns betrifft, so pflegten wir auch früher ruhig zu schlafen.

E r s t e r B ü r g e r : Uns hat Alonso niemals etwas angetan.

M e n g o : Es ist im allgemeinen nicht seine Art ... che, che ... sich mit jedem Lumpenpack zu beschäftigen, wie wir zum Beispiel. Ihn kennt nur der höchste Adel *(lacht)*. Ehrwürdige Senjores, Grafen und Marqueses — — — bekommen ihn zu fühlen.

M e n g o : O, wie gut! O, wie gesund!

E r s t e r B ü r g e r : Alonso — ist unser Beschützer!

Z w e i t e r B ü r g e r : Unser Freund!

L e o n e l l o : Wir sind für ihn — —

P i e t r o : Uns rächt er an den Herren!

Don Gonzalo: Schweigt! Ihr verletzt den Befehl Seiner Hoheit.

Mengo: Was ist daran Seiner Hoheit Befehl? Nur die Unterschrift. Alles andere stammt von Rodrigo!

Ortunio: Der Herzog ist ein Schafskopf und Rodrigo — ein Lump! *(Gelächter.)*

Don Gonzalo: Verrat! Hierher! Ruft die Alguazils zurück!

Ortunio: Und Gonzalo ist ein Feigling. *(Gelächter.)*



Frans Masereel L'Écrasé (Litho)

Leonello: Don Gonzalo! Warum ziehen Sie nicht den Degen gegen die Verräter!

Erster Bürger: Don Gonzalo! Warum so schweigsam? Haben Sie gehört? Sie sind ein Feigling!

Ortunio: Und überdies sehr dumm!

Der Wirt: Senjores! Senjores! Es ist schon an der Zeit, nach Hause zu gehen! Nach Hause!

Don Benigno: Gehen wir, Don Gonzalo. Gehen wir. *(Leise.)* Macht es Ihnen Spaß, sich mit Gesindel herumzustreiten?

Don Gonzalo *(leise)*: Mir nicht — aber jenen. *(Begibt sich zum Ausgang.)*

Leonello: Don Gonzalo, nun, und wie steht es mit uns? Man hat Sie doch beleidigt!

Erster Bürger: Don Gonzalo! Machen Sie uns die Ehre! Schlagen Sie sich mit uns!

(Don *Gonzalo und Don Benigno eilen zum Ausgang.)*

Der Wirt: Es ist schon an der Zeit — nach Hause! Nach Hause!

Bürger *(einander unterbrechend):* Don Gonzalo! Ehrwürdiger Don Gonzalo! Tapferer Don Gonzalo!

(Sie gehen alle zusammen aus der Schenke. Der Wirt läuft ihnen nach.

(Es bleiben: Ortunio, Chasinta und der Fremde in der Ecke.)

Ortunio: Chasinta! Meine Liebe!

Chasinta: Was sehe ich!?

Ortunio *(um sich schauend):* Ah! Was denn?

Chasinta: Ich traue meinen Augen nicht!

Ortunio: Was gibt es denn?

Chasinta: Du bist nicht betrunken?

Ortunio: Doch, doch, hab' keine Angst, ich bin betrunken. Mein Wort: ich bin betrunken!

Chasinta: Atme mich an. *(Ortunio atmet auf ihre Wange und küßt sie.)* Laß los!

Ortunio: Nun, bin ich betrunken?

Chasinta: Zu wenig! Da hast du — trink noch.

Ortunio *(auf den Knien):*

Mein Schicksal muß sich jetzt sofort entscheiden,
In deiner Macht allein liegt meine Rettung:
Ob ich noch leben soll — oder nicht. Ich schwöre dir, Chasinta
Bei allem, was uns beiden heilig ist, —
Bei meinem Degen aus Toledos Stahl,
Bei meinem Kleide aus Byzanz...

Chasinta: Das du nicht hast...

Ortunio: Bei meinem . . . Ach, Chasinta, was mußtest du mich unterbrechen? Ich hatte eine so schöne Rede vorbereitet.



E. v. Lüders

Chasinta: Setze sie nur fort — setze sie fort, Ortunio, — vielleicht erinnerst du dich noch — —!

Ortunio:

Ich schwöre bei dem Weine von Madeira,
Beim Xeresweine und beim Malaga,
Ich schwöre dir bei allen Weinen, daß ...

Chasinta: Das verstehe ich! Das kommt dir von ganzem Herzen, Ortunio. Aber du bist doch vollkommen nüchtern! Trink!

Ortunio: Unterbrich mich nicht, um Gottes willen! Ich vergesse wieder alles!!

Chasinta: Trink, trink doch!

Ortunio *(trinkt):* Ich will besser gleich das Ende sagen *(fällt wieder in die Knie):*

Ich liebe dich, o liebliche Chasinta,
Ich liebe dich, wie allerbesten Wein,

Den Götter auf dem feurigen Olympos zechen,
Darin die Stärke Zeus', die Süßigkeit Apollons,
Athenens Weisheit liegt — — — Und du — Chasinta ...!

Der Fremde *(nähert sich ihnen, legt die Hand auf Ortunios Schulter):* Genug, mein Freund! Du hast dich selbst übertroffen. Den Schluß bringst du ein anderes Mal.

Ortunio: Gestatten Sie, Senjor, wer sind Sie? Was unterstehen Sie sich?

Der Fremde: Trink, Ortunio. Nüchternheit schadet dir.

Ortunio: Ich ziehe meinen Degen — —

Der Fremde: ... aus Toledos Stahl — —

Ortunio: Wenn auch nicht aus Toledo, — er wird doch nicht zerbrechen ...

Der Fremde: Heute bist du ein braver Kerl, Ortunio. Wer lehrte dich so schön zu dichten?

Ortunio: Wehren Sie sich!

Chasinta: Ortunio! Senjor!

Der Fremde: Ortunio! Weg den Degen! *(Legt Bart und Schnurrbart ab.)*

Ortunio: Alonso, Freund! *(Sie umarmen sich stürmisch.)*

Chasinta: Ah, Senjor —!

Alonso: Was denn, Schöne?

Chasinta: Ein so schöner Bart und Schnurrbart!

Alonso: Bin ich denn nicht auch so ganz gelungen?

Chasinta: Ach, Senjor — sehr!

Ortunio: Alonso — warte!...

Alonso: Ja, mein lieber Freund!

Ortunio: Laß mich die Gedanken sammeln...

Alonso: Trink! Dann werden sie sich sammeln.

Ortunio: Was wollte ich dir sagen? ... Etwas äußerst Dringendes.


Serge

Alonso: Beeile dich, beeile dich! *(Zu Chasinta):* Schöne, also ich gefalle dir nicht mehr?...

Chasinta: Ach, Senjor!

Alonso: Was „ach"? Ach — ja? Oder: ach — nein?

Chasinta: Ach, Senjor!

Ortunio: Ja, ich erinnere mich, Alonso! Du bist doch ... Du hast doch . . Du bist doch ...

Alonso: Vogelfrei! Ja, ich weiß. Nun, und —?

Chasinta: Wie, Senjor, Sie sind Don Alonso Enriquez?

Alonso: Hast du mich denn nicht erkannt?

Chasinta: Ach, Senjor! ...

Alonso: Nun, also wie — — — gefalle ich dir noch?

Chasinta: Ach, Senjor, sehr!

Ortunio: Alonso! Du bist wahnsinnig! Die Alguazils suchen in der ganzen Stadt nach dir. Leg doch den Bart wieder an!

Alonso: Die Alguazils werden sich ein wenig gedulden müssen.... Nicht zum erstenmal in meinem Leben. Schöne, einen Kuß!

Chasinta: Ach. Senjor! *(Sie küssen sich.)*

Ortunio: Alonso! Das ist gemein!...Ich...ich...wie soll ich es nur sagen...

Alonso: Trink, Ortunio ...

Ortunio *(trinkt):* Ich liebe dieses Mädchen. Und du ... jetzt ... das ist nicht schön, Alonso. Das Gesetz unserer Freundschaft ...

Alonso: Was? Gesetze der Freundschaft? Ich stehe über dem Gesetz! Für mich gibt es keine Gesetze. Ihr habt es ja gehört! Küß mich, Chasinta!

Chasinta: Ach, Senjor! Es ist verboten! *(Sie küssen sich.)*

Ortunio: Daß du dich gar nicht schämst!

Alonso: Ich habe keine Scham mehr. Ich bin über jeder Scham. Denn auch die Scham ist ein Gesetz. Ich bin über allen Gesetzen! Küß mich, Chasinta! *(Sie küssen sich.)*

Ortunio: Alonso, besinne dich! Du bist verheiratet!

Chasinta: Ach, Senjor, Sie sind verheiratet!?

Alonso: Schuft! Warum mußt du mich daran erinnern? Jetzt hast du mir den ganzen Abend verdorben. Verheiratet? Geduld! Verheiratet? *(überlegt, schlägt sich an die Stirn).* Ach, Ortunio, Freund! Umarme mich! Küsse mich! Küsse mich! Segne mich!

Ortunio und Chasinta: Was? Was ist los?

Alonso: Ich habe nachgedacht. Ich habe mir alles zurechtgelegt! Ich bin nicht mehr verheiratet! Ich stehe über jedem Gesetz! Also auch über dem Gesetze der Ehe!... Jenseits der Ehe! Jenseits meiner Frau. Ohne Frau! Ich bin nicht verheiratet! O, Vorsehung, ich danke dir! Herzog Philipp! Don Rodrigo! Ich danke Euch! Ihr habt meine Wunde geheilt, Ihr habt mich von der Pest gerettet! O, Herzog! Ich will für Sie hundert Messen lesen lassen! Ich will für Sie das Heilige Grab erobern! O, Don Rodrigo! Ich schwöre Ihnen! Nie mehr prügle ich Ihren hochverehrten Herrn Sohn! Aber wie ich ihn geprügelt habe! Der Junge schrie wie ein Huhn unter dem Messer. Und wie viel Leute herumgestanden waren ——— wie lustig... Doch jetzt bin ich vogelfrei! Und nicht mehr verheiratet! Nicht mehr verheiratet! *(kreist im Zimmer, wirft Tische und Sessel um, schreit und lärmt).*

Der Wirt *(kommt zurück, läuft Alonso nach):* Senjor! Senjor!

Alonso *(schmeißt Gläser und Stühle hin):* Alles zum Teufel! Alles! Alles! Alles! Vor allem das Ehebett zum Teufel!

Der Wirt: Ehrwürdiger Senjor! Ich bitte Sie, gehen Sie fort! Es ist schon längst nach Mitternacht. Ich muß die Schenke schließen.

Alonso: Was wünschest du, guter Mensch?

Der Wirt: Ehrwürdiger Senjor! Laut dem Gesetze unseres Staates...

Alonso: Ehrwürdiger Senjor! Ich habe kein Recht, den Gesetzen zu folgen!...

Der Wirt: Ehrwürdiger Senjor! Sie vergessen die Verordnung, laut der es verboten ist ———

Alonso: Ehrwürdiger Senjor! Mir ist es ausdrücklich verboten, Verordnungen zu befolgen!

Der Wirt: Ehrwürdiger Senjor —!

Alonso: Ehrwürdiger Senjor! Lassen Sie mich in Ruhe, sonst trifft Sie das Schicksal dieses Tisches...

Der Wirt: Ehrwürdiger Senjor! Ich bin ein ehrlicher Wirt! Sie haben kein Recht...

A l o n s o: Gewiß, ehrwürdiger Senjor! Ich habe kein Recht, ein Recht zu haben.

D e r W i r t : Hören Sie! Ich rufe die Alguazils!

A l o n s o : Hören Sie! Ich kann den Alguazils nicht gehorchen...

D e r W i r t : Teurer Freund! Ich bitte Sie in Güte! Gehen Sie!

A l o n s o : Teurer Freund! Sie wissen scheinbar nicht, mit wem Sie es zu tun haben.

O r t u n i o : Alonso! Wahnsinniger! Verrate dich nicht —

A l o n s o : Ortunio! Trink!

C h a s i n t a : Senjor, besinnt Euch!

D e r W i r t : Heilige Maria! Alonso Enriquez! *(läuft davon).*

C h a s i n t a: O, was haben Sie getan!? Mein Vater wird Sie angeben! *(läuft zur Türe und versperrt sie).*

A l o n s o : Nun — mag er nur! Siehst du, teure Chasinta... Aber jetzt küsse mich! *(sie küssen sich).* Siehst du... noch einmal — *(sie küssen sich).*

O r t u n i o : Hör zu!... Chasinta gehört mir... mir...!

A l o n s o: Ortunio, trink!... Also siehst du, Chasinta! Gewöhnlich, wenn der Räuber von der Verfolgung erfährt — flieht er — aber das ist alltäglicher Brauch — nach dem Gesetze — ich jedoch stehe über dem Gesetze und bleibe hier. Gewöhnlich nimmt der Räuber eine Maske vor und verheimlicht seinen Namen — ich aber lebe über allem Gebräuchlichen, und darum verrate ich mich allen *(geht ans Fenster).* Eh, ihr Sonne, Mond und Sterne! Ich nehme euch als Zeugen! Ich verspreche von dieser Stunde an, nicht durch Türen zu gehen, wie alle Menschen, nicht im Bett zu schlafen, nicht am Tische zu essen, nicht Bekannte zu grüßen — nicht nachts zu schlafen, sondern am Tage. Abends werde ich aufstehen und morgens mich niederlegen. Ich werde auf einem Schweine reiten und mir mein Pferd braten lassen! Bei Totenmessen will ich Tanzlieder singen und während einer Hochzeit Grabreden halten. Schlafen werde ich im Stehen, und gehen werde ich auf den Händen. Dem Bauern will ich gehorchen und den Herzog verhauen. Säuglinge verehren und Greise belehren. Ueber das Wasser wandeln und auf der Erde schwimmen!

C h a s i n t a : Don Alonso! Besinnung! Schwören Sie das nicht! Wie wollen Sie denn über das Wasser wandeln?

A l o n s o : Kleiner Dummkopf! Ich bin doch vogelfrei. Folglich darf ich wieder alle Schwüre brechen. He, du Sonne! Warum versteckst du dich? — Weil es an der Zeit ist, sich zu verstecken, weil du, wie unser Volk, nach Gesetzen wanderst. He, Mond und Sterne! Auch ihr kreist nach Gesetzen wie eine Schafherde! Herzoge, Könige, römische Päpste, ihr glaubt, ihr seid allmächtig, und seid nur Sklaven der Gesetze! Ich allein, ich lebe über dem Gesetze! He, ihr Marqueses, Grafen, große und kleine Herren, Männer und Frauen, Greise, Knaben, Kinder, Säuglinge, Kühe, Pferde, Wildschweine, Affen, Hühner, Kamele, Löwen, Ziegen, Felsen, Flüsse, Meere, Tische und Sessel, Wein, Becher, Bäume, Häuser, Trompeten, Himmel, Wolken — alles! Alles! Alles! Alles! Alles wandert, bewegt sich, hält stille oder schläft — nach dem Gesetz! Ich allein — bin vogelfrei! *(Nähert sich der Rampe.)* Aber, meine Herrschaften, das ist ja noch gar nichts. All diese Gesetze, menschliche und göttliche, irdische und himmlische, Gesetze des Staates und Gesetze der Ehre — all das sind Dummheiten! Es fällt nicht schwer, ihnen zu entrinnen! Aber es gibt Gesetze, Herrschaften, es gibt wirkliche Gesetze——— *(flüstert)* Gesetze des Hymenäus, des Ehestandes! Ach, Herrschaften, lacht nicht. Ihr glaubt, daß es leicht ist, außerhalb... außerhalb... wie soll ich es nur sagen... außerhalb der eigenen Frau zu sein? Versucht es! Nein, nein, lacht nicht — versucht es! Kurz, würdet

ihr meine Frau kennen — so würdet ihr mich verstehen. Was ist dagegen — Kanzler, Herzog!?... Ich spucke auf sie, doch Donna Isabella — — — meine Frau Gemahlin! ... Ich, Alonso Enriquez, Brigant und Einbrecher, ich, der vor niemandem und nichts Angst hat, der über jedem Gesetze steht, — — ich zittere. Herrschaften! Gestatten Sie mir, Ihnen einen Rat zu geben. Heiraten Sie nie! Es ist besser, in die Krallenhände der Heiligen Inquisition zu fallen, als zu heiraten. Jünglinge und Knaben! Ich beschwöre euch, heiratet nicht! Und, ihr, die ihr verheiratet seid, geht nach Hause und erhängt euch. Das ist das einzige Mittel, jenseits der eigenen Frau zu sein. Ach, Donna Isabella! Donna Isabella! Warum habe ich dich zum Weib genommen? Schaut, Herrschaften: ich weine, mein Wort — — — ich weine... wenn ich daran denke. *(Pause.)* Doch halt — jetzt bin ich ja gerettet! Ich bin vogelfrei. Zum Teufel! Zum Satan! In die Hölle mit allen Bedenken! Ich will nicht! Ich habe keine Angst! Ich habe vor niemandem Angst! Hör zu, Isabella, ich kenne dich nicht mehr! Wir sind nicht mehr bekannt! Ich lebe über allen Gesetzen! Ich bin nicht mehr verheiratet! Chasinta, küsse mich! *(Sie küssen sich.)*



Beckmann Radierung
(Verlag Paul Cassirer)

Ortunio: Alonso, — das ist eine Gemeinheit!

Alonso: Ortunio, trink!

Ortunio: Ich trinke, trinke...

Alonso: Noch einmal, Chasinta! *(Küßt.)* Gefalle ich dir auf diese Art?

Chasinta: Ach, Senjor! Sie haben so schöne Augen.

Ortunio: Das... ist eine Schweinerei! *(Klopfen an der Türe: „Oeffnet!“)*

Chasinta: Ach, man ist um Sie gekommen!

Hinter der Bühne: Oeffnet! Im Namen des Herzogs!

Chasinta: Mein Vater!... Mit den Alguazils!...

Alonso: Was wünschen Sie?

Hinter der Bühne: Im Namen des Gesetzes!

Alonso: Hier gibt es kein Gesetz! Ich lebe über dem Gesetze!

Hinter der Bühne: Im Namen des Gesetzes! Oeffnet!

Alonso: Wieder belästigt Ihr mich mit Euren Gesetzen. Ihr selbst habt mich außerhalb des Gesetzes erklärt — und jetzt bedroht Ihr mich damit.

Chasinta: Ach, Senjor! Wie können Sie jetzt lachen! Man wird Sie töten!

Alonso: Ich lache immer. Ein wirklicher Mensch muß sein Leben durchlachen. Nur lachen — stets und überall lachen. Wer nicht lacht, der — — brr... der ist ein Tölpel! Und darum: wir wollen lachen!

Hinter der Bühne: Brecht die Türe ein! *(Die Türe knarrt.)*

Chasinta: Alonso! Hierher! Durchs Fenster! Es ist nicht hoch gelegen!

Alonso: Alle Räuber entfliehen durchs Fenster. Ich aber — ich will nicht wie die anderen sein.

Chasinta: Warum?

Photo Söhn

Der Rhein bei Düsseldorf, Dezember 1924

Photo M. K. H.

Arequipa (Peru) bei Nacht

Photo L. N. A.

Frauen-Jazz-Band in England



Militärmusikkapelle beim Üben

Photo L. N. A.

Weihnachtspudding-Bereitung in London

Photo Riebicke

Das Stadion in Berlin

Wide World Photo

Mesot, belgischer Eislaufmeister

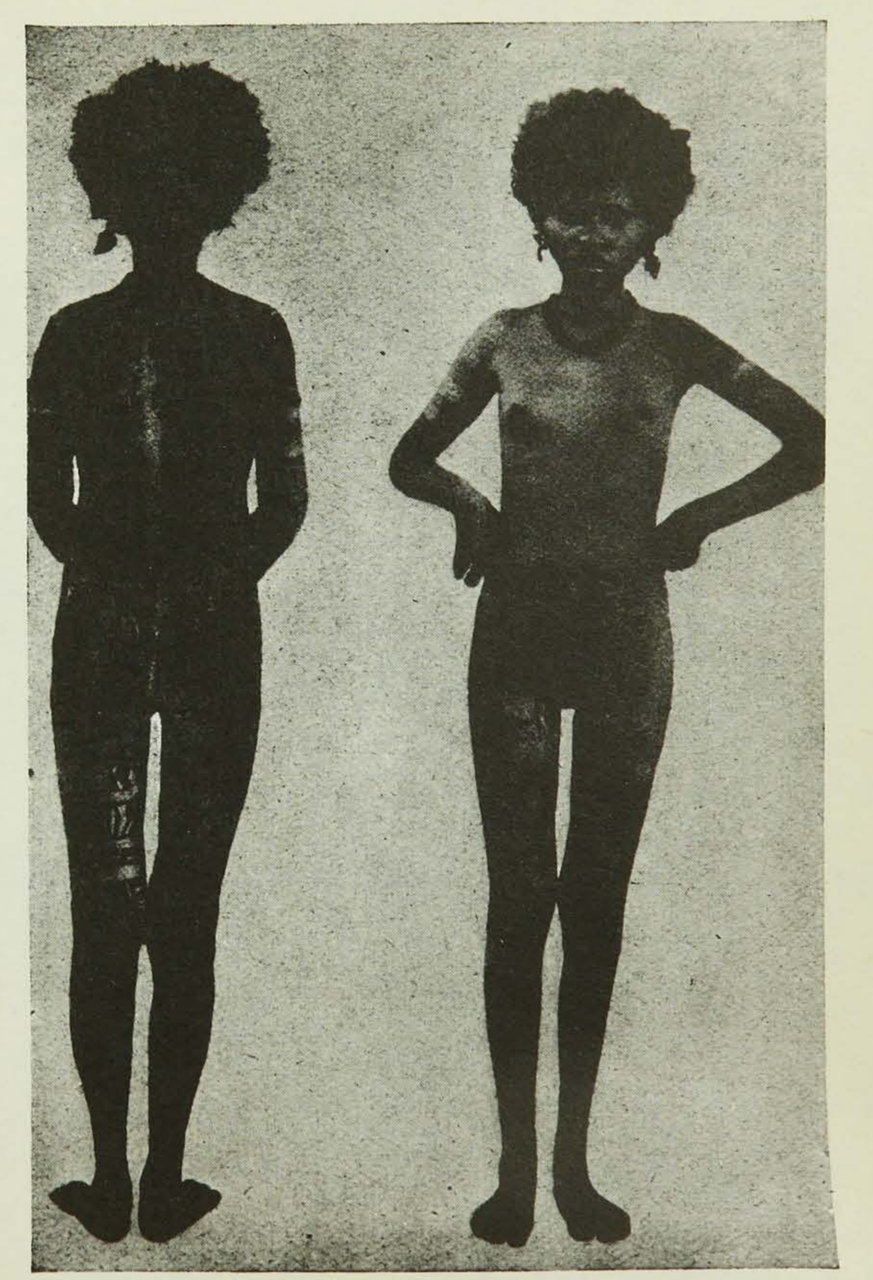


Photo Baumann, Bremen

Tätowierte Borneo-Schönheit

A l o n s o : Ich gehe... warte, warte... Nein, das paßt nicht — — ich verschwinde durch die Türe ...

C h a s i n t a : Sie richten sich zugrunde!

A l o n s o : Beruhige dich! *(Sie küssen sich)*

O r t u n i o : Schurkerei! Ich töte dich! *(Erhebt sich, zieht mit Mühe seinen Degen hervor.)*

A l o n s o : Ortunio, trink! *(Küßt Chasinta.)*

O r t u n i o : Ich trinke, ich werde trinken. Aber zuvor töte ich dich. *(Macht zwei Schritte, kehrt zum Tisch zurück und trinkt. Alonso stellt sich bei der Türe zur Wand. Die Türe knarrt. Ortunio geht wankend im Zimmer herum, mit dem Degen fuchtelnd. Die Türe wird eingebrochen, die Alguazils stürmen herein und werfen sich auf Ortunio.)*

A l g u a z i l s : Da ist er! Da ist er! *(Sie entwaffnen und schlagen ihn.)*

A l o n s o *(in der Tür)*: Lebt wohl, ihr Trottel! *(Geht ruhig fort.)*

O r t u n i o: Ai! Ai! Bleib! Ai! Ich bin es ja nicht! Ich bin nicht er!

D e r W i r t : Wartet, Senjores! Schaut, das ist er nicht! Das ist nicht Alonso!

A l g u a z i l s : Zum Teufel! Das ist der Trunkenbold Ortunio.

D e r W i r t *(packt Chasinta)*: Wo ist Alonso?

C h a s i n t a: Ach, Vater! Er ist durchs Fenster verschwunden.

A l g u a z i l s : Geflüchtet! O, Teufel!

O r t u n i o : Er ist geflüchtet... *(er hat Schlucken)* Bra—a—ver Ke—erl . . . I—ich hab's immer gesagt, daß er ein bra—a—ver Ke—erl i—ist...

D e r W i r t: Ortunio hat ihm geholfen!

O r t u n i o: I—ich ... i—ich ... ich ha—abe ihm geholfen?

A l g u a z i l s : Was soll man mit diesem Saufbold anfangen?

D e r W i r t: Schmeißt ihn hinaus! Ich muß die Schenke schließen!

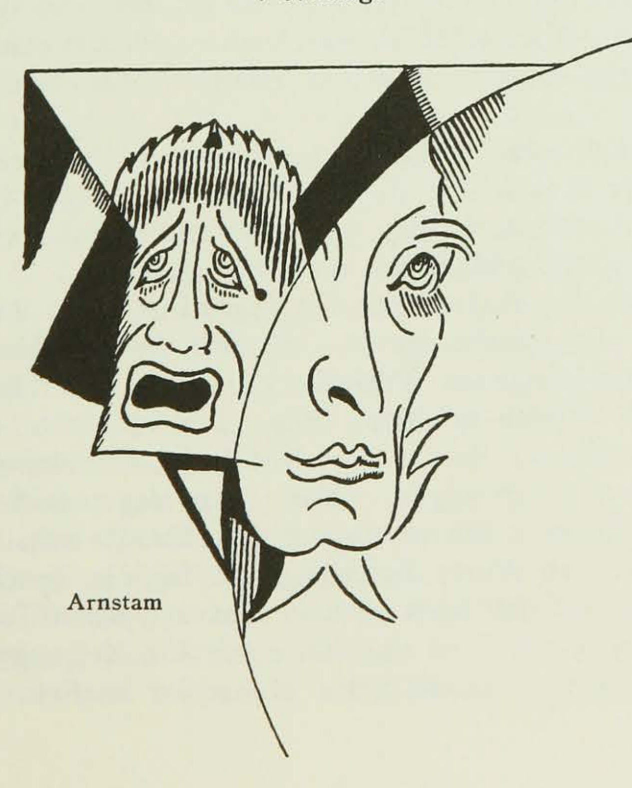
A l g u a z i l s : In den Graben mit ihm!

O r t u n i o: Tra—la—la—la!

(Die Alguazils schleppen Ortunio hinaus und schlagen ihn. Der Wirt schließt hinter ihnen die Türe.)

C h a s i n t a *(träumerisch)*: Ach, Senjor, Sie haben so schöne Augen!

Vorhang.





Wladimir von Bechtejew

EIN BRIEF KARL RADEKS

Lieber Freund Barthel!

Ich schreibe Ihnen und kann Ihnen schreiben, weil Sie Dichter sind. Nur einem Dichter oder einer nahen Frau kann man aus sich heraus schreiben. Und es ist gut, wenn man sie hat. Meine Frau ist fern. Ich weiß, daß sie an jeder Tagesstunde dasselbe fühlt wie ich. Und ich bin immer mit ihr. Aber man schreibt nicht nur, weil man es für sich muß, weil der in Worten ausgedrückte Schmerz ein gelinderter Schmerz ist, weil das Wort wie die Träne den Schmerz abspült. Man schreibt, weil man durch das Aussprechen dessen, was in einem schreit, Nahen zu helfen glaubt. Wir sind aktiv sogar im Leiden.

Vielleicht wird mal, wenn wir beide nicht mehr da sind, ein solcher Bericht des Dichters darüber, was wir in diesen Jahren der großen Geburtswehen der Menschheit gefühlt haben, mehr den neuen Menschen, die wir jetzt im Blute gebären, sagen, als alle Revolutionen und Broschüren.

Weshalb habe ich den Aufruf für die Jugend und den Aufsatz über diese nicht geschrieben? Ich konnte nicht. Ich war in den letzten Wochen mit allen Kräften meiner Seele in Petersburg. Ein Gitter trennte mich von Petersburg, und ich zerrieb mich an ihm. Ich versuchte, mich durch das Gitter hindurchzuzwängen, durch die Nebel hineinzudringen; zu meinen Brüdern in Petersburg zu gelangen. Was ich zu sagen hatte, konnte ich nur in das Kampfgetümmel dort hineinschreien, nur für die russischen, die Petrograder Arbeiter, hatte ich Worte, Schreie, nicht für die Zuschauer in Europa.

Vor Jahren, 1917, saß ich hoch oben in Davos. Jeden Tag lief ich einige Male durch den Schnee zur Post und holte mir die Zeitungen. Sie schienen mir mit Blut geschrieben. Ich sah jeden Mann, der im Felde fiel. Und wenn

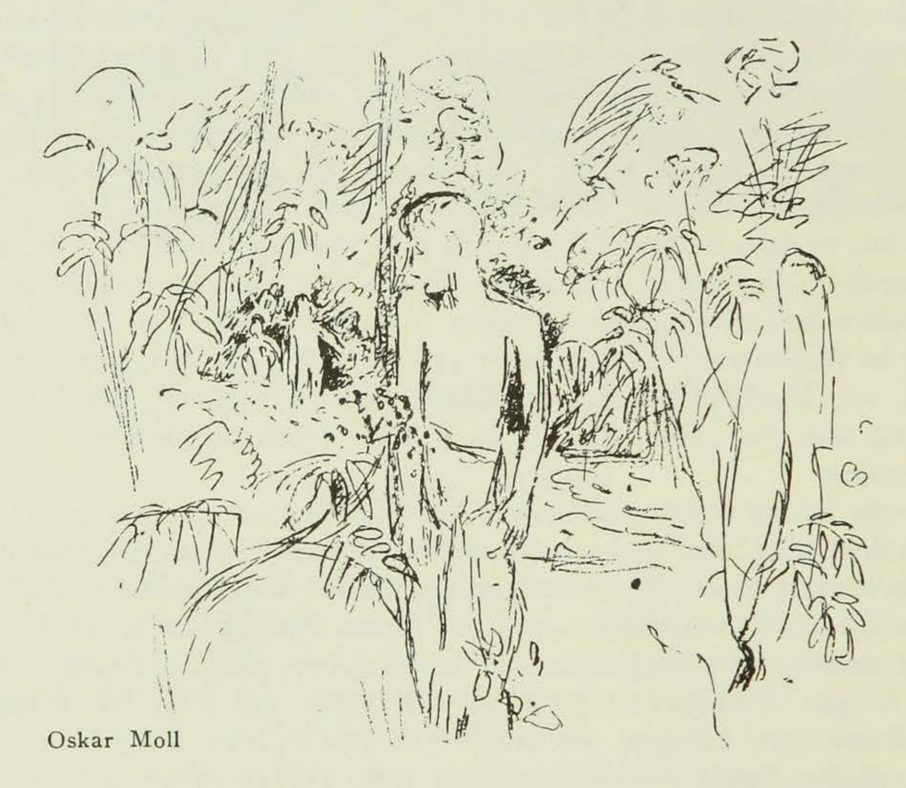
ich dann die sozialistische Presse las, die „berichtete“ und „besprach“ usw., da ergoß sich in mein Herz eine Welle von Haß. Menschen, die den Tod ihrer Nächsten diskutieren! Wenn sie ihn nicht verhindern können, wenn sie sich nicht vor die Räder der im Galopp dahineilenden Kanonen werfen können, warum schreien sie nicht gellend? Und wenn ich an die Arbeiter der Fabrikstädte dachte, die, zufrieden, daß sie nicht ins Feld müssen, Tag und Nacht die Instrumente des Mordes produzierten, so haßte ich sie. Und als ich las, wie stumpfsinnig sie zuschauen, wie ihnen die Ketten angelegt werden — es wurde damals im Reichstag über das Hilfsdienstgesetz debattiert, und die guten Unabhängigen protestierten sogar, und das entschieden —, da haßte ich sie wieder. Und wir saßen manchen Abend, meine Frau, Paul Levy und ich, dort oben, halbstumm, mit diesem Haß, geboren aus dem Blut, das auf den Schlachtfeldern, aus dem Schweiß derer in den Fabriken floß, in der Seele. Und Wochen für Wochen suchte ich die Gefühle, die in mir tobten, zu Gedanken umzuformen, die zum Kampfe führen, schrieb mir die Finger wund in der „Arbeiterpolitik“, und dabei verflüchtigte sich der Groll gegen die Stumpfheit, und ich fragte mich: Wie kannst du bestimmen wollen, wieviel Druck notwendig ist, um das Meer aus den Ufern treten zu lassen?!

Und so ist, in dem Augenblick, wo ich dies schreibe, auch die Verzweiflung, der Haß vorüber, die in mir aufstiegen, als ich alle Eure Presseberichte in den letzten Wochen las; die kommunistischen in erster Linie. Der Haß ist wieder umgeformt in Willen zum Wecken, aber er hielt mich viele Tage lang gefangen, als ich sah, wie Ihr über den Kampf Petrograds „berichtet“, wie Ihr ihn „bespracht“ und wie aus keiner Brust ein Schrei ertönt, aus keinem Herzen ein großer Hymnus.

Aber wenn ich an Petrograd denke, so steigt mir heißes Blut ins Herz, und ich möchte dort sein, und wenn nötig mich mit meinen Brüdern dort begraben lassen. Ich bin mit dieser Stadt verbunden, wie ein Kind verbunden ist mit der Mutter, an deren Krankenlager es sitzt, deren Ringen zwischen Leben und Tod es nur untätig mitansehen kann. Einmal nur stand ich mitten drinnen, in diesem Ringen Petrograds, jetzt bin ich verdammt, von ferne, nachts zu zittern, daß mir der Morgen die Nachricht von seinem Tode bringen wird; verdammt, dieser Stadt heroischen Leib mit Tränen abzuwaschen und zu Grabe zu tragen, um sie dann wieder jauchzend auferstehen zu sehen.

Es quält mich unsagbar, daß ich kein großer Dichter bin, daß ich dem Weltproletariat das Lied von Petrograd sänge. Die Petrograder Arbeiter waren es, die es gewagt haben, die Macht in die Hände zu nehmen. Niemand von Euch weiß, was das bedeutet: Sklave zu sein, geschlagen, mißhandelt zu werden, in den Krieg geschleift zu werden, die große Erniedrigung erleben zu müssen, die bürgerliche Welt zusammenbrechen zu sehen und aufzustehen und angesichts des Erdbebens und der Ruinen, die es hinterläßt, zu erklären: „Ich schaffe es, ich werde die Welt wieder einrenken!“ Und das haben die Petrograder A r b e i t e r getan, allen Zweiflern zum Trotz. Neun Zehntel der Partei-Intellektuellen, die besten von ihnen, Sinowjew, Kamjenjew, Rykow und Nogin, sie alle standen gegen Lenin, als er, der kühle Stürmer, erklärte: „Die Zeit ist gekommen!“ Die Hände zitterten ihnen. Mit dem Kopfe hatten sie die Unumgänglichkeit der proletarischen Diktatur verstanden, als aber die Stunde kam und sie das Proletariat sahen, verlassen von allem, was Bildung und Kultur darstellt, nur unterstützt von plumpen Bauernmassen, die morgen wieder in die Höhlen des Mittelalters zurück-

trotten werden, da schreckten sie zurück. Die Arbeiter waren es, die geschlossen hinter Lenin standen. Und nicht die Elite der Petrograder Arbeiter allein, Fabrik für Fabrik, Werkstätte für Werkstätte. „Wir schaffen es, wir schaffen eine neue Welt!“ Man muß die Geschichte der Menschheit voll in sich aufgenommen haben, verbunden sein mit all denen, die jemals um den Kommunismus gestritten haben — und in jeder Zeit großer Menschheitsqualen war es die Ultima Thule der Besten — um für Leben und Tod, für immer das Bild dieses November 1917 in der Seele zu behalten. Ich saß in Stockholm als ausländische Wacht der Partei und habe die Monate der Geburt mit all den Qualen des Zuschauers in der Ferne erlebt. Als sie im Juli als Spione auf Lastautomobilen fortgeschleppt wurden, als Lenin sich verstecken mußte, als wir um sein Leben zitterten und auf seinen und des

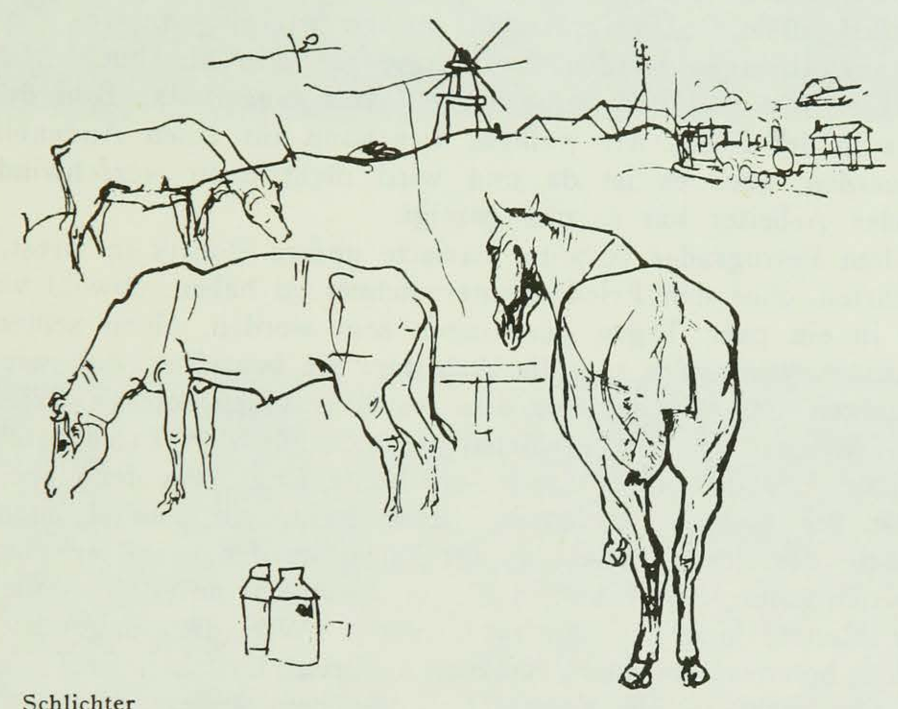


Oskar Moll

Zentralkomitees Befehl in Stockholm festgehalten wurden, da fragte ich: „Was werden die Petrograder Arbeiter sagen?“ Die gesamte Presse brachte Beweise, daß wir deutsche Spione seien. Unsere Druckerei war zertrümmert. Gorjki hatte nicht den Mut, in Vornehmheit zu erklären, daß es Lüge war, daß Lenin kein deutscher Spion sein kann. Er forderte Beweise. Gorjki, der jahrelang mit Ehrfurcht und Liebe zu dem „Alten“ aufgeschaut hatte, wagte es jetzt nicht, für ihn einzustehen. Da kam das Helsingforser Hufoudstadsbladet, und ich buchstabierte mit dem Wörterbuch in der Hand die Berichte über die Fabrikbeschlüsse. Wie eine Mauer standen die Petrograder Arbeiter und wankten nicht trotz der Kanonade. Als sie am 7. November die Macht ergriffen, mit der Entschiedenheit des Mannes und dem Enthusiasmus des Jünglings, da kam die Nachricht, daß Kerenskij mit den Fronttruppen auf Petrograd ziehe, daß er die Stadt genommen habe, und daß sich die Arbeiter um Wassili-Ostrow verteidigten. Und wieder gingen Tage und Nächte vorüber, und wir zitterten, ob sie nicht erlegen seien. Ich fuhr nach Petrograd, ohne zu wissen, ob die Grenze in unseren Händen ist. Und während der ganzen Reise durch Finnland erhielt ich die schrecklichsten

Nachrichten über die Spaltung der Partei, über das vollkommene Chaos. Zitternd verschlang ich die Zeitungen in Bjelo-Ostrow. Es waren nur bürgerliche. Sie können sich vorstellen, was sie schrieben! Es war gegen zehn Uhr früh, als der Zug in Petrograd einlief. Die Sonne zerstreute die Nebel. Ich klebte am Fenster. Das Steinmeer in graues Licht getaucht. Wir nahten uns dem finnischen Bahnhof. Ein Platz. Es blitzt und glitzert über ihn. Ich schaue, schaue, und Freude schrie laut in mir auf. Reihe bei Reihe die Petrograder Arbeiter, Gewehr in der Hand. Die erste Arbeiter-Armee, die nicht für den Kapitalismus, die die Waffen für die Arbeiterklasse erhebt!

Sie können sich vorstellen, daß es in der ersten Zeit wüst aussah, Sabotage der Intellektuellen, Notwendigkeit, die ganze Maschinerie des Staates zu zerschlagen, Mangel an Schulung, Kampf um die Erweiterung der Basis . . . Auch



Schlichter

ich, der ich aus dem „geordneten" Neutralien kam, stand trotz aller theoretischen Einsicht in die Notwendigkeit des Schrittes, der hier getan wurde, unter sehr schwerem Eindruck. Lenin lachte gutmütig, als ich ihm meine Bedenken aussprach: „Ja, es kracht alles zusammen, aber wir müssen hindurch! Gehen Sie aus dem Smolny (das war der Sitz der Sowjets) in die Wassili-Ostrow zu den Arbeitern, und Sie werden Kraft schöpfen!" Und ich ging in die Fabriken zu den Sitzungen der Betriebsräte und in den Bezirks-Arbeiterrat und in das Volksgericht, das zu tagen begonnen hatte, und in dem jeder Zuhörer die Angeklagten — Diebe, Rohlinge, kleine arme Läuse und Wanzen des kapitalistischen Schmutzes — verteidigen oder anklagen konnte, und ich hörte auf den Straßen zu, und meine Zuversicht wuchs. Denn durch das Chaos hindurch sah ich neue Tragpfeiler sich erheben, durch den Zerfall, die Fäulnis, durch Schutt und Gerümpel — neues Leben, eine neue Ordnung entstehen und sah die Architekten des neuen Lebens. Als ich einige Wochen später nach Brest-Litowsk fahren wollte, wurde der Bahnhof von einer Unmenge von Kleinbürgern, Bauern und Soldaten fast gestürmt. Sie wollten alle weg. Weihnachten stand vor der

Tür; es gab nur wenige Züge. Die Rot-Gardisten mußten sie mit Kolbenschlägen zurückdrängen. Ich stand am Fenster unseres Sonderzuges — es war ein Zarenzug mit allem Luxus, und die Masse schaute halb mit Neid, halb in Ehrfurcht auf ihn, ohne ihn stürmen zu wollen, weil sie gehört hatten, daß es der Zug der Friedensdelegation sei. Ich sah in den Augen manches Genossen tiefe Qual, als ob er dächte: „Was für einen Frieden können wir kriegen, bei diesem Kräfteverhältnis! Hier vollkommene Desorganisation, dort, bei den Deutschen Ordnung." Wir schwiegen auf dem ganzen Weg. Als wir unsere verlassenen Schützengräben durchschritten und in die ordentlichen, sauberen deutschen kamen, in denen an jeder Wendung schweigend ein deutscher Wehrmann stand, hörte ich im Schweigen meiner Kameraden die Frage an die Sterne: „Was wird daraus?" Wir stiegen in den uns erwartenden deutschen Zug. Einen Augenblick vor dem Abendessen blieb ich mit Trotzkij allein. „Und trotzdem werden wir siegen, was die nächsten Wochen auch bringen werden!" — sagte ich still zu ihm. „Ja" — war alles, was er fest und voll Ruhe sagte. Wir trugen das Bild des neuen Lebens in der Seele, wir wußten, dies kann für einen Augenblick unterdrückt werden, aber es ist da und wird nicht mehr verschwinden. Der Petrograder Arbeiter hat es uns gezeigt.

Auf dem Petrograder Arbeiter basierte unsere Politik in Brest. Als wir zurückkehrten, ohne den Frieden unterzeichnet zu haben, obwohl wir wußten, daß wir in ein paar Tagen gezwungen sein werden, einen schlechteren zu unterzeichnen, verstanden uns die Arbeiter: sie begriffen, daß wir der Welt zeigen mußten, daß wir nur vor dem Revolver einen solchen Frieden unterzeichnen. Gleichzeitig aber erklärten sie sich für den Friedensschluß: Wir können jetzt nicht kämpfen. Lenin, der kühle Kopf, war derselben Meinung: „Jetzt ist der Kampf unmöglich. Erst, wenn wir einmal auch nur die Fundamente des neuen Lebens gelegt haben werden, wird er möglich sein. Also Frieden unter allen Umständen! Wenn er uns nur die Möglichkeit gibt, ein paar Monate lang arbeiten zu können". Wir, die Jüngeren: Bucharin, Obolenskij, Lomow, Smirnow (von den Aelteren: Uritzkij, Prof. Pokrowskij) konnten uns nicht in die Kapitulation vor dem äußeren Feind finden, in einem Augenblick des Sieges über den inneren Feind. Es schien uns unmöglich, uns von dem großen Angriff zurückzuziehen. („Es ist die größte Kunst, die ihr noch zu lernen haben werdet, — die des Rückzuges!" Wir haben sie gelernt, und es wird vor der Geschichte der größte Ruhm Lenins sein, daß er als Erster unter uns sie verstand.) Die gefühlsmäßige Unfähigkeit zu kapitulieren, maskierten wir vor uns selbst (jetzt sehe ich es) mit großen strategischen Plänen: Rückzug der Regierung hinter die Wolga, den deutschen Heereszug sich verbluten lassen im Kampfe mit dem Proletariat Zentralrußlands und dann Rückeroberung Zentralrußlands vom Ural her. Aber wir predigten tauben Ohren. Nicht nur die den Frieden ersehnende Masse der Arbeiter, ihre vordersten Reihen erklärten uns: „Es geht nicht, wir werden kämpfen, wenn die Deutschen uns den Frieden verweigern, aber wenn auf hundert Chancen eine für den Frieden besteht, so muß sie ausgenutzt werden." Der deutsche Angriff begann, die zweite Friedensdelegation ging nach Brest, um unter dem Diktat der Kanonen den Frieden zu unterzeichnen. Wir wußten nicht, ob die Deutschen ihn gewähren werden. Als die Nachricht von der deutschen Offensive kam, heulten alle Fabriksirenen Petrograds. Der Petrograder Rat beschloß, die Regierung zum Verlassen

Photo Bonney

Mistinguett



Gal. Flechtheim

Maromasa, Junge Frau. Kakemono



Photo Henri Manuel

Maud Loty (Théâtre la Potinière) Paris 1924



Photo L. N. A.

Die Herzogin von Westminster beim Gymkhana in Deauville

Paris, Dr. Gold

Renoir, Mädchen bei Cagnes. Ölgemälde



De Mirjian Studios

„Die goldene Schlange“, Sohn des Häuptlings Winnetou



Photo F. A. Breuhaus

Rabbiner in Schaulen



Photo Neven Dumont, Bexhill

Chiquita an der Sonnenuhr

Wide World Photo

Wanderprediger mit Auto und Radio in Oklahama

der Stadt aufzufordern, Petrograd aber bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Er wählte den Verteidigungsausschuß.

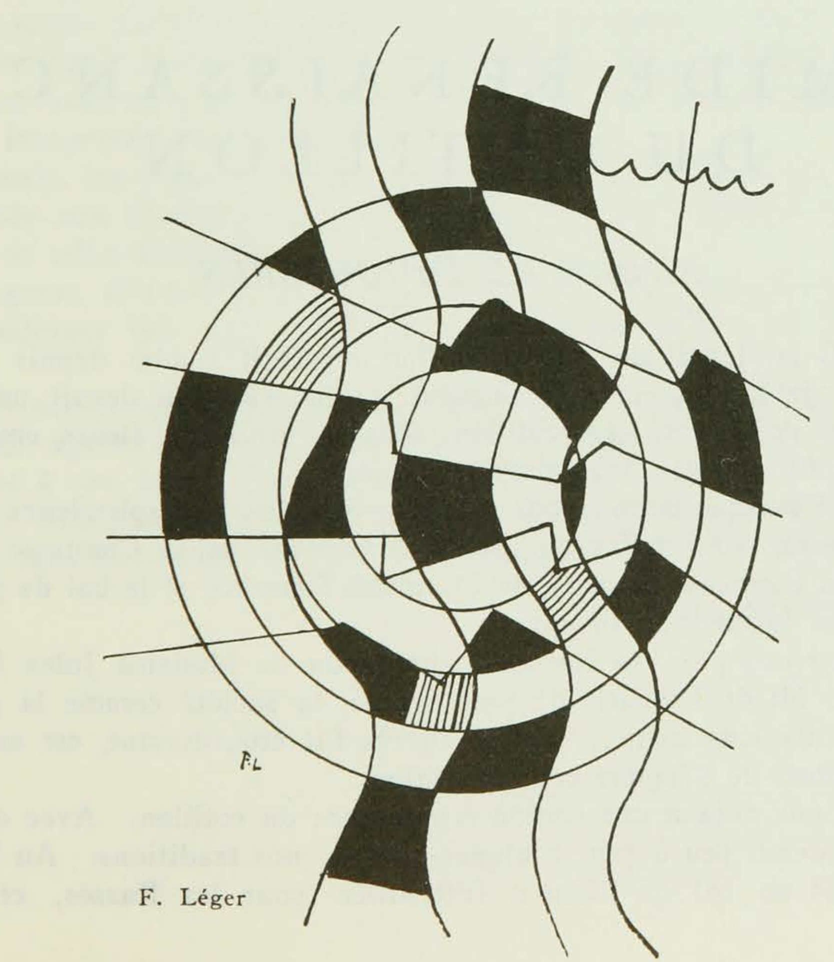
Und nun kamen unvergeßliche Tage und. Nächte, als unter Führung derselben Arbeiter, die sich rücksichtslos für den Frieden ausgesprochen hatten, die Fabriken ihre besten Männer und Frauen an die Front nach Pskow sandten. In der ersten Nacht wurde das Smolny-Institut überschwemmt von den Vertretern der Bezirksräte. Es war ein Anblick, den keiner, der ihn miterlebt hat, vergessen wird. Ich saß in meinem kalten Zimmer und schrieb die Telegramme für die Radiostation. Da kam meine Frau mit dem Chef des amerikanischen Roten Kreuzes, dem Oberst Robins, den ich kommen ließ, um zu erfahren, wieviel Sanitätszüge er zur Verfügung hat. Robins, einst selbst Minenarbeiter, dann als Goldgräber Millionär geworden, eine Mischung von kindlichem Idealismus und amerikanischem Vertrauen zum Kapitalismus, kam tief atmend, mit glänzenden Augen herein. Er mußte sich durch die dichtbestandenen Korridore drängen: „It is true, it is a great thing your labour revolution!" — sagte er zu mir. Er hat nicht verstanden, was die Arbeiter und Arbeiterinnen sprachen. Aber er sah sie. Und in seinem Herzen entstand eine Liebe für diesen heroischen Kampf, die diesen smarten Amerikaner, den Vertrauensmann Roosevelts und Morgans bis heute nicht verlassen hat (als er im Mai 1918 nach Amerika zurückfuhr, sagte er mir tief erschüttert, dies seien die größten Augenblicke seines Lebens gewesen). Tage und Nächte gingen hin in den Vorbereitungen für den Kampf. Und hätten die Deutschen diesen Frieden nicht geschlossen, sie hätten Petrograd Straße für Straße erobern müssen. Die demoralisierte, demobilisierte Bauernarmee flüchtete vor ihnen, die provisorisch gebildeten Arbeiterverbände konnten den deutschen Truppen im Felde keinen Widerstand leisten, in Petrograd aber bereiteten wir einen Kampf vor, wie ihn die Deutschen noch nie erlebt hatten. Die Brücken, die Arsenale waren unterminiert, die Stadt in Bezirke eingeteilt, die nacheinander hätten genommen werden müssen. „Haus für Haus sollen sie die Stadt nehmen!" — sagte während einer gemeinsamen Nachtwache im Verteidigungskomitee Uritzkij zu mir, der liebe, stille Uritzkij, den im Sommer vorigen Jahres die Kugel eines sozialistischen Kontre-Revolutionärs niedergestreckt hat. „Straße für Straße" — sagte Swerdlow, der Vorsitzende des Zentralkomitees der Räte. Ich lag auf dem Tisch und schaute die beiden nur an. Uritzkij, Gegner des Friedensschlusses, Swerdlow, einer der einflußreichsten Verteidiger dieser Notwendigkeit. Und es lachte alles in meiner Seele, daß ich zu beiden gleiches Vertrauen hatte, und daß ich wußte, daß Jaschka Swerdlow mit uns in Petrograd bis zum Letzten ausharren werde. Auch Swerdlow ist tot. Er diskutiert vielleicht in den Gefilden der Seligen, wer damals recht hatte. Ja, lieber, lieber Jaschka, Ihr hattet recht, aber das ist nicht wichtig jetzt. Jetzt ist wichtig, daß wir, die wir noch leben und kämpfen können, in unserer Seele Euer Bild tragen werden, zusammen mit dem Bild des unbeugsamen Petrograder Proletariats. Als der Friede geschlossen und ich — obwohl sein Gegner — genötigt war, die Leitung der „mitteleuropäischen Abteilung" in unserem Auswärtigen Komitee zu übernehmen und Petersburg verlassen mußte, da war es so schwer, wegzugehen aus dieser „toten Stadt"! So wurde sie genannt, weil sie von der Regierung (d. h. von Tausenden der besten Genossen) verlassen war, weil sie unter dem Zugriff des Feindes lag, weil sie so schwer zu verpflegen war. Ich hatte eine junge Genossin als Sekretärin, die kleine Fried, die jetzt, in der großen Niederlage

der ungarischen Roten Armee, in die Hände der Rumänen gefallen ist. Sie leistete mir hervorragende Dienste, weil sie intelligent war und das Russische wie das Deutsche vollkommen beherrschte. Und sie liebte die Arbeit bei mir. Aber auf meine Forderung, mit nach Moskau zu kommen, antwortete sie mit stummem, abweisendem Kopfschütteln. Man trennte sich schwer von Petrograd. Die ungeheure Arbeit, nicht nur in Petrograd, sondern in dem ganzen, großen nördlichen Bezirk, sie lag fast ausschließlich in den Händen von Arbeitern. Neun Zehntel der Kommissare der Petrograder Kommune waren Arbeiter. Nachdem Uritzkij gefallen war, war Sinowjew fast der einzige hervorragende Intellektuelle, der auf diesem schwierigsten Posten blieb. Und welche Arbeit hatten sie! Die am schwersten zu verpflegende Stadt (weil im getreidearmen Norden), mit großen Munitions- und anderen Fabriken, die nicht im Nu zu verpflanzen waren, mit Zehntausenden feindlicher, vor Hunger verreckender Intellektueller und einem Heer von Entente- und deutschen Spionen. Und sie hielten durch. Es waren Wochen, wo es kein Stückchen Brot gab, wo man Heringe und Rosinen verteilte. Die Schufte von Menschewiki, die der kapitalistischen Regierung Kerenskijs gegenüber Ruhe predigten, begannen eine wütende Propaganda: „Eine schöne Arbeiterregierung das, die Euch verrecken läßt!" — Und sie brachten hungrige Massen zum Wanken. Aber die Vorderreihen der Arbeiter standen da wie eine Mauer. Sie taten das Notwendige: sie nahmen die Verreckten beim Kragen, kämpften in den Fabriken wie Löwen gegen den Wankelmut und organisierten die ersten Bataillone, die ins Dorf gingen, um Brot zu holen. Und hatten noch Kraft, als der tschechoslowakische Aufstand ausbrach, als die erst in der Bildung begriffene Rote Armee eine Niederlage nach der andern erlitt, Tausende und Abertausende der Petrograder Arbeiter an die Front zu senden, die den Umschwung herbeiführten. Als Bela Kun im August 1918 von der Uraler Front zurückkehrte, sagte er zu mir: „Die Petrograder sind das Beste und Schönste, was wir haben. Mit zweihundert Petrograder Arbeitern halte ich mich gegen tausend der besten Soldaten". Und gleichzeitig mit diesem Kampfe gegen den Hunger, gegen die Tschechoslowaken, gegen die Cholera wußten sie eine Kulturarbeit zu verrichten, die einzig dasteht: Wie sie für die Kinder sorgten, wie sie die erste wirkliche Bauernuniversität organisierten, wie sie die Theater leiteten, das muß man gesehen haben, um zu wissen, was Petrograd ist.

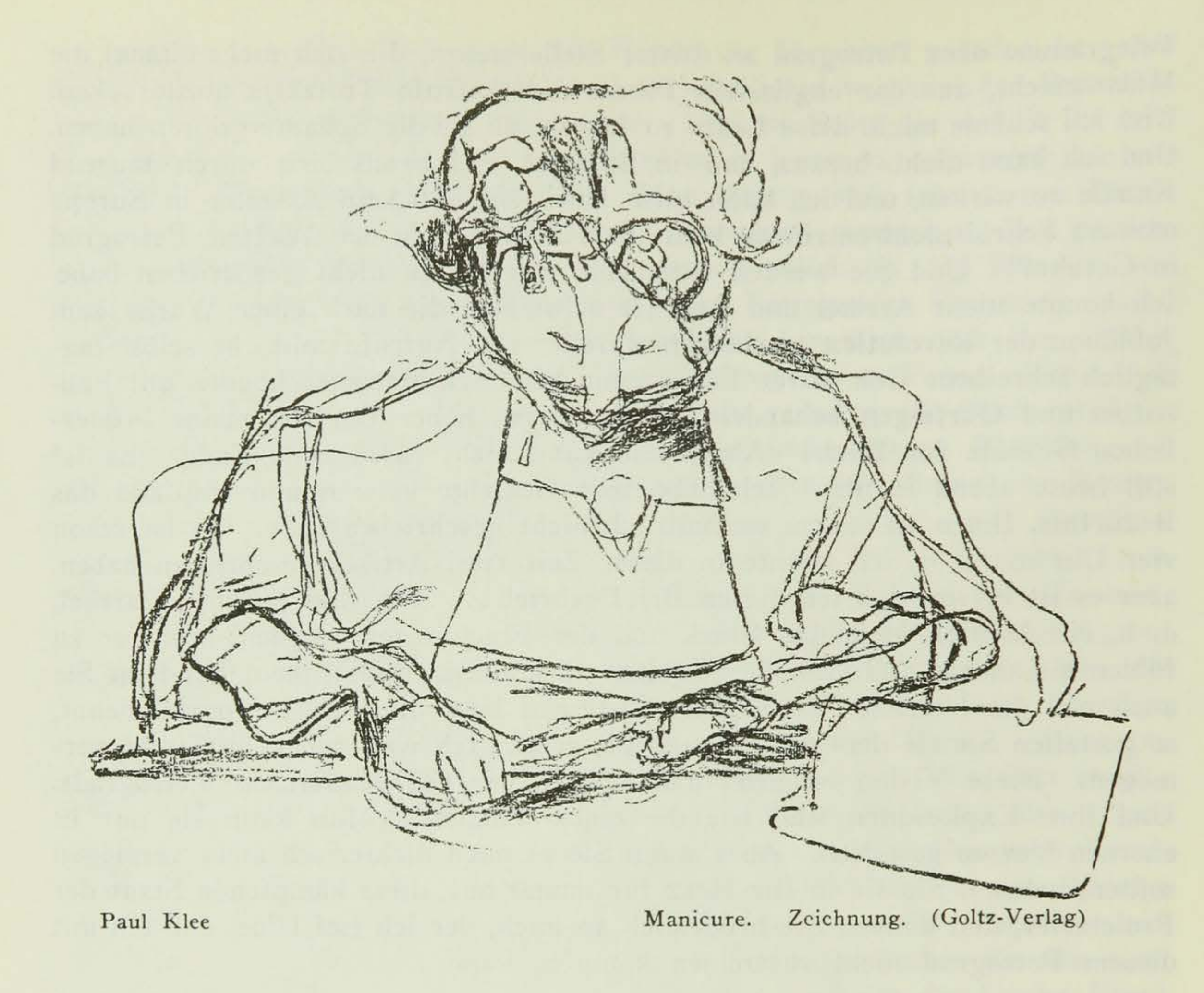
Im August 1918 fuhr ich nach Wologda zu Verhandlungen mit der Entente. Ich mußte durch Petrograd, weil in Jaroslaw der Aufstand tobte. Bei der Rückkehr blieb ich in Petrograd. Die Cholera wütete in der entkräfteten Stadt. Da haben sie die Stadt rein gefegt, wie sie niemals war, da haben Tausende und Abertausende freiwillig den Rettungsdienst getan. Ich wanderte in der Stadt herum, voller Bewunderung für die Petrograder. Ich aß mit all den „Kommissaren" zusammen im Smolny zu Mittag. Mehr als ein Stück Zucker zum Tee kriegten die Gewaltigen nicht. Als ich nach den Aussichten fragte, waren sie voller Hoffnungen: „Solange keine großen Truppen Deutschlands oder der Entente uns umzingeln, werden wir durchhalten" — erklärten die Männer in den ledernen Anzügen, mit den eisernen Herzen.

Nun kämpfen sie gegen die englischen Tanks und die Schiffskanonen der Grande fleet. Und ich sitze da und messe meine Zelle ab von einem Ende zum andern und warte auf Nachrichten und beiße mir die Finger wund, daß ich weder bei ihnen dort sein kann, noch hier „in Europa" „ihr laut schallender Ruf". Und ich lese tagtäglich die deutsche kommunistische Presse, in der die

Telegramme über Petrograd an dritter Stelle stehen, die sich nicht einmal die Mühe macht, aus der englischen Presse die Aufrufe Trotzkijs abzudrucken. Und ich schäme mich, diese Leute zu fragen, ob sie die Scham verloren haben. Und ich kann nicht heraus, um in England und Frankreich durch tausend Kanäle zu wirken, und ich kann nicht bewirken, daß kein Arbeiter in Europa meinem Schrei nicht entrinnen kann, dem Schrei: „Zu den Waffen, Petrograd in Gefahr!" Und Sie werden verstehen, warum ich nicht geschrieben habe. Ich konnte nicht Artikel und Aufrufe schreiben, die nach einer Woche zum Jubiläum der Revolution erschienen wären. Die Aufrufe sollt Ihr selbst tagtäglich schreiben. Ich würde Euch, wenn ich Euch erreichen könnte, mit Fußtritten und Ohrfeigen behandeln. Das waren, lieber Barthel, meine brüderlichen Gefühle für Euch! Aber, man kann nicht rasen ohne Ende. Es ist still heute abend in mir. Ich habe Ihre Gedichte gelesen und empfand das Bedürfnis, Ihnen zu sagen, weshalb ich nicht geschrieben habe. Es ist schon vier Uhr morgens, ich könnte in dieser Zeit zwei Artikel geschrieben haben, aber es ist besser, daß ich diesen Brief schrieb ... Sie sind Dichter, Barthel, d. h. ein Mensch, dem das Glück und der Fluch zuteil wurden, schärfer zu fühlen als andere und Gefühle gestalten zu können. Wenn mein Brief an Sie auch nur die Umrisse der Vision aufsteigen läßt, die sich Petrograd nennt, so gestalten Sie sie dem deutschen Proletariat. Ich weiß nicht, ob Sie es vermögen. Diese Vision ist groß und schwer wie das Mauermeer Petrograds. Und ihre Explosionen sind wie die eines Vulkans. Man kann sie nur in ehernen Versen gestalten. Aber wenn Sie es auch dichterisch nicht vermögen sollten, nehmen Sie sie in Ihr Herz für immer auf, diese kämpfende Stadt der Proletarier, und denken Sie brüderlich an mich, der ich tief leide, daß ich mit diesem Petrograd nicht zusammen kämpfen kann.



F. Léger



Paul Klee Manicure. Zeichnung. (Goltz-Verlag)

TIMIDE RENAISSANCE DU COTILLON

Par

ANDRÉ DE FOUQUIÈRES

MALGRÉ la désuétude où le cotillon semblait tombé depuis quelques années, je laissais prévoir naguère qu'une réaction devait un jour se faire sentir, et j'ajoutais: „Le cotillon, sous la forme de fleurs embaumées, refleurira bientôt en notre doux pays de France.“

Certes, d'ici quelque temps, nous n'assisterons plus aux splendeurs de la vie mondaine d'avant 1914, telles que les bals persans de la Comtesse de Chabrillan et de la Comtesse Blanche de Clermont-Tonnerre et le bal de pierreries de la Princesse Jacques de Broglie.

Nous ne verrons plus les cotillons somptueux de Madame Jules Porgès et de la Baronne Mᵉ. de Rothschild; tout évolue, la société comme la politique. Le bal des Petits Lits blancs, dont le succès fut étourdissant, est en quelque sorte représentatif de l'époque contemporaine.

Nous assistons déjà à une timide renaissance du cotillon. Avec de faibles moyens, on reprend, peu à peu, quelques-unes de nos traditions. Au bal de la Croix-Rouge et au bal de l'Union Interalliée pour les Russes, et chez la

Duchesse de Rohan, le cotillon a fait une apparition discrète mais certaine. Les objets sont sans valeur, mais suffisent à mettre de la gaîté. Il en est de même dans les Palaces où des faveurs en papier, des chapeaux et des cocardes, des mirlitons, des ballons et des aigrettes, donnent un air de fête et de joie! C'est l'adjuvant du champagne qui mousse, crépite et chante!

On essaie, dans des soirées privées, de reconstituer des figures d'ensemble, de ces figures qui donnaient aux bals d'autrefois un entrain endiablé!

C'est toute une éducation à refaire, un art à apprendre, car la jeune génération ignore la stratégie des figures telles que les „Quatre Ronds", le „Moulinet changeant", les „Rondes enlacées", les „Cercles jumeaux", la „Corbeille", les „Chaînes continuées". Et cette géométrie chorégraphique n'avait pas de secret pour nous. . . . Mais nous ne sommes plus au temps où chacun savait par coeur la théorie de la Révérence.

On sent si bien la nécessité de reprendre les traditions perdues que, dans plusieurs maisons, on a recours à un professeur de la vieille école pour se pénétrer de ce qui était considéré jadis, comme l'alphabet de l'homme du monde.

Avant la guerre, il n'était pas de fête sans cotillon, cette sorte de gymkhana dont l'origine se confond avec les contredanses du XVIIIe siècle.

Quelles jolies attitudes révélaient ces contredanses! Leurs titres seuls suffisent à reconstituer l'histoire des événements, des sympathies, des modes, des caprices, des ridicules du moment! Voulez-vous l'„Aurore"? la „Folâtre"? les „Bacchantes"? Aimez-vous mieux la „Jolie meunière"? Préférez-vous le „Petit Maître"? la „Gigue du Seigneur bienfaisant"? ou bien encore les „Dugazon"? la „Financière"? ou la „Moscovite"?

La „Folâtre", composée de 17 figures, est, peut-être, l'ancêtre du cotillon qui devait briller par la suite, dans nos annales mondaines, du plus vif éclat.

Jusqu'en 1914, le cotillon fut fort à la mode. On ne compte pas moins de 250 figures, avec ou sans accessoires, que seuls les Français savaient danser, au grand étonnement des étrangers.

Désormais, les jeunes gens qui ne sont plus des oisifs, et qui ont consacré leur journée aux études et aux affaires, ne sont pas d'humeur à se casser la tête pour de telles stratégies choréographiques.

Les figures d'ensemble les plus simples seront seules adoptées, car les danses modernes qui ont conquis les faveurs du public ne sauraient être détrônées.

Mais les maîtresses de maison se rendent compte qu'un cotillon de fleurs et de faveurs, agrémenté de quelques figures d'ensemble, donne seul une belle ordonnance à une fête. On ne trouvera d'ailleurs rien de plus élégant qu'un avant-deux pour ouvrir un bal, à défaut du menuet ou du quadrille de cour qui n'est plus dans nos moeurs et qui ne demeure plus qu'un divertissement.

(Aus „La Danse".)

GEDICHTE VON PAUL MORAND

Übertragen von

WALTER PETRY

*

INFORMATION

Den Liebhabern artistischer Intimitäten zuliebe
die gesetzlichen Unterschlüpfe verlassen.
Das Elfenbein, aus dem man die Türme baute,
ist ein schlechter Blitzableiter.
Lieber die Panflöte,
durch die der morgendliche Sturmstoß der 120 Tageszeitungen
mit großer Auflage stürzt;
ein Wehr,
klaffend,
durch das alles abströmt.
Denn vielleicht ist man um umzuformen
und nicht nur zum Weiterverschachern
auf dieser Erde.
(Das Beschämende ist, daß jedermann bis zuletzt begriffen hat,
was Geschäfte sind.)
In der Umbürdung des Friedens
war unserer Überlegungen Lauf ein wenig stockend,
mit Nachgiebigkeitstendenzen besteckt,
seitdem: dauerndes Steigen!
Das Kapital glaubt an uns;
wir spritzen überall Filialen hin,
amazonische Söhne, genährt von einer Brust von Blut
und einer von kondensierter Milch,
klug, und schlecht geschliffen,
uns vor zärtlichen Erweichungen hütend und vor bestürzenden
Gefühlen,
die als Funken beginnen
und mit Kurzschluß enden,
die Augen geöffnet und die Hand zur Faust,
und Herz und Geist
voller Explosionen!

*

NEUJAHRSGESCHENKE

Gesichter und Hände entziffern,
die Kleidung deuten,
die Abnutzung der Sohlen begrübeln,
die Flecken klassifizieren,
sich auf die Hutinitialen verlassen. UNABHÄNGIG

Ich bin wütend über meinen Schlaf,
ich gestatte keine Ohnmachten,
ich bin nicht für den Wahnsinn begabt.
UNDURCHDRINGLICH

Aber immer liest man
vor dem rosigen geschlossenen Himmel der Augenlider
die gleichen Geschicke,
dieselben brennenden Müdigkeiten,
die aus der dunklen Konstellation Auf-
und Untergänge
welken. UNVERMEIDLICH

Gedächtnisfehler
haben mir niemals Gewissensbisse gemacht.



Oskar Moll

BUSINESS

5000 Dollars
dem, der beweist,
daß man zur Stunde, wo die Röhrenkessel geschmiedet werden,
ein Fetzen vom eigenen Wort in meiner Fabrik versteht.
DieFensterflügel flattern auf und schweben;
die Hirnschale birst
unter den Fallhämmern.
Das liebe ich so.
Ich führe mein Tagwerk mit der Schnelligkeit
der Luftbahn,
ich lade meine Freunde per Megaphon ein,
frühstücke stehend,
die Börsenkurse schlängeln über den Fußboden,
die Untergrundbahn zittert mir in den Beinen.
Das liebe ich so.
Während dieser Zeit
bietet meine Frau auf einem schwarzen Diwan
ihre Brüste einer Freundin hin.

*

ÜBER DIE MÖGLICHKEITEN DER MALEREI

Vortrag gehalten an der Sorbonne in Paris

von

JUAN GRIS

Meine Damen und Herren!

Während ich die folgenden Reflexionen über die Malerei Ihrer Würdigung anheimstelle, habe ich im wesentlichen drei Bedenken:

Zunächst — Sie zu langweilen mit Dingen, die Ihnen schon bekannt sind, dann — in meinen Ausdrücken nicht klar zu sein, und schließlich — zu nahe an meine Arbeit zu rühren; denn nach meiner Ansicht sollte man von seinem eigenen Metier nur mit der vorsichtigsten Zurückhaltung, besser aber — überhaupt nicht sprechen.

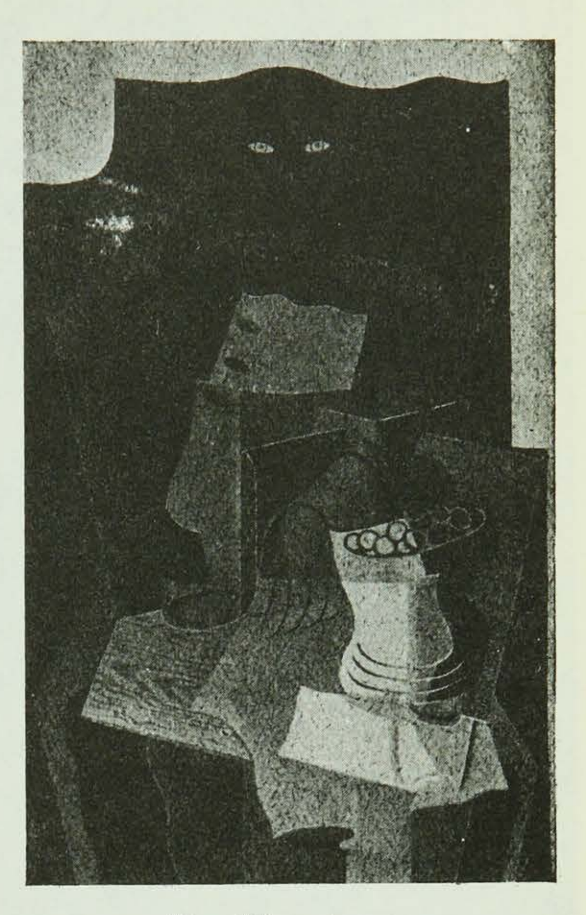
Im Interesse der Klarheit dieses Exposés habe ich allen hier angestellten Reflexionen ein gewisses System gegeben und deshalb auch einen bestimmten Anfang gewählt:

Malen können setzt voraus, daß man die Möglichkeiten der Malerei kennt.

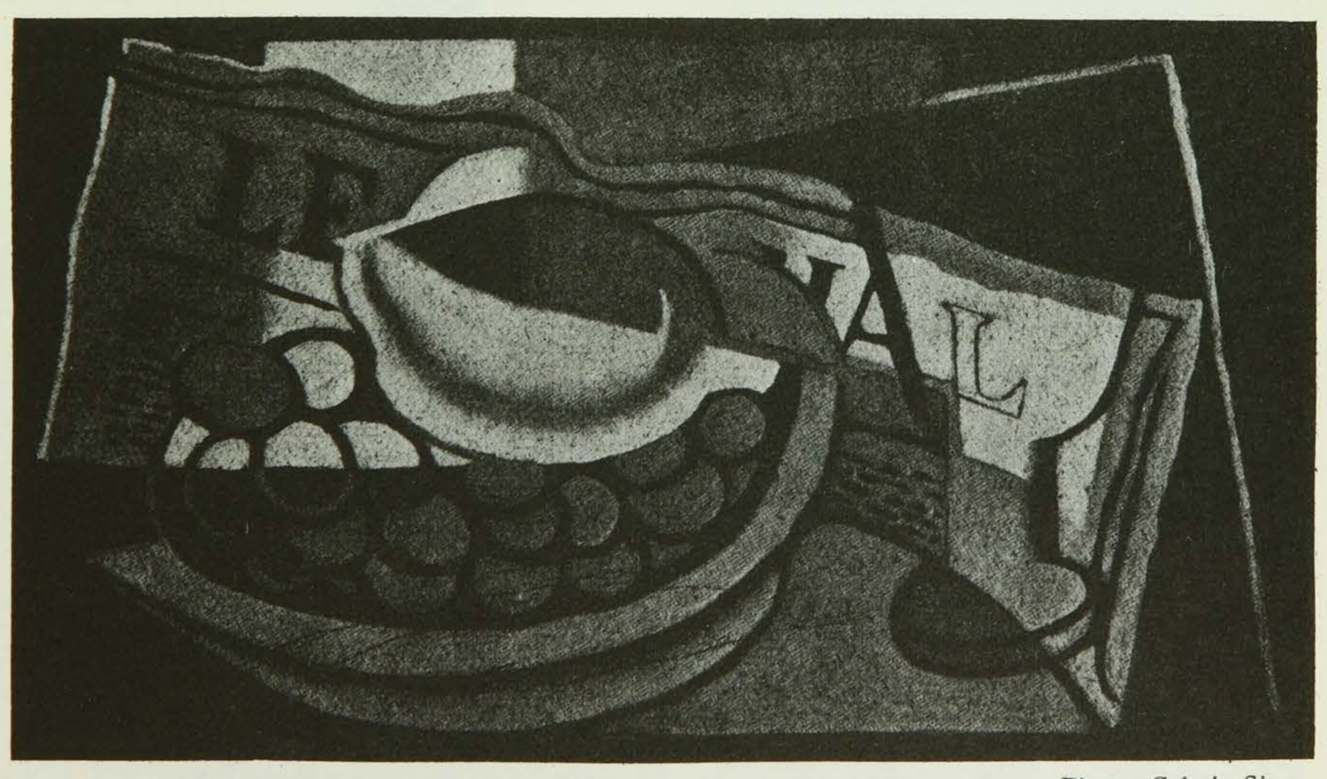
Ein mir befreundeter Maler schrieb einmal: Man macht einen Nagel nicht mit Hilfe eines Nagels, sondern mit Hilfe von Eisen.



Bildnis Picasso 1910



Der Pierrot 1922



Photos Galerie Simon

Stilleben 1922



Auf dem Titicaca-See



Straßenszene in La Paz (Bolivien)



Photos M. K. H.

Lamas in Bolivien



Photo Dr. Burchard

Alter Lama aus Ti-foh-ssu



Photo Dr. Burchard

Alter Lama aus Ku-ling



Renée Sintenis, Junges Lama. (Bronze)

Im Besitz des bolivianischen Konsuls Max K. Herzberg

Selbstbildnisse

Berlin, Galerie Czempin

Pieter Potter 1634

Slg. Kahnweiler, Paris

de Vlaminck 1912

gemein menschlich und für alle der gleiche ist, in unserem Beispiel der Idee des Tisches, die der Wirtschafterin wie dem Tischler und dem „Poeten" gemeinsam ist?

In jeder großen Kunstepoche sieht man erneut das Ringen um die Darstellung einer gegenständlichen und geistigen Welt. Jede Epoche hat diese Darstellung nach den eigenen Bedürfnissen und Neigungen beeinflußt und modifiziert.

Die Technik hatte nie eine andere Aufgabe als diese substantielle Welt zu objektivieren.

Es gibt technische Mittel, die zu allen Zeiten in Gebrauch waren; es gibt andere, die weniger beständig und bestimmten ästhetischen Systemen unterworfen sind, zum Beispiel: die italienische Perspektive war nur ein den wissenschaftlichen Anforderungen der Aesthetik der Renaissance entsprechendes Verfahren.

Nur die ausgesprochen architektonischen Mittel sind konstant in der Malerei. Ich gehe weiter und sage, daß die einzige mögliche Maltechnik eine Art flächenhafte, farbige Architektur ist. Es gibt verschiedene Auswirkungen der Architektur.

Jede Architektur ist eine Konstruktion; aber nicht jede Konstruktion ist eine Architektur.

Damit eine Konstruktion — eine geistige, materielle, visuelle oder akustische Konstruktion Architektur sei, muß sie bestimmte Bedingungen erfüllen.

Ein Auto ist keine Architektur, sondern eine mehr oder weniger vollkommene Konstruktion. Synthese ist es nur in seinem utilitaristischen Sinne.

Käthe Wilczynski — Bildnis Juan Gris

Es läßt sich in Organe zerlegen, deren jedes für sich ein Eigenleben und sehr ausgesprochene Persönlichkeit besitzt. Der Motor, die Räder, die Karosserie sind sehr scharf umrissene Teile und zu durchaus ersetzbar, als daß sie einer einzigen und ausschließlichen Zugehörigkeit unterworfen wären.

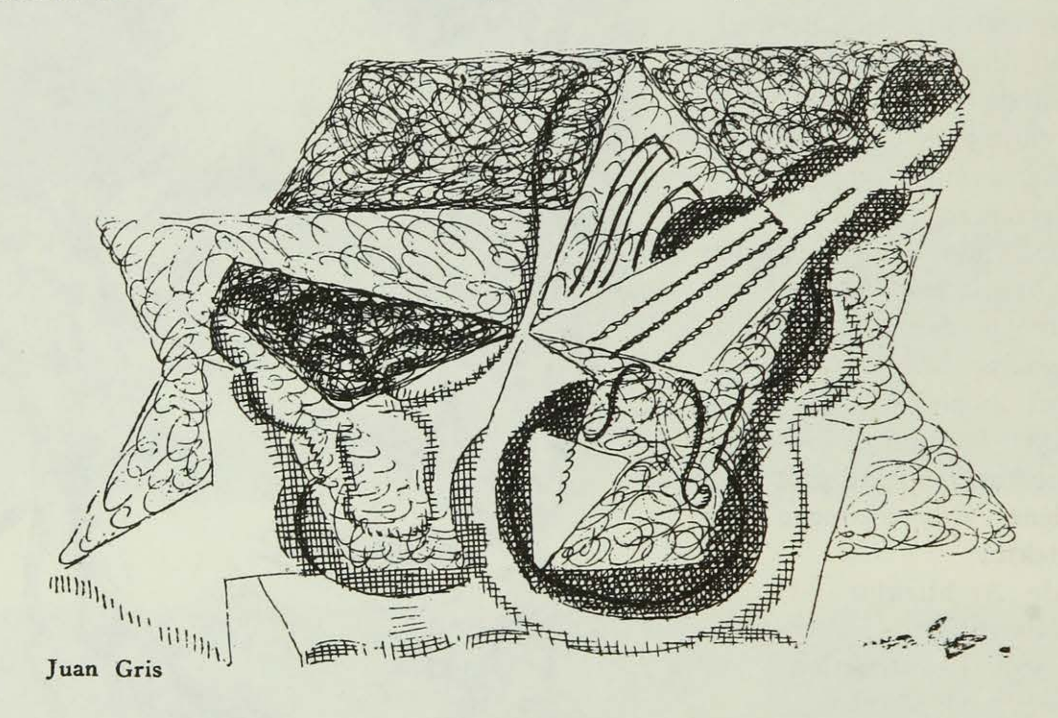
Aber der Motor in sich kommt infolge der Empfindlichkeit seines Mechanismus, der Feinheit seiner einzelnen, etwas unpersönlichen Teile einer Architektur näher. Und ein Rad, das Rad selbst in seiner einfachsten Form ist — was Geschlossenheit, Homogenität, seinen fest umrissenen und synthetischen Charakter betrifft — eine der schönsten Architekturen, die der Mensch geschaffen hat.

Eine Architektur läßt sich nicht in Stücke zerlegen, deren jedes ein autonomes oder isoliertes Leben behält. Ein Architekturfragment kann nichts anderes als ein bizarres und verstümmeltes Stück sein, das, nur im geringsten entfernt von der Stelle, wo es hingehört, keine Existenzberechtigung hat.

Die Konstruktion ist also nichts als eine Imitation der Architektur.

Nicht die Konstruktion, sondern die flächige und farbige Architektur ist eine Technik der Malerei. Sie stellt die Beziehungen zwischen Formen und den in ihnen enthaltenen Farben her.

Wir können also feststellen, daß, wenn einerseits das ästhetische System die Beziehungen zwischen dem Maler und der äußeren Welt — Beziehungen, die zum „Sujet" führen — darstellt, die Technik andererseits die Gesamtheit der Beziehungen zwischen den Formen und den Farben, die sie enthalten, und zwischen den farbigen



Juan Gris

Formen untereinander bedeutet. Hierin besteht die Komposition, die im Bild ihren Ausdruck findet.

Jede Form in einem Gemälde hat drei Funktionen zu erfüllen:

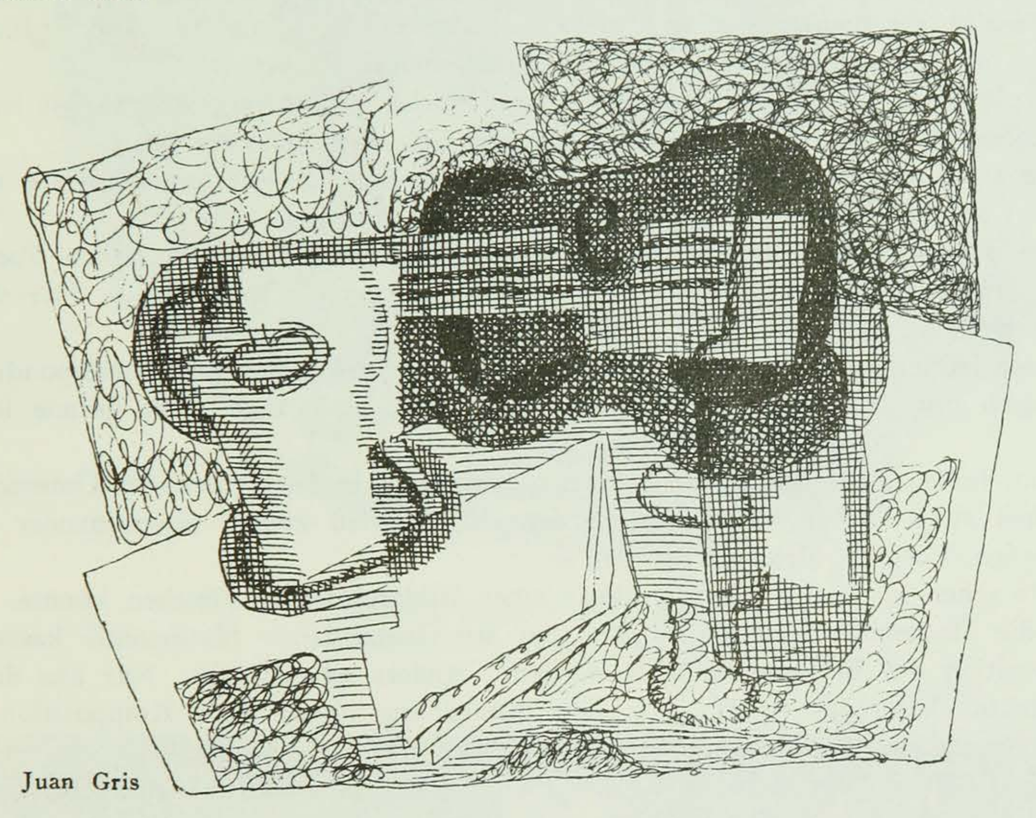
Sie muß entsprechen: dem Element, das sie darstellen soll, der Farbe, die in ihr enthalten ist, und den anderen Formen, die mit ihr gemeinsam die Totalität des Gemäldes ausmachen.

Die erste Beobachtung, die sich bei der Betrachtung flächiger Formen aufdrängt, ist offenbar die, daß sie zwei primäre Eigenschaften besitzen: Ausdehnung und Formcharakter. Um es deutlicher auszudrücken: eine ausgesprochene Form, ein vollkommener Kreis zum Beispiel, wird stets — abgesehen von seiner Ausdehnung — den Charakter des Kreises behalten. Ein gleichschenkliges Dreieck wird als solches sich immer gleichbleiben, ungeachtet seiner Dimensionen. Eine Form hat stets einen Charakter und eine Ausdehnung.

Eine Farbe hat genau ebenso zwei primäre Eigenschaften: ihre Qualität und ihre Intensität, d. h., ob sie rot, grün oder blau ist und in welchem Grade sie es ist. Ein Blau bleibt ein Blau, gleichviel ob es blaß oder tiefer ist. Man unterscheidet die Farbe und ihren Ton. Dabei läßt sich von vornherein eine ursprüngliche Analogie einerseits zwischen dem Charakter einer Form und der in ihr enthaltenen Farbe wie andererseits zwischen ihrer Ausdehnung und ihrem Farbton beobachten.

Durch ein sehr einfaches und augenscheinlich paradoxes Beispiel läßt sich feststellen, daß die Ausdehnung einer sehr charakteristischen Form im Geiste des Betrachters eine viel geringere Rolle spielt als eben ihr Charakter.

So wirkt das Fragment eines untergeordneten Teils des Eiffelturmes im Geiste des Betrachters viel größer als der ganze Turm. Das kommt daher, daß der Geist bei nahem Betrachten sich verblüffen ließ durch die bedeutenden Dimensionen dieses Architekturfragments. Der Geist hat eine große und formlose Ausdehnung erfaßt. Dagegen hat er von der so charakteristischen Form des Turmes selbst nur von weitem oder durch eine Abbildung einen Eindruck erhalten, und es ist durchaus der Charakter dieser Form, der im Geiste haften geblieben ist und ihr eine Ausdehnung gegeben hat, die sich nur durch jedesmaligen Aufwand von Geistesarbeit realisieren läßt.



Juan Gris

Also die Ausdehnung hat weniger Bedeutung bei einer sehr charakteristischen Form. Die Ausdehnung kann durch einen Farbton ersetzt werden.

Eine sehr starke Abweichung in den Farbtönen ändert den Charakter der Farbe. Nur kleinere Farbtonverschiedenheiten können ohne Aufhebung des Farbcharakters den Ausdehnungsunterschied zwischen zwei Formen ersetzen, wenn dieser Unterschied mäßig ist.

Ich kann mich noch so sehr anstrengen, das Viereck A sehr leuchtend als Farbton zu gestalten, es wird niemals so groß erscheinen wie das Viereck B, wenn der Ausdehnungsunterschied zwischen ihnen zu groß ist.

Dagegen wird das Viereck C größer erscheinen als das Viereck D, wenn C leuchtender ist und beide gleich große Ausdehnung besitzen.

Eine andere Analogie, die sich hier unmittelbar anreihen läßt, ist die, daß es einerseits leuchtendere oder expansivere und andererseits düsterere oder konzentriertere Farben gibt.

So sind auch bestimmte Formen expansiver als andere. Geradlinige Formen sind konzentrierter als krummlinige, die wiederum expansiver sind. Man kann sich

keine expansivere Form als den Kreis und keine konzentriertere als das Dreieck denken. Diese beiden Formen würden dem leuchtendsten und dem tiefsten Ton der Palette entsprechen.

Dritte Analogie:

Es gibt wärmere und kältere Farben. Diejenigen, die sich dem Kadmium nähern, sind wärmer als diejenigen, die sich von ihm entfernen, um sich dem Kobaltblau zu nähern.

Es gibt auch mehr oder weniger kalte, wie mehr oder weniger warme Formen.

Die Formen, welche sich geometrischen Figuren nähern, sind kälter als diejenigen, die sich von ihnen entfernen. Launenhafte und komplizierte Formen sind ohne Frage wärmer.

Wir können eine vierte Analogie feststellen, indem wir beobachten, daß es Farben gibt, die dichter sind und mehr Gewicht haben als andere. Die Erdfarben sind im allgemeinen dichter und schwerer als andere Farben.

Es gibt auch Formen, die eine sehr stark markierte Schwergewichtsachse haben, und andere Formen, bei denen diese nur sehr schwach markiert ist.

Die symmetrischen Formen haben hinsichtlich ihrer Schwergewichtsachse mehr Gewicht als die asymmetrischen und komplizierten Formen.

Die geometrischen Figuren und die einer Vertikalachse unterworfenen Formen haben größere Schwere als die Formen, deren Achse nicht markiert ist oder deren Achse nicht vertikal verläuft.

Diese letzteren Formen haben teil an beiden Eigenschaften und korrespondieren sozusagen mit denjenigen Farben, die nicht dicht, aber auch nicht gerade leicht sind.

Eine fünfte Analogie wäre der mehr oder weniger hervortretende Unterschied zwischen zwei Farben, der vielleicht dem Unterschied zweier untereinander verschiedenen Formen gleichwertig ist.

Wir sehen, daß alles dies die Basis einer Bildarchitektur abgeben könnte. Es wäre die Mathematik des Malers, und nur auf Grund dieser Mathematik kann die Komposition des Bildes entwickelt werden. Anders ausgedrückt: Nur aus dieser Architektur kann das Sujet, d. h. eine Anordnung durch diese Komposition ins Leben gerufener Wirklichkeitselemente erfolgen.

Das Sujet X mit dem Bild, das man kennt, zu identifizieren, scheint mir natürlicher, als das Bild X mit einem bekannten Sujet zu identifizieren. Man muß den Gliedern dieser algebraischen Gleichung, die das Bild darstellt, Zahlenwerte geben. Dies fordert eine Erklärung.

Ein Bild ist eine Synthese, wie jede Architektur synthetisch ist.

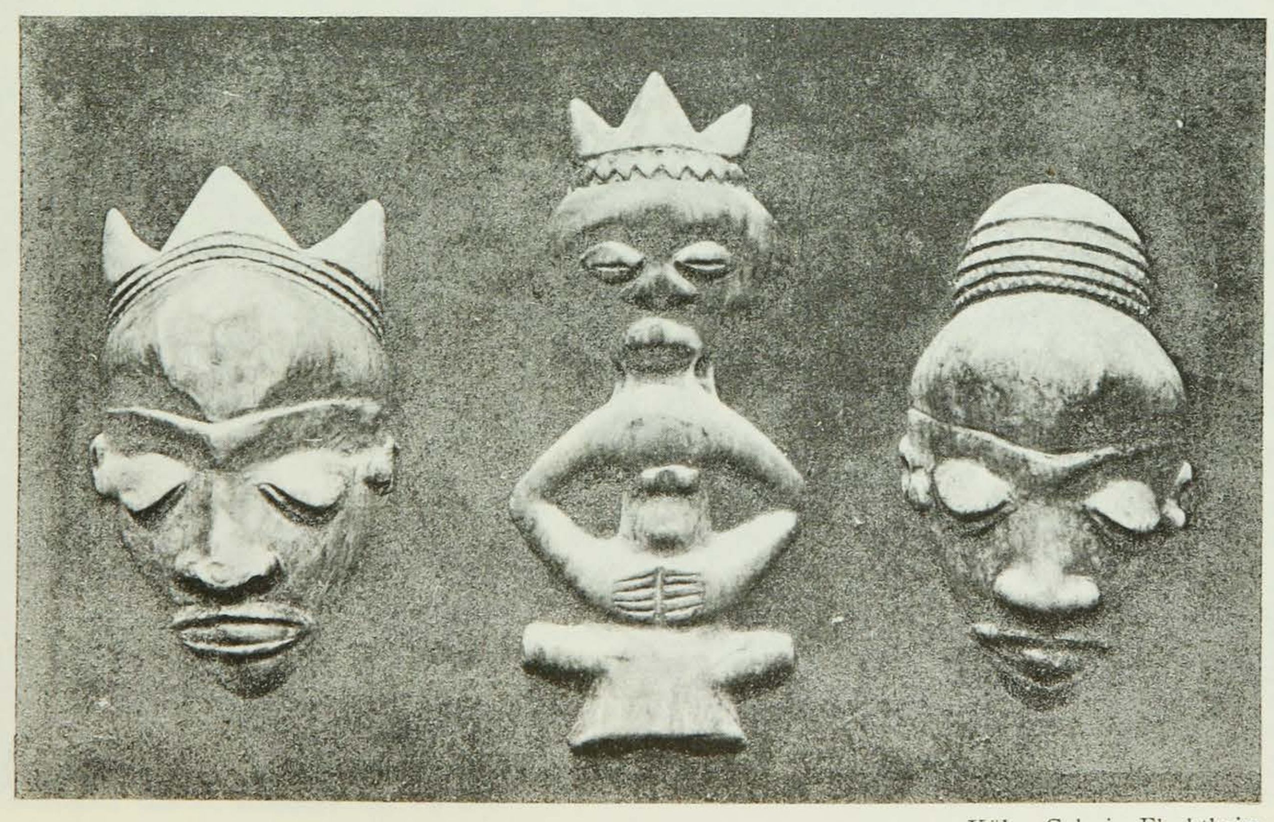
Die Aesthetik hat die Welt des Bildhaften analysiert und uns ihre Elemente gegeben. Diese Elemente inkarnieren sich offenbar, indem sie an die Stelle der abstrakten Formen treten, die das Gemälde bilden, wie die Elemente Wasserstoff und Sauerstoff an die Stelle der Formel H_2O treten, um die Synthese des Wassers zu ergeben.

Das Gegenteil zu tun, wäre ein Nonsens, denn man würde so eine analytische Kunst machen. Aber eine analytische Kunst, das wäre die Negation der Kunst.

Hier kann man einwenden:

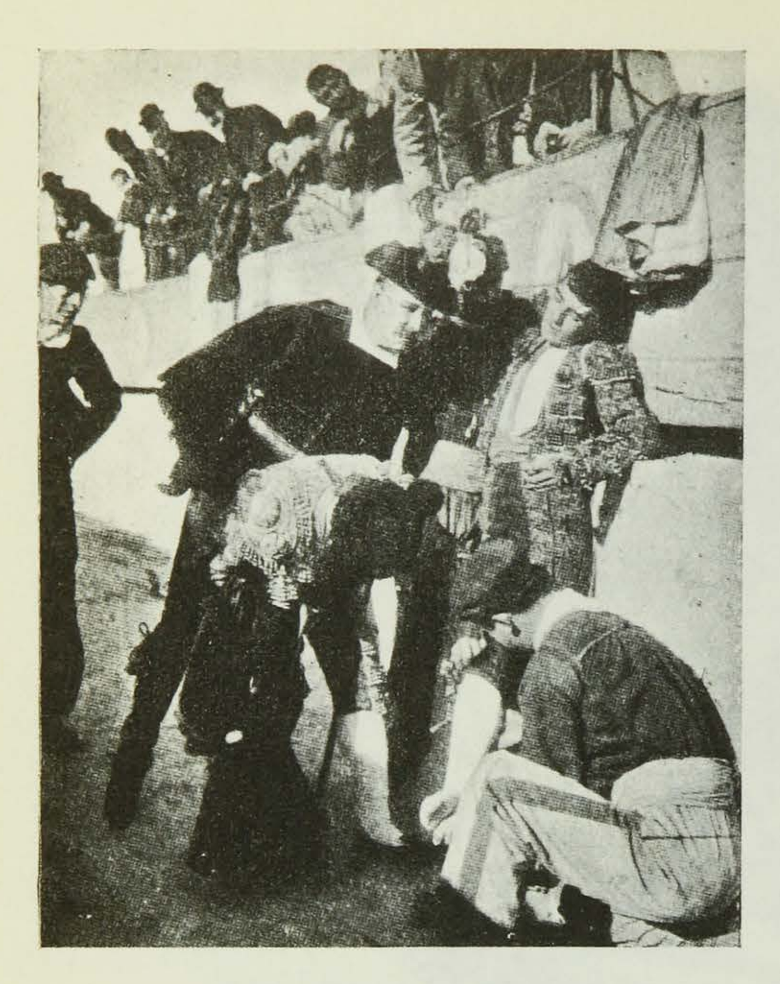
Warum sollte man diesen Formen Bezeichnungen aus der Realität geben, da sie doch schon untereinander geordnet sind und eine Architektur bilden? Darauf habe ich zu erwidern: die Suggestionskraft jedes Bildes ist beträchtlich. Jeder Betrachter ist versucht, ihm ein Sujet zu substituieren. Deshalb muß der Maler voraussehen, zuvorkommen und diese Suggestion irgendwie ratifizieren, die sich

Anselm Feuerbach, Othello (1871)
Dortmund, Museum für Kunst und Gewerbe

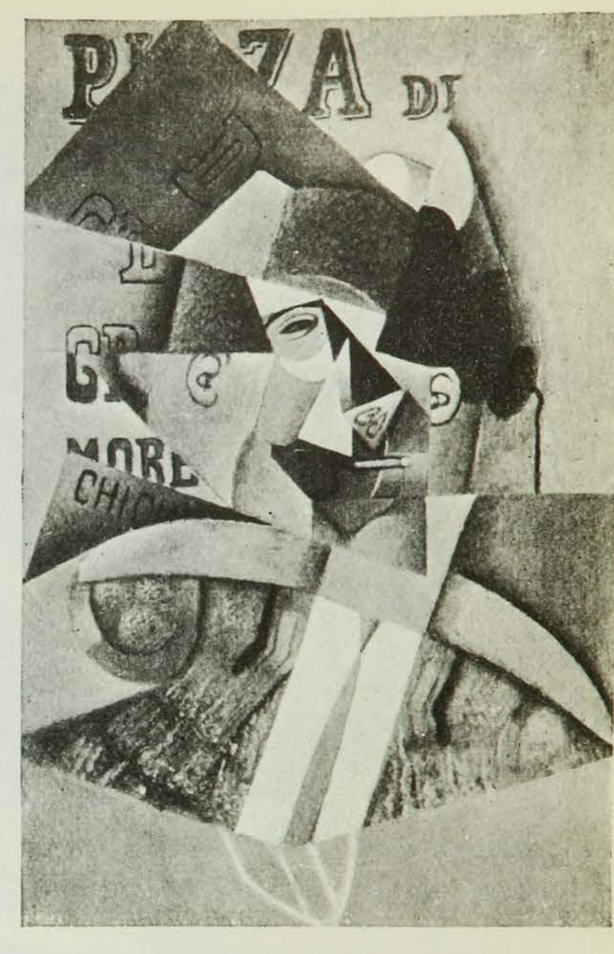


Köln, Galerie Flechtheim

Elfenbeinskulpturen vom Kongo



Algabeno's Ende (Sevilla)



Juan Gris, El torero (Ölgemälde, 1912)

Rudolf Tewes, Stiere bei Avila (Ölgemälde)

Toros bravos

Photo M. K. H.

Corrida in Lima

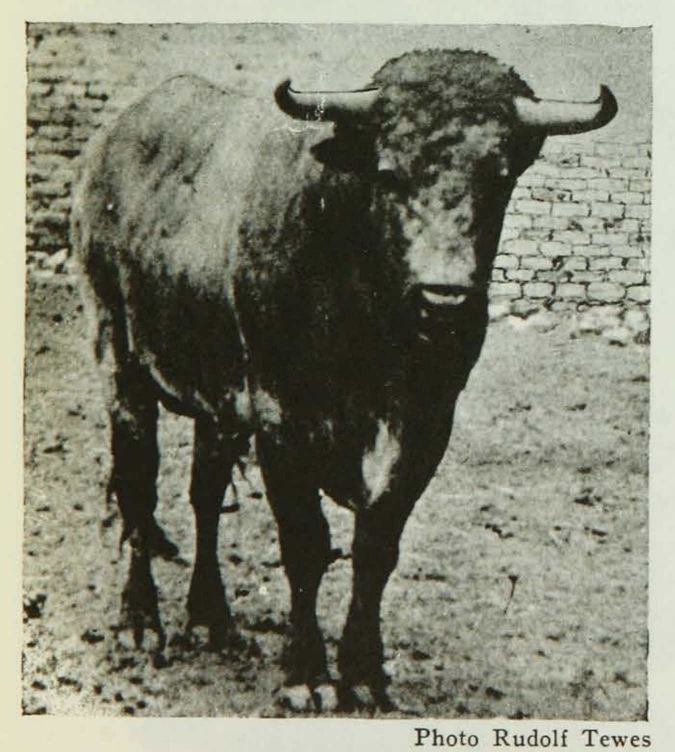


Photo Rudolf Tewes

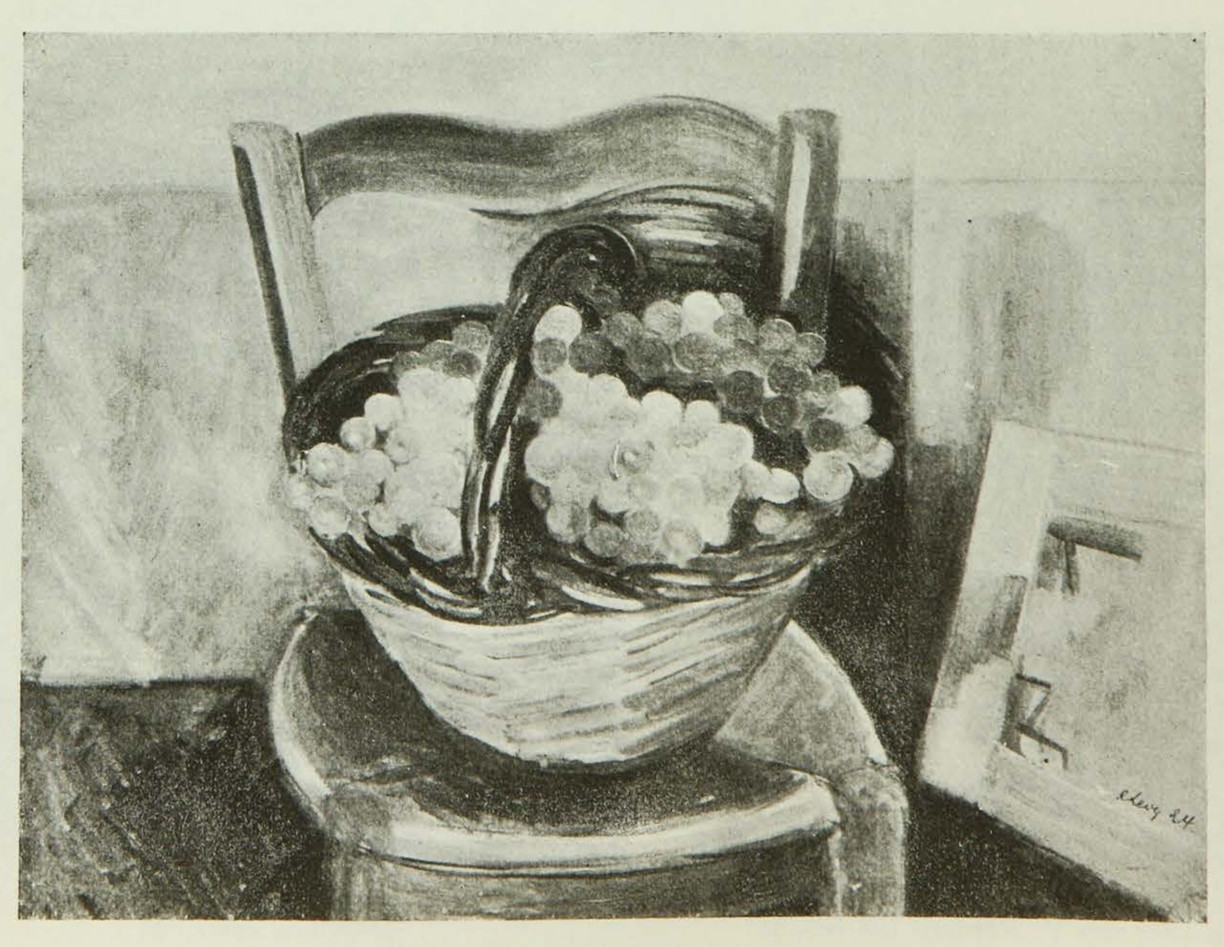
Zuchtstier des P. Romero bei Sevilla



Photo M. K. H.

Novillos bei Lima

Die Bucht von Sanary, 1924. Hamburg, Kunsthalle



Weintrauben, 1924. Düsseldorf, Kunstmuseum

UNBEKANNTES VON OFFENBACH

Von

HANS KRISTELLER

„. . . Attendrissement: autrefois et aujourd'hui; nous n'avons plus d'esprit, plus d'entrain, nous ne savons plus nous amuser; la saine folie de nos pères; la musique d'Offenbach: rythme endiablé, finales endiablées . . . Les folies du Second empire, le parterre des rois!!! ‚Je veux m'en fourrer jusque, jusque-là!' — Les gens qui se souviennent de Dupuis et d'Hortense Schneider . . . Vieille gaité française . . ."

Die wehmütige Erinnerung an das alte Paris und den Glanz der fête impériale, unauslöschlich verbunden mit dem Namen Jacques Offenbachs, konnte nicht treffender Ausdruck finden als in diesen knappen Sätzen der „Vie parisienne"[1]. Und wenn noch heute in der ganzen Welt eine sehr zahlreiche Offenbach-Gemeinde das Andenken des Meisters pflegt, ist dies nicht allein der Liebe zu seinen (noch viel zu wenig gewürdigten) Werken, sondern vor allem seiner strahlenden, vom Glanze einer glücklichen Epoche noch gehobenen Persönlichkeit zuzuschreiben.

Im Sinne dieser Freunde Offenbachs wird hier versucht, bisher Unbekanntes über Leben und Persönlichkeit des Meisters zu berichten, und es darf erwähnt werden, daß alle Zitate aus Briefen, bei denen das Gegenteil nicht ausdrücklich vermerkt ist, der Sammlung des Verfassers entstammen, aus welcher bisher keinerlei Veröffentlichungen vorgenommen wurden.

Das heute recht selten gewordene, umfangreiche Buch Martinets[2] über Offenbach, seines einzigen zeitgenössischen Biographen, kann hier nicht herangezogen werden, doch mögen zwei kurze „Biographien" Platz finden, deren erste aus der Feder des berühmten Zeichners Nadar, die andere von Jacques selbst herrührt, und die uns die wichtigsten Daten aus seinem Leben in Erinnerung rufen.

Zu einer prachtvollen Karikatur Offenbachs sagt Nadar im Journal Amusant vom 18. 12. 1858:

„Né à Cologne (parbleu!) le 21. juillet 1821, solfiant au biberon et barytonnant des voies basses; à douze ans reçu au concours violoncelliste à l'Opéra-Comique contre douze concurrents; à dix-huit ans compose, dans Pascal et Chambord, des airs pour Grassot, qui depuis . . . mais alors il était ténor! — en 1840 commence sérieusement sa réputation par son concert annuel. — Encouragé par le succès, il commence ses trois mille neuf cent quatre-vingt-dix-sept visites aux différents directeurs de l'Opéra Comique chargés d'encourager les jeunes gens. Sa persistance auprès d'eux finit par lui ouvrir la porte — du théâtre des Variétés, où il enlève le succès de Pépito . . . Ne pouvant malgré ce succès, faire jouer sa musique, il accepte le bâton de chef d'orchestre aux Français, où il n'y avait pas d'orchestre. Il en créé un, et le quitte le jour, où il obtient le privilège du théâtre des Bouffes parisiens. Il débute par un petit chef-d'oeuvre: Les deux Aveugles. Nos lecteurs connaissent les autres, depuis Bataclan jusqu'à Orphée . . .

[1]) La Vie parisienne 15. 4. 1911.
[2]) André Martinet, Offenbach, Sa Vie et son œuvre. Paris, Dentu 1887.

Le véritable Opéra-Comique c'est chez Offenbach . . .

Au physique, je vous l'abandonne: Offenbach a du coq croisé de sauterelle et mâtiné de crevette grise et je m'engage à faire encadrer le tailleur invraisemblable qui lui fera des pantalons trop étroits . . ."

Sechs Jahre darauf (am 25. 3. 1864) sendet Jacques dem der herrschenden Autographen-Mode dienenden, von seinen Freunden de Villemessant und Bourdin herausgegebenen „Autographe" folgenden Lebenslauf:

„Mon cher Bourdin!

Vous me demandez quelques détails sur ma vie pour l'Autographe; les voici:

Je suis venu au monde à Cologne le jour de ma naissance; je me rappelle parfaitement qu'on me berçait avec des mélodies. — J'ai joué de toutes sortes d'instruments un peu, du violoncelle beaucoup. Je suis arrivé à Paris à l'âge de treize ans. J'ai été au Conservatoire comme élève, à l'Opéra Comique comme Violoncelliste, plus tard au Théâtre Français comme chef d'Orchestre. J'ai frappé avec courage, mais vainement, pendant une dizaine d'années à la porte de l'Opéra Comique, pour me faire reçevoir un acte. J'ai créé alors le Théâtre des Bouffes parisiens. Dans l'espace de sept ans, je me suis reçu, monté et joué une cinquantaine d'opérettes. J'ai abdiqué comme directeur il y a deux ans. Comme compositeur, j'ai commencé par les Deux Aveugles, et je viens de finir par les Georgiennes. Il me sera beaucoup pardonné, parce que je me suis beaucoup joué. — Je suis Français depuis trois ans grâce à l'Empereur, qui a daigné m'accorder des lettres de grande naturalisation. J'ai été nommé chevalier de la Légion d'honneur il y a deux ans. — Je ne vous parle ni de mes nombreux succès ni de mes quelques chutes. Le succès ne m'a jamais rendu fier. La chute ne m'a jamais abattu. Je ne vous parlerai pas non plus de mes qualités ni de mais défauts. J'ai pourtant un vice terrible, invincible, c'est de toujours traivailler. Je le regrette pour ceux qui n'aiment pas ma musique, car je mourrai certainement avec une melodie au bout de ma plume . . .[1])

Bien et toujours à vous

Jacques Offenbach."

Bemerkenswert ist, daß Jacques hier sein Geburtsdatum verschweigt. (Tatsächlich ist er am 21. 6. 1819 geboren und das von Nadar angegebene Datum ist falsch.)

Den wahren Grund für diese Diskretion glaube ich darin zu finden [2]), daß Jacques wenigstens in der ersten Zeit seiner Laufbahn aus verzeihlicher Eitelkeit als „musikalisches Wunderkind" gelten wollte, das schon mit zwölf Jahren in Paris Aufsehen erregte, und daß er deswegen seinen Geburtstag anfangs um ein bis zwei Jahre vorgerückt, später aber verschwiegen hat.

Historische Wahrheit ist, daß er 1833 im Alter von vierzehn Jahren nach Paris gekommen ist und dort in das Konservatorium aufgenommen wurde.

---

[1]) Die Prophezeiung sollte sich wörtlich erfüllen: noch im Sterben schrieb er an seinem edelsten Werk „Hoffmanns Erzählungen".

[2]) Der bekannte Berliner Offenbach-Forscher Dr. Leopold Schmidt sieht darin (wie er auf Anfrage schreibt) „nur eine kleine Eulenspiegelei, hinter der keine Absicht zu suchen ist".

und zart aussahen . . . Diese Veranstaltungen fanden in dem ehemaligen Collège Rollin statt und das Publikum bestand aus Schülern und deren Eltern. Der Dritte im Bunde war ein Student der Philosophie, der zugleich an der Kasse saß und den Triangel bediente. Auch er sollte großen Ruhm erwerben, entdeckte er doch später die Akropolis von Athen und wurde Minister des Inneren. Sein Name war Beulé. —

Die Kammermusikabende, nicht zuletzt aber die Protektion des Schöpfers der „Juive", Fromenthal-Halévy, verschafften Jacques allerlei Einladungen zu den Soireen der Pariser Gesellschaft. Der wohlwollende, wahrhaft menschenfreundliche und alles Künstlerische fördernde Geist, der dort herrschte, verhalf, wie so vielen Genies, auch Offenbach zum Aufstiege aus den Fährnissen und Dunkelheiten der ersten Versuche.

Diese Gesinnung edelster Toleranz und Kunstbegeisterung ist leider ein Privileg der französischen Gesellschaft, gerade darum aber ein unverwelkbares Ruhmesblatt für ihre Träger geblieben.

•

Jacques war trotz seiner Zartheit eine schöne und seltsame Erscheinung in jenen jungen Jahren und erinnerte mit seinen dunklen, feurigen Augen, dem weichen, fein geschwungenen Mund und dem üppigen Haar an eine Figur E. T. A. Hoffmanns. Das Künstlerische in seinem Wesen verlieh ihm, in Verbindung mit überschäumender Heiterkeit, einen bestrickenden Einfluß auf jeden, der mit ihm zusammenkam. „Il avait tant d'amis et il était fidèle à tous" lautet das Urteil eines Zeitgenossen, und Offenbach hat bis zu seinem letzten Tage nicht einen seiner zahllosen Freunde enttäuscht oder absichtlich gekränkt . . . Als er zu Ruhm und Reichtum gelangt war, konnte es ihm freilich an Freunden nicht fehlen. Schwerer war es schon für ihn, die ersten Verbindungen mit berühmten und einflußreichen Persönlichkeiten anzuknüpfen. Einer der ersten, die Jacques' Genie erkannt und es unentwegt gefördert haben, war der bereits erwähnte Chefredakteur des Figaro, de Villemessant. Der Figaro hat denn auch in guten und bösen Tagen treulich zu Offenbach und seinem Werk gestanden. Leider ist hier nicht der Platz, um über de Villemessant, ein wirkliches Original und echten Boulevardier, mehr zu berichten. Daudet hat ihm übrigens in seinen „Trente ans de Paris" ein Denkmal gesetzt . . .

Ein anderer Freund Jacques' aus seiner ersten Pariser Zeit war Réboul, ein dichtender Bäckergeselle aus Nismes. Dumas hatte den einfachen, blatternarbigen Menschen ziemlich wider seinen Willen nach Paris gebracht und in die große Welt eingeführt, wo er auch Offenbach kennen lernte. Jacques kom-

ponierte alsbald einige der schönsten Gedichte Rébouls, und es war die Romanze „Rends-moi mon âme, jeune fille", die von diesen Kompositionen das meiste Aufsehen erregte. Ein im Besitz des Verfassers befindliches Exemplar trägt übrigens von Offenbachs eigener Hand folgende, mit seinen in der Jugendzeit beliebten Schnörkeln verzierte Widmung: „Offert à Mr. Obermayer de la part de l'auteur. Jacques Offenbach."

•

Aus anderen Darstellungen ist bekannt, wie Jacques' weiterer Aufstieg sich vollzog, wie er Konzerte gab, Kompositionen aller Art schuf, und mit 19 Jahren Herminie de Alcain heiratete, eine junge Dame spanischer Abstammung.

Diese seine erste Liebe war zugleich auch seine letzte, und 40 Jahre des Glücks und ungetrübter Harmonie verbanden ihn mit dieser vorbildlichen Frau, deren Herzensgüte und Mütterlichkeit von allen Freunden des Meisters gepriesen wird[1]).



Modigliani

Als Jacques 1880 viel zu früh und von einer ganzen Welt betrauert heimgegangen war, siechte auch die treue Mutter seiner Kinder dahin; sie starb 1887.

Notgedrungen müssen wir die Jahre nach der Verheiratung Offenbachs, in welche auch seine Tätigkeit als Kapellmeister am Théâtre Français fällt, übergehen, so viel freundliche Züge und interessante Einzelheiten auch aus dieser Übergangsperiode (1839—54) zu berichten wären. In der Passage Saulnier befand sich die erste Wohnung des jungen Ehepaares, das erst später, als der goldene Strom der Honorare und Tantiemen zu fließen begann, dieses bescheidene Heim mit einer eleganteren Wohnung in der Rue Laffitte No. 11 vertauschte ...

Vergebens hatte Jacques immer wieder versucht, Opern und Operetten bei der Opéra Comique zur Annahme zu bringen; endlich bot sich ihm 1855 die Gelegenheit, einen kleinen Saal in den Champs Elysées (die sogenannte Salle Lacaze) zu mieten. Am 19. 5. 1855 erhielt er das ministerielle Privileg zum Betriebe eines Theaters in diesen Räumen.

Ganz unbekannt ist freilich bisher geblieben, mit wem Offenbach das Unternehmen gründete und insbesondere, wer seine Teilhaber gewesen sind. Merkwürdigerweise erwähnt auch der gewissenhafte Biograph Martinet mit keiner Silbe jene braven Herren, die dem jungen Kapellmeister ihr Geld zu seinem ersten Versuch als Theaterdirektor zur Verfügung stellten.

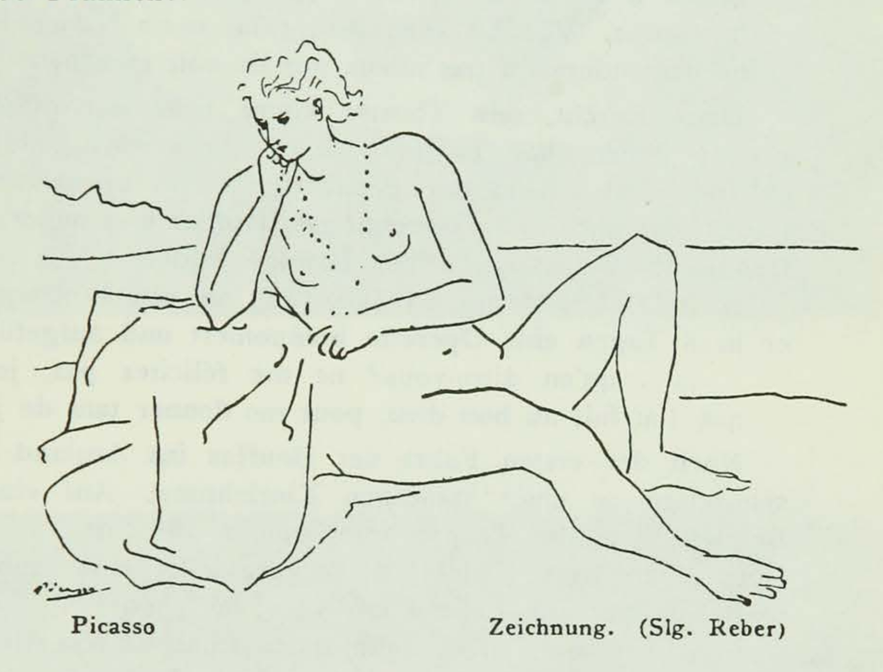
Der Gesellschaftsvertrag über den Theaterbetrieb in der Salle Lacaze ist wohl auf immer verloren, dagegen ist es dem Verfasser gelungen, seine unmittelbare Fortsetzung, den Vertrag vom 26. Oktober 1855, aufzufinden, durch den sich die bisherigen Gesellschafter verpflichteten, den erweiterten Betrieb des im Frühjahr 1855 begonnenen Theaterunternehmens in den Räumen des Theaters der „Jungen Schüler" fortzuführen. Dieser Vertrag sagt uns vor allem, daß Geldgeber Offenbachs die Herren François Fortuné Dauvergne, Hauseigentümer in Passy, rue Singer No. 5, und René François Duhait, Hauseigentümer in

[1]) Martinet, Vorrede a. a. O. Albert Wolff, Vorrede a. a. O.

Paris, rue de Provence No. 19, gewesen sind, also keineswegs kunstbegeisterte „richards", sondern treuherzige „propriétaires" ...

Da der Verfasser auch hier nur querschneiden darf, so kann von dem hochinteressanten Inhalt des Vertrages nur weniges wiedergegeben werden.

Zu Beginn wird erwähnt, daß der erste Vertrag über den Betrieb in der Salle Lacaze vom 10. Juli 1855 datierte und daß die Einlage der Kommanditisten Dauvergne und Duhait 25 000 Franken betrug, eine für damalige Zeiten gewiß stattliche Summe. Sodann wird erörtert, daß die bisherige Gesellschaft mit Wirkung zum 30. November 1855 aufgelöst und durch eine neue Gesellschaft aus den bisherigen Gesellschaftern ersetzt wird, welch letztere das Offenbachsche Privileg der Bouffes Parisiens in dem Théâtre des jeunes élèves (passage Choiseul 65 und rue Monsigny 4) in erweitertem Umfange ausbeuten soll. Name der neuen Gesellschaft: „Offenbach & Compagnie", Kapitaleinlage der Kommanditisten 120 000 Franken!!



Picasso Zeichnung. (Slg. Reber)

„M. Offenbach apporte à la société tous les droits et avantages résultants à son profit du susdit privilège, ses connaissances, son aptitude et son activité. Il prend l'engagement de consacrer à la direction, gestion et administration de la société, particulièrement en ce qui concerne la partie lyrique, artistique et scénique tout le temps nécessaire, sans pouvoir exiger aucune prime spéciale pour les compolitions et intermèdes dont il sera l'auteur: ses droits d'auteur proprement dit lui étant seuls réservés ...

M Offenbach en qualité de seul gérant responsable aura seul le droit de gérer et administrer les affaires de la société ... faire en un mot les actes de gestion et d'administration les plus étendus ... Il ne pourra emprunter.

Il touchera en qualité de Directeur Gérant un traitement de cinq cents francs par mois ..." — —

Von den Bestimmungen über die Verteilung des Reingewinns interessiert, daß der bereits mehrfach genannte Chef des Figaro, de Villemessant, 18 Teile des in 320 Anteile zerlegten Reingewinns unter dem Titel einer „Indemnité rémunératoire" erhielt, ein recht praktisches Verfahren, um den schon durch Freundschaft mit den Bouffes parisiens verbundenen Figaro noch enger an das junge Theater zu ketten ...

Mit welchem Stolze Jacques diesen ersten Vertrag über einen seines Talents würdigen großen Theater-Betrieb zum Abschluß brachte, ersieht man mit Vergnügen aus der Unterschrift: Sein Namenszug ist 5½ cm hoch und geht 11 cm in die Breite!

Nun, er war mit seinen 36 Jahren immerhin ein junger Theaterdirektor und durfte sich etwas darauf einbilden, es in der Hauptstadt der Welt, dem Paris seiner Jugend-Sehnsucht, so weit gebracht zu haben.

Welch eine glückliche Zeit aber war es, in der alle Welt einem aufstrebenden Künstler zu Diensten stand: Ein Jahr nach Gründung der Bouffes, 1856, erhielt Jacques von der Compagnie des chemins de fer du Nord einen Dauer-Freifahrtschein für Reisen nach Köln zu seinen Angehörigen, „en sa qualité de compositeur . . . ." Ob ein Gesuch von Mr. George Antheil um freie Überfahrt nach Amerika heute den gleichen Erfolg haben würde?? . . .

•

Die erste Gastspielreise des Theaters der Bouffes parisiens nach England fand bereits im Sommer 1857 statt und brachte einen glänzenden Erfolg.

Jacques schreibt hierüber aus London an einen befreundeten Redakteur:

„. . . Soyez assez gentil et criez à haute voix dans vos feuilles, que nous avons obtenu l'autorisation du ministre d'Etat, grâce à notre immense succès à Londres. Mitchell (Jacques' Schwager) a fait venir le restant de la troupe. Veuillez bien dire cela, mes bons amis pourraient croire et ne demanderaient pas mieux que de voir mon petit théâtre fermé à jamais . . ."

Diese Furcht, sein Theater könne trotz der glänzenden Anfangserfolge zugrunde gehen, hat Jacques später nie wieder geäußert, vielmehr erlangte er mit der Zeit ein in der geäußerten Form oftmals naiv anmutendes Selbstvertrauen, das mit seinem angeborenen Humor und seiner nie erlahmenden Schaffensfreude die Grundlage seiner Erfolge bildete.

So schrieb er[1]) am 25. Juli 1863 an von Wolzogen, dem er berichtete, daß er in 8 Tagen eine Operette komponiert und aufgeführt habe:

„. . . qu'en dites-vous? ne me félicitez pas, je ne sais vraiment pas ce que j'ai fait au bon dieu, pour me donner tant de joie et tant de mélodie . . ."

Nach der ersten Fahrt der Bouffes ins Ausland wurden sommerliche Gastspielreisen zu einer ständigen Einrichtung. Auf einer solchen Tournee durch Belgien hatte die Truppe im Sommer 1860 das Mißgeschick, die Partitur der Oper „Daphnis et Chloë" zu verlieren. In seiner impulsiven Art schreibt Offenbach hierüber aus Brüssel am 14. Juni 1860:

„Cher ami, envoyez-moi par retour du courrier la partition orchestre de Daphnis et Chloë, nous avons perdu la partie d'orchestre. Ma troupe est à Bruxelles et ne peut jouer la pièce à cause de cela. Je ferai immédiatement copier les parties et je vous renverrai de suite, la chose faite, la partition. Je compte sur votre obligeance pour ne pas nous la faire entendre (!) une minute, car cela nous mettrai (!) dans le plus grand embarras . . . Veuillez envoyer la partition par le chemin de fer grande vitesse!" . . .

Drei Jahre später ereignete sich übrigens in Wien ein ähnlicher Vorfall, war doch das Original-Textbuch von Offenbachs „Rheinnixe" nicht aufzufinden.

Jacques schreibt deswegen am 19. Dezember 1863 an den Librettisten:

„Mon cher monsieur, ich habe auch nicht eine Spur vom Text der Rheinnixe bei mir gefunden. Sie müssen es haben, werter Herr . . ."

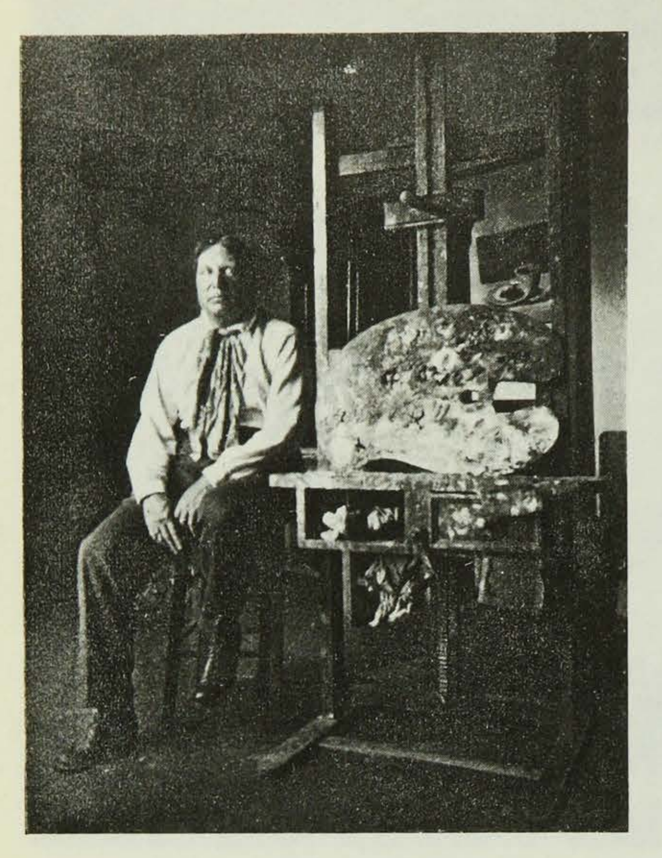
Schließlich fand sich der Text dieser mit Wagners „Rheingold" ein wenig konkurrierenden Oper wieder an; der Wiener Börsenwitz erklärte übrigens damals „Rheinnix" als „rein Gold", „Rheingold" jedoch als „rein nix", ein heute gewiß nur historisch zu wertendes Bonmot. — — —

•

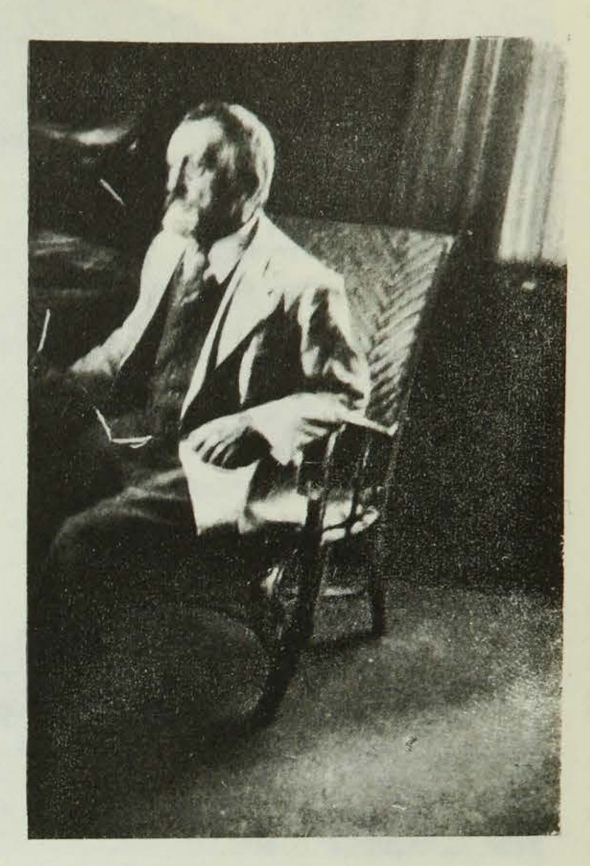
[1]) Brief nicht im Besitz des Verfassers. Die in acht Tagen komponierte und in Ems aufgeführte Operette ist das reizende Singspiel «Lieschen et Fritzchen».

Mädchen mit Blattpflanze, 1923
Wien, Staatsgalerie

Jüngling mit Kopftuch, 1924
Hofer-Ausstellung der Galerie Flechtheim



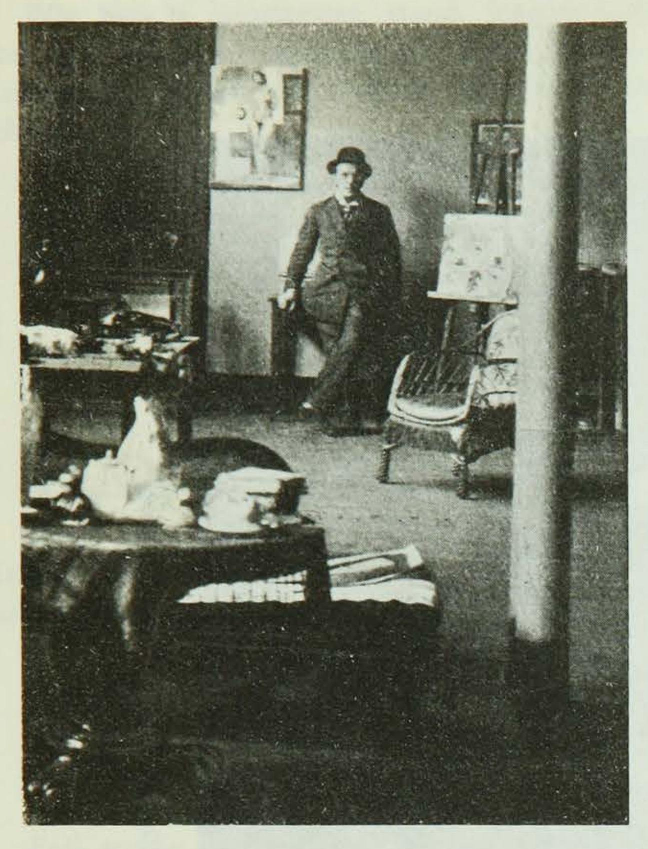
de Vlaminck in Archies 1924



Christian Rohlfs im Folkwang zu Hagen 1922



Der Lago-di-Como-Maler Willi Kukuk in seinem Atelier zu Düsseldorf



Rudolf Levy bei Purrmann in Paris 1911



Picasso, 11, Boulevard de Clichy 1911

Alfred Sohn-Rethel in Barbizon 1907



Photo Galerie Flechtheim

André Derain, Der Tisch (Ölgemälde, 1922). Wien, Staatsgalerie

Wie bereits angedeutet, stand Jacques stets auf bestem Fuße mit der Presse und er verfehlte, trotz seiner beschränkten Zeit, niemals, einem freundlichen Kritiker persönlich zu danken, oftmals in humoristisch-übertriebener Form. So schreibt er:

„... Vous êtes le meilleur des amis et le meilleur des hommes, un musicien avantageux ... Je voudrais vous serrer la main et vous dire de vive voix, combien je vous suis reconnaissant de votre article de ce matin ... Où puis je vous voir? ..."

Und an einen anderen Kritiker:

„... Merci de votre adorable article d'hier ... de m'avoir été si agréable ... non non non, je ne saurais l'oublier ... ah oui que votre article est adorable ... J'irai vous embrasser un de ces matins ... tant pis pour vous — — tu l'as voulu, Georges Dandinos ..."

Auch mit Eduard Hanslick, dem berühmten Wiener Musikschriftsteller und Kritiker, war Jacques befreundet. Am 6. Februar 1865 schreibt er an ihn in seinem etwas unbeholfenen Deutsch:

„Lieber Doctor,

wie soll ich Ihnen danken? Es ist eine Freude und gewiß eine große Ehre, von einem Mann wie Sie critisiert zu werden. Nochmals meinen wärmsten und innigsten Dank. —,— Wann werde ich Sie sehen können? Wäre es Ihnen nicht möglich, im Vorbeigehen des Lamms[1]) mal anzuklopfen? Auf jeden Fall werde ich Sie Montag aufsuchen. Toujours et toujours bien à vous ..."

Stets war Jacques darum bemüht, den Kritikern gute Plätze bei den Premieren zu reservieren, damit die Beurteilung des Stückes nicht durch schlechte Laune beeinflußt werde. Eine diesbezügliche Anweisung Offenbachs aus dem Herbst 1873 (als er die Direktion der Gaîté innehatte) lautet folgendermaßen:

„... Il faut faire un vrai service de la Presse pour la reprise de Jeanne[2]) comme à une première. Veillez surtout à ce que Mr. Leguve (Lacombe) n'ait plus la plus mauvaise place de la salle. J'ai demandé à Tréfeu[3]) une révision de la feuille à ce point de vue-là ... Encore une fois il y a deux ou trois critiques par loge mal placés, et je tiens à ce qu'ils n'aient plus à se plaindre ..."

Und wie geschickt ist folgende Bitte um Aufnahme einer Reklamenotiz vom 25. August 1860:

„Monsieur le Directeur!

La recouverture de mon théâtre a lieu lundi 3. septembre prochain, et je vous serais fort obligé de vouloir bien insérer la petite réclame ci-jointe dans un de vos prochains numéros. Il est bien entendu, monsieur, que l'avis qui porte l'affiche, relativement aux autres de faveur, ne regarde nullement celles accordées à votre aimable journal ..."

•

In dieser verständnisvollen Einschätzung und Behandlung der Presse zeigte Jacques sich als echter Pariser, wie auch allgemein die Formen seines Lebens und Wirkens als rein französisch bezeichnet werden müssen. So kann es uns

---

[1]) Jacques wohnte in Wien, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, «toujours Hotel du goldnem Lamm».
[2]) «Jeanne d'Arc» von Jules Barbier — Gounod.
[3]) Jacques' treuer Freund und Mitarbeiter, Administrateur der Gaieté.

nicht wundern, daß der 1861 in Frankreich naturalisierte Meister den Krieg von 1870 nur bedrückten Herzens mit ansah, zumal die „Prussiens" seinen Schwager Robert Mitchell gefangen genommen hatten:

Am 22. August 1870 schreibt er hierüber aus Bordeaux:

„. . . Je pars dans deux ou trois jours pour Vienne, en passant par l'Italie. Ma femme et mes enfants sont à St. Sébastien, tout le monde va bien comme santé . . . Mon beau-frère Robert Mitchell est prisonnier à Cosel en Silésie, je tâcherai de le voir, si les Prussiens me laissent passer.

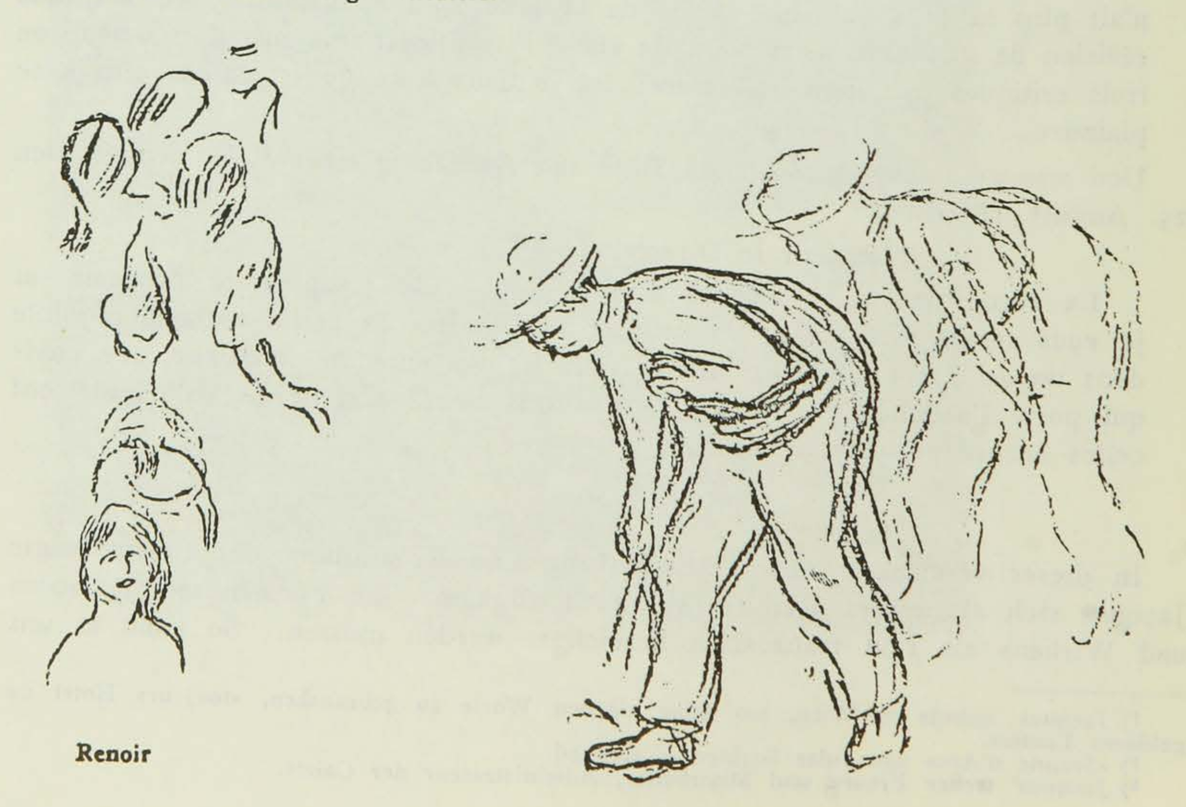
Adieu, mon cher Sigismond, écrivez-moi à Vienne, toujours Hôtel du goldnem Lamm . . ."

Freilich war Jacques auch während des Krieges niemals deutschfeindlich, was sich aus folgendem, an den Kladderadatsch-Verleger Hoffmann gerichteten Brief [1]) mit aller wünschenswerten Deutlichkeit ergibt:

„Lieber Freund! Es ist eine Lüge, daß ich ein Lied gegen Deutschland geschrieben habe. Paris verdanke ich meinen Ruf, ich bin Bürger Frankreichs (seit dem 14. [!] Jahre lebe ich in Paris), bin Ritter der Ehrenlegion, und obschon all dieses würde ich es für eine Infamie halten, gegen meinem ersten Vaterland, gegen dem Land, wo ich viele nahe Verwandte und sehr gute Freunde habe, auch nur eine Note zu schreiben. Ich danke Ihnen mir die Gelegenheit gegeben zu haben, Ihnen dieses zu erklären, u. an allen meinen guten Freunden sagen Sie, was ich von dieser niederträchtige Lüge denke. Meinen besten Gruß Ihr Jacques Offenbach. Note confidentielle. Ich bitte diesen Brief la plus grande publication zu geben — — s'il y avait des fautes — — corrigez-les — — seit 35 Jahren daß ich in Frankreich lebe — — kann ich ein bischen das Deutsche verlernt habe. Ihr J. O." —

(Der Schluß des Aufsatzes folgt im Februarheft.)

[1]) Brief nicht im Besitz des Verfassers. 1915 mitgeteilt durch Hans von Müller im Programmbuch des Berliner Kgl. Theaters.



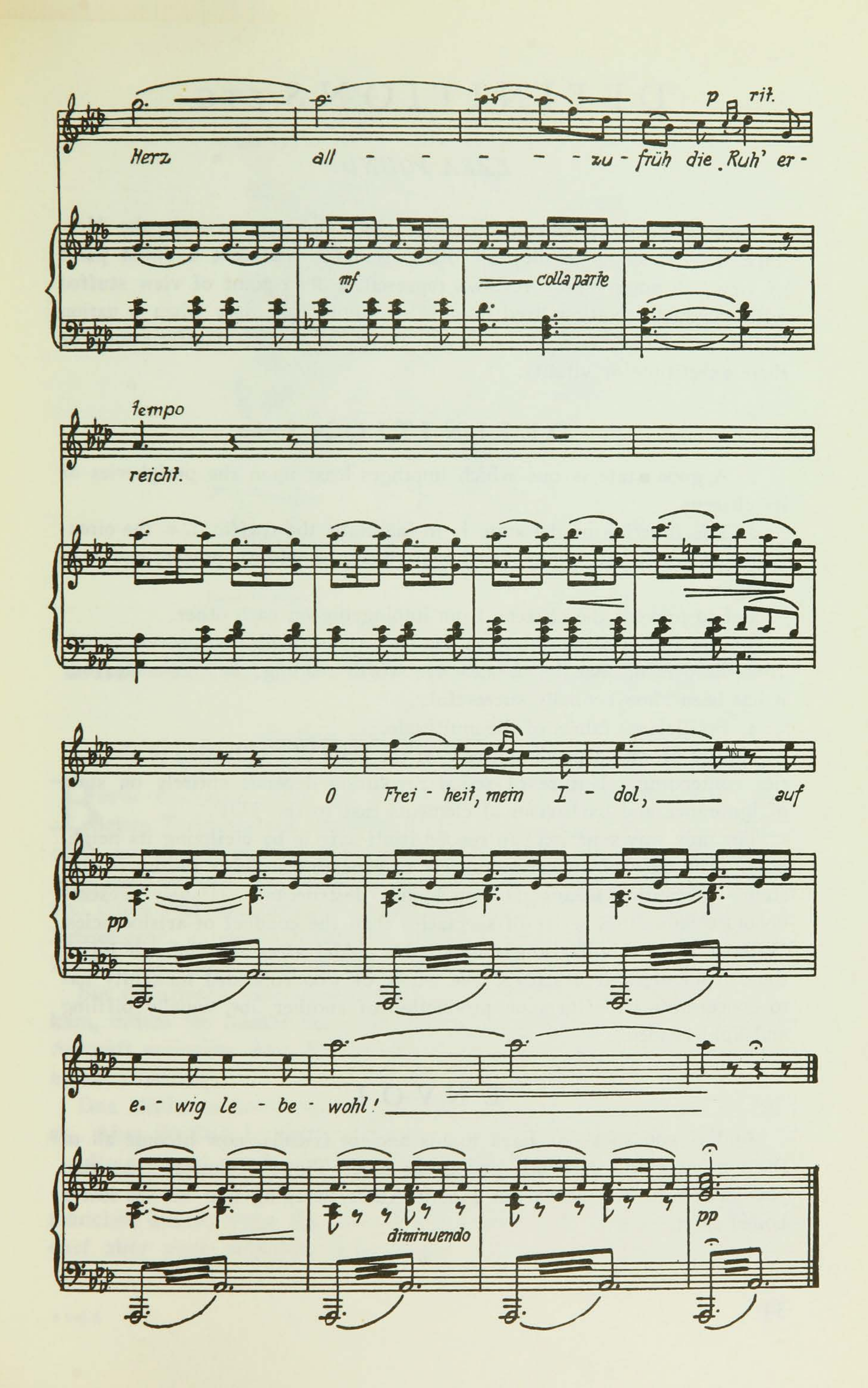
Renoir

EINE UNBEKANNTE BARKAROLE
VON OFFENBACH



Mit freundlicher Erlaubnis des Drei Masken Verlags, Berlin, der von Dr. Leopold Schmidt nach Offenbachschen Motiven geschaffenen Oper „Die Heimkehr des Odysseus“ entnommen.


Le - bens - schiff - lein an die - - - ses Land!
Ach wa - rum nur lie - ßest Du mich, Po - sei - don, die An - ker wer - fen an
die - - - sen Strand
belebter
Wo mei - nes
Glük - - - - kes Stern er - bleicht,
p
Wo mein stür - mi - sches
p


p rit.
Herz all - - - - - - zu - früh die Ruh' er -
mf
colla parte
tempo
reicht.
O Frei - heit, mein I - dol, auf
pp
e - wig le - be - wohl!
diminuendo
pp

DEFINITIONS ETC.

By

EZRA POUND

Circumstance in paranthesis (Der Querschnitt is active), the Mercure de France is senile; all other reviews represent a fixed point of view; all anglo saxon reviews represent a dead point of view stuffed with sawdust. Nationalized man is so stupid that only when a nation is flat on its back will it devote any energy to verbal manifestations, or their exactitude or vitality.

DEFINITIONS

1. A good state is one which impinges least upon the peripheries of its citizens.

2. The function of the state is to facilitate the traffic, i. e. the circulation of goods, air, water, heat, coal (black or white), power, and even thought;

and to prevent the citizens from impingeing on each other.

3. The aim of state education has been (historically) to prevent people from discovering that the classics are worth reading. In this endeavour it has been almost wholly successful.

4. Politicians: fahrts of the multitude.

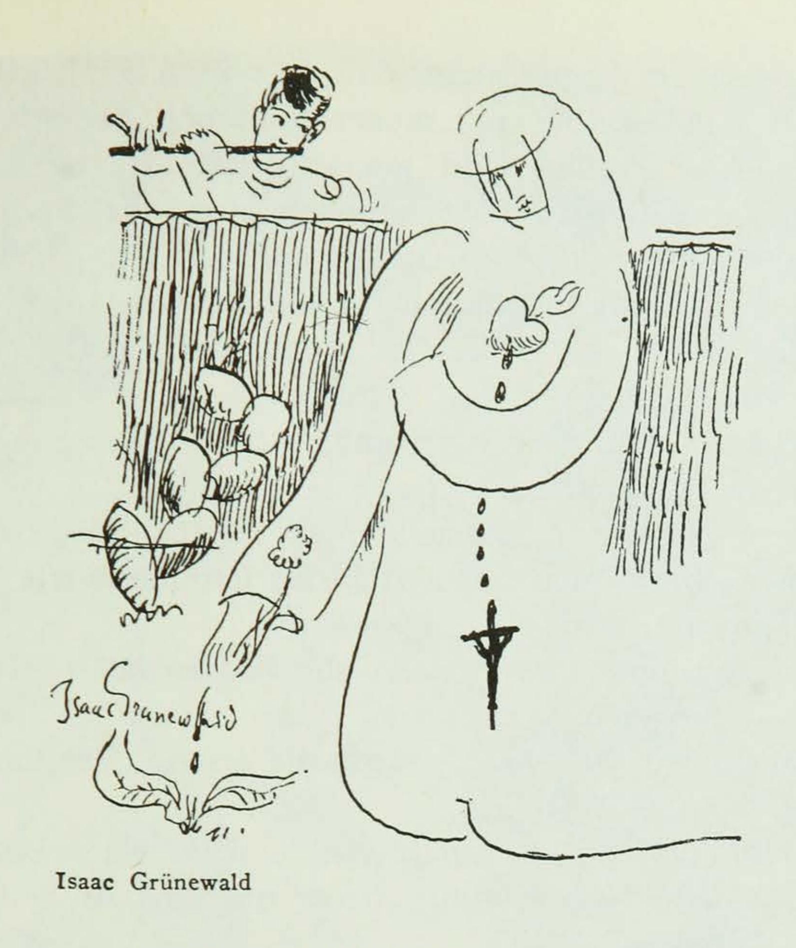
Nature of war depends entirely on the state of civilization ot the parties contending. Nature of social revolution depends entirely on state of ignorance and barbarism of elements cast to the TOP.

The only way a nation can render itself safe is by civilizing its neighbors. The duty of an aristocracy is to educate its plebs; failure in this simple precaution means its own bloody destruction. History presents no more imbecile a series of spectacles than the conduct of aristocracies. Without whom civilization is impossible. And after one imbecile lot of these lepidoptera is destroyed the whole of woodenheaded humanity has to concentrate its efforts on production of another, lot, equally piffling and light headed.

ENVOI

And if you speak of Ezra to his ancient friends, now become all of them editors, and officials, and great sober Times reviewers; say that you have seen him seated on Mount Athos, weeping that he has lost a boiled shirt.

*



Isaac Grünewald

DER AUFRUHR DER ZIMMERMÄDCHEN

Von

ROSSO DI SAN SECONDO

Bevor Giovanni Arce sie sah, merkte er ihren Duft, als er die letzte Treppenstufe herabstieg; ein Duft von feiner Seife, die er, ohne zu wissen warum, rosa ahnte. Es waren aber drei Kammermädchen, die auf der Schwelle des Torweges standen, und nur eine von ihnen war sandbeerfarben, die beiden andern in Himmelblau und Erbsengrün, in weiße Strümpfe, weiße Schuhe und in Röckchen gekleidet, die knapp über die Knie gingen.

Sie erwarteten eine vierte, die aus dem oberen Stockwerk hinzukam, indem sie immer ein paar Stufen auf einmal übersprang. Ihre Ankunft entlockte dem Munde des Giovanni Arce den Vergleich mit einem Gleitflug.

Das Mädchen blieb sofort gekränkt stehen und kehrte sich brüsk ab. Aber ihr Gesicht hellte sich auf, als sie den Philosophen erkannte.

„Bravo!“, sagte sie, „bravo! Ich freue mich aufrichtig über Sie.“ (Sollte heißen: daß Sie stets ein paar zärtliche Worte für uns Zimmermädchen haben, wenn Sie uns auf der Treppe begegnen.) „Ein Mann darf aber auch wirklich nicht immer die unfreundliche Miene des

Alltags zeigen. Ich leugne nicht, daß, wenn ich Sie häufig auf dieser Treppe treffe, Ihr Antlitz, mit einem Ausdruck zwischen Bestürzung und Glückseligkeit, mich wild gemacht hat. Unsere Gesellschaftsklasse verdient, daß man über sie nachdenkt; für uns paßt es sich nicht, unvorbereitet zu gleiten, weder auf der Treppe, noch auf den Lebenswegen. Deshalb nehme ich Ihr Kompliment mit Sympathie entgegen, weiß aber nicht, ob ich es wagen darf, Ihnen meine Freundinnen vorzustellen."

Sie hatte einen Schirm in der Hand, und mit diesem machte sie den dreien, die sie erwarteten, Zeichen.

„Michelina, Nicoletta, Marinella", sagte sie, indem sie aufgeregt mit der Spitze ihres roten Sonnenschirms herumscharrte, „das ist der Philosoph Giovanni Arce."

„Sehr gut, ausgezeichnet!" riefen die Angeredeten im Chor. „Wir werden ihn mitnehmen."

„Das wollten wir ja gerade", sagte die erste. „Der Philosoph wird also mit uns kommen."

„Entschuldigen Sie", stammelte Giovanni in seinen Bart, besonders um die entfesselte Begeisterung dieser nach feiner Seife duftenden Jugend zu dämpfen.

„Verzeihen Sie," wiederholte er, „aber wir haben ja noch nicht einmal etwas verabredet."

„Oh, oho, ohoo!" flöteten sie mit wundervoller Betonung, die das Entzücken enthüllte. — „Das findet sich, das wird schon gehen — wie verabredet — ganz pünktlich! — Mit philosophischen Feinheiten wissen wir nichts anzufangen. Wir wollen, daß Männer von Begabung unsere Ansichten anhören. Wir suchen nur Männer von Talent, und wir haben kein anderes Streben, als sie für unsere Ziele zu gewinnen. Auch Sie werden zu unserer Versammlung kommen, auch Sie müssen wir unter unseren Pantoffel bringen."

„Gern," sagte hierauf Giovanni resigniert, „aber wie werden wir dastehen, wenn Ihr Pantoffel zu klein ist."

Die Mädchen sahen instinktiv auf ihre hübschen Beine und lachten, so, daß der Philosoph, aus der Gewohnheit heraus, logische Folgerungen zu machen, bemerkte:

„Aber sicherlich, meine Damen, wird das, was Sie sagen, gut sein, Sie sprechen ja auch gewiß nicht kopflos; jedenfalls werde ich, da Sie mich so liebenswürdig dazu auffordern, mir die Ehre machen, dabei zu sein; ich werde mitkommen zu Ihrer Versammlung."

Und sie begaben sich auf den Weg, Giovanni Arce in der Mitte, schwarz wie ein Rabe zwischen der erbsengrünen Michelina und Nicoletta in Himmelblau zur Rechten, Marinella in Rosa und Eulalia

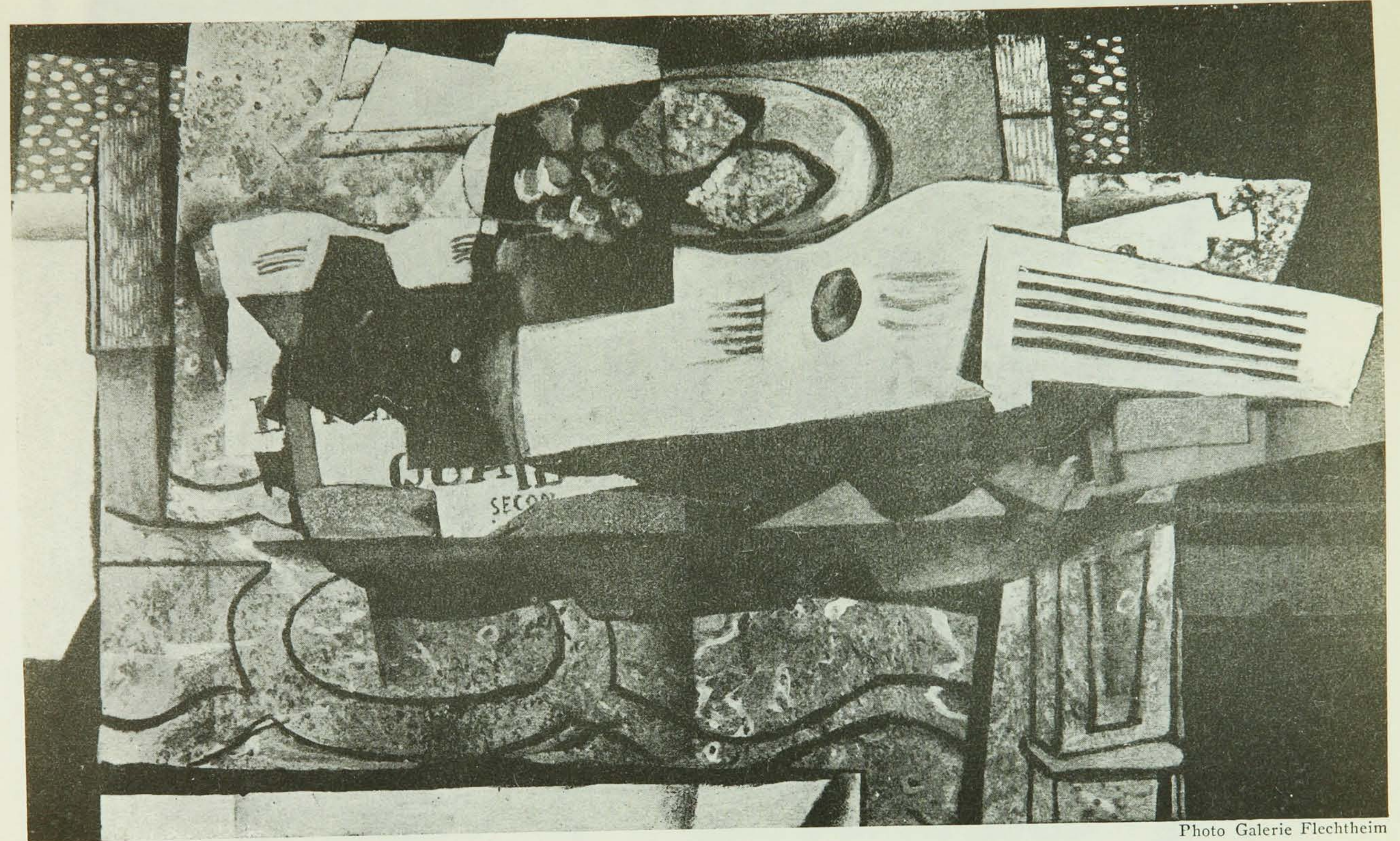


Photo Galerie Flechtheim

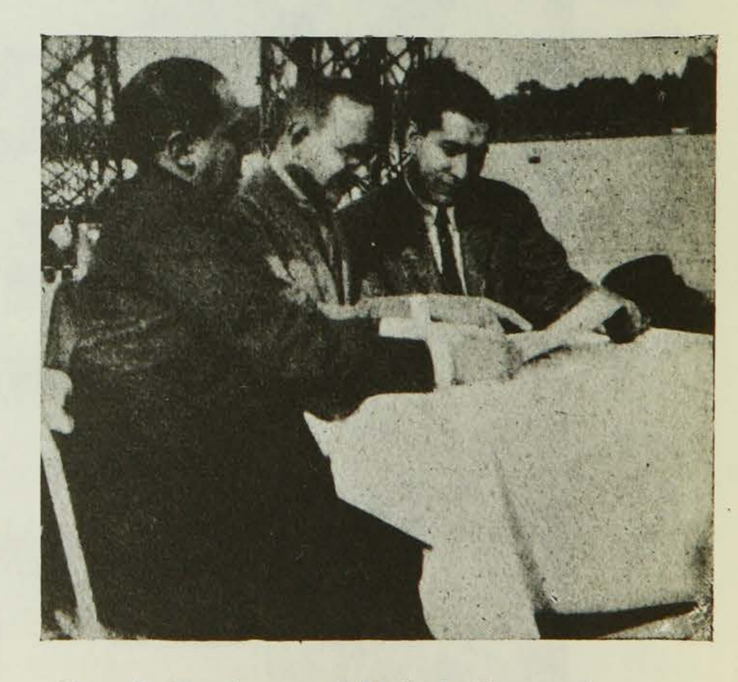
Georges Braque, Der Kamin (Ölgemälde, 1922). Prag, Galerie

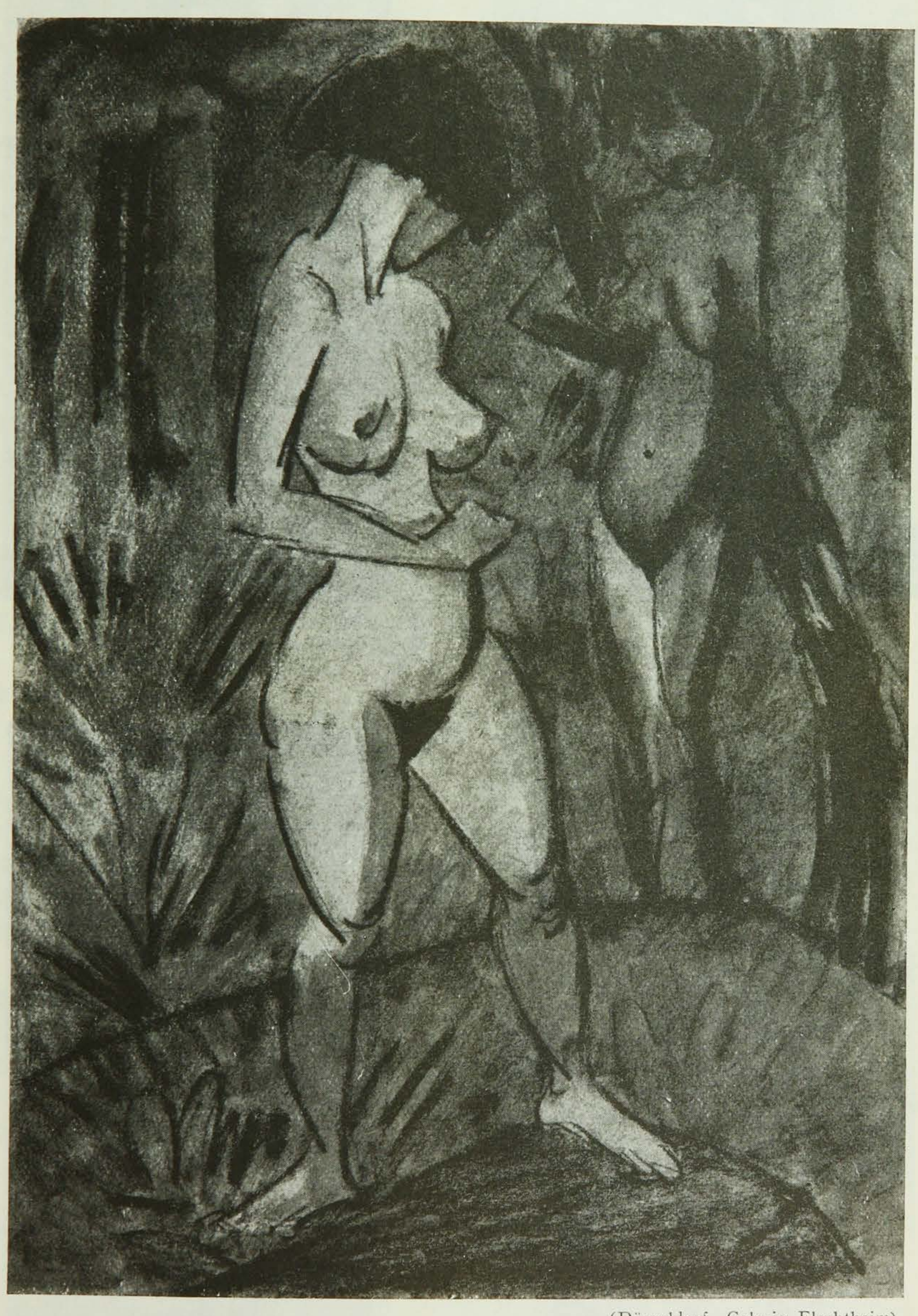
Wide World Photo

Saison in St. Moritz


Photo Walter Klug

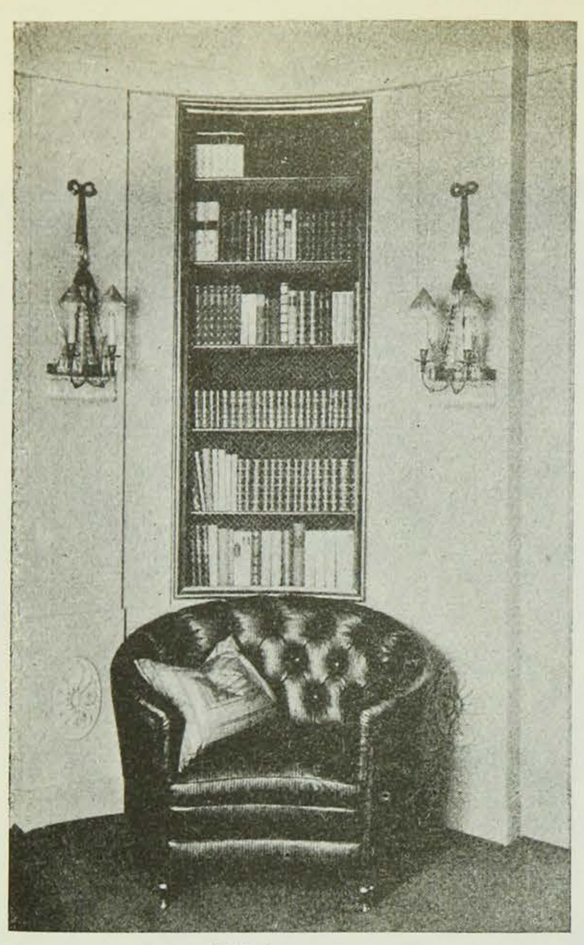
Der Kölner Kunsthandel in der Eifel


Charell, Bendow und Ludwig Loewenberg



(Düsseldorf, Galerie Flechtheim)

Otto Mueller, Pastell



Bücherecke
Entwurf und Ausführung
Flatow und Priemer, Berlin



Photo Rembrandt
Charell-Revue: Der Regisseur Erik Charell und Cordy Milowitsch

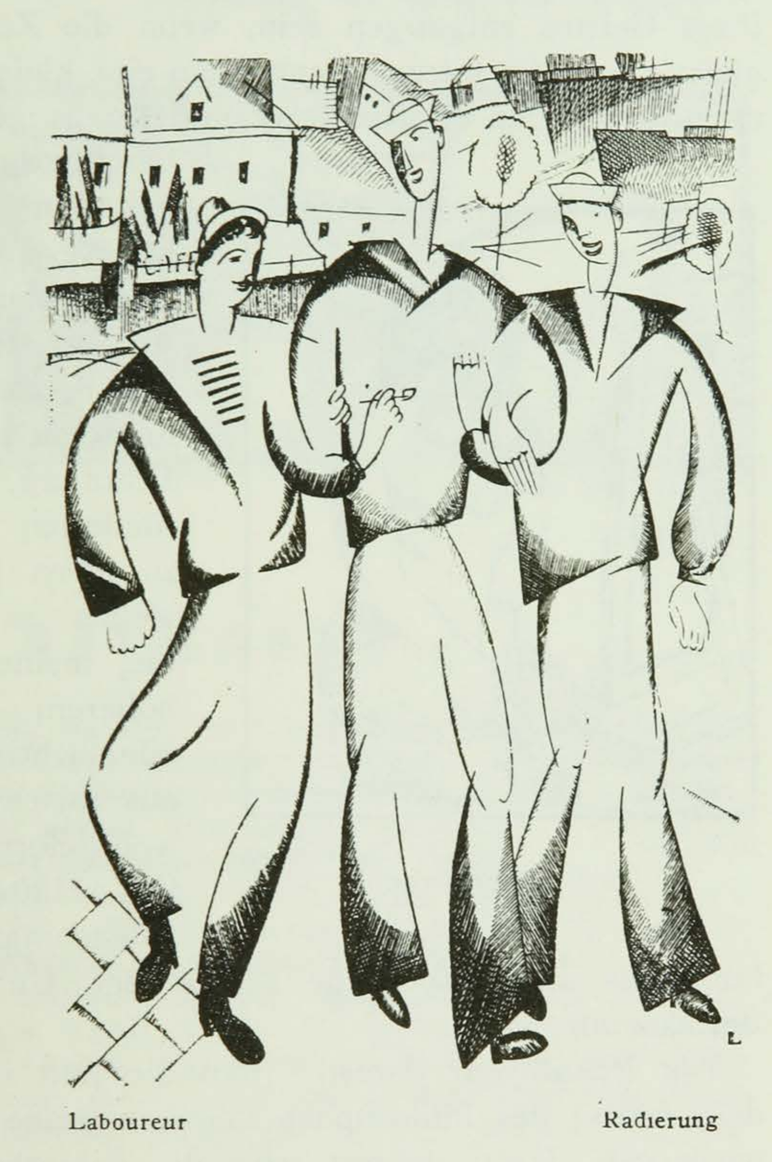


Photo Hans Heinz Evers
Jules Henri Fabre



Photo Bonney, Paris
Maurice Rostand in seinem Heim

Für einen Augenblick hörte das Bewegen der Fächer im Saale auf, und es gab ein allgemeines Entfalten von wohlriechenden Taschentüchern, was einen Blütenstaub von Puder verbreitete, derart, daß Giovanni Arces schwarzer Anzug völlig davon bedeckt wurde, und er, unaufhörlich gebeten, seine Ansicht zu verkünden, auf der Rednertribüne erschien, als ob er aus einer Getreidemühle käme. Er begann daher: „Meine Damen, Sie haben mich in ganz kurzer Zeit weiß wie eine Lilie werden lassen."



Laboureur Radierung

Nach einem langanhaltenden Beifallssturm wie aus Kehlen, deren brennender Durst endlich gelöscht wurde, begann er die Einleitung zu seiner Rede. Dabei kümmerte sich Giovanni nicht um die mißgünstigen Grimassen einiger Unteroffiziere mit pomadigen Schnurrbärten, die von den Zimmerfeen, welche hier die Autorität hatten, zu der Versammlung zugelassen waren, noch um ihr eifersüchtiges, fades Geschwätz. Er fuhr in seiner Rede fort, indem er ihr durch den Ton verhaltener Bewegung und betonter Achtung für die Versammlung eine bestimmte Prägung gab; und während er seine unbedingte Zustimmung zu der vornehmen Ablehnung der herrschenden Gesellschaft seitens der Hörerinnen ausdrückte, bewies er mit feinsinnigen Argumenten und einem gewissen Scharfblick, daß es dennoch nicht billig sei, ein summarisches Urteil gegen alle Kundgebungen eben dieser Gesellschaft auszusprechen: „Denn trotz allem würden die Lippen der stummen Diva hier, die von der Höhe dieser Wand Sie beschützt," schloß er, „nicht lächeln, wenn die Zeiten nicht Ihren Aufstieg gestattet hätten. Noch können Sie mit den Zöpfen auf den

warmen Kissen in der Stille später Nacht, die plötzlich durchsägt wird von dem bürgerlichen Schnarchen der Herrschaften, die letzten Schicksale der dem Kokain verfallenen Heldin eines Moderomans beweinen; noch würden Sie im Theater die Heldin des Stückes in Seufzern und Klagen sich winden sehen, während sie den süßlich faden Text irgendeines französischen oder doch dem Französischen nachgebildeten Stückes spricht... all diese süßen Dinge würden dem Entzücken Ihres Geistes entgangen sein, wenn die Zeiten Ihnen wirklich ungünstig gewesen wären. Denn wenn eine kleinbürgerliche Gesellschaft, unvorhergesehen zu Reichtum und Luxus gelangt, ohne darauf vorbereitet zu sein, sich unfähig und ungeschickt zeigt, sei es auch nur im Naseputzen, so verzeihen Sie ihr! Denn — ich versichere Sie — sie träumt von nichts anderem, als Sie, meine Damen, zu imitieren. Sie atmet nur in der Hoffnung, eines Tages in der parfümierten Umgebung, in der Sie zu leben gewöhnt sind, sich bewegen zu dürfen. Sie beneidet Sie, meine Damen, die Sie nach höherem Sein streben, sie ist eifersüchtig auf Sie, die Sie sich aus zarten Schuhen hervor durch wohlgeformte Waden, Ihre schlanken Hüften, Ihre zartgewölbten Brüste und heitere Stirn entfalten als die symbolische Blume der Gegenwart und gewiß auch der Zukunft."



Beckmann — Radierung
(Paul Cassirer Verlag)

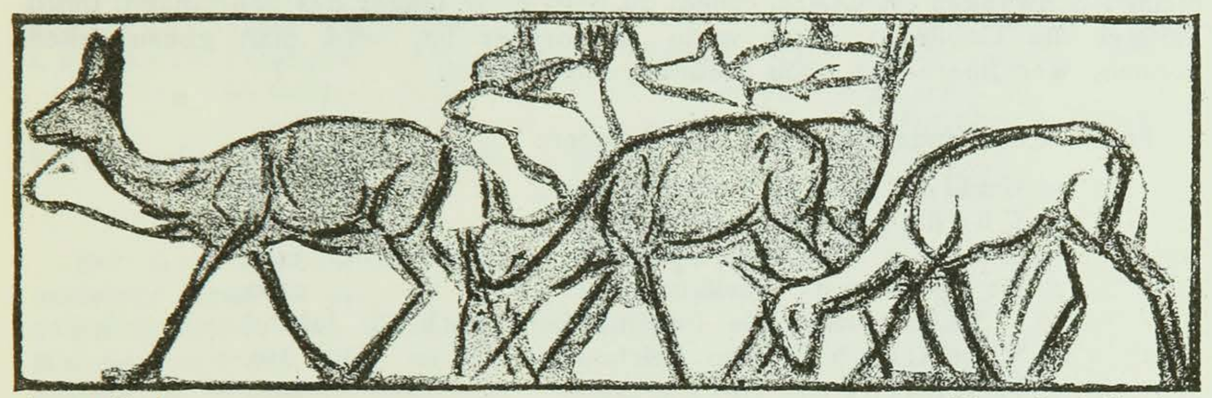
Der Beifall war derartig, daß die Luft in Bewegung geriet und dem Anzug des Philosophen Giovanni seine ursprüngliche Schwärze wiedergab. Dann steigerte sich die Erregtheit zu Höhepunkten, die den mit Pomade verkleisterten Unteroffizieren Gelegenheit gab, aufzustehen und ihre flinken Hände aus der Unbeweglichkeit zu befreien, zu der sie bis jetzt verurteilt waren.

Schnell war die Versammlung wieder auf den Beinen, um Giovanni Arce die schuldige Anerkennung zuteil werden zu lassen, indem man gelobte, daß sein Bild neben das jener Diva gehängt werden sollte.

Aber der Philosoph warf ein, kein gutes Bild zu haben, und daß er sich niemals habe photographieren lassen, und schließlich, daß er, so

schmutzig und ungepflegt, das Bild der großen Künstlerin mit der glatten Haut nur entstellen würde.

Man ließ ihn nicht zu Ende sprechen; auf der Stelle wurde ein Komitee von geeigneten Zimmermädchen gewählt, die sich sofort anschickten, den Philosophen einzuseifen, ihm die Wolle herunterzuscheren, ihn in einem günstigen Moment zu knipsen und in einen Rahmen zu stecken. *Übersetzung von Margarethe Manasse.*



August Gaul — Photo Paul Cassirer

KUNSTMARKT

Zur Zeit steht einem ständig wachsenden Angebot, das den Bücherliebhaber mit einer Unmasse von Katalogen überschwemmt, eine schnell ermattende Nachfrage gegenüber. Allen ökonomischen Gesetzen nach müßten infolgedessen die Preise immer weiter sinken. Statt dessen begannen sie in den letzten Wochen zur Überraschung aller Beteiligten wieder anzuziehen.

Eine weitere eigentümliche Erscheinung: Berlin scheint wirklich ganz wider Erwarten wie London und Paris Mittelpunkt des Kunstmarktes des ganzen Landes werden zu wollen. Während in der Inflationszeit sich gewisse Dezentralisationsneigungen geltend machten, schlagen zurzeit die meisten Auktionen außerhalb Berlins fehl, bringen wenige Käufer und geringen Ertrag, indessen Berlin noch zu wirtschaften vermag. So haben gleichzeitig mit den letzten großen Berliner Bücherauktionen, die eine Befestigung der Preise zum Resultat hatten, in Hamburg und München Bücherauktionen mit völligem Fehlschlag stattgefunden.

Über die große Boernerauktion in Leipzig vom 13.—15. November wurde bereits kurz berichtet. Die in der Qualität sehr gemischten Handzeichnungen wurden schwach bezahlt, die Kupferstiche gut. Aber diese guten Preise hatten ihr Besonderes. Wenn z. B. der Engländer Colnaghi für die niederländische Biblia Pauperum von 1465 21 000 M. bezahlte, so konnte er diese Summe leichten Herzens anlegen, da er selbst die Bibel zur Versteigerung auf die Auktion gegeben hatte. Und so soll es mit einer ganzen Reihe von andern der wichtigsten Stücke gewesen sein. Das ist immerhin ein zweifelhaftes Verfahren, gute Auktionsresultate zu erzielen, und es wäre doch zu erörtern, ob nicht in solchen Fällen die Auktionsfirma, anstatt mit einem für den Zeitungsbericht vorteilhaften englischen Käufer aufzuwarten, ehrlich und reell mit dem Wörtchen „zurückgekauft" operieren sollte!

An sich kann man es den größeren, mit hohen Spesen belasteten Auktionshäusern nicht verargen, wenn sie den Markt zu heben suchen (bloß über die Wahl der Mittel läßt sich streiten). Denn selbst diejenigen Firmen, die über einen verhältnismäßig guten Jahresverkauf verfügen, werden glücklich sein, wenn der Jahresabschluß Null gegen Null aufgeht und ohne Verluste für sie schließt. Spesen, Herstellung der Kataloge, Propagandakosten usw. haben so ziemlich den Ertrag der Auktionen aufgezehrt, und da bei der vollkommenen Lahmlegung des Weltmarktes — selbst Amerika wirft zurzeit alle irgendwie loszuwerdende Kunstware nach Europa zurück — das große internationale Geschäft sich nicht im Gefolge der Auktionen einstellte, wird dieser ganze krampfhafte und heftige Betrieb eigentlich nur gemacht, um sich beim allgemeinen Schwanken im Gleichgewicht zu halten. Je länger das Schwanken, desto heftiger die Gebärden. Erst wenn es vorüber ist, wird man genau sehen können, wer überhaupt noch stehen geblieben ist.

Preise von Handzeichnungen bei Boerner:

Callot, Schöne Federzeichnung	=	M. 240.—
Chodowiecki, Albumblatt	=	„ 900.—
Guardi, Große Komposition	=	„ 3400.—
Fragonard, Parklandschaft	=	„ 2100.—
(Überall steigende Begehrlichkeit nach 18. Jahrh.)		
Van Gogh, Frühe Zeichnung	=	M. 850.—
Max Klinger, Die Chaussee	=	„ 1000.—
Käte Kollwitz, Skizze	=	„ 70.—
Gabriel Max, Seherin von Prevorst	=	„ 550.—

Alte Gemälde bei Christie-London am 21. November:

(Preise in Guineen):

Gainsborough, Bildnis Mrs. Carr	=	1100.—
Greuze, Knabenbildnis	=	900.—
J. H. Tischbein, Damenbildnis 1793	=	520.—
W. Maris, An der Tränke	=	110.—
G. Michel, Flußszene	=	230.—
Leighton, Kleine Fatime	=	80.—
Landseer, Zuneigung	=	11.—

Sammlung Leclanche im November bei Drouot in Paris:

Pissaro, Spezereistraße in Rouen 1898	=	Frcs. 83 000.—
Sisley, Orvannebrücke in Moret	=	„ 79 000.—
(Beide Preise doppelte Schätzung)		
Monet, Etretat	=	„ 61 000.—
M. Cassatt, Zwei Bilder	=	Frcs. 25 000 u. 18 000.—
Toulouse—Lautrec, Moulin rouge	=	Frcs. 15 500.—

Sammlung Davidsohn bei Perl-Berlin, 27.—28. November, Miniaturen:

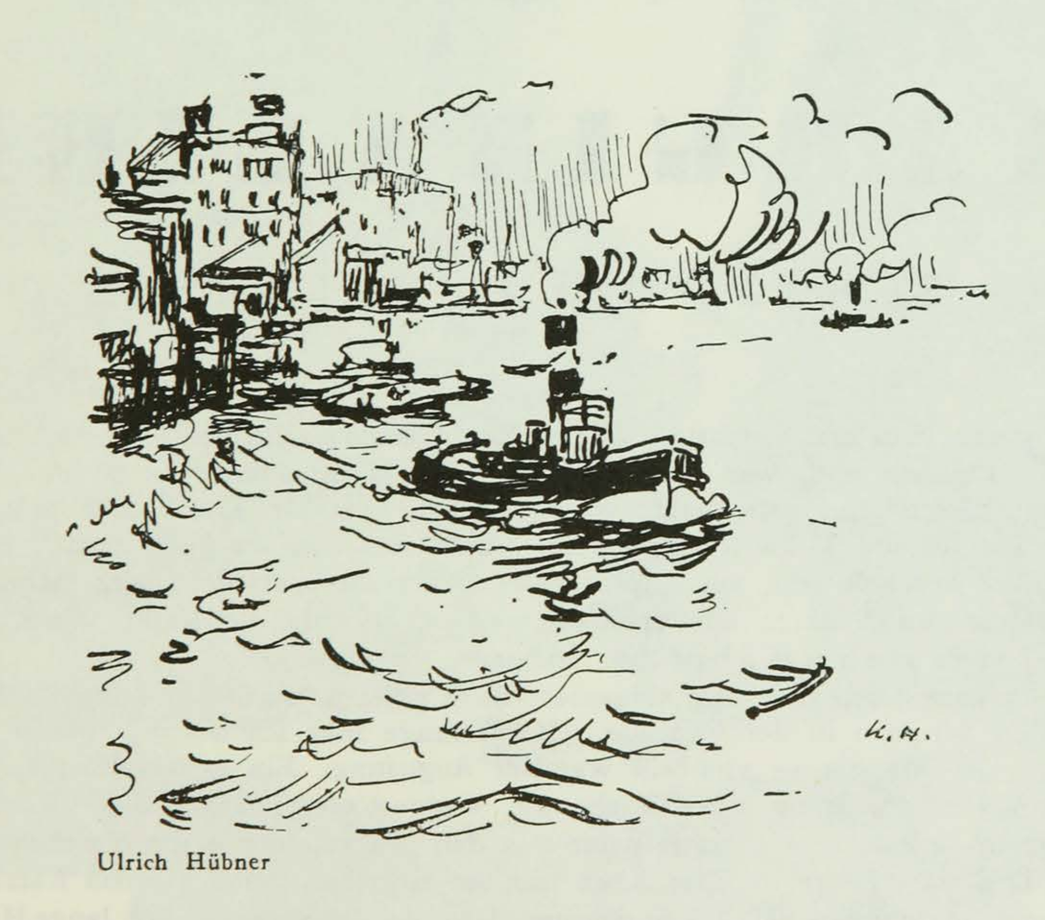
Saint, Josephine Beauharnais	=	M. 1300.—
Sene, Herr mit gepudertem Haar	=	„ 950.—
(Naiv geringe Preise)		
Parant, Hortense von Holland mit ihren Söhnen	=	„ 3900.—
Isabey, Junge Frau	=	„ 3200.—
Petitot, Golddose mit Bildnis Galitzin	=	„ 2400.—
Daffinger, Prinzessin Sayn-Wittgenstein (ziemlich schwach)	=	„ 3600.—
Kriehuber, Fürst Metternich	=	„ 1500.—

Bücher bei Graupe-Berlin, Auktionen Manheimer und Rosenberg, November und Dezember:

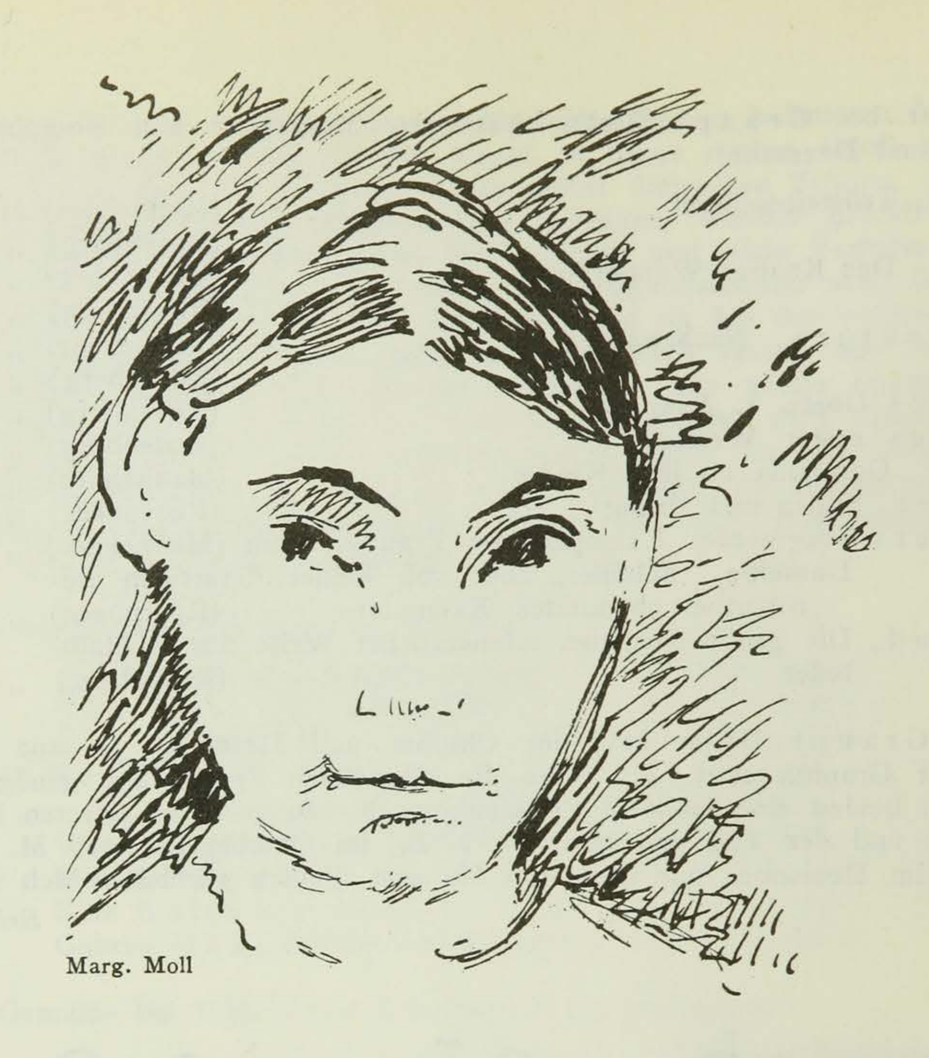
Arnim, Trösteinsamkeit	(Manheimer)	M.	500.—
	(Rosenberg)	„	650.—
„ Des Knaben Wunderhorn	(Manheimer)	„	380.—
	(Rosenberg)	„	530.—
Bonaventura, Nachtwachen	(Manheimer)	„	380.—
	(Rosenberg)	„	500.—
Goethes Goetz, 1. Ausgabe	(Rosenberg)	„	1400.—
Goethes erster Werther	(Rosenberg)	„	455.—
Kleist, Germania an ihre Kinder	(Manheimer)	„	660.—
Klinger, Sturm und Drang	(Rosenberg)	„	530.—
Lavaters Fragmente. Exemplar der Frau v. Stein	(Manheimer)	„	2000.—
Dasselbe. Schönes, aber von keiner derartigen Berühmtheit benutztes Exemplar	(Rosenberg)	„	1250.—
Wieland, Die große Ausgabe, schmerzlicher Weise nur in Halbleder	(Rosenberg)	„	2750.—

Bei Graupe-Berlin fand im Oktober und Dezember je eine Auktion moderner Graphik statt. Es möge die allgemeine Feststellung genügen, daß zwischen beiden eine lebhafte Preissenkung bis zu 50 % eingetreten ist. Das Mädchen und der Tod von Munch z. B., im Oktober mit 280 M. bezahlt, brachte im Dezember nur noch 170 M., und ähnlich verhielten sich fast alle Preise.

Brieger.



Ulrich Hübner


Marg. Moll

MARGINALIEN

EIN TAG BEI HENRI FABRE

Von

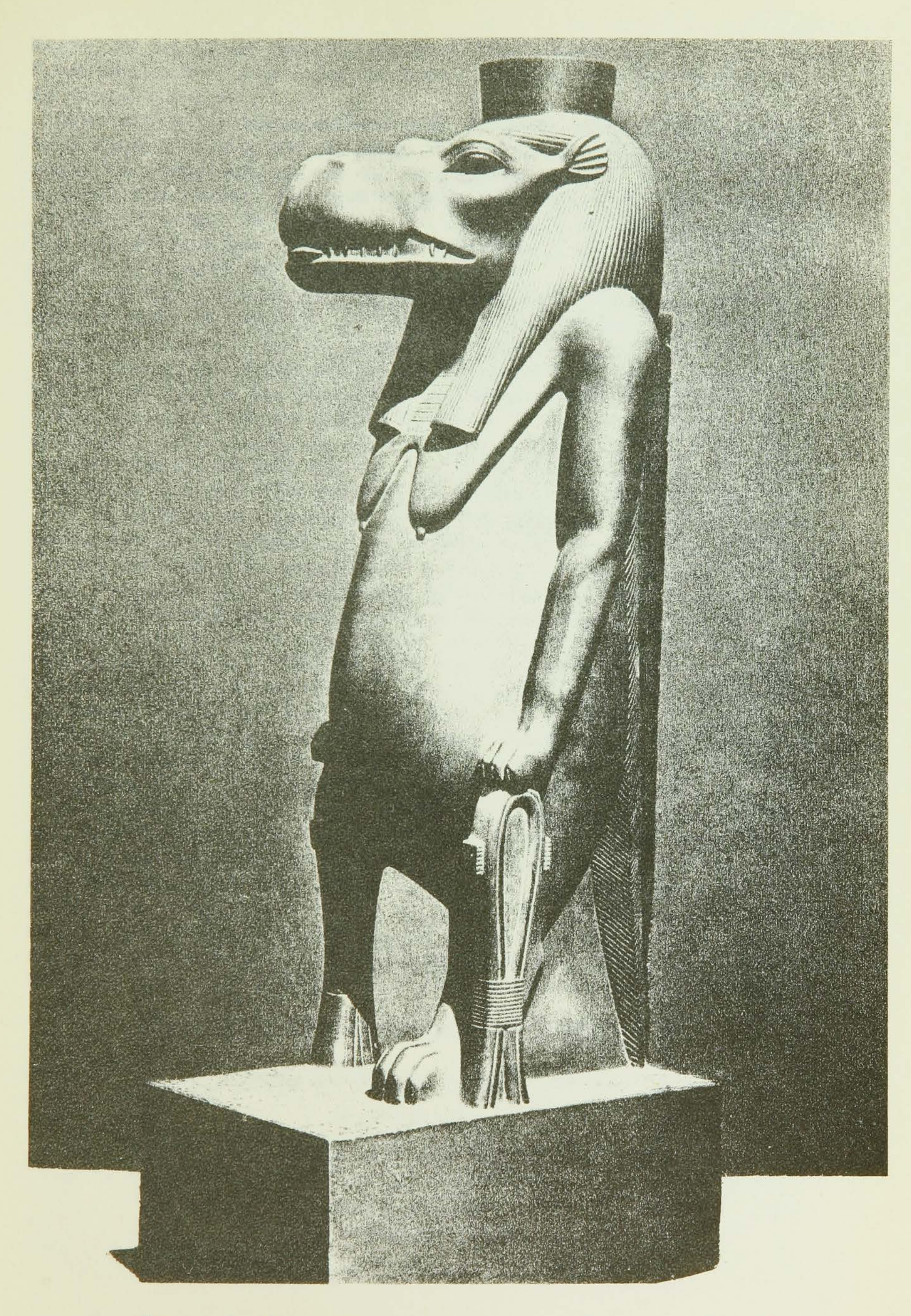
HANNS HEINZ EWERS)*

Wenn man den Gelehrten unserer Zeit Glauben schenken will, so sind die Ameisen und, was das anbetrifft, alle Tiere äußerst blöde und langweilige Geschöpfe. Die heiße Wißbegier, die uns als Kinder der prächtige Brehm für die Tierwelt einpflanzte, würde uns von der Wissenschaft längst gründlich verekelt sein, wenn nicht gelegentlich ein paar nicht wissenschaftlich verbildete Autodidakten uns erzählen wollten, wie sie die Natur sahen. Der alte Jules Henri Fabre war so einer.

— Nie will ich den Tag vergessen, da ich ihn aufsuchte in seinem Gartenheim in Sérignan in der Vaucluse. Von Orange fuhr ich hin, mit Marie Laurencin, der Malerin — glühheiß war der Augusttag. Ein gelbes Kätzchen lag in den Hecken, kaum eine Woche alt, weggeworfen, hungernd — kaum zu wimmern vermochte es. Marie nahm's in den Wagen, trug es im Taschentuche. Und ihre erste Frage bei dem Alten war um ein wenig Milch für das Kätzchen.

Im Fahrstuhl saß der Achtzigjährige. Ganz in Schwarz, nur der lange Hemd-

*) Hanns Heinz Ewers hat nach langjährigen Studien und Versuchen ein Buch über „Ameisen" geschrieben, das vor kurzem bei Georg Müller, München, erschienen ist. Es ist ein wissenschaftliches Buch — gegen die offizielle Wissenschaft. Das Werk ist von einer Reihe persönlicher Erlebnisse und Geschichten unterbrochen, von denen wir eine Probe hier wiedergeben.



Statue der Göttin Toëris aus schwarzem Stein. Aus Theben.

Aus dem in Kürze erscheinenden Bande der Propyläen-Kunstgeschichte „Der Alte Orient"
von Heinrich Schäfer und Walter Andrae

kragen fiel schneeweiß über die Schultern. Frisch rasiert war er — uns zu Ehren vermutlich —, noch deckte der Puder sein Gesicht. Wie ein alter, sterbender Pierrot sah er aus.

Sehr schwarz die Augen und sehr groß. Unendlich gütige Augen, unendlich kluge Augen — Augen, die ein langes Menschenleben lang tief in alle Natur sahen. Ein wenig lustig — und ein wenig traurig zugleich.

Dieser Mann wußte: Nun muß ich bald gehn. Monate noch und vielleicht ein Jahr. Ein Jahr im Rollstuhl — da kann man nicht viel mehr arbeiten. Nun muß ich bald gehn — und es gibt noch soviel zu sehn überall in Gottesnatur — so unendlich viel zu sehn gibt es noch.

Der alte Zauberer nahm unser Kätzchen auf die Knie. Milch ließ er kommen, lauwarm mußte sie sein und mit Wasser gemischt. Der kannte sich aus mit allen Tieren ringsum — und mit kleinen, verhungerten Kätzchen auch — —

Ein ganz großer Weiser war er, der alte Fabre. Die exakte Wissenschaft lehnt ihn ab. Nie hat ihm die Akademie der Wissenschaften in Paris einen ihrer großen Vierzigtausendfrankenpreise verliehen; ja, als sie 1913 sechs neue Sitze zu vergeben hatte, zog sie es vor, statt Henri J. Fabre, der den Ruhm französischer Wissenschaft über die Erde trug, sechs Nullen zu wählen. Warum? Weil Fabres Gedanken nicht mit denen der ‚Exakten‘ übereinstimmten und weil er — zu *literarisch* sei. Das heißt: weil er *schreiben,* sich verständlich machen konnte, was die Wissenschaft eben nicht kann. Daß die Weinbäuerinnen der Vaucluse den Weisen für einen armen Narren hielten, weil er tagsüber in irgendeinem Graben auf dem Bauch lag, um Ungeziefer anzustarren — das ist begreiflich. Daß die Feldhüter ihn hie und da für einen Strolch nahmen und verhafteten — ist nicht weniger verständlich. Aber daß die Pariser Akademie sich weigerte, den größten Weisen des Landes zum Mitgliede zu machen, weil er ein ‚Künstler‘ sei und kein Gelehrter — das mag verstehn, wer will. Ein halbes Jahrhundert arbeitete er für die Wissenschaft; kein geringerer als Darwin begrüßte mit Begeisterung seine ersten Arbeiten. Heute hat man ihm schon drei Denkmäler gesetzt; heute ist die ganze Welt von seinem Ruhme voll. Aber vor zehn Jahren noch lehnte Paris ihn ab — weil er nur ein — ‚Künstler‘ sei!

Und genau so lehnt die ‚Exakte‘ in Deutschland den prächtigen alten Brehm ab. Brehm schrieb ein reines, mustergültiges Deutsch — schon darum haßte ihn die Wissenschaft, die nur ein widerlich verquollenes Kauderwelsch zu stammeln fähig ist. Dann aber: anthropomorph sah er die Tiere! Da rümpft die ‚Exakte‘ ihre verschnupfte Nase und sagt verächtlich: ‚Dilettantische Popularisatoren!‘ Sie hat nicht eher Ruhe gegeben, bis sie — in der letzten Auflage — den prächtigen Brehm ‚entpopularisierte‘ und damit dem „Tierleben“ all seinen Reiz nahm. Nur keine *Geschichten,* nur keine *Märchen* in der Naturgeschichte!



AUS DEM KUNSTLEBEN DER DONAUSTADT

1.

Im Heim des Lieblings der Wienerinnen.

Niemals wohl noch war die Überschrift „Wiener Porträts“, welche über dieser Artikelserie zu stehen pflegt, so berechtigt wie heute. Ist doch Fritz Werner nicht nur der Liebling aller Wiener und Wienerinnen, sondern er stellt selbst gleichsam mit seiner lustigen Gemütlichkeit, seiner ewig guten Laune, seinem weichen, stets hilfsbereiten Herzen und last not least mit seinen ebenso witzigen, wie schlagenden Aussprüchen so recht den Typus des „Wieners“ vor und kann schließlich mit Stolz auf seine Vorfahren hinweisen, die alle angesehene Wiener Bürger waren, war doch Fritz Werners Vater durch mehr als dreißig Jahre Armenrat der Stadt Wien. Mit vollem Recht also sprechen alle Wiener und Wienerinnen immer nur von „unserem Fritz!“ . . .

Ich bin eigentlich ein Feind von „Herreninterviews“; bei Künstlerinnen nämlich hat man als Ergänzung des Artikelhonorars noch das Vergnügen, eine Stunde lang einer schönen Frau gegenüber zu sitzen, man kann ihr Komplimente machen (wenn sie uns nicht früher hinauswirft) usw., *alles Dinge, die man bei Männern oft schmerzlich vermißt.* Mein Besuch bei Fritz Werner aber hat mich auch mit diesen „Männerinterviews“ vollständig versöhnt, denn *erstens hat der lustige Fritzl einen ausgezeichneten Schnaps* und ausgezeichnete Zigaretten, und zweitens findet man in dem Heim Werners eine solch' unglaubliche Fülle von interessanten Erinnerungen und Schätzen, daß einem die Zeit wie im Fluge verrinnt und man sich nach zwei Stunden schweren Herzens von diesem prächtigen kleinen Museum und dem lustigen Hausherrn, der uns durch seine humoristischen Erklärungen und Erläuterungen nicht aus dem Lachen herauskommen läßt, trennen kann . . .

Wissen Sie im übrigen, liebe Leserin und lieber Leser, daß Ihr Fritzl — Kammersänger ist? Auf meine erstaunte Frage, als ich das an der Wand hängende Erkennungsdekret bemerkte, warum der Künstler von diesem Titel keinen Gebrauch mache, meinte er lächelnd: „Schauen S', mir widerstrebt es so, von mir und meiner Person einen großen Tamtam zu machen und dann glaub' ich, daß den Wienern der Fritz Werner auch so g'fallt, wenn er auch am Programm nicht als der Herr Kammersänger steht . . . Sehen S', das da hier ist etwas, worauf ich wirklich stolz bin“, sagt Werner und zeigt mir die Photographien von Puccini, Caruso, Grünfeld, Heuberger, d'Albert, Paul Lindau, Bellincioni usw., die alle mit eigenhändigen, für den Künstler überaus schmeichelhaften Widmungen versehen sind. Es ist leider unmöglich, alles, wenngleich es noch so interessant ist, hier anzuführen, und so sei nur wiedergegeben, was die berühmte Clara Ziegler „ihrem“ Fritzl schrieb:

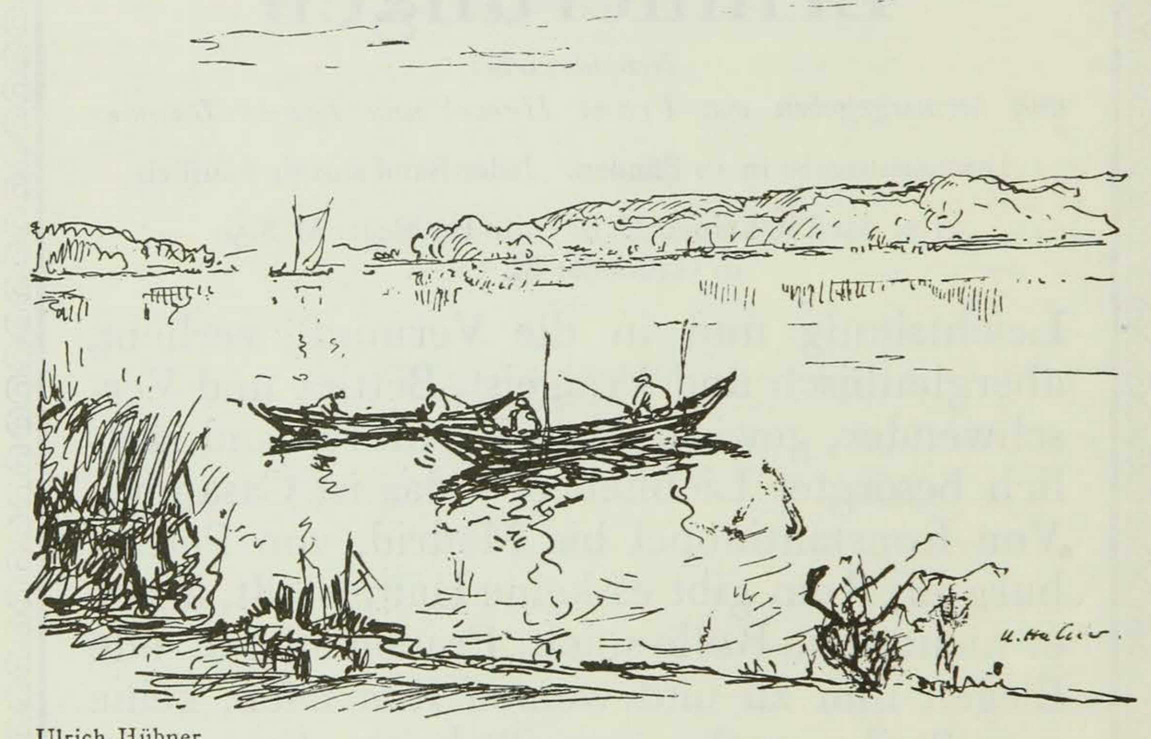
Ernst, im tragischen Ton, verkündet Melpomene Trauer,
Scherzenden Mutwillens erfreut sich dagegen die heitere Thalia.
Der ersteren zu folgen, gebot mir mein Schicksal,
Thalia rief dich, die Welt zu erfreuen.
In herzlicher Bewunderung Clara Ziegler.

Über sich selbst will Fritz Werner nicht sprechen: „Schauen S', ich bin doch gar nicht interessant; wissen S', wer interessant ist? Mein Garderobier! Der war nämlich — Leibkammerdiener vom Kaiser Franz Josef, der könnt' Ihnen was erzählen. Der is im übrigen trotz seiner 63 Jahre noch gut zum brauchen; er ist nämlich mein Faktotum, mein Mädchen für alles, er kann alles, weiß alles, macht alles und betätigt sich, trotzdem er keine Flügerln hat, sogar als ‚Liebesbote', und da hat er bei mir hin und wieder hübsch viel zu tun . . .“

Und während Werner lachend in die Rolle des Grafen Gombhaty verfällt, die er allabendlich im Stadttheater unter dem brausenden Gelächter — es ist oft schon mehr ein Lachsturm, ob der unvergleichlichen Komik des Künstlers —

des Publikums spielt, und scherzend zitiert: „Wenn auch Haar schon bissel emailliert is, Herz is noch jung wie ungorisches Kavalleriepferd“, *zieht er vier bis fünf Spielwerke auf, die in den Bildern an den Wänden verborgen sind, und horcht ein wenig träumerisch den zarten Klängen.* Er ist nur glücklich, wenn er Musik um sich hat ...

Dieses Bedürfnis nach Musik muß natürlich beim lustigen Fritzl auch zu übermütigen Scherzen herhalten, und so kann ich ein indiskretes Geheimnis verraten: Fritz Werner hat — ein musikalisches Badezimmer. In jedem Badezimmer gibt es bekanntlich noch einen Einrichtungsgegenstand, der nicht zum Baden dient. *Nimmt man nun in Werners Badezimmer auf diesem Einrichtungsgegenstand Platz, so ertönt prompt ein Musikwerk, und auch ein kleines, ähnlichen Zwecken dienendes Geschirr läßt, wenn man es in die Hand nimmt, lustige Weisen hören. Das sind so recht Einfälle des tollen, lustigen, übermütigen Fritzls ...*



Ulrich Hübner

„Wissen Sie schon von dem freudigen Familienereignis in meinem Haus?“ fragt ‚Fritzl‘, und über mein — nicht gerade geistreiches Gesicht herzlich lachend, führt er mich in sein Schlafzimmer zu dem Käfig seines Kanarienvögelchens, das eben vor einigen Stunden ein kleines Junges ausgebrütet hat. „Das ist schon das zweite Ei meines Lieblings,“ erzählt er, „aber das erste hat der Rabenvater zerschlagen und aufgefressen. Eine Dame hat mich dann nach dem Muster des Films: Wie sag' ich es meinem Kinde? „aufgeklärt“, und beim zweiten Ei hab' ich den Vater streng separiert und vor einigen Stunden ist nun das Kleine aus dem Ei geschlüpft.“ Und liebevoll betrachtet Fritz Werner das kleine Nestchen und holt einige Mehlwürmer, die er selbst für seinen Kanarienvogel und seine japanische Nachtigall züchtet, um seinen Lieblingen den Leckerbissen zu reichen. Und wieder ganz ernst und nachdenklich meint er: „Es gibt doch nichts Schöneres auf der Welt, als so ein kleines Mutterglück beobachten zu können ...“

Fritz Werner ist eben nicht nur der heitere Spaßmacher, er ist auch der Besitzer eines tiefempfindenden, echten, rechten, goldenen Wienerherzens ...

(Neues Montagsblatt.)

2.

Ein Unfall des Schauspielers Feldhammer.

Der Schauspieler Herr Jakob Feldhammer hat gestern einen Unfall erlitten, erfreulicherweise ohne ernste Folgen. Auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters wurde Fuldas Lustspiel „Die Zwillingsschwester" — bekanntlich die nächste Novität dieses Schauspielhauses — probiert. Feldhammer, der Träger der männlichen Hauptrolle, stürzte in der Aufregung des Spieles über einen auf der Szene befindlichen Sessel und fiel zu Boden. Es kommt bei Feldhammer sehr selten vor, daß er auf der Bühne Krach macht . . . Gestern hat er bei dem Zusammenstoße mit einem — Sessel blaue Flecken davongetragen. Tapfer verbiß er den Schmerz und probierte weiter. Dann wankte er, auf einen Stock gestützt, heimwärts.

Neues Wiener Extrablatt.

Eingesandt: F. Th. Csokor (Wien).



Ulrich Hübner

Nachdenklichkeiten.

Von *Richard von Schaukal.*

Eine Hand wäscht die andre, und sie bleiben beide schmutzig.

*

Snobismus lebt vom Verrat des Angestammten.

*

Man ist niemals zufriedener mit sich, als wenn einem eine Bosheit gelungen ist.

*

Ohne Spiegel wüßte man nicht, wie scheußlich die andern sein können.

*

Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, was du für ein Esel bist.

*

Wer die Zweideutigkeit nicht ehrt, ist der Eindeutigkeit nicht wert.

Wenn einer einem etwas Wichtiges mitzuteilen hat, handelt es sich immer um eine Belästigung.

*

Beileid ist der unumgängliche Ausdruck der Teilnahmslosigkeit.

*

Gesellschaft nennt sich, was sich das Talent zutraut, Neid zu erregen.

*

Wer wagt, verliert, was er gewonnen hat.

*

Ein Feuilletonist ist ein Mann, der, weil ihm nichts einfällt, daraus ein Feuilleton macht.

*

Es gibt viele anständige Leute, die es sich selbst nicht zutrauen würden, wozu sie fähig sind.

*

Gott hat die Welt in sieben Tagen erschaffen, und der Mensch hat darauf den Wochenkalender errichtet.

*

Wer einen Brief geschrieben hat, braucht ihn nicht auch noch abzuschicken.

*

Nur wer sich langweilt, ist neugierig. Darauf beruht der blühende Geschäftszweig der öden Unterhaltung.

*

Wenn zwei Literaten miteinander ein Thema erörtern, hört immer einer nicht zu.

*

Eine Beleidigungsklage und zwei Antworten.

Um es kurz zu sagen, einer klagt und hat recht, und der andere wird verklagt und verurteilt und hat auch recht, bloß die Schichten, in denen sie recht haben, sind verschieden.

Tischlermeister K. ist vom Tischlermeister B. wegen Beleidigung verklagt worden. Es handelte sich um einen Ochsen, welcher zu sein Tischlermeister B. von Tischlermeister K. erklärt worden sein soll; ob der Ochse blödsinnig oder verrückt war, sollte erst die Beweisaufnahme ergeben.

Tischlermeister K., gebürtiger Berliner, 50 Jahre alt, befand sich bis zum Ende des Zeitalters, d. h. bis 1914 in behäbigen Verhältnissen, er hatte vier Zimmer und eine gut gehende Möbeltischlerei. Er arbeitete, sparte und schaffte sich dies und das an. Dann kam der Krieg, der Laden wurde geschlossen und K. kehrte nervenkrank heim. Inzwischen hatten sich in demselben Hause vier andere Tischler zusammengetan, das Grundstück erworben und eine Genossenschaftstischlerei errichtet. Der Zurückgebliebene haßte die Vorwärtsgekommenen. Man ärgerte sich gegenseitig möglichst viel. Nun stehen sie vor Gericht. Der Kläger mit seinem Rechtsbeistand und seinen Kompagnons, der Verklagte nur mit dem Glauben an sein gutes Recht im Bunde. Ein Vergleich wird verworfen. Der verkniffene Kläger besteht nicht gerade auf seinem Schein, aber er will ein Urteil haben von unserm Vater, dem Staat, ein schön formuliertes, verurteilendes Urteil. Im Winter war Schnee gefallen, durch die Kellerluke troff das Wasser in den Keller auf das Holz, das dort trocknen mußte. K. ließ ihn wegschaffen. Der Lehrling der andern fegt ihn wieder hin. Da stürzt K. wütend heraus. Backpfeifen werden angedroht. Der Lehrling stürzt zu seinem Meister Herrn B., und dieser wirft nun seinerseits Schnee an die Kellerluke, an die Kellerluke, unter der das Holz trocknen soll. Daraufhin soll der Verklagte in der Verbrämung blödsinnig oder verrückt das Wort Ochse ausgesprochen haben. „Ich habe höchstens gesagt, ist das nicht ein ochsenmäßiges Benehmen?" verteidigt er sich. Der Richter, nur verpflichtet, die formale Beleidigung festzustellen, hakt ein, der Ochse ist nun festgenagelt und der Verklagte, also der, der das Benehmen ochsenmäßig genannt hatte, wird zu 30 M. Geldstrafe verurteilt und verläßt, ein zweiter Michael Kohlhaas, verzweifelnd an der Gerechtigkeit dieser Welt, den irdischen Gerichtssaal.

*

Oft erlebe ich und manchmal wird mir das Erleben zum Entzücken, daß ich meinen lieben Nächsten, die ich wiederum „prinzipiell" zu lieben doch erzogen worden, mißfalle — eben vielleicht — weil ich so sonderbar erzogen.

„Sie sind ein Ochse", apostrophiert mich einer aus dem Geschlecht der Gottentstammten.

„Sie haben recht", antwortete ich. „Gestatten Sie nur, daß ich hierzu Stellung nehme und Aesop, den Fabeldichter, der die Tiere liebte und die Menschen meinte, kurz auf einen Augenblick zitiere."

„Eine Mücke", sagt Aesop, „saß auf dem Horne eines Ochsen und summte. Sagte die Mücke zu dem Ochsen: ‚wenn ich dir den Nacken beschwere, werde ich fortfliegen.' Antwortete der Ochse: ‚Weder als du kamst, hab' ich es bemerkt, noch wenn du bleibst, wird es mir irgend etwas tun.'"

„Mein Herr", sagte ich verbindlich lächelnd, „ich bin der Ochse."

*

„Sie sind ein Affe", sagte mir ein anderer auch einmal.

„Sollte das möglich sein", antwortete ich von ganzem Herzen: „Darwin, wenn ich mich recht entsinne, meinte, wir stammten alle aus dieser Gattung ab!? Erraten Sie, mein Herr: Einer von uns blieb auf der Stufe stehen, der andere aber entwickelt sich weiter?" *J. v. Lücken.*

Richard Beckers, G. m. b. H., Braunschweig, Lager fertiger Türen und Fenster.

Braunschweig, Frankfurter Str. 38.

P. P.

Am 1. Dezember 1924 sieht unsere Firma auf ihr 30 jähriges Bestehen zurück. Dem unvergeßlichen Gründer unseres Hauses, Herrn Richard Beckers, und unserer ebenso unvergeßlichen Erhalterin der Firma während der schweren Kriegs- und Nachkriegszeit, Frau Helene Beckers, geb. Funcke, ist es leider nicht mehr vergönnt, an diesem Tage in unserer Mitte zu weilen. Nur ein stiller Gruß und *frische Rosen* der Dankbarkeit *auf den Grabhügeln* werden davon Zeugnis ablegen, daß das Werk und der Geist fortbestehen.

Anläßlich dieses Tages haben wir uns entschlossen, unseren treuen Geschäftsfreunden für alle Lageraufträge, die in der Zeit vom 25. Juni bis 5. Juli a. c. eingehen, einen Sonderrabatt von 15%, *auf Waggonladungen von 25% einzuräumen,* um nach 30 jähriger Tätigkeit das alte Band noch fester zu knüpfen.

In der Hoffnung, daß Sie unserem Hause auch in Zukunft Ihr Wohlwollen beweisen, zeichnen wir

Richard Beckers, G. m. b. H.

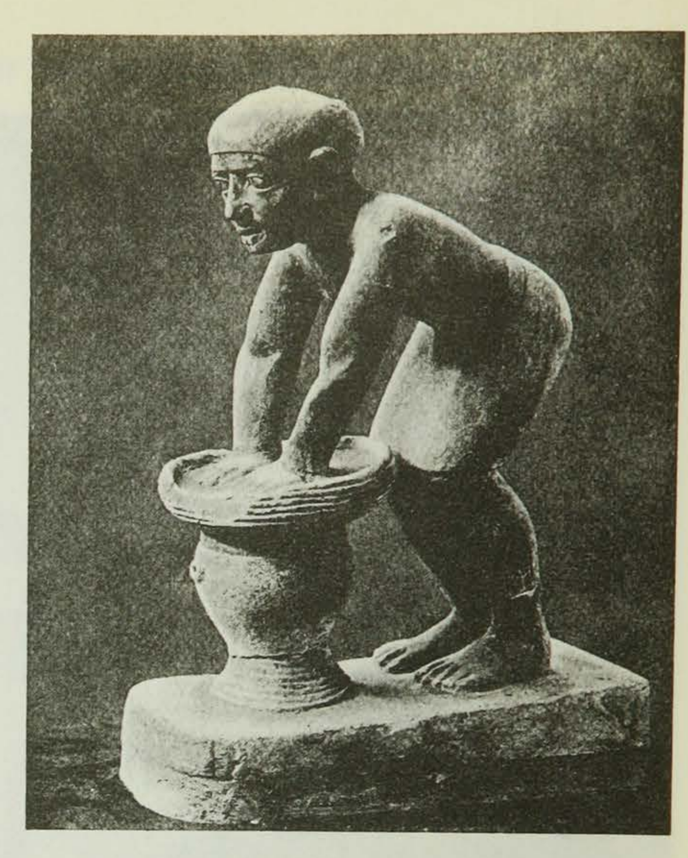


Holzfiguren des Königs Sesostris I. aus einem Grabe bei Lischt

Aus dem in Kürze erscheinenden Bande der Propyläen-Kunstgeschichte „Der Alte Orient"
von Heinrich Schäfer und Walter Andrae



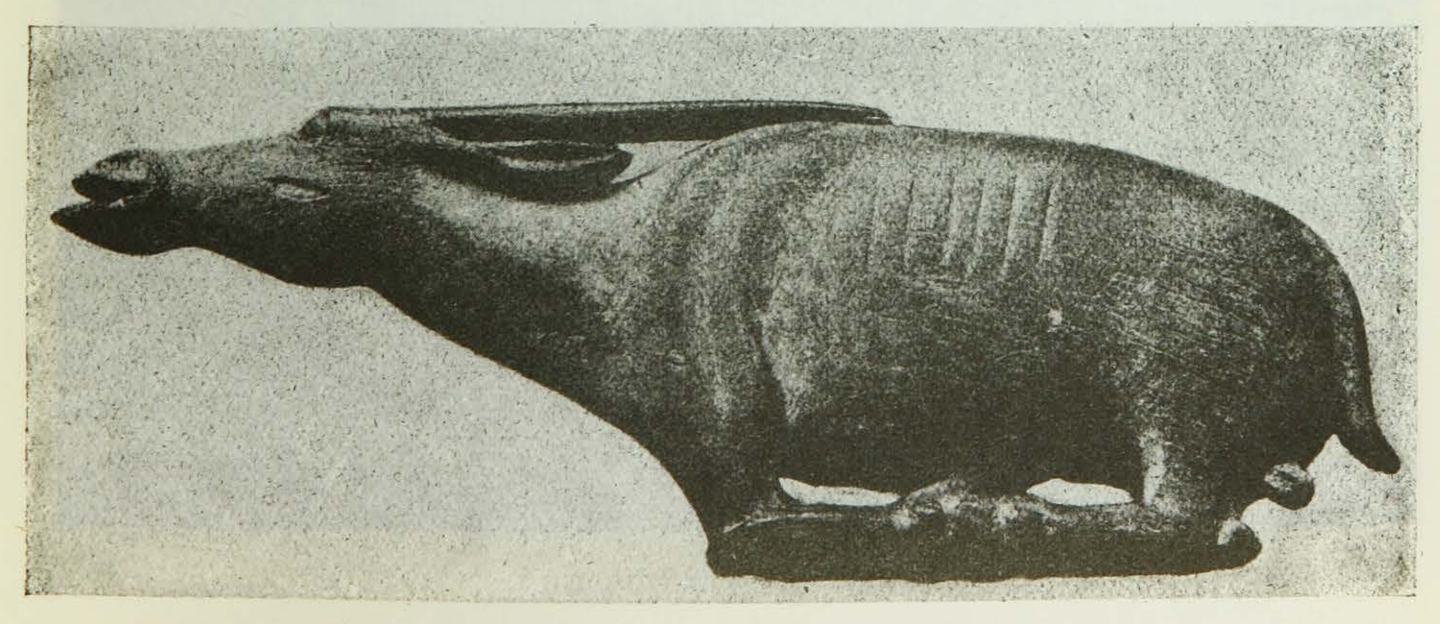
Kalksteinfigur eines Zwerges



Kalksteinfigur eines Bier brauenden Dieners

Wandmalerei in einem Grabe bei Benihasan

Trauernde von einem Leichenzugrelief aus Memphis



Hölzerne Salbschale in Form einer gefesselten Antilope



Felsgrab Ses Eje in El Amarna

Aus dem in Kürze erscheinenden Bande der Propyläen-Kunstgeschichte „Der Alte Orient"
von Heinrich Schäfer und Walter Andrae

LANDHAUS
RICHARD STRAUSS

GARMISCH 11. 6. 24

Lieber Herr Ibach!

Während meines letzten Aufenthaltes in Berlin besichtigte ich Ihr Haus und sah und spielte Ihre neueste Schöpfung, ein Patenkind, den Richard Strauss Flügel. Ich spreche Ihnen meine vollste Anerkennung aus und freue mich aufrichtig, daß dieser Flügel, der meinen Namen trägt, ein so wunderbares Kunstwerk geworden ist und ganz der Tradition Ihres Hauses entspricht.

Mit freundschaftlichem Gruß

Ihr

Richard Strauss.

FLÜGEL IBACH PIANINOS
BARMEN / CÖLN / DÜSSELDORF / LONDON / BERLIN
NEUER WEG 38-40 27 STEGLITZER STR.

Subjektive Städte

In Basel taten mir die Zähne weh
und ich hielt minutenlang kaltes Bier im Mund,
damit der Schmerz vergeh'.
In Karlsruhe war ich gesund,
aber aus Geldmangel schlief ich in einer öffentlichen Anlage auf einer Bank.
In Nürnberg war ich krank
und trank
Zitrone naturell durch ein langes Rohr von Stroh.
In Hamburg hatt' ich ein Furunkel am Popo,
in Dresden ebenso.
In Straßburg schlief ich in einem falschen Bett,
In Frankfurt vergaß ich das silberne Zigarettenetui auf dem Klosett.
In Magdeburg blieb ich die Miete schuldig und ließ als Pfand
einen Reisekoffer in der Wirtin Hand.
In Heidelberg war ich nur drei Stunden,
In Köln hab' ich den Dom nicht gefunden.
In Freiburg hab' ich die Uhr und in Lübeck die Kette versetzt.
In Naumburg habe ich vor dem Rathaus den Anstand und die gute Sitte verletzt.
In Berlin hatte ich keine Zeit.
In München ist die Ludwigstraße viel zu breit,
und in Salzburg hatte ich mit einem Oberkellner Streit.
In Würzburg war ich sehr besoffen,
in Wien habe ich Arthur Rebner getroffen — —
Nun will ich nur noch auf Wanne bei Bochum hoffen.

Hellmuth Krüger.

Närrische Patente.

Das leuchtende Damenstrumpfband. Ein sonderbares Patent ist das deutsche Reichspatent 362 864. Sein Gegenstand ist ein Damenstrumpfband, auf dem sich in einer Rosette eine Glühbirne befindet, deren Batterie beim Gehen oder Tanzen so federt, daß dadurch die Lampe zum zeitweisen Aufleuchten gebracht werden kann. Durch die Verschiebung eines Kontaktes läßt sich auch ein dauerndes Leuchten der Glühbirne erreichen. Wie viele Damenstrumpfbandfabrikanten bei dem glücklichen Besitzer des Patentes, einem Herrn Victor Schlosser, bereits Lizenzen genommen haben, und wie viele Damen bereits mit derartigen Leuchtstrumpfbändern beglückt worden sind, können wir leider nicht verraten.

Eingesandt: Louis Krause (Friedenau).

An Alle!

Bin 32 Jahre, große, elegante Erscheinung, weltgewandt, in erster gesellschaftlicher und geschäftlicher Position, kurz, in jeder Hinsicht au fait.

Ich sehne mich nach Heirat mit einer jungen Dame mit großer Herzensbildung. Bedingung schlanke große Figur mit modernen Anschauungen und Allüren. Geldheirat ist nicht beabsichtigt, doch sind 100 bis 150 Mille — welche sichergestellt werden — obligatorisch. Vermittler Papierkorb.

Gefl. Zuschriften unter **J. M. 3686 an die Exped. dieses Blattes.**

B. T.

Karl Nierendorf schreibt im Kunstblatt: „Die Kunst als Zimmerschmuck, und sei sie fabelhafte französische ‚peinture', hat ausgespielt, und die Künstler, Sammler und Händler aus Spekulation werden in Lebensmitteln oder Effekten ‚machen'. Alles *Schaffen* aber, sei es Werk oder Sammlung, das einer *Persönlichkeit entstammt, wird weiterleben.*"



Friedländer to Visit America. Geheimrat M. I. Friedlaender, director of the Kaiser Friedrich Museum and the Print Room in Berlin, sailed for a few weeks' trip to the United States. Geheimrat Friedlaender, who visited New York before the war, says that he looks forward with pleasure to visiting public and private galleries and to be able to see and enjoy the important acquisitions which have been made since then. He intends to go to New York, Boston and Philadelphia and study the American methods of museum organization.

The Art News.

Kleine Kunstreise durch Deutschland II.

Von *Otto Brües.*

L e i p z i g. D e r N a p o l e o n s t e i n.

Als der Zug, von Thüringen herkommend, *die Leipziger Bucht erreichte* und dann über die Ebene rollte, *geschah es,* daß über ein Feld zehn Männer dahingingen, Säer, und in einer ungeheuren Front — denn groß erschienen sie auf der Ebene gegen den Himmel — *weit ausholenden Armschwungs die Saat in die braune, harrende Erde streuten.* Dieses Bild — längst war der Zug eine Meile weiter — *konnte und kann ich nicht vergessen;* es ist ein Anblick, in dem, *wie etwa in den Dürerschen Aposteln, Deutsches und Griechisches,* Gehalt und Form, sich wundervoll einen. *Kennt die griechische Plastik einen Sämann?* Ist das nicht ein Stoff, in und an dem wir *unser Eigenstes, Bestes erkennen,* die bauende Kraft? Wo anderseits sah man deutsche, schwere, bärenhafte, täppische Menschen, *so aufgezehrt von Rhythmus, von Tanz?* Nur dann, das lernte ich einsehen, hat *der Deutsche* von Natur *in seinem Leibe Tanz und griechische Wucht,* wenn er *in großer, die Seele erschütternder Haltung steht:* als Bekenner und Apostel, wie auf Dürers Bild, als der St. Georg, der St. Michael der großen Schnitzwerke, *als Holzfäller oder zum Kampf aufbrechender Jüngling,* wie ihn jene Hodlerschen Bilder zeigen, oder als schreitender Sämann, *wie Thoma* u. a. es packten. Bei allen solchen Haltungen ist die *Energie der seelischen Haltung* das Wichtige, *nicht* wie beim Griechen *der nackte Leib.* Aber, weil uns immer der Krampf so nahe ist, suchen wir die südliche Gelöstheit — weil uns die Unform bedroht, die Form.

Ein Bild in Leipzig, *Klingers Wandgemälde in der Aula* der Universität, ist *im Munde aller, die Deutschgriechen zu sein vermeinen.* Man muß es dieser Stadt lassen — sie hat etwas für ihren *trotz allem! größten bildenden Künstler* getan. Sie ließ von Max Klinger zunächst einmal die Köpfe *der beiden großen Sachsen* des letzten Jahrhunderts, Wagners und Nietzsches, ausformen; sie ließ ihn die großen Männer der Universität nachbilden, darunter den feinen, gütigen Kopf des alten Wundt. Sie stellte die Farbbüsten der *Salome und der Kassandra* auf und gab *dem Beethovenwerk seinen Kuppelraum,* sie kaufte einige der besten Bilder für die Galerie, und der Staat bestellte ein großes Wandbild für die Aula der Alma mater.

Es ist oft beschrieben worden. Die linke Hälfte zeigt den Vater *Homer,* wie er, auf einer Felsklippe, *von andächtig lauschenden Männern umgeben, auf das* sonnenüberglänzte, das *weinfarbene Meer blickt,* wo ihm Aphrodite erscheint. Die rechte Hälfte zeigt die wandelnden Philosophen, Plato vor allem, auf den *vom rechten Bildrand her ein kleiner, kaffeebrauner Berserker in goldnen Beinschienen,* Alexander der Große, hinstürmt. Mancherlei ist noch in das Bild hineingepackt; wir sehen die anakreontische Muse, Sokrates, den zahnlückigen Er-

kenntnisskeptiker, eine Pergola, in deren Schatten Klinger oft ausruhte, und endlich einen *Quell,* der das alte: *Alles ist im Fluß!* der griechischen Philosophie nicht gerade gewählt versinnbildlicht. Einzelheiten, die aufsteigende Gestalt der Venus (wiewohl die Leukothea des alten Preller, ebenfalls in Leipzig, glaubhafter schwebt), der Sonnenschein auf den Mittelmeerinseln, die *würdige Gestalt des Plato* und manches andre ist wohl geglückt — aber das Ganze ist und bleibt doch ein historisch-symbolischer Schinken. (So nannte man das früher.) Es trifft wieder ein, daß einen griechischen Stoff wählen, *noch lange nicht ihn im griechischen Geiste formen heißt;* das Ganze ist ein Bildungsprodukt, und was den Griechen Natur war, ist uns schon Kultur. *Etwa zehn solche namenlosen Säer* in der großen Bewegung ihrer Tätigkeit dahinschreiten zu lassen, um die Füße blanke, braune Erde, um Schultern und Haupt breiter, blauer Himmel: das wäre, der Art nach, *Deutschgriechentum* gewesen. Der große tragische Irrtum, die *Hybris* eines ganzen deutschen Jahrhunderts, springt vor uns auf: daß im Stoff, *in der Materie allein* und an sich schon der Gott stecke. Mit welchen Gedankenlasten hat sich dieser Max Klinger herumgeschlagen! Wie groß war sein Wollen! Wie groß sein Können! Und doch war er niemals weniger Grieche und mehr Philologe als in diesem Werke, mit dem er alles, was Hellas für unsere Kultur bedeutet, zwar aufgeschrieben, aber dann nicht im Geiste der Griechen ausgeformt hat. Es ist so, als ob einer den griechischen Wortschatz, die Grammatik und die Syntax völlig beherrsche, ohne doch einen einzigen Satz in dieser Sprache bilden zu können. *Und können wir das überhaupt?*

Ein anderes Zeugnis des Irrtums, Geist und Stoff zu verwechseln, birgt Leipzigs Weichbild, ich meine das *Völkerschlachtdenkmal.* Als ich *vor ihm, in ihm, auf ihm* stand, *hab' ich das nicht bemerkt.* Die geschlossene Wucht der architektonischen Anlage, ihre *glückliche Verschmelzung mit der Plastik,* die schaurige *Größe* der wachehaltenden Soldaten mit den seltsam unbelebten Masken der sterbenden Kameraden, die Breite der in der Galerie kauernden, sinnbildlichen, sitzenden Figuren, die feine Verjüngung der Kuppel mit den Friesen der reitenden Figuren erschienen mir der Ausdruck einer *reinen, monumentalen Gesinnung,* wie sie im Vorkriegsdeutschland allenfalls noch einige technische Baumeister aus den Reihen des Werkbundes beherrschte. Erst, als ich durch die dem Denkmal vorgelagerten Anlagen dahinschlenderte, stieß ich auf einen anderthalb Meter hohen Granitblock, auf dem ein Offizierhut und ein Degen in Bronzeguß befestigt waren; auf der einen Seite stand ein Bibelspruch, auf der andern waren Worte eingemeißelt, die kündeten, an dieser Stelle habe, nach der Schlacht, Napoleon den Rückzug befohlen. Ich muß gestehen, daß, als nun *in einer Lücke der Büsche das Völkerschlachtdenkmal auftauchte,* plastisch in den blauen, abendlichen Schatten, ich mich zuerst nicht recht entscheiden konnte, *ob nun dieser kleine Stein oder das gequaderte Massiv* der endgültige Ausdruck des 18. Oktobers wäre; ob das für die gefallenen Helden bestimmte Mal oder der in

Ritterlichkeit dem großen Gegner geweihte Stein. Bis mir dann die merkwürdige Maske der Sterbenden in der halbdunkeln, schallfangenden Krypta, die Häufung der Gestalten auf jenem Klingerschen Reallexikon der griechischen Kultur in den Sinn kamen. Nun glaube ich, *daß der schlichte Ausdruck der größere ist,* daß der Stein mehr ist als der Steinhaufen, und der edel gebaute bronzene Leib eines echten Plastikers, sagen wir etwa: Albrecht Hallers, mehr Griechentum in sich birgt als das große Wandbild. *Denn auf den Geist kommt es an,* mehr noch auf das Blut. Wenn doch nur tausend unter uns lebende *Male deutscher Art wären,* sie würden das Rad umwerfen und unser *Schiff aus Sumpf und Kolk und Watt in reine, salzige See* steuern.

(Aus: „Von deutscher Art und Kunst.")

Wie deutschen Malern Größenwahn eingeimpft wird. Dr. Wolfradt schreibt im *Cicerone:*

Dix, der zweifellos zu den geschichtebildenden Kräften der Gegenwart gehört, in kunsthistorische Parallele mit Vorfahren zu bringen, kann nur die *Urwüchsigkeit dieses Phänomens* verdecken. Man hat vor seinen Kriegsvisionen sich an Grünewald und an Goya erinnert, — mit Namen wie Baldung Grien und (vor allem hinsichtlich der Bildnisse) Holbein wäre an minder augenfällige, wesentlichere Beziehungen gerührt. Jeder Versuch, Dix geschichtlich einzuordnen, wird auch Toulouse-Lautrec visieren müssen; so weit von dessen hämischer Impression gewiß enormen Stils *ein Dix* doch geschieden bleibt, dessen zynische Elegie nie am Grotesken der Erscheinung haftet, sondern überall die Verzweiflung der Schicksale ermißt, — der im megärisch gemeinen Gesicht noch einen anklagenden Blick getretenen Menschentums entdeckt und *Arm in Arm, Hure und Kriegskrüppel ihr Jahrhundert in die Schranken eines vernichtenden Gerichts fordern läßt.*


B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR, 1851
Sprengel
Schokolade


B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR, 1851
Sprengel
Kakao


B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR. 1851
Sprengel
Pralinen
B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR, 1851



Otto Sohn-Rethel

Von der Romantik zur Gotik.

Ein Beitrag zur Wandervogel-Bewegung.

Von Frau *Maria Groener.*

Es wird so viel darüber hin- und hergeschrieben, -gedacht, -gescholten und -gelobt, was wohl im Grunde der Wandervogel sei? Was er wolle, solle und müsse? Ob er ein Nutzen sei oder ein Schaden? Ob er eine Mission habe und ob sie erfüllt sei oder nicht?

Wenn man darauf antworten will, allein mit dem denkenden Kopfe, so ist solche Antwort bei der Mannigfaltigkeit der Strömungen — und bei der Ungleichartigkeit derer Ziele und Wege schwer, beinahe unmöglich. Aber läßt man auch Herz und Instinkt mitsprechen, wertet man den Wandervogel als Ganzes, und zwar sowohl seiner zeitlichen Ausprägung wie seiner zeitlosen Wesenheit nach, so läßt er sich sehr wohl auf eine Formel bringen und dann aus ihr heraus verstehen und dem Verständnis Zweifelnder und Ablehnender nahebringen: Der Wandervogel ist ein Schritt von der Romantik zur Gotik. Gelingt es uns, zu zeigen, daß dem so ist, und danach, zu erfassen, daß solcher Schritt nötig ist zur germanischen Wiedergeburt, dann wissen wir von da ab, daß der Wandervogel notwendig ist. Und was notwendig ist, ist auch immer gut.

Was ist Romantik? Romantik ist bald die glutigfarbenprächtige, ein wenig schwüle Umkleidung des Liebeserlebnisses und die daraufhin folgende Einsargung dieses Erlebnisses in klösterlicher Entsagung, Landesflucht, Kriegertod, geistiger Umnachtung, Askese und Wehmut („Römische" Romantik), bald die zarthingehauchte, jungfräulich-herbe Darbietung des Liebeserlebens und die ihm folgende kindlich-selig-reine Vereinigung oder still-ergebene Trennung in leisem Verwelken und Verbleichen („Deutsche" Romantik).

In der Romantik ist das Weib die huldreiche, sehnsuchtsvoll gesuchte und heiß umworbene Königin, die Krone und Perle der Schöpfung, die blaue Blume in Fleisch und Blut, die Himmelsgöttin, heruntergeholt auf die sonnenarme Erde. In dem weichen, weiblichen Moll schwingen alle Sphärentöne der Romantik.

Und was ist Gotik? *Gotik ist das Suchen des Mannes nach seinem Selbste ohne den Umweg über das Weib.* Gotik ist himmelanstürmende Kraft und weltenzerbrechender Mannestrotz, Gott in Reinheit, Keuschheit und Zucht sich mit gerecktem Arm und sehniger Faust herunterzureißen aus dem Himmel ins eigene Herz. *Gotik ist das Fliegen und Wandern über alle Zeiten und Räume, um das eigene Selbst sich einzufangen.*

Das Fliegen und das Wandern: der Wandervogel. Um dieses zuchtvollen Strebens willen: allezeit bei den echtesten unter den Wandervögel; der Kampf gegen die Mädchen im Wandervogel. Um dieser Zucht und Reinheit willen: das ritterliche Schonen des Weibes im Mädchen, da, wo es mit dabei ist, ja, noch mehr: das Verneinen des Weibes in ihm. Darum jede Wandervogelehe in Tragik endet, denn sie ist nicht Ehe aus Liebe, und nur solche Ehe *ist* Ehe, sondern Ehe aus Kameradschaft, Ehe um des gleichen Himmelstrebens willen, nicht um deswillen, dazu Ehe gesetzt ist, daß der Mann sich im Sohne suche und das Weib sich im Manne finde.

Nun die Frage: Ist dieser Schritt von der Romantik zur Gotik notwendig?

Ja, damit die germanische Klassik wieder geboren werde.

Romantik ist immer südisch. Am Nur-Südischen verbluten wir. Gotik ist immer nordisch. Am Nur-Nordischen zerdenken wir uns tot. Wir müssen zu der Verschmelzung von Süd und Nord kommen, zu der goldenen Mitte, zu der Vereinigung von schwärmerischer Anbetung und kameradschaftlicher Verbrüderung, dem Weibe gegenüber; zu der Mitte von Zuvielbeachten und Nichtbeachten, zur *Ehe*.

Kein Sprung dahin ist möglich von der Romantik her. Das Weib muß durch das tiefe dunkle Tal der ohnmächtigen Gleichberechtigung hindurch und der Mann hinauf auf den schwindelnden eiskalten Grat der Einsamkeit ohne Weibesgüte, Weibeshilflosigkeit und Weibeslächeln. Wer hindurchfindet durch diese Zwischenstufe, der wird einer der Seltenen, der das Vaterland weiterbringt. So Mann, so Weib.

Und damit diesen wenigen der Weg offen stehe und sie Wurzelboden hätten und Echo und nicht zerbrächen und nicht zertreten würden, darum ist die Wandervogelbewegung da und *muß sie da sein und ist sie notwendig und darum gut.* Ist Stufe unserer germanischen Wiedergeburt. Wie sagt Elisa-

beth Dauthendey so schön im Ausklang zur „Erla"? „Aus dem Kampfe des zwiespältigen Lebens zu Sieg und Reife zu gelangen, ist nur wenigen gegeben. Diese wenigen aber sind die Ernte der Zeit."

Um dieser „Ernte der Zeit" willen freuen wir uns des Wandervogels und segnen ihn. Und wer mir nicht recht glauben will, daß in ihm Gotik pulst in ihrer strengen, zuchtvollen Reinheit und nicht schwärmerisch-weiche Romantik, der bestelle sich aus dem Greifen-Verlag Rudolstadt das soeben erschienene zweite Wandervogelbuch. Er wird staunend sehen, wieviel Kraft und zuchtvolle Schönheit der Wandervogel verkörpert. Er wird in diesem edlen, reichen und vielseitigen Bilderbuch die gotische Schönheit deutscher Landschaft, deutscher Feste, deutscher Blumen, deutscher Industrie, deutscher Mütter und Kinder schauen und durch dies Schauen und Erleben den Wandervogel lieben und segnen lernen. Er kann es aus ungeteiltem Herzen, denn dies Buch zeigt uns den Wandervogel nicht als einen Endpunkt, sondern als Durchgang zu dem Ziele, das wir oben deutsche Klassik nannten. Langweilig-kaltes Wort langweiliger Literatur-Kulturgeschichten. Aber dennoch Ausdruck für das Lebendigste, das wir haben: deutsches Wesen, wie es lebt und atmet in Goethe, Beethoven und Rembrandt. Wie ein Goethe aus der Romantik des Werther und der Stella und der Gotik Tassos umschwingt in die Klassik des Wilhelm Meister, so entwachsen die Besten der Wandervögel der Romantik ihrer Kinderzeit und der Gotik der Jünglingsjahre und werden zu kraftvollen deutschen Männern, in denen der Humor und der Schalk in den Feierstunden ihr überschäumendes Wesen treiben und deren Frauen das sonnige Lächeln gesättigten Glückes in den frohen Mienen tragen.

Es ist mitten im neuen Wandervogelbuch ein wundersam schönes Bild der Insel Rügen. In ihm schwingen romantische Märchenhaftigkeit und gotischtrutziges Geeck und Gekante zusammen zum vollen Klange lebendigen Wesens: wellenschlagendes Meer umspielt, umtrotzt, umlächelt und umkämpft den weichen Kreidefelsen. Bild des lebendigen Kernes des Volkes, Bild der Ehe als Wiedergeburtsstätte unserer Rasse.

Der Wandervogel, ein Weg dazu in Herbe, Zucht und Reinheit. Durchgang zu der Verschmelzung von Maß und Ziel, er selbst, nur zielstrebig, weckt die Sehnsucht nach Romantik, nach Maß, ist so Brücke zur arischen Urheimat unserer Seele. *(Deutsche Zeitung.)*

Apologie der Courths-Mahler

Es gehört zum guten Ton, die Courths-Mahler zu parodieren
Und zu behaupten, nur Dienstmädchen würden ihre Romane lesen.
Man soll seine Dichter und Denker nicht diskreditieren,
Denn sie ist unser! Ihr Papier ist unser Fleisch und unser Wesen,
In ihren Büchern malt sich unser Ideal der Welt:
So haben wir es uns als brave Kinder vorgestellt.
Wer weiß ist, der ist gut — wer schwarz ist, der ist schlecht;
Das Laster unterliegt. Die Tugend siegt mit Recht.
Wir brauchen unseren frommen Kinderglauben,
Kein böser Sternheim soll uns unsere Ideale rauben.
Der Menschheit Würde ist in Hedwigs rechte Hand gegeben,
Kein Kuckuck möchte stets in Hinterhäusern leben,
Und Hoffnung dringt hier wieder in Millionen:
Auch Schreibmaschinenfräuleins können einst in Marmorsälen wohnen!
Es ist ein schlimmer Irrtum, zu behaupten,
Daß Rudolf Herzog besseres Deutsch verbucht.
Man reiche Hedwig den geraubten
Kranz! Sie hat die Töchterschule mit Erfolg besucht.
Sie braucht sich gar nicht zu genieren.
Was Bonsels kann, das kann sie längst!
Auch Reimann kann man parodieren,
Wir aber denken, wie du, Hedwig, denkst.
Du weißt, wohin uns unsere Ideale treiben,
Wir sind mit dir in allen Dingen eins.
Wir würden alle ganz dieselben dicken Bücher schreiben,
Wär' unser Sitzfleisch dauerhaft wie deins.

Hellmuth Krüger.

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35, legt diesem Heft einen Prospekt bei, der den dramatischen und novellistischen Veröffentlichungen *Arnolt Bronnens* gewidmet ist.

Fritz v. Unruh ist im Dezember-Querschnitt (in der Anzeige der Frankfurter Societäts-Druckerei) vom Druckfehlerkobold zu Unrecht verdächtigt worden, ein Buch mit dem seltsamen Titel „Flügel der Nixe" veröffentlicht zu haben. Der Titel lautet richtig „F l ü g e l d e r N i k e. Buch einer Reise". — Das an gleicher Stelle angezeigte Buch von **Georg Popoff** heißt vollständig „T s c h e k a. Der Staat im Staate."

Les Temps sont durs.

Le roi d'Angleterre ne garde pas son coiffeur.

Maître John Hogar va prendre sa retraite... Ne dites pas qu'il vous indiffère que Maître John Hogar prenne sa retraite, car cette retraite est un événement. Toute l'Angleterre ne parle pas d'autre chose que de la retraite de Maître John Hogar. Comprenez la chose: Maître John Hogar était depuis quinze ans le coiffeur de Sa Majesté. Depuis quinze ans, il avait pour mission de peigner, lustrer, tailler chaque jour la barbe de George V; il suivait le monarque — ou plutôt la barbe du monarque — dans chacun de ses déplacements. Et c'est de cela qu'il est fatigué. On se fatigue de tout ici-bas — même de faire le poil à son roi.

— J'en ai assez de voyager, a-t-il confié à un représentant de l'Associated Press. Je vais me retirer dans mon pays. J'y ouvrirai boutique. J'espère qu'on viendra me voir.

On ira certainement voir Maître John Hogar dans sa boutique. Sa conversation sera aussi intéressante que ses soins seront délicats. Et, entre deux applications de henné, il confiera à ses belles clientes:

— Le jour où j'enlevai au roi son premier poil blanc, Sa Majesté me dit . . .

Stephane Lauzanne (Matin).

Der Park-Hotel-Geiger Mungo, allen Rheinländern und den alten Habitués (S. C. und Husaren 17) des Hotels Royal in Bonn innigst befreundet, feierte sein 25jähriges Jubiläum im Park-Hotel zu Düsseldorf am 12. November. Es war ein gesellschaftliches Ereignis. Tout Düsseldorf war zugegen.

Hier das Menü:
Frische Hummer Sce. May
Geflügelsuppe Margot
Rehbraten Grand Veneur
Maronen geschmort — Schmelzkartoffeln
Auflauf Paquitta / Kleines Gebäck

Mungo hat mit so viel Grazie und Esprit seine Jugend durchgeigt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen. Sein Bild, von Nauen gemalt, zierte den November-Querschnitt.

Das Antiquitätenhaus **A. Wertheim,** Berlin, Bellevuestraße 7-8, stellt zurzeit in seinen Räumen eine Reihe ausgesuchter alter Möbel aus. Vor allem verdient eine Sammlung englischer Originale des 18. Jahrhunderts: Sheraton- und Hepplewhite-Sideboards, Chippendale-Bibliotheken und Tische, sowie eine größere Anzahl Originalstühle und Sessel Aufmerksamkeit.

Die Galerie zeigt: Boel, Porcellis, Bissolo, Mieris, Manuel Deutsch und zwei bemerkenswerte Gemälde von Giovanni Mansueti (Venedig um 1490) und vom Antwerpener Meister um 1518.

Interview mit der Steuerbehörde.

X. G. X. war zu einer Konferenz im amtlichen Stil von der Steuerbehörde „eingeladen". Ein höchst schwieriger Fall — Beamten seine Lebensart anschaulich darzustellen. Es fehlt das Wort — die Atmosphäre — und die ist so leicht nicht darzustellen. Lange — lange schildert er die Geheimnisse seiner Finanzen (die höchst „bedenklich" sind). Immer wieder bedrängt von den Beamten, die nicht „Worte", sondern „Geld" von ihm erwarten, bricht er endlich halb verzweifelt in die Worte aus: „Ja, meine Herren, ich bin nicht Schuld daran, daß Sie — meine Herren — ich meine nur Ihr „Amt" — nicht Sie persönlich, der Welt nicht so besonders sympathisch sind.

Sehen Sie, wenn ich den Einfall hätte, mit einer Frau zu soupieren, die mir einen Rhythmus schenkt, ein Gönner würde mir das Souper bezahlen, und hätte ich einen anderen sonderbaren Einfall — er würde mir von Freunden anstandslos bezahlt. Aber ich wüßte in „Ihrer" Stadt, in der ganzen Republik — in ganz „Europa" und weiter noch auf dem ganzen großen, runden Erdball nicht einen einzigen Menschen — und über 1500 Millionen Menschen gibt es auf der Welt —, der mir nur eine Reichsmark geben würde, um Steuern zu bezahlen. Ist das nun meine Schuld, daß Sie so unbeliebt sind auf der Welt? Ich kann's nicht ändern — so leid es mir auch tut.

Ich bin bereit, Ihnen irgend etwas aus meinen Werken zu widmen, ein Gedicht, ein Feuilleton, eine Hymne auf das Finanzamt oder wie die Behörde sonst noch heißen möchte, gern — von Herzen gern, aber Geld — — Geld, nein, meine Herren — dann müßte ich meine Eigenart verlieren, ruhmlos enden — bedenken Sie das bitte — Selbstmord müßte ich dann begehen und der Staat, meine Herren, müßte das Begräbnis bezahlen."

„Wie machen Sie es denn, daß Ihnen alles andere bezahlt wird?" fragte der Beamte, der vor einem Rätsel stand, und bat den „Erschöpften" höflich, Platz zu nehmen.

„Ach, meine Herren," antwortete der „Interviewte", „ich würde Ihnen das Patent mit Freuden schenken, aber Sie, meine Herren, würden mit dem Patent verhungern." J. v. Lücken

(Berliner Börsencourier.)

Professor Christian Rohlfs, der immergrüne Meister in dem jetzt in ein Elektrizitätswerk verwandelten Folkwang in Hagen, feierte seinen 75. Geburtstag, und Fritz Stahl, der Entdecker Cézannes und Van Goghs, seinen 60. Beide haben ihre Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken ihrer vieillesse verte freuen.

Living Art nennt sich eine wundervolle Mappe mit 20 Faksimile-Reproduktionen nach Gemälden, Zeichnungen usw. und 10 Photographien nach Bildwerken, die der „Dial" in New York bei der Marées-Gesellschaft in Berlin hat herstellen lassen. Von deutschen Künstlern sind Lehmbruck und de Fiori vertreten. Eine sehr richtige Beurteilung deutscher Kunst.

Eight sons older than husband. When Lloyd Pauley, twentyone, and Mrs. J. L. Gilkerson, „over sixty", were married the other day at Council Bluffs, Iowa, the bride celebrated the happy event by having her hair bobbed and dyed a brilliant red. She also announced that she intended to learn all the latest jazz steps. She is the widow of a Civil War veteran and has eight sons, of whom the youngest is thirty-three, and eight granchildren. Pauley is to be a step-great-grandfather before he is twenty-two. *Paris, Times, 15. Oktober.*

Fritz Paulsens Suggestions-Schallplatten. Es sind bisher Platten gegen folgende psychische Störungen erschienen: 1. Schlaflosigkeit, 2. Kopfschmerzen, 3. Schüchternheit, 4. Depressionszustände, 5. Lampenfieber, 6. Mondsucht, 7. Verdauungsstörungen psychischer Natur, 8. Menstruationsstörungen, 9. Müdigkeit, 10. Prüfungsangst, 11. Zwangsvorstellungen, 12. Aberglauben, 13. Gedächtnisschwäche, 14. Selbstbewußtseinsstörung, 15. Platzangst, 16. Angstträume, 17. Verklausulierung suggestibler Personen (Schutz gegen unfreiwillige Suggestion), 18. Geburtswehen, 19. Entwöhnungskuren: Morphium, 20. Entwöhnungskuren: Nikotin, 21. Entwöhnungskuren: Alkohol.

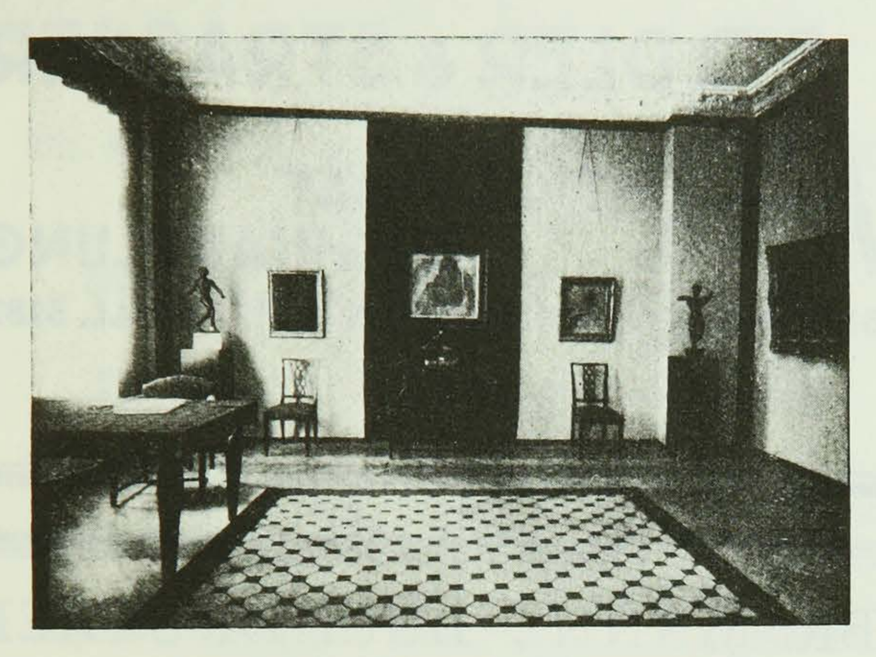
Weitere Platten in Vorbereitung.

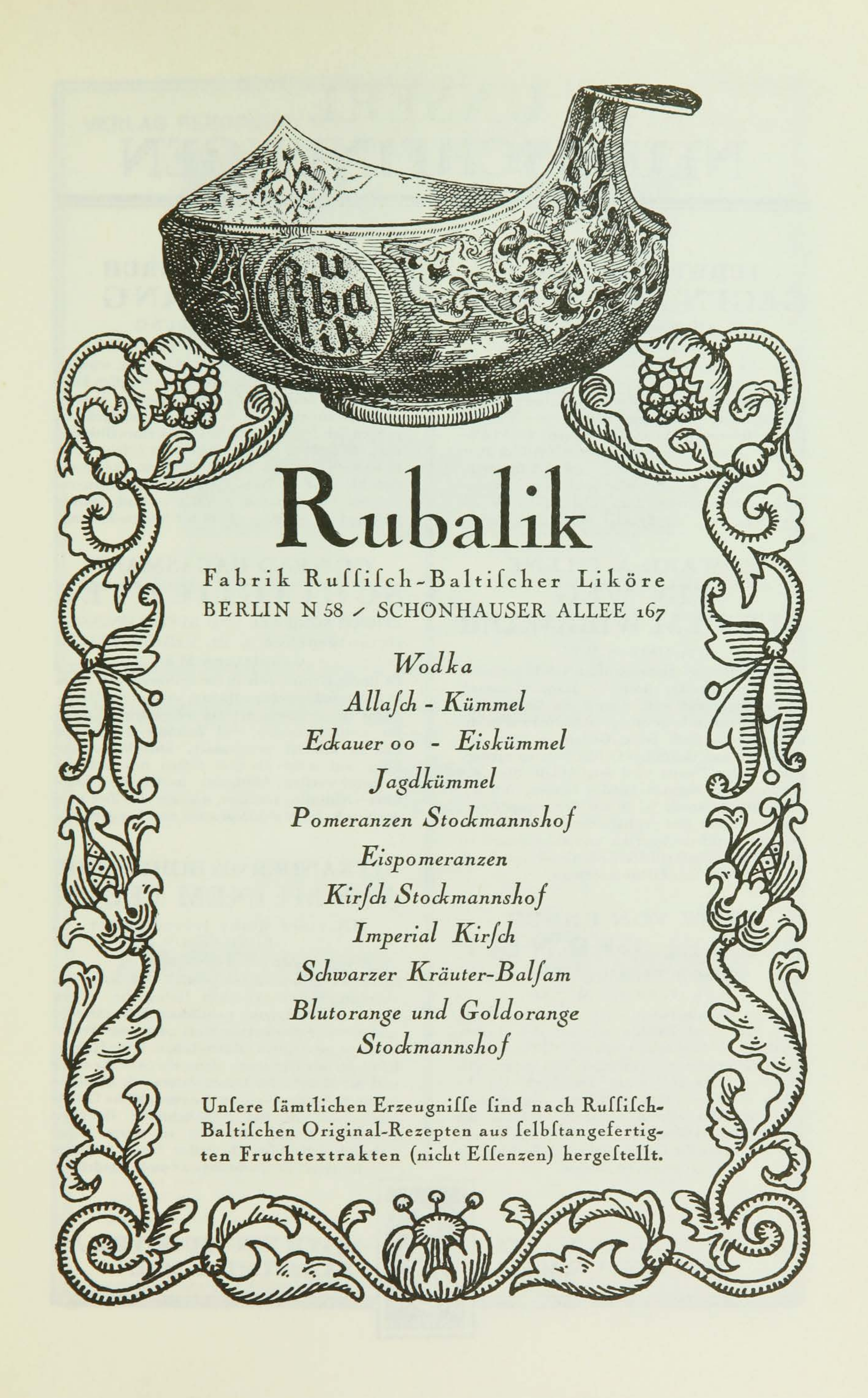
Obige Platten sind in folgenden Sprachen erschienen:

Deutsch, Englisch, Französisch, Ungarisch, Spanisch, Italienisch, Russisch, Polnisch, Tschechisch, Dänisch, Schwedisch, Norwegisch, Holländisch, Japanisch.

Gebrauchsanweisung liegt jeder Platte bei.

(Aus einem Prospekt der Homophon-Company, Berlin).




Rubalik
Rubalik
Fabrik Ruſſiſch-Baltiſcher Liköre
BERLIN N 58 / SCHÖNHAUSER ALLEE 167
Wodka
Allaſch - Kümmel
Eckauer oo - Eiskümmel
Jagdkümmel
Pomeranzen Stockmannshof
Eispomeranzen
Kirſch Stockmannshof
Imperial Kirſch
Schwarzer Kräuter-Balſam
Blutorange und Goldorange
Stockmannshof
Unſere ſämtlichen Erzeugniſſe ſind nach Ruſſiſch-Baltiſchen Original-Rezepten aus ſelbſtangefertigten Fruchtextrakten (nicht Eſſenzen) hergeſtellt.

UNSERE NEUERSCHEINUNGEN

LUDWIG LEWISOHN
GEGEN DEN STROM

EINE AMERIKANISCHE CHRONIK

Ganzleinen M 6.–

Über die amerikaniſche Originalausgabe „Up Stream" des als Herausgeber der angeſehenen Wochenſchrift „The Nation" bekannten Deutſch-Amerikaners, Theaterkritikers von Weltruf, ſchrieb ſeinerzeit Marie von Bunſen: Dies rückhaltlos offene Lebensbekenntnis wird drüben ſehr beachtet. Es hat auch für uns Intereſſe. Der Berliner Knabe, wie auch ſeine Angehörigen betrachteten ſich an erſter Stelle als Deutſche, an zweiter Stelle als Juden.

EDWARD A. FILENE
EIN WEG AUS DEM WIRRWARR

Ganzleinen M 6.–

Der angeſehene amerikaniſche Großkaufmann und Präſident der Bostoner Handelskammer, ſeit einiger Zeit weltbekannt als Konkurrent des Friedens-Nobelpreiſes, hat in ſeinem hochintereſſanten Buch ſeine Gedanken über zukünftiges amerikaniſches Geſchäftsweſen niedergelegt. Das Thema wird ihm Anlaß, über die Grenzen des eigenen Landes hinaus, ſich auf geiſtvolle, packende Weiſe mit der europäiſchen Frage und mit den geſchäftlichen Wechſelbeziehungen zwiſchen Amerika und Deutſchland zu beſchäftigen. Auch mit dem Gedanken Henry Fords ſetzt ſich Filene auseinander.

FRITZ VON UNRUH
FLÜGEL DER NIKE

BUCH EINER REISE

Ganzleinen M 7.50

An dem Ariadnefaden einer wirklichen Reiſe nach Paris und London wandelt der Dichter durch die Weiten ſeiner inneren Welt und führt bunte Geſpräche mit wirklichen und imaginären Perſonen. Dieſes zweite Proſabuch Unruhs bildet ein Gegenſtück zu ſeinem „Opfergang", der vor zehn Jahren entſtand. Damals die dichteriſche Höllenfahrt in den Keſſel von Verdun, heute die Friedensfahrt des Botſchafters einer neuen Jugend.

FRITZ VON UNRUH
OPFERGANG

EINE SCHILDERUNG

11.–20. Tauſend. Ganzleinen M 5.–

Wer immer dieſes Sturmkapitel geleſen, wird es, von Erſchütterung gerüttelt, nicht vergeſſen können. Wilde Tragik und grimmer Humor, grauſig verwebt zu einem einheitlichen Kampfgebilde, prägen ſich der Seele ein. Das Werk eines Dichters, dem ein Gott zu ſagen gab, was er geſehen und wohl auch gelitten. Das Buch iſt ein Dokument von bleibendem Wert. Mit heiligen Schauern, entſetzt und gebannt, werden es auch ſpätere Geſchlechter leſen. (Berliner Börſen-Zeitung)

CONRAD HAUSSMANN
SCHLAGLICHTER

REICHSTAGSBRIEFE UND AUFZEICHNUNGEN

Herausgegeben v. Dr. ULRICH ZELLER

Ganzleinen M 8.–

Es iſt ein Genuß, ſich in die Erinnerungen eines ſo univerſell begabten Mannes wie Conrad Haußmann zu vertiefen, der ein ſelten feines Organ für Zeitſtrömungen und Zeitnöte beſaß und uns in äußerſt prägnanter, ſchlaglichtartiger Form auf mehr als 300 Seiten das Bild des folgenſchwerſten Abſchnitts modernſter deutſcher Geſchichte zeichnet, nämlich der Zeit vom Ausbruch des Weltkrieges bis zum Kapp-Putſch.

ALEXANDER VON HOHENLOHE
AUS MEINEM LEBEN

Mit einer Reihe intereſſanter Bildtafeln.

Ganzleinen M 10.–

In ſeinen Erinnerungen erzählt der Sohn des ehemaligen Reichskanzlers Hohenlohe, wegen ſeines unabhängigen politiſchen Bekenntniſſes und ſeines Frondeurtums als „der rote Prinz" bekannt, aus ſeinem reichen Leben. Prinz Hohenlohe, der als Diplomat, dann als Staatsbeamter und als Mitarbeiter ſeines Vaters ſich Einblicke in die politiſche Welt, in die europäiſche Geſellſchaft und in das wilhelminiſche Hofleben gewonnen hatte, wird hier zu einem ungewöhnlich feſſelnden Darſteller ſeiner mannigfaltigen Beobachtungen und Eindrücke.

FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G.M.B.H. — ABTEILUNG BUCHVERLAG FRANKFURT A. MAIN

VERLAG FERDINAND MÖLLER · POTSDAM · WOLLNERSTRASSE 14



Alfred Partikel — Radierung aus dem Cyclus „Hirtenlieder"

Im Verlage Ferdinand Möller finden Sie die jungen deutschen Graphiker

Verlagskatalog bitte ich zu verlangen



Von

FRANZ WERFEL

erschienen in gleichmäßiger Ausstattung die

Dichtungen und Dramen

in zehn Bänden

1. DER WELTFREUND, Erste Gedichte / 2. WIR SIND, Neue Gedichte
3. EINANDER, Oden, Lieder, Gestalten / 4. DIE TROERINNEN, Nach der Tragödie des Euripides / 5. DER GERICHTSTAG, Gedichte
6. DIE MITTAGSGÖTTIN, Zauberspiel / 7. SPIEGELMENSCH, Eine magische Trilogie / 8. BOCKSGESANG, In fünf Akten
9. SCHWEIGER, Ein Trauerspiel / 10. BESCHWÖRUNGEN, Gedichte

Jeder Band in Halbleinen geb. 3.50 Goldmark

„Tage-Buch", Berlin: Diese neuen Verse wölben sich oft frei und schön und leicht auf, es sind Bilderreihen aus Erlebnis und Gedanke. Aus einer panischen Freude gestaltet sich alles fester, festlicher, reiner und auch aus innersten Quellen heiterer.

KURT WOLFF · VERLAG / MÜNCHEN

DER QUERSCHNITT

V. Jahrgang Heft 2

INHALTS-VERZEICHNIS

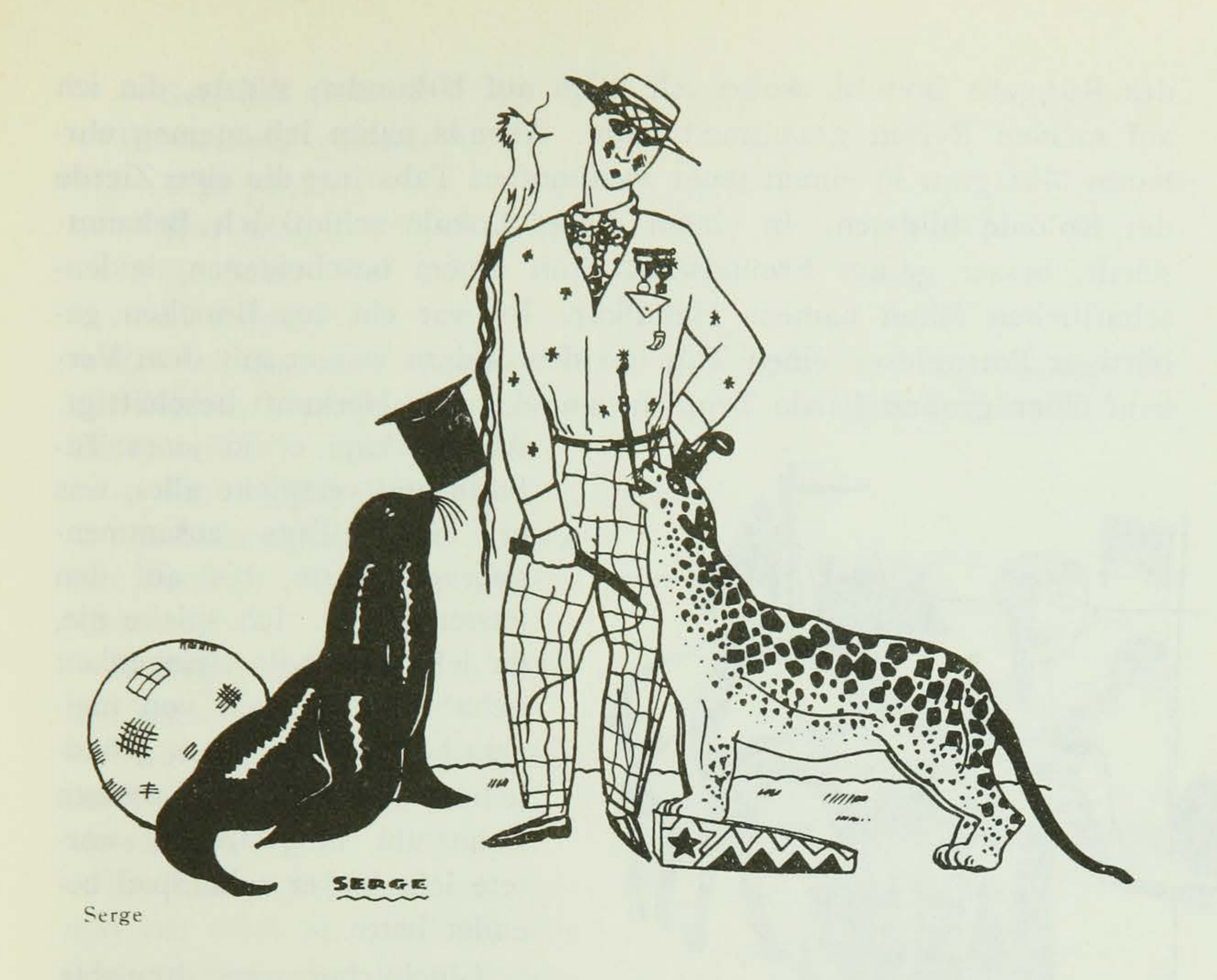
Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln

Das Bild auf dem Umschlag zeichnete Carl Hofer

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin
Verantwortlich für die Anzeigen: Alfred Burghardt, Charlottenburg


Was Du brauchst
kaufe bei
Tietz
HERMANN TIETZ
LEIPZIGERSTR.
ALEXANDERPLATZ
FRANKFURTERALLEE
TIETZ



Serge

ICH IN AFRIKA

Von

MASSIMO BONTEMPELLI

Zum Mörder spürte ich nie die geringste Veranlagung. Bis heute mordete ich nur meinen Freund Hamilkar; das geschah in Casablanca, vor vielen Jahren, und wenn ich darüber nachdenke, scheint es mir keine üble Idee gewesen zu sein.

Nach Casablanca kam ich nach einem großen Liebesschmerz, der mir von einer Amerikanerin zugefügt wurde, die ich von Europa nach Asien begleitet hatte, wo sie mich sitzen ließ. Auf diese Weise waren mir Europa, Asien und Amerika verleidet, und ich beschloß — Australien kam wegen der Entfernung nicht in Betracht — einige Zeit in Afrika zu verbringen. So kam ich nach Casablanca, welches wie bekannt in Afrika liegt, und zwar am Atlantischen Ozean. In Casablanca gab es viele italienische Arbeiter, die tagsüber arbeiteten, viele provenzalische Kokotten, die die Nacht durch arbeiteten, und viele französische Franken.

Um meinen Gram zu lindern, schloß ich mich den ganzen Tag über in meinem Zimmer ein und arbeitete an der Lebensbeschreibung

des Ruggero Bonghi, wobei ich mich auf Urkunden stützte, die ich auf meinen Reisen gesammelt hatte. Abends nahm ich meinen ehrbaren Mazagran in einem jener zweihundert Tabarins, die eine Zierde der Kolonie bildeten. In einem dieser Lokale schloß ich Bekanntschaft, besser gesagt Freundschaft, mit einem bescheidenen, leidenschaftlichen Mann namens Hamilkar. Er war ein aus Brasilien gebürtiger Portugiese; einen Tag um den andern war er mit dem Verkauf einer großen Partie Teppiche unbekannter Herkunft beschäftigt. Abends kam er in jenes Tabarin und verspielte alles, was er unter Tags zusammengebracht hatte, bis auf den letzten Heller. Ich spielte nie, da ich mehrmals Gelegenheit gehabt hatte, mich von meinem beispiellosen Pech gründlich zu überzeugen. In meinen Lehnstuhl hingestreckt, wartete ich, bis er sein Spiel beendet hatte.



Ernst Aufseeser

Glücklicherweise brauchte er nie länger als eine Stunde dazu. Um Mitternacht holte er mich aus meinem Lehnstuhl, immer mit den gleichen Worten:

— Heute hatte ich Pech, — worauf wir unseren gemeinsamen Heimweg antraten, unter den hängenden Sternen des Wendekreises.

*

Und wieder einmal hatte er gesagt:

— Heute hatte ich Pech, — und wir machten uns auf den Weg. Nach einigen Schritten, noch vor dem Saaleingang, steckte Hamilkar die Hand in die Tasche, um die Zigaretten hervorzuholen:

— Oh — machte er erstaunt.

Er hatte noch einen Franken entdeckt.

— Bei Gott, ich hatte also nicht alles verloren. Der soll noch draufgehen. Gleich bin ich wieder da.

— Setz auf 5.

Tatsächlich gewann 5.

— Und jetzt?

— Auf 18.

18 gewann.

— Und jetzt?

Er war gar nicht erstaunt. Um so mehr die andern Spieler, die mich schon von der Seite ansahen. Mir wurde ganz unbehaglich zumute, und ich sagte ungeduldig:

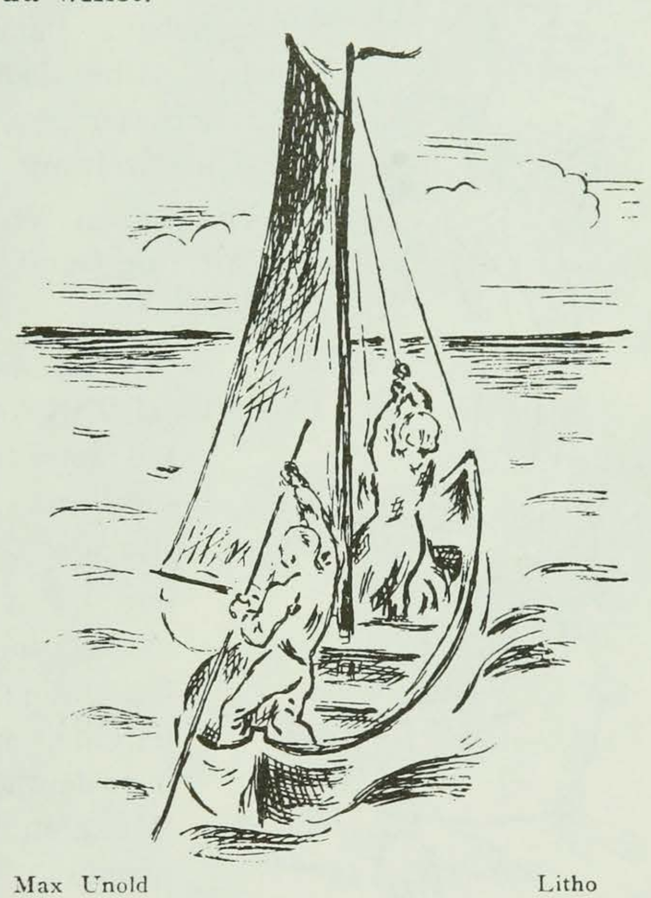
— Ich weiß nicht, mach was du willst.

Ich kehrte ihm den Rücken und flüchtete in meinen großen Klubsessel.

Er folgte mir auf dem Fuße und sagte ruhig:

— Wenn du es nicht weißt, das bedeutet, daß ich ein wenig aussetzen soll. —

Er stellte sich vor mir auf und sah mich an, wie man den Arzt ansieht, der das Thermometer beobachtet, oder den Wucherer, von dem man ein Darlehen erwartet: kurz, wie man auf den Ausspruch eines höheren Wesens wartet.



Max Unold Litho

Ich rauchte zwei Zigaretten und suchte seinem Blick auszuweichen. Eine Zeitlang blickte ich nach rechts, in eine leere Ecke des Zimmers; plötzlich wandte ich die Augen nach links, indem ich neben ihm vorbeisah; dort stand eine Palme. Nach der zweiten Zigarette fuhr ich ihn unvermittelt an:

— Kurz und gut, was willst du eigentlich?

— Nichts, mein Lieber, gar nichts.

Er war jämmerlich anzusehen, und ich lachte; während ich lachte, platzte ich ohne jede Absicht heraus, wie einer der niest:

— Siebzehn.

Hamilkar lief was er konnte. Ich hatte Gewissensbisse. Trotzdem konnte ich mich nicht enthalten, die Ohren zu spitzen. Ich hörte die Stille, das Gesumse und die Stimme des Herolds:

— Dixsept, noir, impair et mangue.

Den Abend nachher spielten wir beide und verloren. Ich versuchte es allein und verlor. (Die andern Spieler atmeten auf.) Dann spielte er allein, während ich ihm die Nummern eingab: so gewann er. Bald wurde ich müde und befahl: — Nach Hause!

Wir brachen auf.

*

Ich weiß, daß es den Lesern recht wäre, wenn ich einige Episoden und Nebenumstände unseres Spielerlebens herausgreifen würde, weil sie bei solchen Albernheiten auf ihre Kosten kommen. Aber ich schreibe nicht zur Unterhaltung, sondern zur Unterweisung.

Als wir an jenem Abend das Lokal verließen, machte mir Hamilkar als redlicher Mann folgenden Vorschlag:

— Schließen wir einen Pakt: Wir gehen jeden Abend ins Tabarin. Ich spiele, mit meinem Geld. Du spielst nicht. Du gibst mir die Nummern an. Nachher teilen wir den Gewinn.

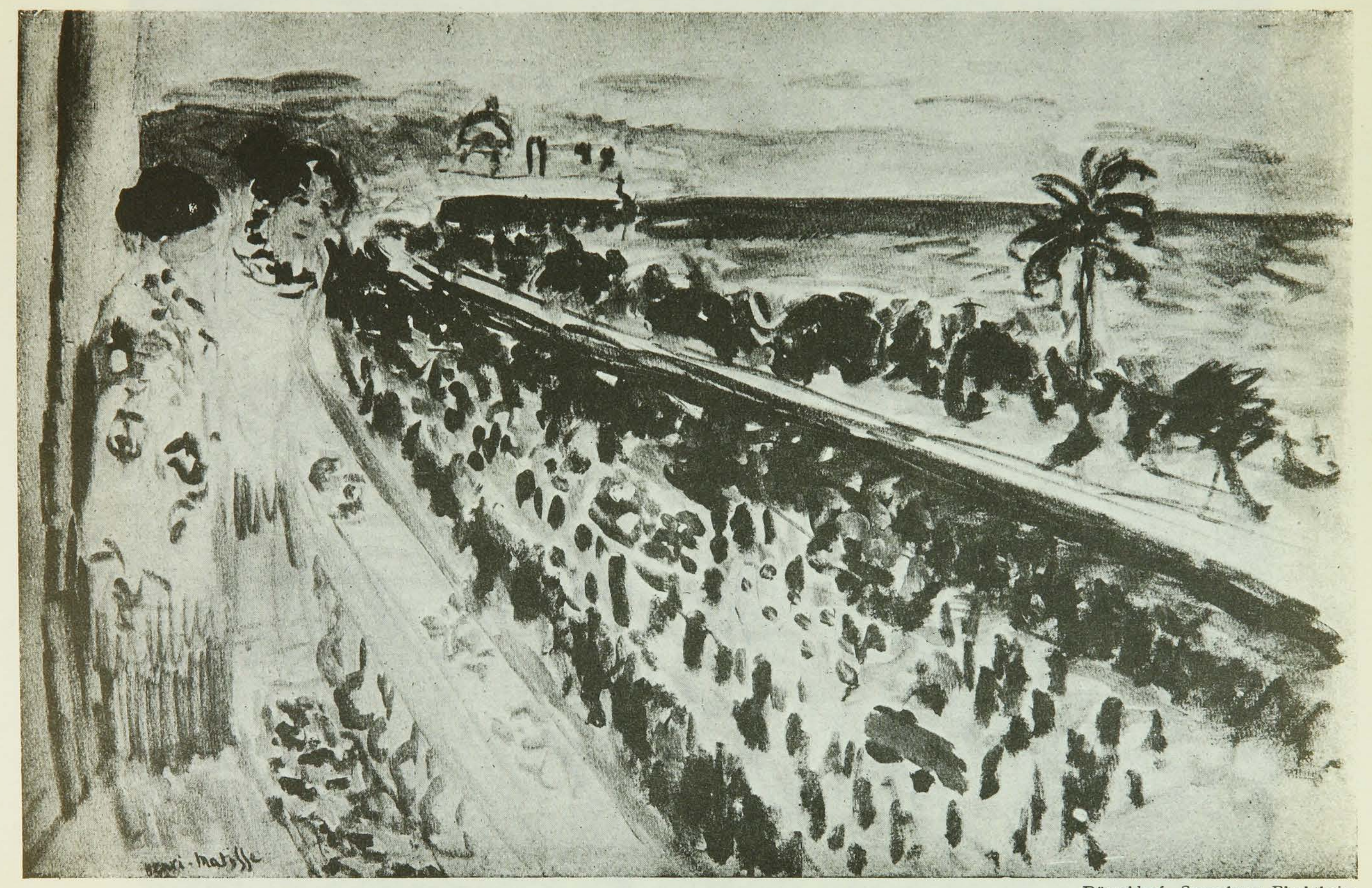
Und so hielten wirs durch zwei Monate. Ein Dämon gab mir jeden Abend die Nummern ein, immer die richtigen. Ich blinzelte ein wenig, als ob ich horchte, und eine innere Stimme sagte mir deutlich die Nummer, wie wenn ein Wasserstrahl unvermutet aus der Erde springt. Nach sieben oder acht Nummern ermüdete ich, die innere Stimme blieb aus. Wir brachen auf. So gewannen wir jeden Abend ungefähr fünfzehntausend Lire.

Serge

*

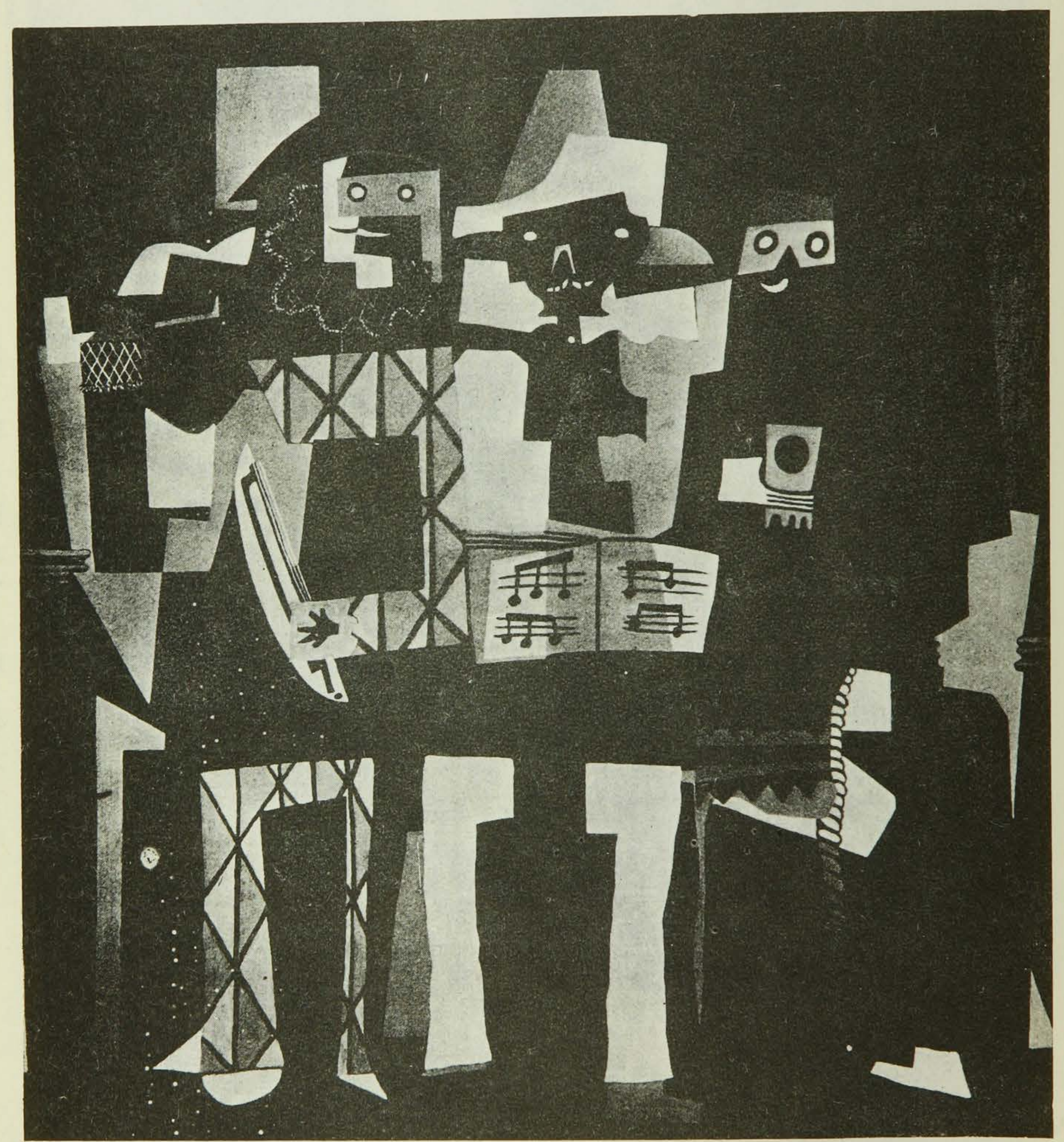
Doch Geld stiftet Unfrieden. Während sich das nächtlicherweile magisch gewonnene Gold in meinen Schränken anhäufte, wurden meine Tage immer farbloser und sorgenvoller.

Die Lebensbeschreibung des Ruggero Bonghi machte nur langsame Fortschritte, und ich hatte doch auf dieses Buch die größten Hoffnungen gesetzt. Jetzt war das Buch und mein Ruhm in Frage gestellt, die Arbeit wollte nicht gedeihen, auf jeder Seite stockte ich;



Düsseldorf, Sammlung Flechtheim

Henri Matisse, Karneval in Nizza. Ölgemälde



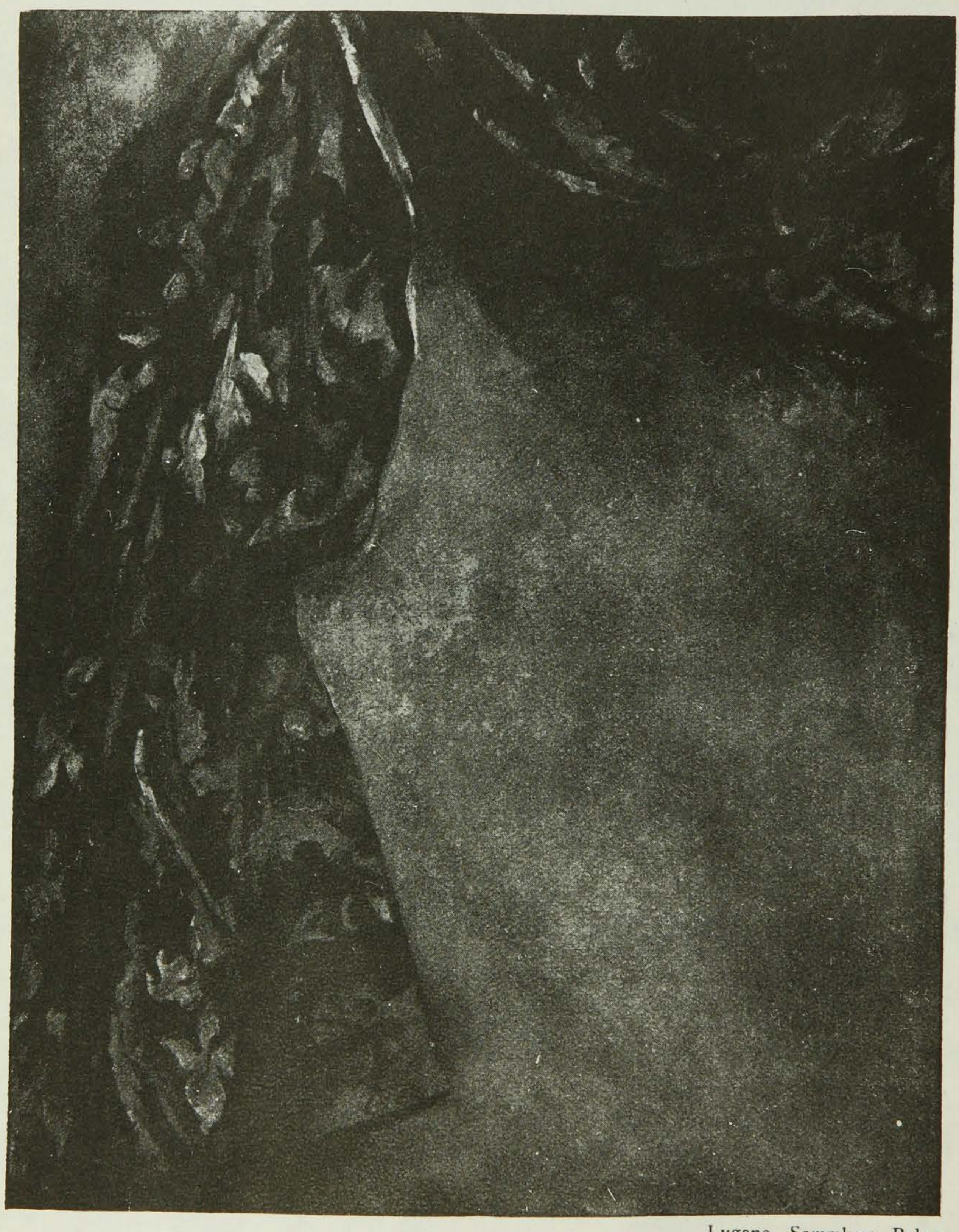
Lugano, Sammlung Reber

Pablo Picasso, Karneval. Ölgemälde



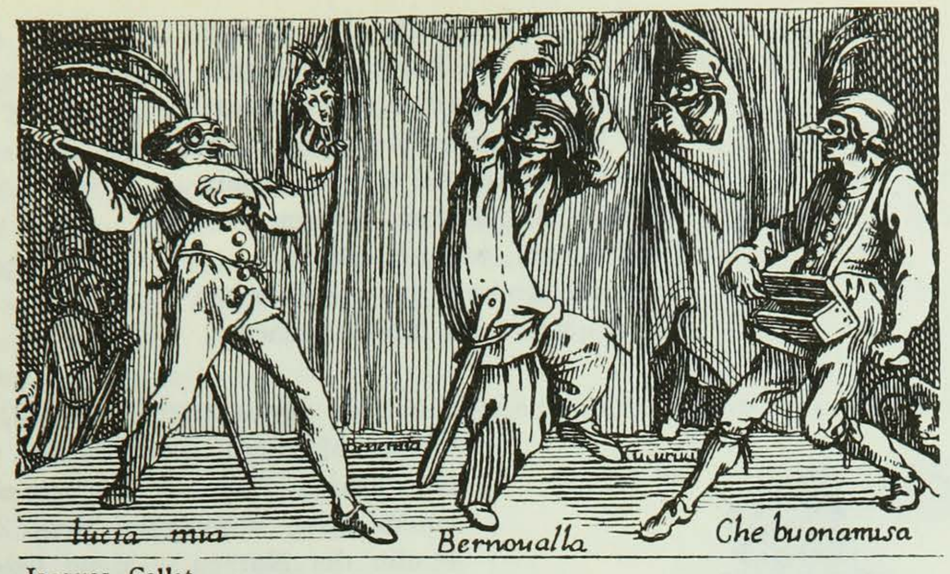
Düsseldorf, Kunstmuseum

Carl Hofer, Karneval. Ölgemälde



Lugano, Sammlung Reber

Paul Cézanne, Der Vorhang zum Mardi-gras. Ölgemälde



Jacques Callot

KARNEVALISTISCHE KURIOSA.

(Aus Raßmanns Fastnachtsbüchlein, Hamm 1826.)

Fastnachtsgebräuche in deutschen Städten.

In vielen deutschen Städten wurden an diesen Tagen, die man der Narren Kirchweihe nannte, Bretzeln verschenkt, und eine an manchen Orten noch gebräuchliche Art von Backwerk hieß Hornaffen (weil Fastnacht im Hornung mit allerlei Mummereien und Affenwerk begangen wurde). Laien, Nonnen und Pfaffen schwärmten vermummt auf den Straßen umher, trieben mächtiges Unwesen, und die Moralisten schrien: „Die Welt ist voll Narren!" Beim Becherklange ertönte folgendes Lied:

„Edit Nonna, edit Clerus;
Ad edendum neme serus.
Bibit ille, bibit illa,
Bibit servus cum ancilla;
Bibit Abbas cum Priore,
Bibit coquus cum factore;
Et pro Rege, et pro Papa
Bibunt vinum sine aqua,
Et pro Papa et pro Rege
Bibunt omnes sine lege;
Bibunt primum et secundo,
Donec nihil sit in fundo!

Oder zu Deutsch:

Nonnen schmausen, Pfaffen zechen;
Trefflich soll es allen schmecken.
Jene trinken, diese trinken,
Mit den Mägden zechen Knechte,
Äbte bechern mit Prioren.
Köche und Verwalter schlucken.

Becher leert man für den König,
Trinket auf des Papstes Wohlsein.
Reiner Wein wird nur getrunken,
Und kein Wasser kömmt in Becher.
Für den Papst und für den König
Trinken alle, was sie können,
Ohne Regel, wie sie mögen,
Zweimal, dreimal, bis die Flaschen
Ganz geleert am Boden stehen.

Die Züge auf den Straßen bestanden aus vermummten Narren, Jägern, wilden Männern, Teufeln und mancherlei Figuren. Voraus zog ein Narr auf einem Esel, vortragend dem Zuge das Panier der Narren — denn jeder wollte an diesem Tage ein Narr sein —, dann kam die Guggelfuhre (Gaukel- oder Narrenfuhre), besetzt mit allerlei Narrenmasken. Dieser folgte ein Schwarm, das wütende Heer genannt, sonderbare Figuren, geschwänzt, geschnäbelt, geflügelt, behornt, bebudelt, belangohrt, bekrallt, auf alle nur erdenkliche Art verunstaltet, brausend, saufend, schnalzend, pfeifend, zischend, schnarrend und singend, mit lautem Hurra, Hussa, Hurra! Hinterdrein, auf ihrem schwarzen Rosse, Frau Holda, die wilde Jägerin, schwingend die Peitsche knallend, stoßend ins schmetternde Jägerhorn, jubelnd der Zug:



Martinelli als Harlekin
Ende des 16. Jahrhunderts. (Früheste Darst.)

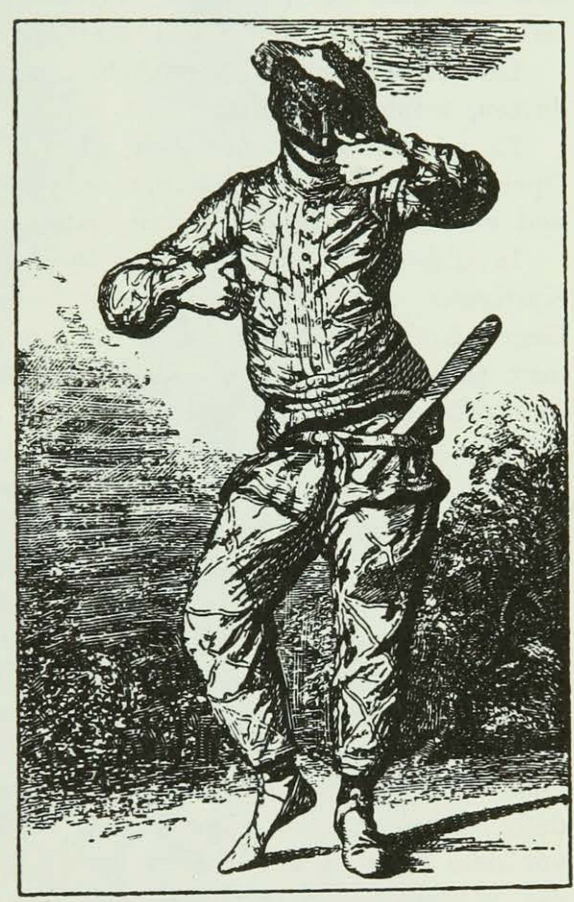
Trara, trara, trara,
Frau Holda Waldina ist da!
Und kömmt ihr das Schätzchen fein nah,
Daß sie mit den Augen ersah,
So führt sie ihn mit sich: trara!

Dann kam der schöne Venushof. Die zärtliche Frau Venus auf dem Wagen, von ihren Jungfrauen umgeben, und mitten unter ihnen der edle Ritter Tannhäuser. Tugenden und Laster folgten, und Narren mit Peitschen schlossen den Zug. —

Ehemals war es hier und da in großen deutschen Städten gebräuchlich, daß die Fleischer zur Fastnacht oder auch am Neujahrstage eine ungeheuer lange Wurst herumtrugen und sich dabei lustig machten.

Die lange Wurst, welche im Jahre 1558 zu Königsberg von 48 Personen zur Schau getragen wurde, war 108 Ellen lang; eine zweite aber im Jahre 1583 wurde von 91 Personen getragen, war 596 Ellen lang und wog 434 Pfund. Außer anderen Ingredienzien enthielt sie 36 Schinken. Die Fleischergesellen aber waren alle sauber angezogen, die weißen Hemden oben drüber. Der erste

hatte das eine Ende der Wurst etliche Mal um den Hals gebogen und etwas hinabhängen; diesem folgten die anderen, alle in gleicher Weite voneinander, gleichen Trittes nach, die Wurst auf der Achsel tragend, und der letzte hatte sie wieder so um den Hals gebogen wie der erste. — Dieser Wurstluxus stieg aber in der Folge noch weit höher. In einer alten Chronik heißt es: „Im Jahre 1601 den ersten Jenner haben die Fleischer allhier (zu Königsberg) eine 1005 Ellen lange Wurst durch die Stadt nach dem Schlosse getragen und Ihro Fürstliche Gnaden davon etliche Ellen verehrt, weil sie innerhalb 18 Jahren keine gemacht haben. Sie sind mit Trommeln und Pfeifen aufgezogen, voran ein Führer, wohl ausgeputzt mit Binden und Federn, mit fliegender, weiß und grüner Fahne. Diesem sind gefolgt 103 Fleischhauerknechte und haben die Wurst getragen. Auf beiden Seiten sind welche hergegangen, welche die Wurst in acht nahmen, daß dieselbe nicht Schaden litt. Im Schlosse haben sie Ihro Fürstliche Gnaden 130 Ellen von selbiger Wurst verehrt. Die ganze Wurst aber hat gewogen 22 Steine, 5 Pfund tut 885 Pfund; hat gekostet in allem 412 Taler (der Taler zu 36 g. Gr. gerechnet) 16 Gr. 3 Pf. — Zu dieser Wurst haben die Kuchenbäcker 8 große Prätzeln und 6 runde große Kringel gebacken, haben gekostet, zusammen: 43 Tr. 3 g. Gr."



Callot, Harlekin weinend

Zu Zittau hielten im Jahre 1726 die Fleischhauerknechte am Fastnachtsdienstag einen öffentlichen Aufzug und präsentierten dabei eine dazu verfertigte Bratwurst von 625 Ellen und 11 Zoll Länge.

Als im Jahre 1613 beinahe alle Prinzen des österreichischen Hauses vor dem Kaiser Matthias erschienen, um sich mit ihm wichtiger Dinge wegen zu unterreden, stellte, ihnen zu Ehren, der Kaiser ein herrliches Ritterspiel an, während welchem die Fleischhauer zu Wien eine Bauernhochzeit vorstellten, wobei auch 20 Männer erschienen, die eine 999 Ellen lange Wurst trugen.

Das Fleischerhandwerk zu Nürnberg trug zur Fastnacht 1658 eine große Bratwurst umher, deren Beschreibung auf einer messingenen Tafel also angegeben ist: Sie war lang 658 Ellen, wog 514 Pfund und die Stangen, auf welchen sie getragen wurde, waren 49 Schuhe lang. Sie war oben mit Grün besteckt. Die Träger hatten in der linken Hand Gabeln, damit sie ruhen konnten. — —

Bis auf den heutigen Tag ist in München der sogenannte Metzgersprung noch üblich. Es springen nämlich vor mehreren tausend Menschen etliche nervigte Burschen auf dem Marktplatze in eiskaltes Wasser, und werden durch diese alte Gewohnheit im Brunnen zu Metzgern gradiert.

*

Der Karneval zu Venedig.

„Es ist etwas Königliches darin, wenn der Doge zu Wasser ausfährt oder in Prozession geht. Es werden 8 silberne Trompeten vor ihm hergeblasen und 8 Fähnchen hergetragen vor ihm. Auf hl. 3 Königstag war er in Prozession, ging nächst hinter dem Sakramente her, mit entblößtem Haupte, eine brennende Fackel in der Hand. Ihm folgten über 40 Ratsherren mit roten Röcken, und diesen die übrigen Nobiles, alle mit brennenden Fackeln.

Nach dieser Funktion fingen die Maskeraden an, auf dem St. Markusplatze sich sehen zu lassen, und man ging an allerlei Örter, besonders in Säle, wo man Basset spielte, aber alles maskiert. Die größte Menge der Masken aber befindet sich auf dem Markusplatze, allwo Knecht und Herr einander fremd sind und viel Weibsvolk vermaskiert umherläuft.

Die Masken haben eine sehr große Freiheit, in dem sie überall hinlaufen dürfen, wohin sie wollen.

Es wurden zu meiner Zeit, als ich da war, verschiedene Komödien und vier Opern gespielt. Die Vokalmusik exzelliert in Italien, und wurden ein Kastrat und eine Sängerin dieser Zeit, jede Person mit 500 Louisdor bezahlt.

In dieser Zeit kommen die Weiber aus, so sonst eingesperrt sind, und alle Kurtisanen aus fremden Ländern finden sich dort zu nicht geringer Zahl ein. Gegen Ende des Karnevals ist so eine große Menge Volks auf den Gassen, daß man sich kaum wenden und drehen kann, und ist in dieser Zeit die Freiheit so groß, daß, wenn man sich nur hütet gegen das Gouvernement und die Religion zu sprechen, fast keine Tugend (?) und kein Laster so groß ist, daß man nicht ungescheut tun dürfe. Es wird dann fast kein Priester als nur unter einer Maske gefunden, und ist den Maskierten alles erlaubt. Und dieses alles läßt der Staat aus einer politischen Ratio zu.

Am fetten Dienstage werden Ochsen gehetzt, und in Gegenwart des Dogen dreien derselben die Köpfe auf einen Hieb abgehauen, darauf wird ein Freudenfeuer am hellen Mittage angezündet.

Nach der letzten Oper auf dem Theater zu St. Chrysostomo speiset ein jeder in seiner Loge. Darauf war Ball bis an den Morgen. Dann war die Lust aus. Den darauffolgenden Aschermittwoch war eine plötzliche Veränderung zu spüren, daß, da am vorigen Tage in den Straßen und auf dem St. Markusplatze keiner vor dem anderen sich rühren konnte, kein Mensch dort mehr zu sehen war, und die Weiber waren verschwunden. Kurz, es war, als wäre keine Seele vorher dagewesen.“

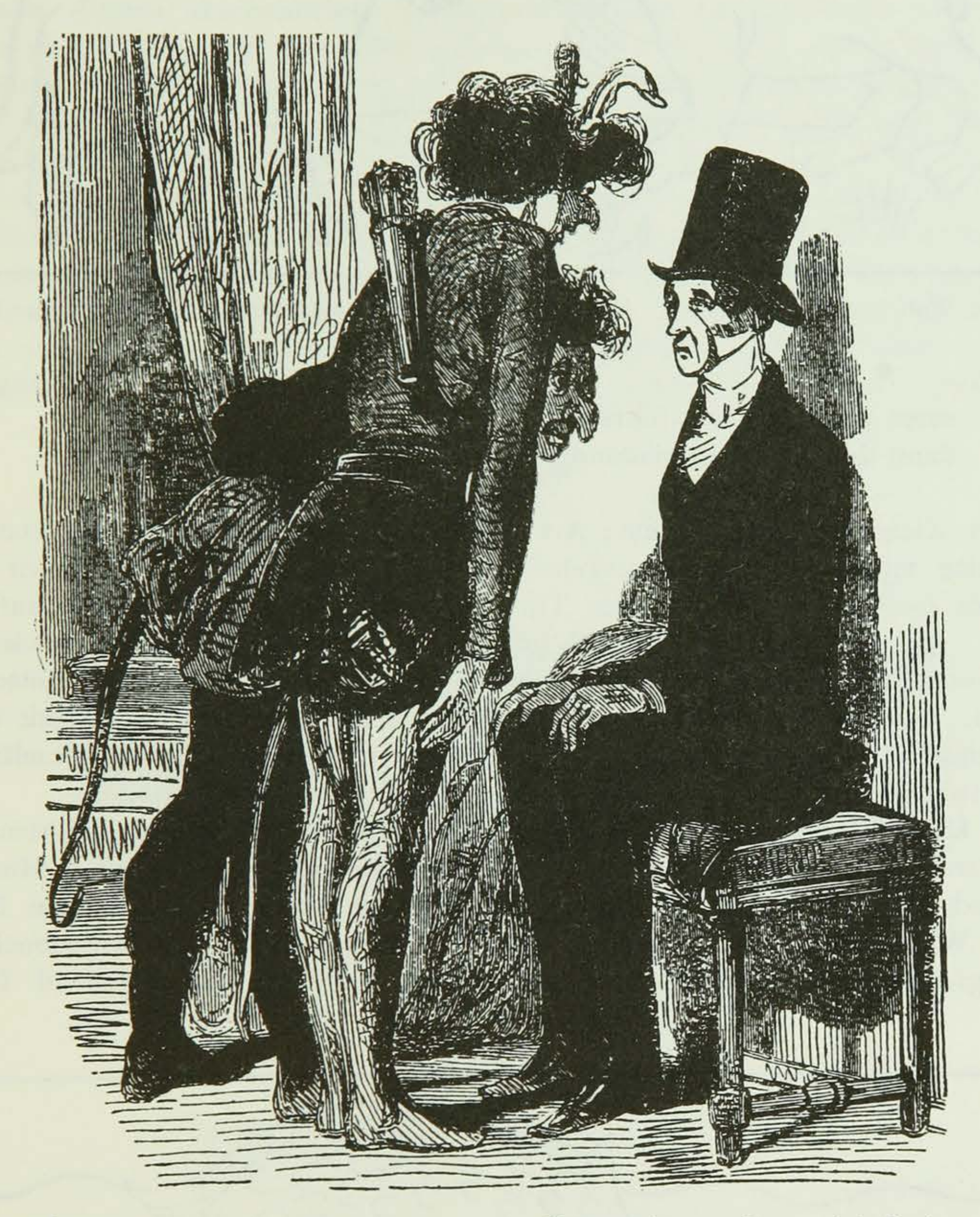
So weit Prinz Wilhelm von Nassau-Dillenburg in seiner Reisebeschreibung von 1694. — Außerdem gab es in Venedig noch einen zweiten Karneval, die venezianische Messe, welche auch das Himmelfahrts- und Bucentaurenfest hieß, weil es gewöhnlich am Himmelfahrtstage anfing, und weil man die Feier der Vermählung des Dogen mit dem Adriatischen Meere damit verbunden hatte. Es dauerte 14 Tage; jedoch durften keine Charaktermasken, sondern bloß venezianische Dominos getragen werden.

*

Russischer Karneval im Jahre 1715.

Diese Lustbarkeit wurde durch die Entbindung der Zarin von einem Prinzen veranlaßt. Zar Peter I. hatte die patriarchalische Würde und die damit verknüpf-

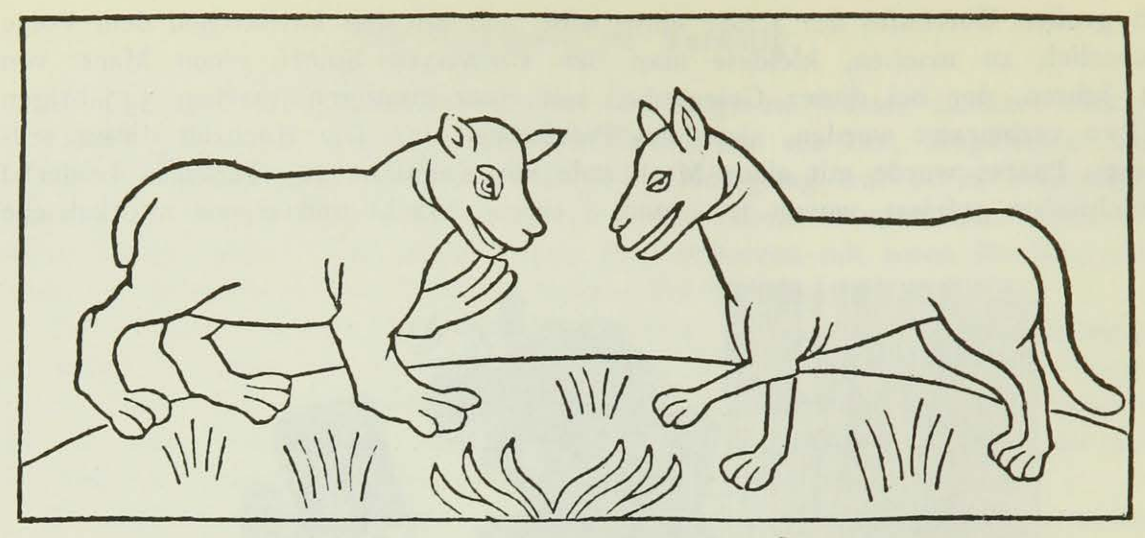
ten großen Einkünfte der Krone einverleibt, und um den Patriarchen dem Volke lächerlich zu machen, kleidete man den Hofnarren Sotoff, einen Mann von 84 Jahren, der bei dieser Gelegenheit mit einer munteren, raschen 34jährigen Witwe verheiratet worden, als einen Patriarchen an. Die Hochzeit dieses seltsamen Paares wurde mit einer Maskerade von ungefähr 400 Personen beiderlei Geschlechts gefeiert, wovon je 4 und 4 eigene Tracht und eigene musikalische



Gavarni — Holzschnitt aus Carneval à Paris

Instrumente hatten. Die 4 größten Starosten im Reich waren die Hochzeitsbitter; zu den 4 Läufern nahm man solche dicke Personen, die sich wegen der Schwere ihres Leibes mußten führen lassen und fast ihre ganze Lebenszeit am Podagra gelitten hatten. Zu Marschällen der Hochzeit, sogenannten Schaffnern, Brautdienern und anderen Aufwärtern nahm man steinalte Männer, die nicht mehr stehen noch sehen konnten. Die Prozession vom Palaste des Zaren bis in die Kirche geschah also:

Ein Schlitten mit den 4 Läufern, die nicht laufen konnten;
ein Schlitten mit den 4 Stammlern;



Bär und Wolf Holzschnitt 1480. Aus: Zwiesprache der Tiere.

einer mit den Brautführern;
dann der Knees Romadanowski, als falscher Zar von Moskau;

nach der Kleidung stellte er eine Art von König David dar und trug statt der Harfe eine mit Bärenhaut überzogene Leier in der Hand. Sein Schlitten hatte ein hohes Gerüste in Gestalt eines Thrones, und er selbst eine Krone auf dem Haupte. An die 4 Ecken des Schlittens waren Bären gebunden, welche Bediente vorstellten; ein fünfter stand hinten auf und faßte mit seinen Pfoten den Schlitten. Diese Bären reizte man beständig mit Stacheln, so daß sie mit ihrem Brummen ein recht fürchterliches Getöse machten, wozu die ganze Gesellschaft ihre wüste und schrecklich durcheinander tönende Musik anstimmte.

Nun kamen Braut und Bräutigam auf einem sehr erhabenen Schlitten, auf dem überall Liebesgötter angebracht waren, jeder mit einem großen Horn in der Hand, den Hörnerträgerstand des Bräutigams anzuzeigen. Auf dem Bocke saß ein Widder mit ungeheuren Hörnern, und hinten stand ein Ziegenbock mit ebendergleichen. Nun folgte eine Menge von Schlitten, von allerhand Tieren



Holzschnitt 1480. Aus: Zwiesprache der Tiere.
Verlag der Münchener Drucke.

gezogen, von Widdern, Böcken, Bullen, Bären, Hunden, Wölfen, Schweinen, Eseln usf.

Als der Zug anhub, wurden alle Glocken in der Stadt geläutet, alle Trommeln gerührt, alle Tiere mit Gewalt zum Schreien gereizt, kurz ein Getöse über alle Beschreibungen. Der Zar nebst Menschikoff, Apraxin und Bruce waren als friesländische Bauern gekleidet, jeder mit einer Trommel, die sie schlugen.

Unter diesem abscheulichen Lärmen wurde das Brautpaar von den Masken in die Hauptkirche vor den Altar gebracht und von einem 100 jährigen Priester kopuliert. Diesem letzteren, dem schon Gesicht und Gedächtnis mangelte, wurden zwei Lichter vor die ihm auf die Nase gesetzte Brille gehalten und ihm in die Ohren geschrien, was er dem Brautpaare vorbeten sollte.

Von der Kirche ging der Zug wieder zu dem zarischen Palast, wo sich die Gesellschaft bis Mitternacht belustigte, da sie dann in derselben Ordnung bei Fackeln die Neuvermählten in ihre Wohnung und zu Bette brachte. Dieser Karneval dauerte 10 ganze Tage, in welchen die Gesellschaft von Haus zu Haus zog, wo sie immer kalte Küche und starke Getränke fand. So, daß während dieser ganzen Zeit kein Nüchterner in ganz Petersburg anzutreffen war.



Jacques Callot

THE AGE DEMANDED

by

ERNEST HEMINGWAY

The age demanded that we sing
and cut away our tongue.
The age demanded that we flow
and hammered in the bung.
The age demanded that we dance
and jammed us into iron pants.
And in the end the age was handed
the sort of shit that it demanded.

CHANSON DADA

par

TRISTAN TZARA

I

la chanson d'un ascenseur
qui avait dada au cœur
fatiguait trop son moteur
qui avait dada au cœur

l'ascenseur portait un roi
lourd fragile autonome
il coupa son grand bras droit
l'envoya au pape à rome

c'est pourquoi
l'ascenseur
n'avait plus dada au cœur

mangez du chocolat
lavez votre cerveau
dada
dada
buvez de l'eau

II

la chanson d'un dadaïste
qui n'était ni gai ni triste
et aimait une bicycliste
qui n'était ni gaie ni triste

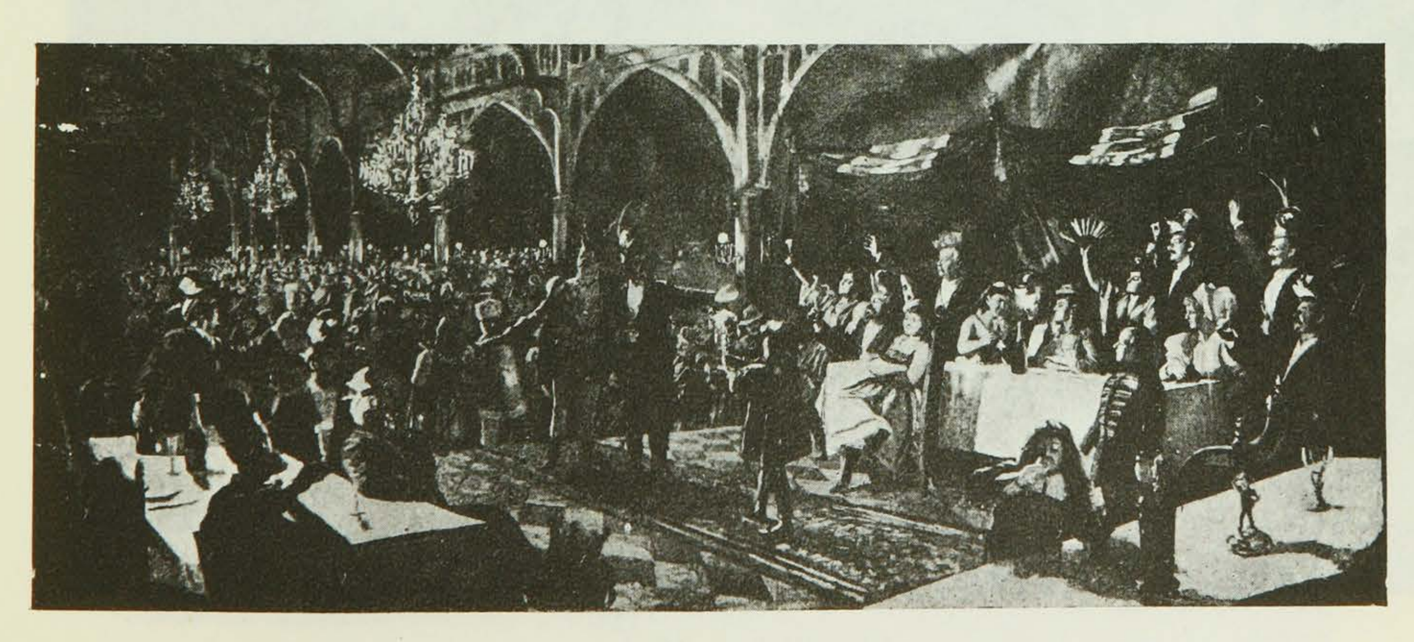
mais l'époux le jour de l'an
savait tout et dans une crise
envoya au vatican
leurs deux corps en trois valises

ni amant
ni cycliste
n'étaient plus ni gais ni tristes

mangez de bons cerveaux
lavez votre soldat
dada
dada
buvez de l'eau

Karneval in Italien. Kupferstich von I. H. Ramberg

Aus Fr. Raßmann, Fastnachtsbüchlein. Hamm 1826



Fritz Heider, Gürzenichball am Faschingsdienstag. Ölgemälde

Im Besitz der großen Kölner Carnevalsgesellschaft



Karneval in Berlin 1829

Nach einem alten Holzschnitt im Besitz v. S. Adam

Karl Walser, Masken

Aus der Walser-Ausstellung bei Flechtheim



Sammlung E. Charell

Karneval in Rom 1826

Nach Franc. Valentini, Comödie aus dem Stegreif.

Heidelberg, Sammlung Liebhold

James Ensor, Maskenfest in Brügge. Ölgemälde



Jakob Schoß, Köln. Prinz Karneval 1910



Photo M. K. H.

Karneval in La Paz (Bolivien)

III

la chanson d'un bicycliste
qui était dada de cœur
qui était donc dadaïste
comme tous les dadas de cœur

un serpent portait des gants
il ferma vite la soupape
mit des gants en peau d'serpent
et vint embrasser le pape

c'est touchant
ventre en fleur
n'avait plus dada au cœur

buvez du lait d'oiseaux
lavez vos chocolats
dada
dada
mangez du veau

UNBEKANNTES VON OFFENBACH

Von

HANS KRISTELLER

II.

Wenn im Januarheft gesagt wurde, daß Heiterkeit zu den hervorstechendsten Eigenschaften Offenbachs gehörte, so läßt sich dies nahezu durch jeden seiner Briefe belegen, mag er privaten oder geschäftlichen Inhalts sein.

Harmlose Scherze, humoristische Übertreibungen, gutmütige Selbstverspottung („je vous serre dans mes maigres bras" heißt es einmal) sind an der Tagesordnung. Einige weitere Beispiele mögen dies erläutern.

Jacques hatte einst in seiner ersten Pariser Zeit, um 1836, ein Rendezvous versäumt. Seine überschwengliche Entschuldigung lautet:

„Mille, Mille pardons de vous avoir oublié aujourd'hui. J'irai cette semaine me jeter à vos pieds et implorer man pardon . . ."

Eine Einladung vom 16. April 1869 an seinen Freund, den Arzt und Musiker Dr. Luzzi in Mailand (wo Offenbach auf der Durchreise war), hat folgende Form:

„Mon cher confrère, nous vous attendons pour diner à 5 hs hôtel de la Ville. Si vous êtes malade, je veux vous donner l'adresse d'un très bon médecin / musicien } le docteur Luzzi, faites-lui mes compliments à tantôt . . ."

Zwei Seiten aus einem Briefe Offenbachs

Aus der Offenbach-Sammlung von Dr. Hans Kristeller, Berlin

Sehr befreundet war Jacques auch mit Dr. Alfred Friedmann, dessen Schwester Jeanette er eine wundervolle handschriftliche Komposition [1]) „Ihr seid so schön wie eines Jünglings Traum ..." gewidmet hat. An ihn schreibt er:

„Lieber docteur,

Voulez-vous, wollen Sie, kommen, venir, heute aujourd'hui diner essen avec moi mit mir à l'hôtel im Hotel belle schöne vue Aussicht hätten wir besser servirt zu werden comme nous le serions à l'hôtel Klumpp ... dans ce cas venez me prendre um 4 Uhr und 15 Minuten ..."

*

Im Sommer 1873 befand sich Jacques zur Erholung in Aix, und mit ihm waren seine treuen Helfer und Mitarbeiter an der Gaîté, insbesondere der Administrateur Etienne Tréfeu und der Chef d'orchestre Vizentini. An einen in Paris zur Leitung des Theaters zurückgebliebenen Freund richtet Jacques nun folgenden Hundstags-Brief:

„quelle châleur

Mardi 8. juillet 73

Monsieur

Vous avez reçu depuis mon départ une trentaine de lettres, deux cent quarante cinq dépêches et vous vous plaignez. Je ne comprends rien, (ah, qu'il fait chaud).

ne m'écrivez plus. (Chaleur ettouffante)
(lisez un t' seulement)

Taigny sue
Tréfeu sue — la famille Sue
Vizentini sue
Jacques sue
Eugène sue

ah quel soleil

... Je serai à Paris dimanche, donc j'y serai pour le 17. Vous n'avez qu'a bien vous tenir tous! tous! tous! Quel tremblement, si tout n'est pas prêt — la salle restaurée, le lustre poli, les costumes des garçons finis, les décors rendus au théâtre. Je tiens à ce que la pièce passe le lendemain de mon arrivée. Quel tremblement, quel tremblement, quel tremblement. On cuit ici. Je conduis ce soir Trébizonde [2]). Ma santé va très bien ...

J'embrasse qui veut. Votre J. O.
touffe et touffe j'étouffe
43 dégrès Récamier.

*

Leider wurde Jacques im letzten Drittel seines nur 61 Jahre währenden Lebens oftmals von der Gicht geplagt, die ja auch trotz aller ärztlichen Kunst und aller Badekuren in Ems, Gastein, Wiesbaden und Aix zum Tode führte. So kam es, daß er ab und zu seinen guten Humor verlor, und manche seiner Briefe enthalten den melancholischen Anfang:

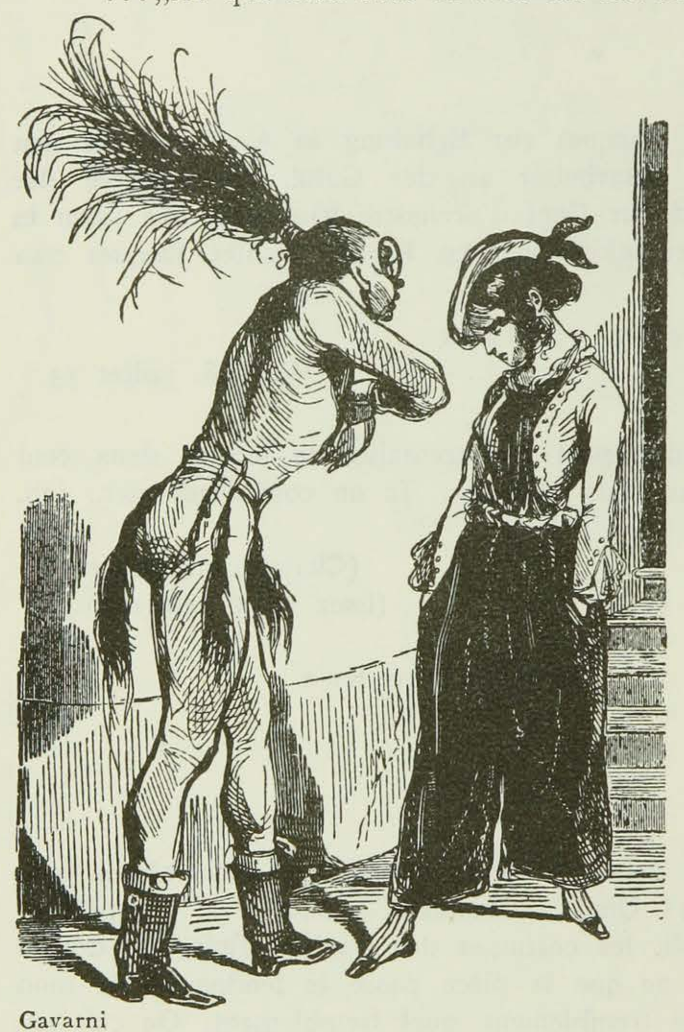
---

[1]) Abgedruckt im „Weltspiegel", Juni 1919.
[2]) Offenbachs „Princesse de Trébizonde".

„Mon cher ami, j'ai été assez souffrant . . ." oder „j'étais bien souffrant et je le suis encore . . ." Am 5. Oktober 1875 schreibt er aus Biarritz an die Freunde Tréfeu und Vizentini:

„Vous me reprochez de ne pas beaucoup écrire. Vous en parlez bien à votre aise, je souffre de mon bras droit grâce aux clous, que le médecin de St. Germain m'a fait venir sur la main et qu'il m'a brulée . . ." — — Und nach drei langen Seiten rührend-sorgsamer Weisungen aller Art über den Betrieb der Gaîté folgt der Notschrei:

. . . „Ah que mon bête de bras me fait mal . . ."


Gavarni

In drei anderen Briefen an Vizentini heißt es:

„Le temps est toujours superbe mais, hélas, moi je ne puis pas sortir . . . C'est triste, triste et les Parisiens, qui s'imaginent, que je cours de fête en fête. . . . Ah je voudrais bien courir . . ." —

Mon cher Vizen, impossible de sortir, je ne puis moucher . . ."

„Cher ami, je ne peux sortir — — je suis malade . ."

Und trotz dieser angegriffenen Gesundheit hat Offenbach, um den 1875 erfolgten pekuniären Zusammenbruch der Gaîté mit Ehren zu überstehen und alle Gläubiger befriedigen zu können, 1876 eine Tournee nach Amerika unternommen! Daß diese Fahrt unter einem glücklichen Stern vonstatten ging und dem Meister stürmische Ovationen in allen großen Städten der neuen Welt, vor allem aber ein neues Vermögen einbrachte, war ein Lichtblick nach drei wechselvollen, mit einer Niederlage endenden Direktionsjahren Jacques' in der Gaîté (1873—75).

Im Interesse seines unerschütterten Ruhmes als Künstler muß betont werden, daß der Zusammenbruch der Gaîté nur durch allzu kostspielige Inszenierung von Schauspielen (insbesondere Sardous „La Haine") herbeigeführt wurde und den M u s i k e r Offenbach, den wir lieben, in keiner Weise berührt . .[1])

*

Doch kehren wir zurück zu Offenbachs glücklicheren Jahren!

Jacques hatte stets eine besondere Freude an froher Geselligkeit und gab oftmals in den ersten Restaurants, doch auch in seiner schönen Wohnung, rue

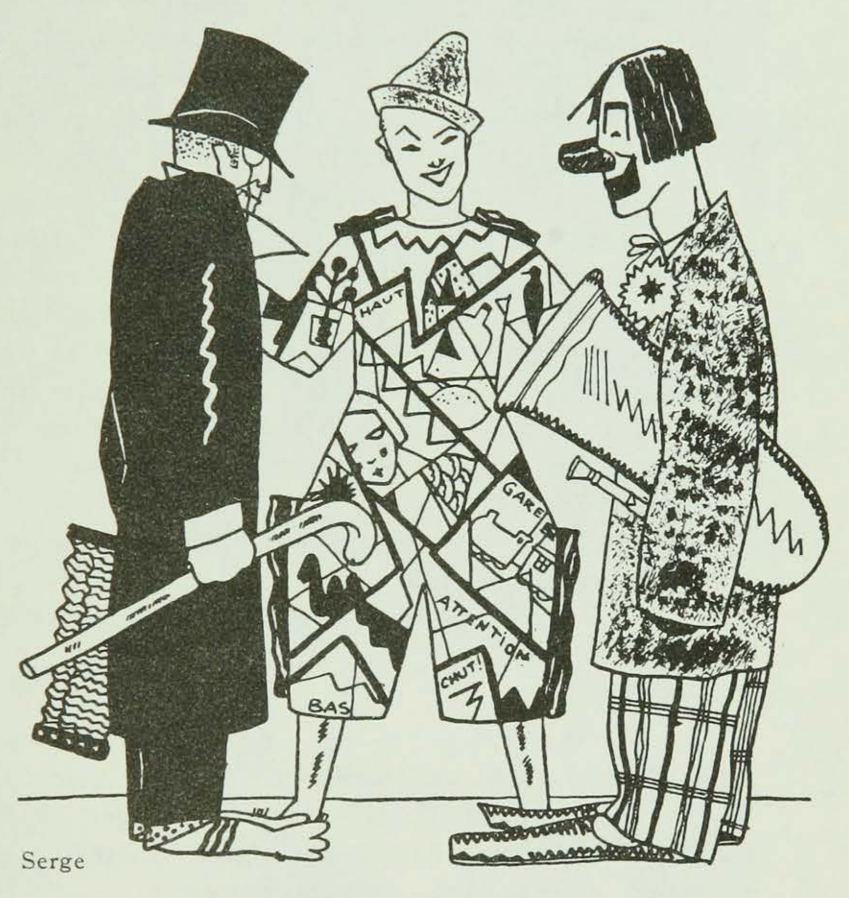
[1]) Eine vom Verfasser aufgefundene Reihe ausführlicher Briefe Offenbachs über Leitung und Betrieb der Gaité soll gesondert veröffentlicht werden.

par amitié pour moi, de la chauffer également. Cette jolie dinde ne se doute pas encore une fois de tout l'effet qu'elle tirera de son rôle...

Allons, mon pauvre Vizen, mettez-vous aux genoux de Mlle Heilbron, dites à Blavet d'en faire autant, et espérons, qu'elle se décidera d'avoir un grand succès malgré elle... Je serai à Paris mercredi ou jeudi et nous causerons des Sylphes — — c'est joli à faire..."

Der Widerstand der schönen Marie Heilbron gegen die Rolle des jugendlichen Liebhabers Bibletto wurde schließlich überwunden, und die Oper erlebte unter treuer Mitwirkung der „jolie dinde"[1]) eine ganze Reihe von Aufführungen. —

Jacques sorgte für das Wohl seiner Künstler in jeder Weise und wurde wie ein Vater von ihnen verehrt. Oftmals, wenn er in seiner Villa Orphée in Etretat zur Erholung weilte, lud er eine Anzahl von ihnen ein; die sommerlichen Feste am Meere wurden dann durch Aufführungen seiner Einakter verschönt.



Serge

Über eine solche Künstler-Tour nach Etretat schreibt Jacques an Vizentini:

„Cher ami, n'oubliez pas de faire apporter par les artistes le livret de la Pomme d'Api, je ne l'ai pas ici et nous serions dans un grand embarras sans cela. Donc je compte sur vous. Les artistes partiront vendredi 6 hs ½ soir de la gare St. Lazare. Vous prenez des billets Ière classe pour les Ifs aller et retour. Dites leur qu'a Beuzeville, 3ème station avant d'arriver au Hâvre, ils changent de train et prennent celui de Fècamp. Deux stations avant d'arriver à Fécamp il y a la station des Ifs — là il y aura un petit omnibus qui les conduira à Etretat directement à leurs logements.

J'enverrai mon domestique pour les y conduire. J'ai reçu l'envoi Dememian mais pas encore l'envoi de la toile ni la caisse de costumes et autres. Prevenez Tréfeu. Vous pourriez envoyer par les artistes les costumes, s'ils ne sont pas faites. N'oubliez pas les recommandations aux artistes — qu'ils ne s'endossent pas avant d'arriver à Beuzeville ni aux Ifs — on y est à 11 hs 20 minutes — n'oubliez pas la pièce de la Pomme. Votre J. O.

Dites aux artistes qu'ils se couvrent bien car il fait froid en arrivant à minuit à la mer — les femmes surtout." —

---

[1]) Nous espérons que Mme. Heilbron se trouve encore en bonne santé. En cas qu'elle lirait cette lettre, elle est demandé par l'auteur, de ne pas lui en vouloir.

Die hohe Achtung, welche Jacques im allgemeinen dem Künstlerstande zollte, geht mit besonderer Klarheit aus einem sehr ausführlichen Schreiben an Tréfeu und Vizentini hervor, in dem er unter anderem Zweifel seiner Freunde an der Rechtschaffenheit eines jungen Schauspielers zu zerstreuen sucht. Der Passus lautet:

„... Je ne sais pas ce qu'on a peut vous dire sur le neveu den Roqueplan, il m'a été recommandé plus que chaudement par Mr. Bocher (du d'Orléans), puis c'est un neveu d'artiste, et les artistes sèment généralement un grain, dont on fait d'honnêtes gens... Donc jusqu'à preuve contraire je le crois un très honnête homme..."

Als Jacques in höherem Alter stand und wegen seiner Kränklichkeit auch trüben Gedanken zugänglicher war, erschütterte ihn das Hinscheiden von Kollegen und ihm befreundeten Künstlern sehr. So widmete er dem Schauspieler Rousseau folgenden zu Herzen gehenden Nachruf:

„... Pauvre Rousseau! Il était donc malade à ce point! enlevé si vite et encore dans la force de l'âge ... Décidément la vie est bête, puisqu'il faut mourir. Quand même, que d'artistes enlevés cette année. Cette pauvre Duclos, Dérivé, Gremier etc. Les artistes d'abord (voilà le ton du Réquième) — pauvre Rousseau — gare aux directeurs maintenant, il y en a tant, qui auraient droit à la retraite, et ça commence probablement par ceux, qui sont plein de vie et d'activité ... Il y en a tant, qu'on aurait vu partir sans regret, et ça commence par le plus vigoureux et le plus activ ... Pauvre Rousseau ..."

Offenbach schreibt dies sieben Jahre vor seinem Tode, und wie er gewußt hat, daß er mit einer Melodie „auf der Spitze seiner Feder" heimgehen werde, klingt auch der Ruf „gare aux directeurs maintenant" wie eine Vorahnung baldigen Endes. — —

*

Wie die Briefe an Freunde und Bekannte, so zeigen auch Jacques' geschäftliche Korrespondenzen (bei denen es sich zumeist um Lieferung und Verkauf neuer Werke handelt) sein liebenswürdiges, konziliantes Wesen. Trotz geschickter Wahrung seiner berechtigten Interessen gibt er stets den Wunsch zu erkennen, seinem Vertragsgegner gerecht zu werden und in bestem Einvernehmen mit ihm zu leben.

Einige Auszüge solcher Briefe der Jahre 1860—69, als der „Offenbachisme" in Wien und Paris seinen Höhepunkt erreicht hatte, mögen dies erläutern.

Am 27. 6. 1862 schreibt Jacques aus Ems an einen befreundeten deutschen Theaterdirektor:

„Wehrtester Freund,

Sie wissen, daß ich eine neue komische Operette in zwei Ackten geschrieben, die hier in Ems zur ersten Aufführung kommt. Die Künstler des théâtre lyrique werden sie darstellen — Treumann wird Anfang Winter in Wien sie geben — ich habe schon rücksprache mit ihm deshalben genommen.

Ich bin sicher für den Erfolg in Deutschland, das Poem ist scharmant lustig — bloß aber in der Art Fortunios und Mr. et Mme Denis — es sind zwei kleine Ackten — ich vergrößere für Deutschland und später Paris etwas die Oper, setzte Chöre etc. darinn. Wollen Sie dieses Werk so schreiben Sie mir Ihre offerten...

verzeihen Sie plus que jamais mein schlechtes deutsch ..."



Photo Man Ray

Kiki

Toulouse Lautrec, La Convoitise. Guasch
Lautrec-Ausstellung bei Matthiesen, Berlin

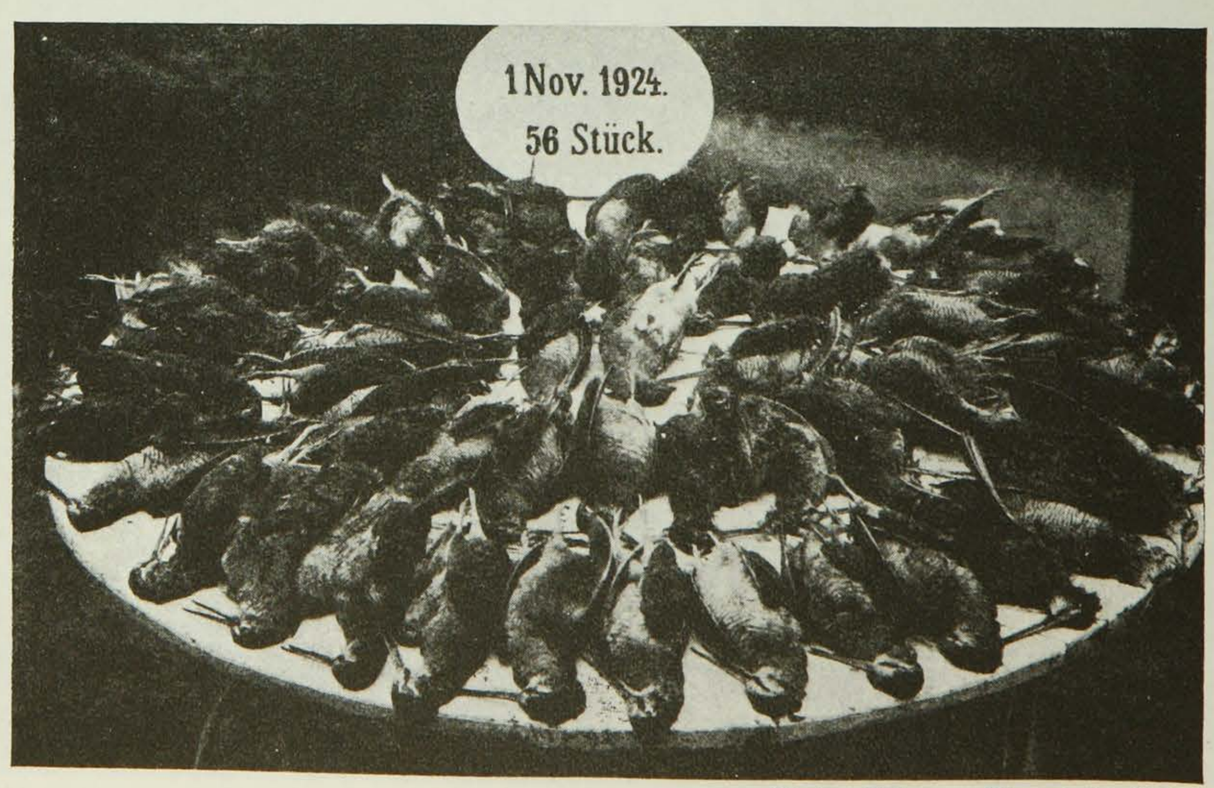
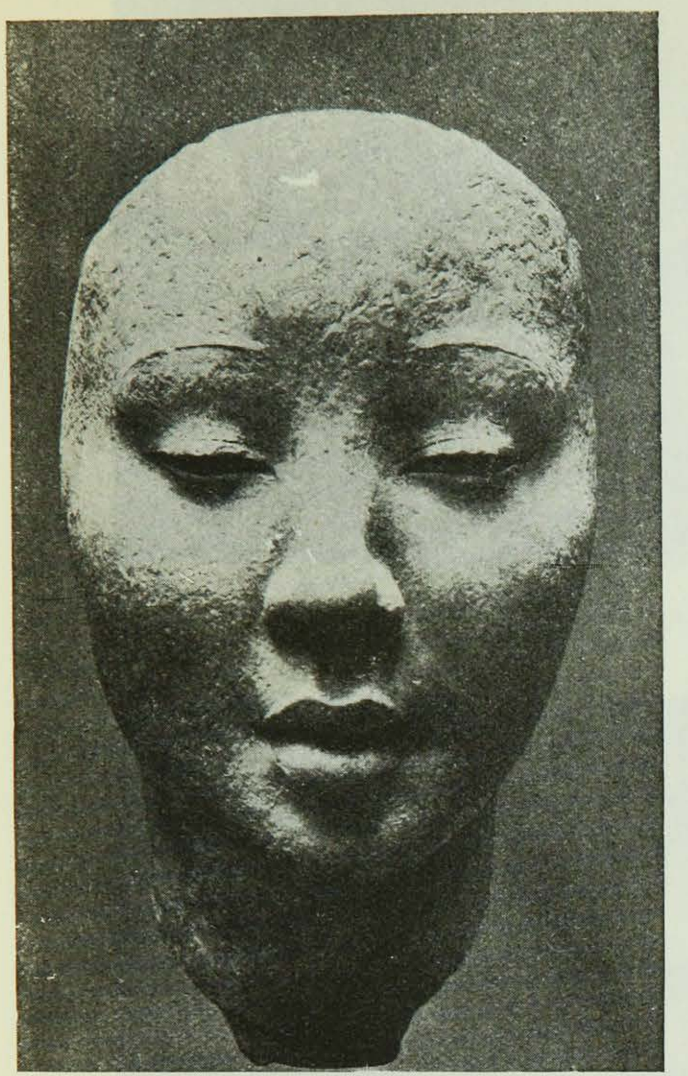


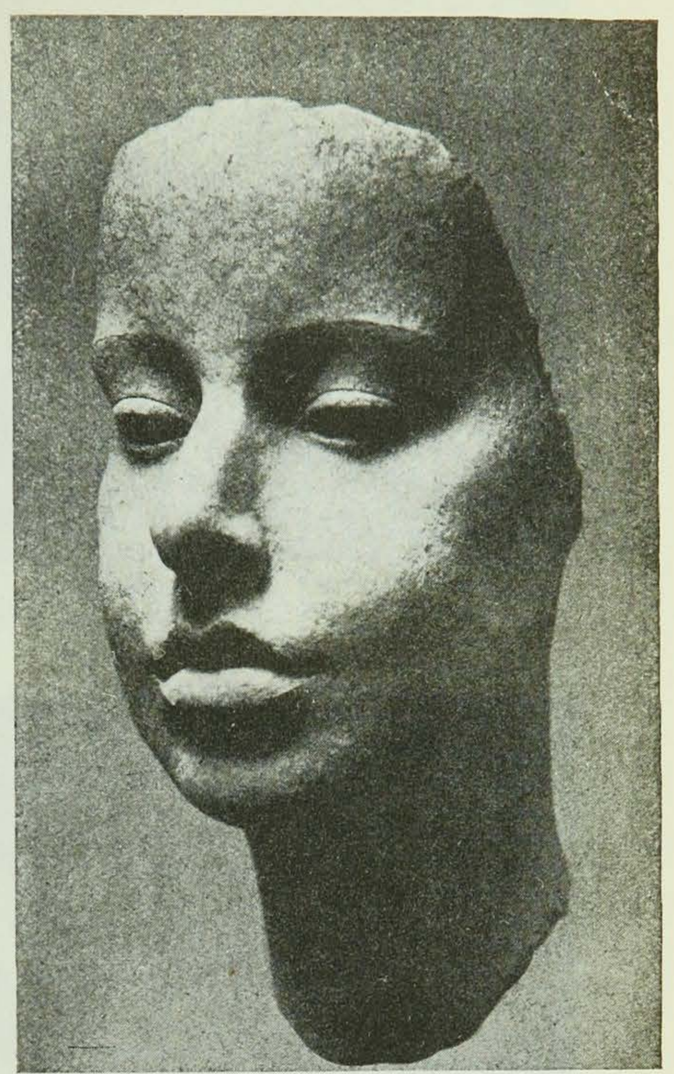
Photo Frhr. v. Diepenbrink-Grüter

Schnepfen



Winterthur, Slg. Reinhart

Maske. Bronze



Köln, Wallraf-Richartz-Museum

Bildnis Natalie Huf. Bronze

Der Künstler in Südfrankreich

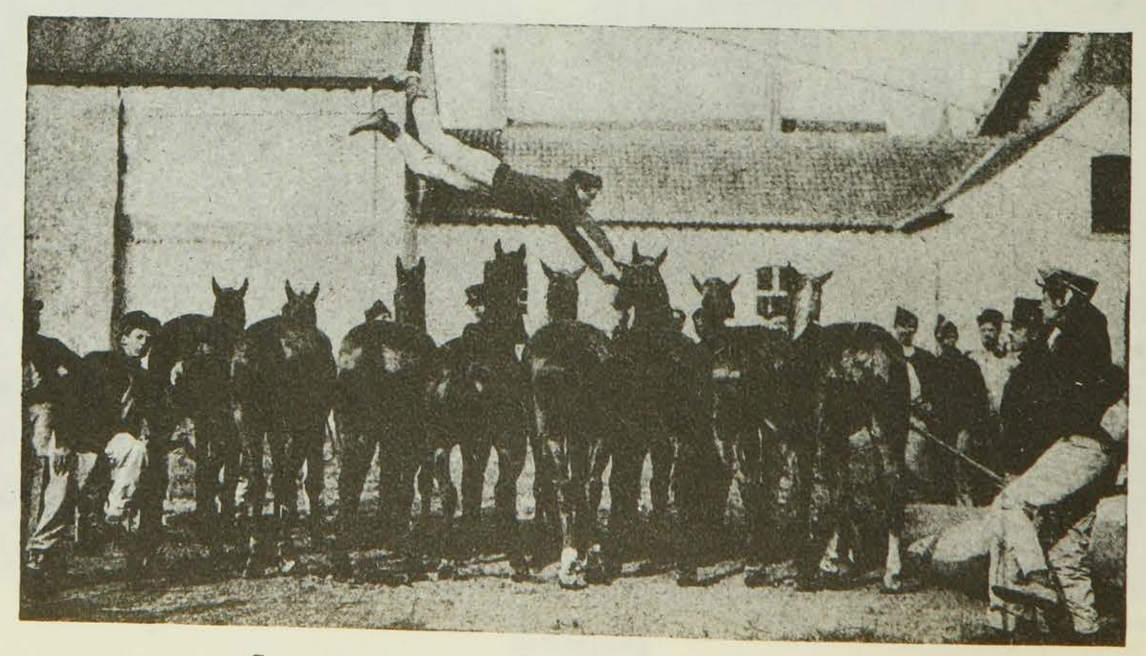


Wide World Photo

Marta Farra, das 21jährige Herkules-Mädchen



Deutsche Soldaten beim Tauziehen



Sprung über acht Pferde. Reitschule Ypern



RICHTIGES DEUTSCH

Kölner Karnevalsulk von 1879

Motto:
Freude, schöner Kölner Funken,
Jungens aus dem Ferkulum,
Wir betreten stark betrunken
Jetzt des Fastnachts Tusculum.
Deine Zauber zaubern wieder,
Was die Mode streng verkeilt,
Vater, Mutter, Schwestern, Brüder,
Geht mit uns; wir haben Freud!

Da heutzutage jeder Mensch sich einbildet, daß er derjenige sei, der die richtige deutsche Sprache spricht, habe ich mir zur Aufgabe gemacht, es Euch, verehrte Narren, mal klar und deutlich auseinander zu visternölle, wer überhaupt derjenige ist, der das richtige Deutsch redet. Der Berliner meint, na det richtige Deutsch, det sprechen wir, wir Hauptstädter; mer bubele et richtige Deutsch, sagt der Kölner. Wer redet nun das richtige Deutsch? Ich will es versuchen, Ihnen zu beweisen, wer das richtige spricht.

I.

Da sagt ein Mann zu seiner Frau folgendermaßen: Liebes Weibchen, deine Freundin ist wirklich eine liebe Dame; aber siehst du, lieber Schatz, sie hat die eine Unart an sich, immer über andere Leute zu schimpfen, und das mit anhören zu müssen, ist mir sehr unangenehm; so möchte ich dich denn, mein liebes Weibchen, bitten, ihr mal zu verstehen zu geben, sie sollte das bleiben lassen, oder wenn sie das nicht kann, soll sie überhaupt meine Wohnung ganz meiden.

Dogegen säht ne Kölsche andesch, dä säht esu: Hör ens, Tring[1]), die Ahl vun hinevve[2]) es ganz got und wohl, ävver wenn se mer noch ens he erenn kütt[3]), un schank[4]) üvver ander Lück[5]), dann kriggen ich se hinger mem Schlafitt, und

[1]) Trina, [2]) hierneben, [3]) kommt, [4]) schimpft, [5]) Leute.

werfen se an der Thör eruus, und dir tuppen ich ens op der Kopp, dat's de met der Nas op der Aed [1]) ne Bref schriefst [2]), un gevv ald nit vill Widderwod, sons stoppen ich der ding Mul met nem Teller zu.

2.

So sitzt auch ein junger Mann mit seiner Braut in einem Restaurant, wo er schon seit einer Viertelstunde auf Bier wartet; da er nun verschiedene Male schon



Harlekin (17. Jahrhundert)

geklopft hat und man ihm immer noch nichts bringt, da geht ihm die Geduld aus, er geht zum Kellner und sagt: Hören Sie mal, eine solche liederliche Wirtschaft ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen, jetzt sitze ich doch schon seit drei Viertelstunden da und habe noch immer kein Bier, so eine schlechte Bedienung gibts nicht mehr, jetzt können Sie ihr Bier selber trinken, aber darauf können Sie sich verlassen, daß ich überall erzählen werde, wie es hier zugeht. Adieu.

[1]) Erde, [2]) schreibst.

Dogegen sitz ne Zoldat met singem Draguner[1]) en ner kölsche Weethschaff, dä säht esu: Sag do Putzlappe, wo blieven dann die zwei Schoppen Beer, un dat met Röggelge[2]) met Limonör, met zwei Tellere, meinste ich hätte e Johr Zick[3]), do kötels Bins[4]), freß et selvs, un mach nit dann werfe ich der dä Stohl nom Liev[5]), ich rießen dä Gasärme[6]) eraf und losse dich ens dran ruche, ich stellen der en Beerglas op der Kopp, dat et der wie nen Helm drenn stechen bliev. Doch wat soll ich mich ärgere, kom, Oedel[7]), loß mer gonn[8]), mer künnen ding Grosche üverall versuffe.



Mitelli — Harlekin (17. Jahrhundert)

3.

Es kommt ein Herr aus dem Theater und hat die Fledermaus gesehen. Auf der Treppe, wo es ziemlich voll Leute ist, wird er verschiedene Male gestoßen: Oho, Teufel noch einmal, Sie verzeihen, aber wollen Sie sich nicht ein bißchen in acht nehmen, ich habe Hühneraugen, und wenn darauf getreten wird, ist das ein ganz gemeiner Schmerz. Aber lieber Freund, wie hat Ihnen denn die Soubrette gefallen, was, ein Kapital-Weib, die Stimme ist gottvoll und das Spiel unver-

[1]) Dragoner-Köchin, [2]) Kleines Roggenbrötchen, [3]) Zeit, [4]) auch kötels Bauz = mein Jungchen, [5]) Leib, [6]) Gasarme, [7]) Alte, [8]) laß uns gehen.

gleichlich, wirklich, ich habe mich süperb amüsiert, und dazu die reizende Musik; famos, bei der nächsten Aufführung werde ich mir die Operette noch einmal ansehen.

Sa kumme och grad e paar Ringkadette[1]) am Kreppche erus: Saht, wenn ehr mer noch ens op der Föß trett, dann kritt ehr och eine an en Ohr, dat ehr üch tirfelt, verstandewu. Dat es egal, do hann ich ävver Freud gehat, dat Stöck wohr en wahre Staat. Die prachtvolle Kostüms. Wat han ich deer gelach, wie et Hännesge un der Bestevader sich zerschloge, et Hännesge hat der Kopp verlore, und der Bestevader hat kein Bein mie, un dem Mariezenbell[2]) wor et ganze Kleid zerresse, un ich han der gelaach, un wie mer dem Ahl op der ezte Platz met Kuschteieschale[3]) hann op singe raseete Kopp geworfe, un wie ich dem papere Daglühner, dä die große Mul hat, sing Schleppe vum Rock bis op der Aed[4]) verlängert hann, höt, esu vill Spaß han ich zi läbe noch nit gehat, un esu wie ich mer widder ne Grosche verwaat hann, gonn ich widder doher.


Arnstam

4.

Eine Mutter von heiratsfähigen Töchtern sagt zu einem Herrn, der viel in dem Hause verkehrt, er solle doch eine von ihren Töchtern heiraten. Ja, sehen Sie, meint der Herr: Ihre Töchter sind ganz ehrenwerte Damen, aber gnädige Frau, ich bin Geschäftsmann, und die Frau, die ich mir mal nehme, darf sich nicht scheuen, den Besen in die Hand zu nehmen, überhaupt die häuslichen Arbeiten selbst zu verrichten, und das kann ich Ihren Fräulein Töchtern nicht zumuten, dazu sind sie zu fein erzogen, also gnädige Frau, Sie verzeihen schon, vielleicht das nächste Mal.

Der Bätes[5]) säht esu: Saht, Frau Tätsch, ehr hat mer jitzt ald e paarmool gesaat, ich soll öhr Nett herode[6]), meint ehr, ich wör ne Geck, meint ehr, ich wöht üch esu e Spitolsgeseech[7]) nehme, esu e Muster, wat dem Kammächer et ganze Johr noch nit emol ne Grosche für ne enge Kamm zo lüse[8]) gitt, wat e Geseech hät wie en verdrüschte[9]) Hotschel[10]), un ne Vazung[11]) wie e Zigarekesge, wehst ehr wat, schenkt se an der Dom, als Modell für ne Wasserspeier, sing Mul es groß genog. Adjüs Frau Tätsch.

5.

So sagt eine Frau zu ihrem Manne, als er spät abends nach Hause kommt: Aber, lieber Mann, eben hat es drei Uhr geschlagen, nun steht das Essen seit Mittag im Backofen, du solltest deiner Gesundheit wegen doch früher nach Hause kommen, wenn du es auch wegen mir nicht tust, ich lebe stets in Aufregung und Angst und kann nicht einschlafen, wenn du nicht da bist.

Kütt[12]) ävver der Neres[13]) heim, dann geiht dem Grieht[14]) dat Bleifche[15]), häß do nitt gesinn: Beß du glöhndige[16]) S'abaus[17]) kopp endlich do, die Fresse[18])

---

[1]) Rheinkadetten, [2]) Maria-Sibilla, [3]) Kastanienschalen, [4]) Erde, [5]) Engelbert, [6]) heiraten, [7]) Gesicht, [8]) laufen, [9]) vertrocknete, [10]) Hutzel, [11]) Fasson-Aussehen, [12]) kommt, [13]) Werner, [14]) Grete, [15]) Mund, [16]) glühend, [17]) Schnaps, [18]) das Essen.

brödsch[1]) zinder[2]) Meddag op der Trumm[3]), an mer litt der doch nicks, minget wege suff der et Dilerium Clemens op der Hals.

6.

Aber liebe Thusnelda, sagte eine Mutter zu ihrer Tochter, wenn du auch mit dem Herrn Baron Stitterit verlobt bist, so ist es doch gegen den guten Ton, daß du den ganzen Abend mit demselben Hand in Hand auf dem Sofa sitzt, du mußtest doch bedenken, daß die Augen der ganzen Gesellschaft auf euch gerichtet waren. Auch solltest du nicht so häufig mit demselben ausfahren, bedenke doch, was du dir als einer Baronesse Pump auf und-zu Pumphausen schuldig bist. Ich erwarte von dir, mein liebes Kind, daß du das für die Folge beachten wirst.

Elf Uhr hat et grad geschlage, do kütt et Plünn[4]) no Huus. Bes do läuferisch Oos endlich do, wo häß do Frehse[5]) dich no der ganzen Ovend mit dingem schälen Kähl eröm gedrevve? Waht, ich wähden der dat Danze bem Blohzem[6]) noch verdrieve, loß diesen Ovend dingen Ahl no Huus kumme, der schleiht der met dingem Luschewah[7]) der Kopp en. Do solls der ding Zöbbeln un Klüngeln[8]) an dinge Ungerrock niehe, stopp der ens de Fääschte[9]) en dinge Strümp, dat der net de Aedäppel[10]) eruus kumme.

7.

So sagt auch wohl mancher Fremde: Nun ja, der Kölner Karneval ist allerdings recht schön, aber bei uns zu Hause würden solche Ausschreitungen einzelner nicht vorkommen, und dies könnte mir die ganze Geschichte verleiden. Da lobe ich mir doch unser Schützenfest.

Ich sage: Wenn och ens en klein Bisterei passeet, et geit nix üvver unse Fastelovend[11]). Alaaf Kölle, Alaaf singe Fasteleer.

---

[1]) Brät, [2]) seit, [3]) auf dem Ofen, [4]) das Gelump, [5]) du Biest, [6]) Tanzlokal, [7]) Bräutigam, [8]) Fetzen und Flicken, [9]) Ferse, [10]) Kartoffeln, [11]) Karneval.



Wächter, Die Reise ins Blaue
Verlag Fr. Cohen, Bonn

DER KAMPF MIT DEM FACHMANN

Von

MECHTILDE LICHNOWSKY)*

Lichtbildkünstler

Wer kennt ihn nicht, den Fachmann, der sich Lichtbildner nennt?! Was ich will, weiß ich. Was er kann, weiß ich auch. Am besten weiß ich, was er k ö n n t e — und das weiß er nicht. Er hingegen weiß, was er will, und daß ich nicht weiß, was i c h will. Er will — was ich weiß; da er aber nicht kann, was er könnte, wenn er wüßte, was ich weiß, und nicht will, was er nicht weiß, daß er könnte, wenn er wüßte, was ich will — so entsteht ein Lichtbild. Dieses kann ich nicht brauchen. Ich müßte zu einem anderen Fachmann gehen, und da wüßte ich wiederum, was ich will und was er nur kann, wenn er auch wüßte... Was will ich!? Ich will, daß ein Fachmann für Licht und Linse seinen Photo-Apparat so auf mich richtet, einstellt und ihn funktionieren läßt, daß keine Lichtpleonasmen entstehen. Ich beanspruche für meinen Kopf — wie übrigens für jeden anderen — die Sachlichkeit, die man einer Steinplastik, einem Toten- oder einem Verbrecherkopf entgegenbringt. In diesen drei Fällen kommt es auf Form an, unbehelligt durch Farbe, auf Maße, unabhängig von Pose, auf Knappheit und Einfachheit, ungeachtet der Vielfältigkeit körperlicher und seelischer Einzelheiten. Nichts besteht aus mehr Licht als die Wahrheit, nichts ist lichtbedürftiger als der Effekt. Von diesem leben die Lichtbildner, und jene, zu einem greifbaren Effekt verdichtet, ist es, was ich erreichen will.

Nun, sagen Sie das einem etablierten Fachmann, der unter einem Glasdach thront und an allen Ecken der Stadt Aushängekasten unterhält, in welchen seine Patienten und Patientinnen mit Augen blitzen, mit Tiefblick faszinieren, mit Scharfblick hinterrücks fixieren, mit Schiefblick vorderbrusts interessieren, mit Händen in Cinquecentoposen renommieren, wo Seide gerafft, Samt gepufft, Sealskin geschleift, Schleierschlangen und Boas geschlungen, mit vertieften und erhellten Hintergründen Carmen-, Don José-, Savonarola-, Erlöser- und Rayonchefposen gemimt werden, wo der Homespunbeau mit dem Literaturjunker um die Wette Arme verschränkt, sich in ein Buch versenkt oder Stock und Handschuhe in edle Rechten preßt, während Linken, die nicht wissen, was die Rechten tun, elegant hängen oder Taillen umfingern. Sagen sie also, so freundlich wie höflich diesem Fachmann für Schönheit und Physiognomik, was sie sagen wollen — sie werden weder gehört noch verstanden werden. Sagen sie: „Bitte machen Sie mir von meinem Kopf ein scharfes Bild, als wär's kein Kopf, sondern ein Gebäude! Sorgen Sie dafür, daß die Backenknochen, die ich habe, hervortreten, daß die mageren Wangen nicht voll aussehen, sondern von den Backenknochen sichtbar überschnitten sind, daß die hellen Haare nicht schwarz werden, kurz, richten Sie Ihr Licht so ein, daß die vorhandene Form herauskommt und daß vor allem Ihre Linse aus dem Mund, der ein Mund ist und keine Linsenpüree, auch keine solche herstellt. Ich verzichte auf ein wattiertes Oval wie auf die Glättung der Falten; meine Runzeln liebe ich, denn sie sind im jahrelangen Kampf mit dem Fachmann entstanden, und ...“ Wie verhielte sich der also haranguierte Photograph?

---

*) Aus: Mechtilde Lichnowsky, „Der Kampf mit dem Fachmann“. Verlag Jahoda u. Siegel, Wien, Leipzig 1924.



Black, der König der Hengste
Aus dem gleichnamigen Ufafilm



Leutnant Grignolo auf Lona
Reitturnier Brioni



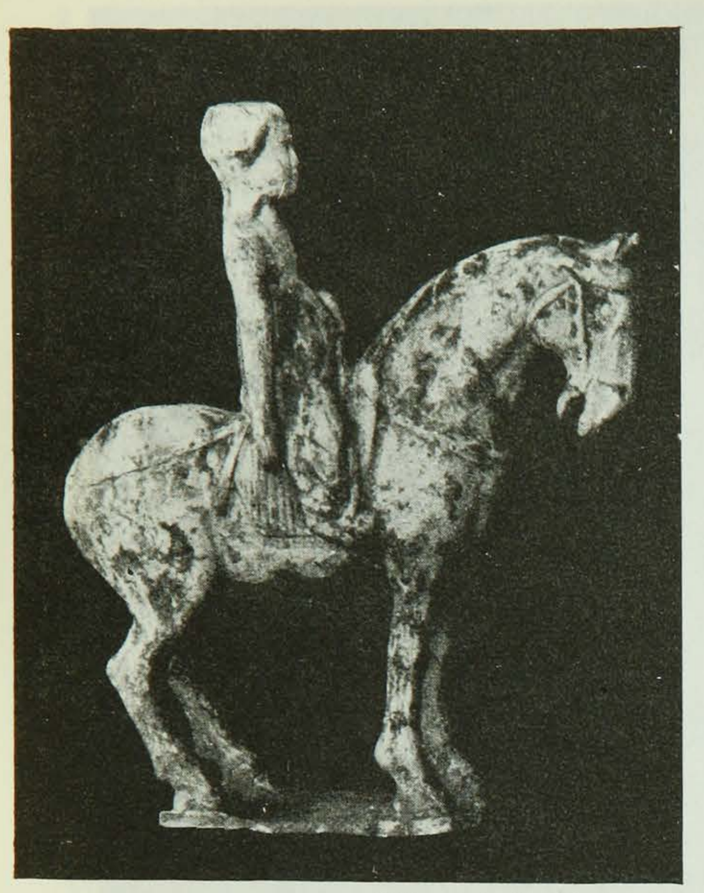
Rittmeister Paulucci auf Zela
Reitturnier Brioni



Cabrade. Reitschule Ypern

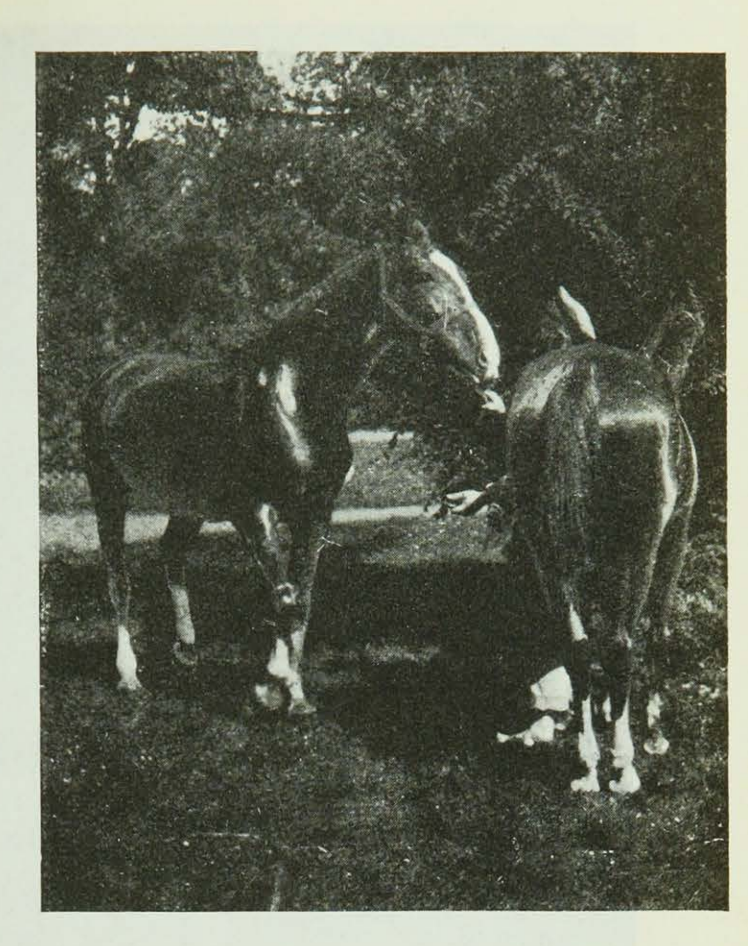


Bert Treeck auf Enzian
Reitturnier Berlin



Köln, Galerie Flechtheim

Chinesische Terrakotta der T'ang-Zeit



Ulanenpferde

Die Malerin Gertrud Sauermann auf Pan

Photo Alexander Röchling, Freiburg i. Br.

Sonnenaufgang in der Wüste

Köln, Galerie Flechtheim

Chinesische Terrakotta der T'ang-Zeit

Er weiß, er weiß, er weiß!

Er glaubt nämlich, daß ich ihn für einen von Anno dazumal halte, was ich weit entfernt bin zu tun, und lächelt verzeihend, doch nicht ohne Kränke. Sein Name „Lichtbildner", anmaßend genug, wenn man ihn sich recht überlegt, verbürgt er nicht den Künstler? Und ist etwa ein Bild im Aushängekasten unten am Bürgersteig, das nicht wie ein Rembrandt aussieht? Ja! wie etwas aus-sehend: die äußere Maske ohne das innere Gesetz.

Nichts ist leichter zu erlernen als die Kunst des Ungefähr, nichts hat so viel Erfolg, nichts setzt sich so überzeugend durch, nichts ist hartnäckiger im Sichbehaupten, nichts schwerer zu demaskieren wegen der falschen Ähnlichkeit mit Echtem, insbesondere dort, wo die Maske bona fide getragen wird.

Ich werde also dem Lichtbildner keine Rede wie die oben angeführte halten — denn er würde fälschlich heraushören, daß ich in ihm einen Stümper sehe, ich, die wohl weiß, wie gut seine Linse, wie sicher seine Lichtberechnung, wie vorzüglich seine Platten, Entwickler und Papiere sind, und wie weitsichtig sein Rembrandtauge funkelt; er würde denken — da fallen ja alle Bedenken —: Sie wird schon sehen! Gott, diese Laien, ewig um die Börse und um ihre Schönheit besorgt! Ich bin ja nicht einer von denen, die den Patienten mit Stellungen quälen, mit blöden Aufforderungen: „Nicht so ernst", ich bin ja ein Rembrandt!

Aber so ganz ohne etwas gesagt zu haben sich liefern ...?

Ich riskiere doch noch einen kleinen Wink: „Es liegt mir daran, daß das Charakteristische meines Kopfes, ein großer Mund, in eingefallenen Wangen unter stärkeren Backenkno ..." Er hört schon nicht, sondern ist wie ein Kaninchen in den Bau seines schwarzverhängten Apparates verschwunden. Es nützt nichts mehr, wenn ich hinzufüge: „Unter gar keinen Umständen möchte ich maue, verschwommene Lichteffekte, die mich vorstellen sollen ..." („Was? er mau? Selber mau! Diese Laien! Gar nicht einlassen!") Dasselbe denke ich auch und habe deshalb ein sehr gutes Bild des Raubmörders N. mitgebracht: Man sieht, plastisch ausgearbeitet, den Bau der Stirne, die Bildung der Nasenflügel und, wahrscheinlich durch eine Art Rampenlicht erzielt, den aus zwei Lippen gebildeten Mund, dessen Spalt wie ein Tausendfüßler eine Unmenge von strahlenförmigen, mikroskopisch scharf sichtbaren Füßchenlinien ober- und unterhalb zeigt und so genau erkennbar den ganzen Mundbau verrät. Die degenerierten Fledermausohren heben sich lederartig vom hellen Hintergrund ab.

„Also bitte ... sehen Sie — können Sie eine Art Rampenlicht ..."

„Aber das ist ja ein miserables ..."

„Und die Linse so scharf einstellen, daß meine Backenkno —"

„Wir machen so etwas überhaupt nicht."

„Es käme aber bei dieser Art Licht genau das, was ich für den Mund will, heraus — ich möchte nur so eine Art vereinfachte Generalstabskarte von meinem Gesicht ..."

„Wollen Sie vielleicht Platz nehmen!"

„Gern; aber wir müssen uns erst verstehen. Sie haben hier alles, was ich zu einem Bild, wie ich es mir wünsche, brauche — (fast zu viel Auswahl an Können —); wenn Sie genau so exponieren, die Linse genau so einstellen, wie es hier für diesen Raubmörder ..."

„Aber! Aber! Wie können Sie sich mit diesem Verbrecher ...! ich als Künstler muß doch Ihre Persönlichkeit ...!"

Ah! er hat sie gleich heraus, diese Persönlichkeit, über welche seit 40 Jahren 80 Familienmitglieder miteinander Ansichten austauschen, über die mein Dachshund, der mich seit drei Jahren kennt, Lachkrämpfe bekommt.

Das mit dem Raubmörder ist also nichts. Ich lege das Bild eines Toten vor.

Wiederum ist hier lediglich der Bau des Gesichts berücksichtigt, es ist ein alter Mann ohne Bart, jede Furche und jede Form ist schlicht, aber genauestens festgehalten, nirgends sind Härten, doch mit keiner Linie ist zu spaßen. Keine kann man für eine andere halten. „Keine kann man für eine andere halten!" Das ist gut; das sage ich meinem Lichtbildner; sage es und füge noch hinzu: „Auf vielen Photographien weiß man nicht genau, ob ein Schatten durch Form oder durch Lichtspiel entsteht ... nun, ich möchte kein falsches Lichtspiel — alles echt — nur Tatsachen, etwas unterstrichen, Zweideutigkeiten vermieden haben, alles mit Ihrem schönen Licht und Ihrer braven Linse, keine Finessen von diffusem Licht — eben künstlerisch vereinfacht ..."



Ernst Aufseeser

„Eben, eben! Künstlerisch."

Er weiß, er weiß, er weiß.

Ja. Ich weiß auch ...

„Also — sehen Sie — wie dieser Totenkopf. Auch so unerbittlich scharf."

‚Huhuhu, hahaha, hehehe! Aber meine Gnädigste!"

Also er weiß eben wieder nicht.

„Aber meine Gnädigste, Sie sind doch lebendig! Ihre Farben!"

Gott, diese Laien! Lieber zehn Brautpaare und zwanzig Babys!

„D a s Licht und d i e Expositionsdauer mit d e r Entfernung zu vereinen, ist eben Ihre Kunst! Schließlich lebt jede Kunst auf dem Boden der Technik."

„Was! Kunst — Technik? Meine Dame, ich habe zwanzig Jahre als Künstler ..."

Es geht — ich weiß, daß es geht —, aber es ging natürlich nicht. Ich hielt still, wie ein Lamm nach dem Blöken. Er zerriß sich vor Dünkel und Eifer und Nonchalance, und ich zerriß später die Probebilder ...

*

Die Konferenz

Mit einem Wiesel, einer Katze, einigen Hunden, drei Hänflingen, zwei Drosseln, vierzehn Kohlmeisen, zwei Blau- und drei Waldmeisen, einer Fledermaus und einer zahmen Raupe kann ich Stunden — ja Tage —, Jahre verbringen. Was aber ist das, wenn Menschen bei etwas zusammensitzen, das Konferenz heißt und Tortur ist, insbesondere, und das tut es immer, wenn es sich um eine Angelegenheit handelt, die Geld bringen und nicht kosten soll oder selbst etwas Begehrtes, das nicht nur Geld ist, zu bringen hat, das in Gottes Namen welches kostet. Bei jeder Konferenz finden sich u. a.: ein Stier, der nicht viel sagt, aber den Kopf gesenkt hält, eine schmale Schlange, die Blicke



H. M. Pechstein Zeichnung

wirft, meistens zwei magere Käfer, die vor lauter Anstrengung die Fühlhörner spreizen und kreuzen, und eine Respektsperson, der man sagen möchte:

„Himmelherrgott, mach's doch so!"

Aber dann wäre es keine Konferenz mehr. Bei Konferenzen liegen oft für jeden Beteiligten wunderschöne Kohinoore da und neues Blockpapier; aber es wird nichts aufgeschrieben, das man sich nicht auch so merken könnte oder schon vorher gewußt hätte. Gewöhnlich malen die mageren Käfer schattierte Karos auf das Papier, während die Schlange ihre Unterschrift übt.

Bei Konferenzen ist immer ein Witzbold, einer ist immer pikiert, zwei lachen als Claqueure, einer, der vorher alles weiß und zur Schlange sagt: „Sehen Sie?" und einer, der es auch nachher nicht begriffen hat. Der, der überzeugt werden soll, ist nicht da oder läßt sich von einem Stummerl vertreten.

Konferenzen werden einberufen, weil sich einer nicht traut. Auf der Konferenz traut sich dann keiner. Konferenzen werden auch einberufen, wenn bei mehreren gleichzeitig das Bedürfnis erwacht ist, eine Rolle zu spielen. Dieser

Einakter besteht dann darin, daß man ihn ohne Dekoration, ohne Probe, vor allem aber unter der Bedingung spielt, niemals zuzugeben, daß man auf der Bühne sei. Es ist das Theater des Publikums, im Parkett aufgeführt. Es gibt Konferenzen von Gleichgesinnten und solche, woran Freund, Feind und Neutrale teilnehmen. Diese sind das eigentliche Theaterspiel, jene mehr mit Komplotten zu vergleichen. Konferenzen werden gehalten, wenn sich eine Sache spießt und sperrt; aber es sperrt sich nichts, das ein guter Schlosser allein nicht aufsperren könnte. Konferenzen werden gehalten, offenbar, damit keiner merken soll, daß einer herrscht.

Es ist sehr schwer, eine Konferenz aufzuheben. Wenn der Stier nicht eingeschlafen ist, dauert sie, dank dem Witzbold und der umherblickenden Schlange, tief in die Nächte hinein. Manchmal gelingt es der Respektsperson, die sich daran erinnert, daß sie irgendwo erwartet wird, den mageren Käfern ein Zeichen zu geben, so daß diese die Kohinoore sammeln und das geniale Stummerl den Stuhl rückt, um endgültig aufzustehen. Aber wie sich der unbeteiligte Laie nach einer Sitzung, in der ununterbrochen geredet wurde, gerädert fühlt, ähnlich wie nach einem Gang durch die Kreise seiner verschiedenen Bekannten, wo er Symptome der Drehkrankheit verspürt, das kann er keinem Fachmann auseinandersetzen.

VIVE RELACHE

Par

FERNAND LÉGER

La rupture, la cassure, avec le ballet traditionnel.

La lumière maîtresse du monde et de la scène — le jeu des inattendus —

Les rythmes d'hommes noirs, d'hommes blancs — le joli pompier — la belle danseuse.

Un écran amusant, fantaisiste, burlesque, au diable le scénario et toute la littérature.

Relâche c'est beaucoup de coups de pieds dans beaucoup de culs consacrés ou non —

C'est une réalisation homogène et exacte.

La cloison étanche qui sépare le ballet du Music-Hall est rompue. L'acteur, le danseur, l'acrobate, l'écran, la scène, tous ces moyens pour faire un spectacle se groupent et s'organisent.

Un seul but, faire vivre une scène.

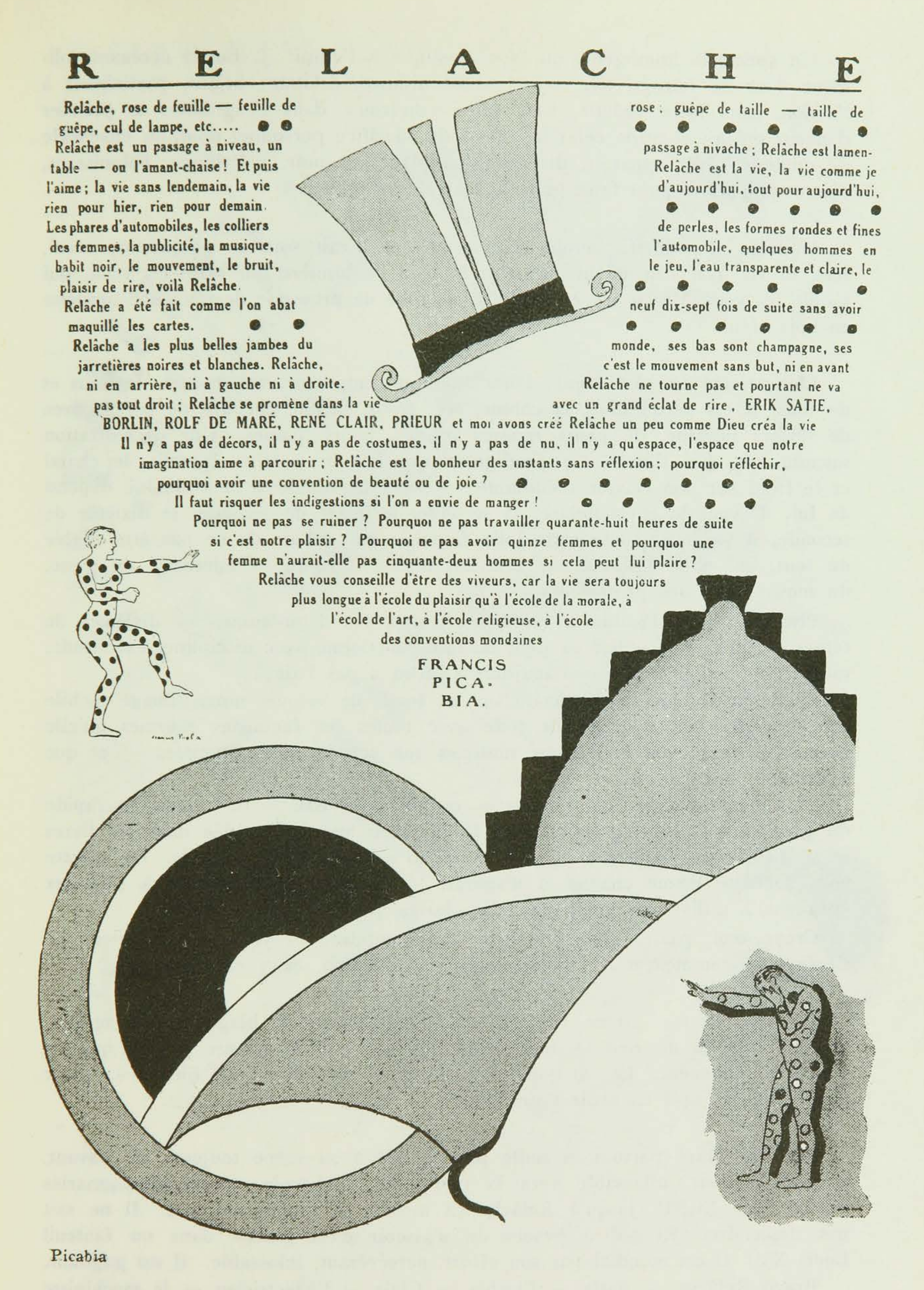
Tous les préjugés dégringolent.

— — — — — — — — — —

Dans tout cela, à travers tout cela, une musique qui n'est plus de la musique, qui est toute la nouvelle musique; quelque chose d'impondérable, de net, pas situé, très situé, on ne sait plus. Ça ne vient pas de l'orchestre, c'est au-dessus de l'orchestre, c'est sur le plateau — dans la salle — sous la salle — dans les jambes des danseuses, dans les lampes électriques, derrière les projecteurs — c'est la musique du plus jeune musicien français.

C'est une musique lumineuse, électrique, cinématographique. C'est très nouveau, entièrement nouveau, d'une légèreté incroyable et d'un dessin très sûr. C'est parfaitement réglé, sans en avoir l'air.

— — — — — — — — — —



R E L A C H E

Relâche, rose de feuille — feuille de rose ; guêpe de taille — taille de guêpe, cul de lampe, etc..... ● ● ● ● ● ● ● ●

Relâche est un passage à niveau, un passage à nivache ; Relâche est lamen-table — ou l'amant-chaise ! Et puis Relâche est la vie, la vie comme je l'aime ; la vie sans lendemain, la vie d'aujourd'hui, tout pour aujourd'hui, rien pour hier, rien pour demain. ● ● ● ● ● ●

Les phares d'automobiles, les colliers de perles, les formes rondes et fines des femmes, la publicité, la musique, l'automobile, quelques hommes en habit noir, le mouvement, le bruit, le jeu, l'eau transparente et claire, le plaisir de rire, voilà Relâche. ● ● ● ● ● ●

Relâche a été fait comme l'on abat neuf dix-sept fois de suite sans avoir maquillé les cartes. ● ● ● ● ● ● ● ●

Relâche a les plus belles jambes du monde, ses bas sont champagne, ses jarretières noires et blanches. Relâche, c'est le mouvement sans but, ni en avant ni en arrière, ni à gauche ni à droite. Relâche ne tourne pas et pourtant ne va pas tout droit ; Relâche se promène dans la vie avec un grand éclat de rire. ERIK SATIE, BORLIN, ROLF DE MARÉ, RENÉ CLAIR, PRIEUR et moi avons créé Relâche un peu comme Dieu créa la vie. Il n'y a pas de décors, il n'y a pas de costumes, il n'y a pas de nu, il n'y a qu'espace, l'espace que notre imagination aime à parcourir ; Relâche est le bonheur des instants sans réflexion ; pourquoi réfléchir, pourquoi avoir une convention de beauté ou de joie ? ● ● ● ● ● ● ●

Il faut risquer les indigestions si l'on a envie de manger ! ● ● ● ● ●

Pourquoi ne pas se ruiner ? Pourquoi ne pas travailler quarante-huit heures de suite si c'est notre plaisir ? Pourquoi ne pas avoir quinze femmes et pourquoi une femme n'aurait-elle pas cinquante-deux hommes si cela peut lui plaire ?

Relâche vous conseille d'être des viveurs, car la vie sera toujours plus longue à l'école du plaisir qu'à l'école de la morale, à l'école de l'art, à l'école religieuse, à l'école des conventions mondaines

FRANCIS
PICA-
BIA.

Picabia

Aus dem Programmheft des Balletts „Relâche"

Un spectacle homogène, un bloc élastique à l'infini. J. Borlin évoluant joliment dans ce mirage très actuel, avec aisance, éclatant, briant, participant à l'action, sans faire vedette, sans faire « un trou » dans l'ensemble; le premier danseur qui ait compris cela; la valeur du sacrifice personnel pour un ensemble de qualités — Il apparaît, disparaît, en blanc, en noir, métallique, éblouissant, discret et s'efface pour faire place à des valeurs égales.

— — — — — — — — — —

Madame Bonsdorff, souple comme un jet d'eau sous le projecteur, cruel, réel, la vie gracieuse en mouvement; le bain de lumière qui brise les yeux, qui saoûle les yeux, l'éclat sec et fluide d'une robe de princesse derrière une brouette en bois blanc.

— — — — — — — — — —

L'électricien en côte bleue, Dieu moderne, empereur, roi, maître de nous et de tous, il est perdu dans sa cabine, sec, froid, lucide, encadré de perspectives de leviers luisants, de petits repères rouges, bleus, jaunes. Une orchestration savante, un chef d'orchestre prodigieux qui fait le jour et la nuit, le chaud et le froid sur son clavier métallique. — Tout le monde a peur de lui, dépend de lui. Devant le chronomètre, la seconde, le quart de seconde, le dixième de seconde, il va jouer toute cette jolie fantaisie qui a l'air de ne pas être réglée du tout, qui en a l'air . . . car tout est réglé — voulu — minuterie du geste, du mouvement, des projecteurs.

Plusieurs mois Picabia a réglé les temps, les demi-temps, les dixièmes de temps — un monde entier en petit où tout fonctionne avec discipline, exactitude, raideur, mécaniquement — et toujours çà n'en a pas l'air . . .

Le dessin lumineux qui cavale sur un fonds de velours noir, l'image mobile qui s'encadre sur le carré de toile avec toutes les fantaisies énormes qu'elle permet — le moyen prodigieux nouveau aux conséquences illimitées — et que seulement on entrevoit.

Le Cinéma va naître, attention — ouvrez vos yeux — du ralenti au rapide du gros plan à l'infini petit, toute la fantaisie humaine bridée dans les livres et le théâtre va se déchaîner — le scénario s'envole loin et inutile. La vedette nous souhaite bonne chance et disparaît — et alors on commence à s'amuser vraiment, à utiliser les yeux pour des choses qui en valent la peine.

Croyez-moi, passez chez l'oculiste, faites refaire vos yeux, vos lunettes. Le Cinéma va commencer . . . il commence . . . attention, ça y est déjà.

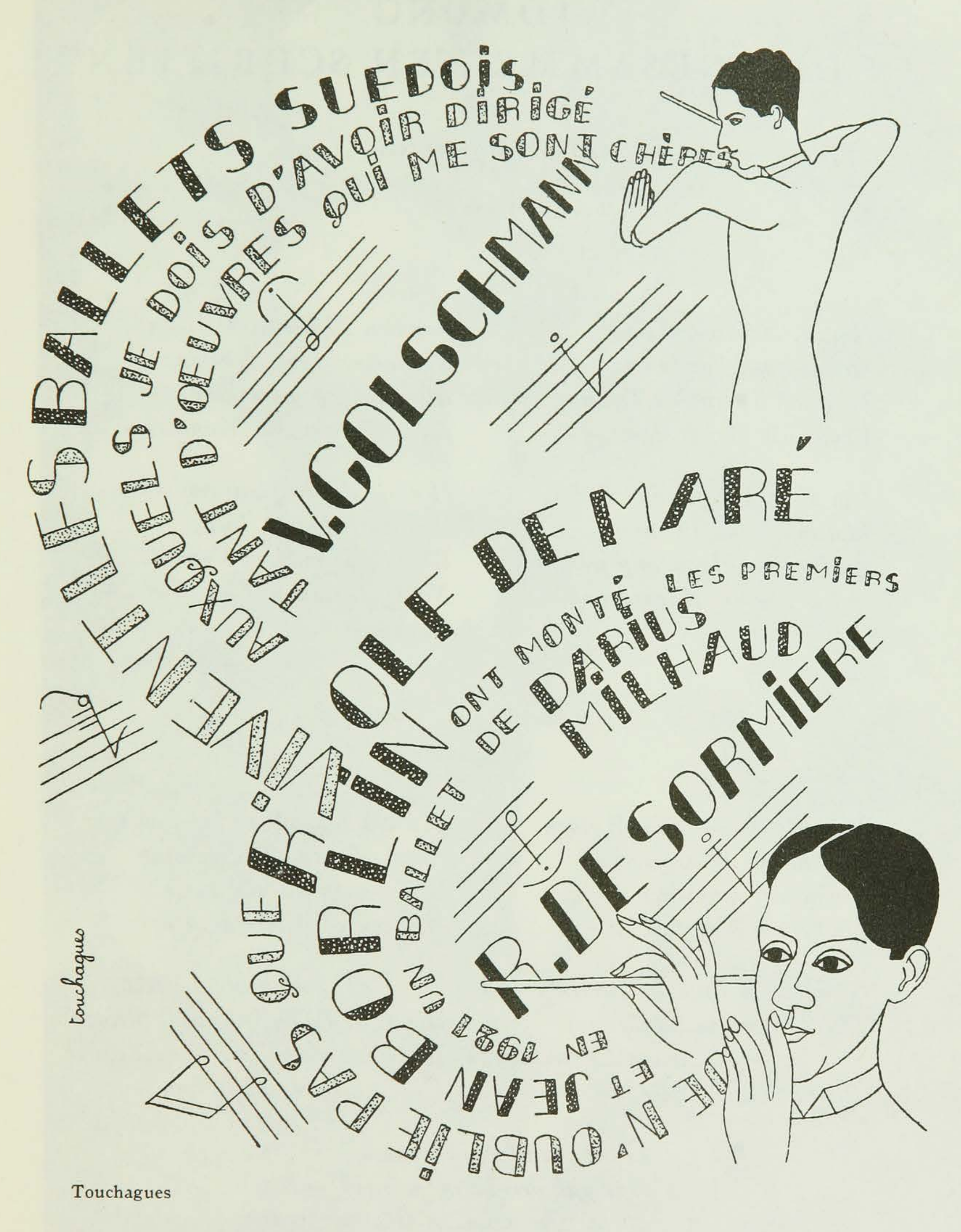
— — — — — — — — — —

Les machinistes, prieur, tout ce joli monde charrieur, blagueur, qui se foutent de tout et de rien — bien à leur place — à la minute précise qui s'y collent et comment. Les artisans du théâtre — tout le monde bien à sa place pour Relâche, sans en avoir l'air . . .

— — — — — — — — — —

Rolf de Maré partout et nulle part — lié à sa scène toujours de l'avant, toujours debout, inlassable vers la nouveauté. Suivez-le, partez des „mariés de la Tour Eiffel" jusqu'à Relâche ça monte, ça monte toujours. Il ne sait pas descendre. Et s'il a besoin de s'asseoir c'est jamais dans un fauteuil Louis XV! Il est mondial par son effort, persévérant, inlassable. Il est gagnant.

Bravo Relâche — Satie — Picabia — Clair — l'Electricien — le machiniste — le beau public tout jeune ou rajeuni — la belle salle — De Maré — Borlin — Borlin — de Maré, je vous tire mon chapeau.



Touchagues

Aus dem Programmheft des Balletts „Relâche“

WIDMUNG
IN DIE „GESAMMELTEN SCHRIFTEN“

VON

GOTTFRIED BENN

Für MARGARETE ANTON

I

Ihnen, nubisches Land:
Ströme quellenverloren
Tragend, wo an den Toren
Venus von Asien stand —

Um die es steigt und endet
Ptolemäer und Pharaon,
Zu der das Flaggschiff wendet
Immer wieder Marc Anton —

Von den Müttern, den Isen
Quellenverloren: Substanz
Aller Schöpfungskrisen
Aller Taumel des Mann's —

Ihnen: der läppisch verfärbte
Occident, stottert, fällt,
Wenn eine nubisch Vererbte
Naht und sammelt die Welt. —

*

II

Wer bist du — alle Mythen
Zerrinnen. Was geschah
Chimären, Leda-iten
Sind einen Kniefall da —

Gemalt mit Blut der Beeren
Der Trunkenen Schläfe rot,
Und die — des Mann's Erwehren —
Die nur als Lorbeer loht —

Mit Schlangenhaar die Lende
An Zweig und Thyrsenstab
In Trunkenheit und Ende
Und um ein Göttergrab —

Was ist, sind hohle Leichen,
Die Wand aus Tang und Stein,
Was scheint, ist ewiges Zeichen
Und spielt die Tiefe rein —

In Schattenflur, in Malen,
Das sich der Form entwand —
Ulyss, der nach den Qualen
Schlafend die Heimat fand.

*



Photo Isabey

„Relâche" (Schwedisches Ballett) von Francis Picabia (Musik von Erik Satie)

Edith Bonsdorff und Jean Börlin

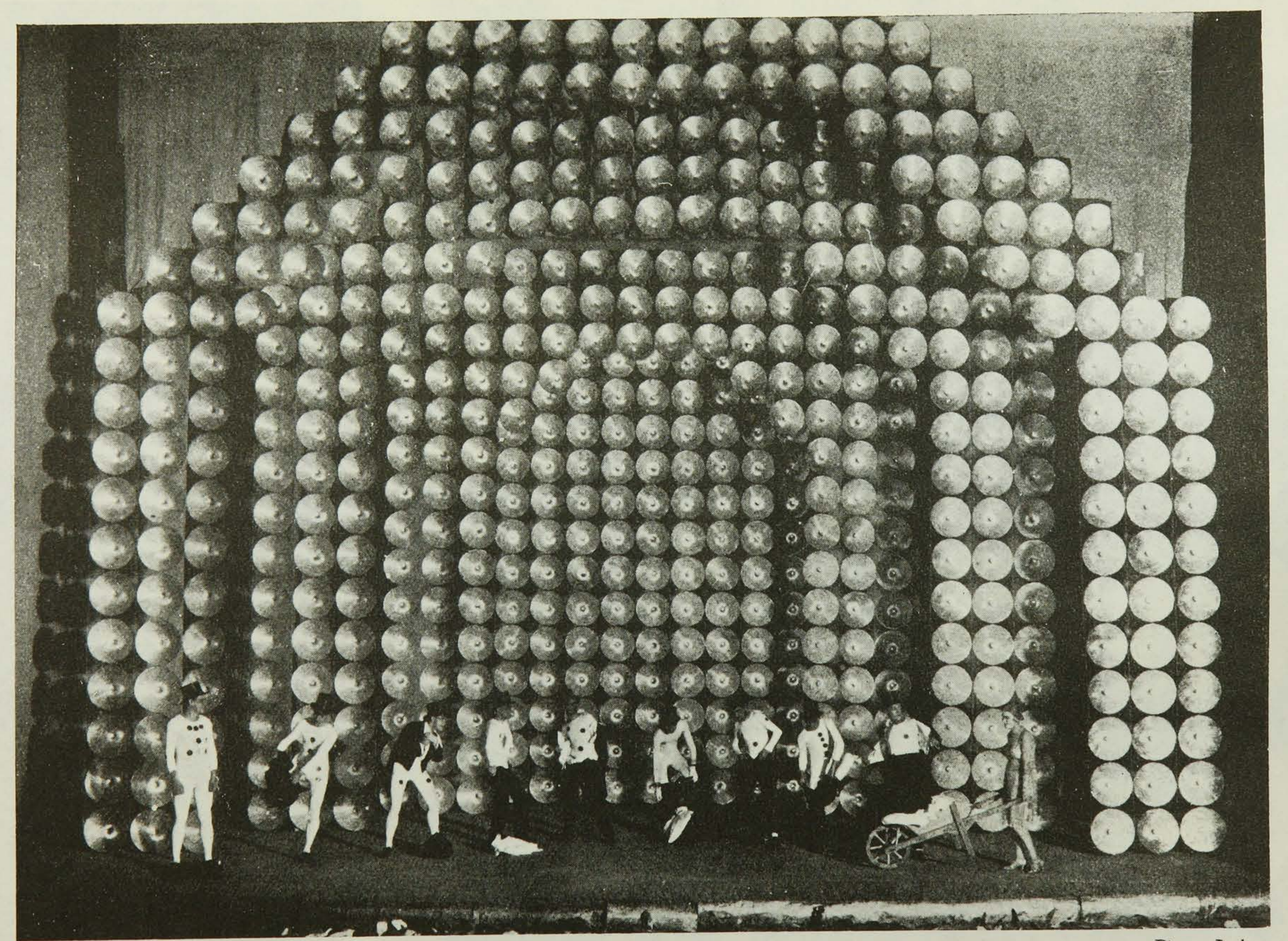


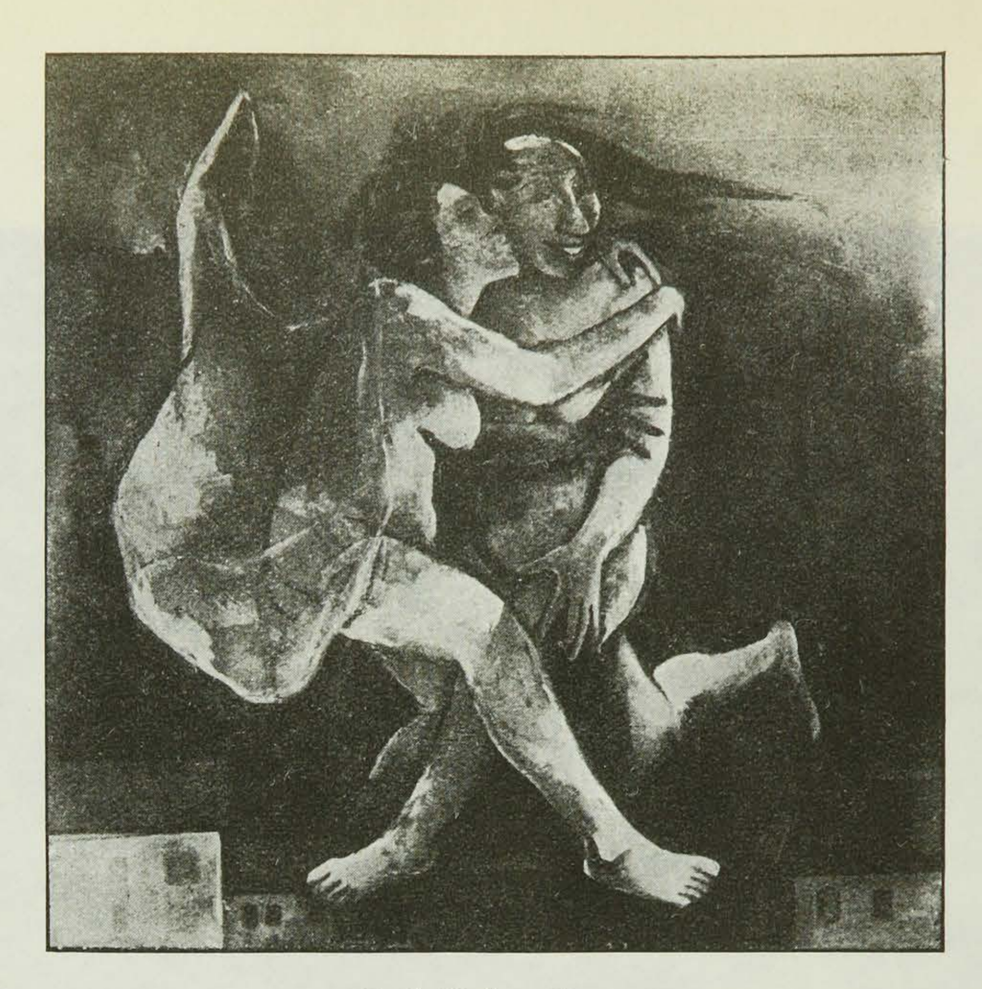
Photo Isabey

„Relâche" (Schwedisches Ballett) von Francis Picabia (Musik von Erik Satie)



Photo Isabey

„Relâche" (Schwedisches Ballett) von Francis Picabia (Musik von Erik Satie)



Carl Hofer, Hexen

Wide World Photo

St. Moritz

GUILLAUME APOLLINAIRE

Von

ROCH GREY

Madame de Kostrovitzki hinterließ der Nachwelt das nicht zu lösende Rätsel ihrer Herkunft. Sie bekannte sich, obwohl katholisch, zur russischen Nationalität, sprach aber ihre Muttersprache mit einem ausgesprochen fremdländischen Akzent, und ihr feinziseliertes Gesicht trug die Züge der schönen Frau aller Länder.

Man weiß, daß sie aus jenem Teile Polens kam, der vor der Union von Horodlo (1413) jenes unabhängige und barbarische Gebiet bildete, das den Namen Litauen erhielt. Aber niemand kennt alle Wandlungen ihres bewegten Lebens. Sie hielt sich in Rom auf, wo ihre beiden Söhne, Guillaume und Albert, geboren wurden, in Monte Carlo, dem Zentrum des Luxus und der Abenteuer, wo die Kinder eine sehr sorgfältige Erziehung erhielten. Ihr Geburtsschein trägt nur den Namen der Mutter, dieser außerordentlich tapferen Frau, die, ebenso hingebend wie schön, von den Knaben jene Verwahrlosung fernhielt, denen sonst arme Kinder ausgesetzt sind.

Guillaume Apollinaire als Schüler gleicht in seinem gutsitzenden Anzug mit einem zierlichen Kragen durchaus dem Kinde reicher Eltern, das gegen die Hinterhältigkeiten des mondänen Lebens mit dem nötigen Rückgrat ausgestattet ist.

Die Kindheit und die ersten bewußten Jugendjahre verbrachte Guillaume Apollinaire im Gebiet von Monaco, am Ufer des Mittelländischen Meeres, und der Stempel dieses Aufenthaltes gab seinem Geiste jenen besonderen, der lateinischen Rasse eigenen Glanz und wirkte abstumpfend auf das slawische Erbe. Von der Höhe der Felsen von Monaco sieht man weit auf das Meer hinaus; der Blick forscht in die Ferne und sucht die von den Wellen hinausgetragene Erde, die als zerstreute Inseln sonnenbeschienenen Blumenkronen gleicht: sucht die erinnerungsreichen Länder Italien und Griechenland zu erraten. Der junge Mann, den die Umstände zum klassichen Studium zwingen, findet Geschmack daran und vertieft sich entzückt in die großen Geister der Vergangenheit, jener Vergangenheit, die die Ufer des Mittelländischen Meeres beherrschte. Verliebt in die Sonne, in ein Land, das in seiner Phantasie den Zauber einer ewigen Jugend schuf, wählt Guillaume de Kostrovitzki ein Pseudonym, das allein den Zustand seiner jugendlichen Seele genau bezeichnete.

Nicht im Kalender unter den heilig gesprochenen Greisen, den jugendlichen Märtyrern oder den barmherzigen Frauen, noch in Erinnerung der Philosophen und Dichter des Altertums hatte er ihn gefunden.

Die Legenden, die Mythen, die großen Heldengesänge des Altertums tragen durch ihre ganze Dauer den Namen Apollos, fügen sich seinen Forderungen, seinen gebieterischen Gesetzen, seinem ebenso wollüstigen wie hartnäckigen Zwang; umgeben von den Musen, diesen feenhaften Frauen, den schönsten der Erde, deren jede einen ebenso wundervollen Namen trägt wie die Kunst selbst, die sie vertritt, findet man diesen zauberhaften Gott in einer so engen Verbundenheit mit der katholischen Religion wieder, daß vielleicht dies Kind — der spätere Guillaume Apollinaire — sich anbetend vor dem Götterbilde bekreuzte, das in der Mitte eines Saales stand, der rund ist wie die Erde und rot wie Blut.



Bonnard

Unter den Auspizien dieses verführerischen und schlauen Gottes, der viel schöner ist als die geistvollste, die fleischlichste Frau, wurde Guillaume de Kostrovitzki zu Guillaume Apollinaire.

Das Leben in Monaco ist die Apotheose des Reichtums, der internationale Geldrausch, das Pathos des schwingenden Glücksrades, von dem die Unvorsichtigen zermalmt werden. Larven jeden Erfolgs, jeder Liebe, jeden Zusammenbruchs treten die Erde jener rauhen und dürftigen Ufer, an denen das Mittelländische Meer die Färbung des Ozeans annimmt, wo die Ufer sich heben, ins Unendliche variieren und von den Alpenwänden geschützt, bei Nizza einem Treibhaus mit erstickenden Wohlgerüchen gleichen. Alles scheint hier im Bereich der Möglichkeit. Man sieht phantastische Fälle, wo das in einem Portefeuille verborgene Verbrechen ein so aufwühlendes Glück schafft, daß der Widerstrebende enterbt und kindisch wirkt. Schon die Atmosphäre hier atmet Miasmen des Wahnsinns und fürstliche Extravaganz.

Der durch seine Jugend, die Schule und die mütterliche Strenge isolierte Guillaume Apollinaire sehnt sich von fern gierig nach dem

Mysteriösen und ungeheuer Abenteuerlichen im Hintergrund dieses trägen und immer anrüchigen Lebens.

Dann kam das Pariser Elend, die Schwierigkeiten, von denen die armen jungen Menschen erdrückt werden, die für Schwache Untergang bedeuten, und wo jene, die dem Reichtum des Lebens schon zu nahe gekommen, des Wartens müde, mißtrauisch gegen die Zukunft geworden sind, sich selbst ihre Hinterhalte schaffen, in die sie, wie der Wurm in die Erde, gleiten.

Guillaume Apollinaire kam über alle diese Gefahren hinweg und bewahrte wie ein in seinem Handwerk sicherer Seiltänzer das Gleichgewicht selbst da, wo er strauchelte.

Er liebte die schönen Posen der Meisterwerke Roms, den maßlosen Prunk der über und über mit Marmor, Malachit und Lapis-Lazuli beladenen Basiliken, denen der Dienst von Männern gesichert ist, die eine traditionelle und vollkommenere Ausbildung erhalten haben, als sie an einem fürstlichen Hofe üblich ist.

Er liebte die Kunst, den Schein zu steigern, den wahren Hintergrund des Seins zu verbergen, unter dem Kelch, dem funkelnden Stern der Hostie, die, oft von unreinen Händen erhoben, über der anbetenden Einfalt vor dem unbefleckbaren Götzenbild der Reinheit leuchtet.


Mopp Voltaire

Dichter von Geburt, wußte Guillaume Apollinaire die Zusammenhänge entlegenster Ursprünge zu erfassen, hielt mit Leidenschaftlichkeit seine Linie inne und verstand es, Mittelpunkt zu sein, wo literarische und künstlerische Interessen der Zeit zusammentrafen. Obwohl er ein Fremder war, lehnte sich niemand dagegen auf: seine Vorzüge und seine Fehler flossen ineinander in dem Charme eines Politikers von großer Gesichtsweite, der von vornherein die Gefahr, die der Freimütigkeit droht, erkannt und die Notwendigkeit des Kompromisses verstanden hatte. Seine Gesichtszüge, die den Schnitt einer antiken Medaille zeigten, trugen den Stempel einer heftigen Sinnlichkeit und einer hingebend dichterischen Bestimmung. — Vielleicht ein Erbe, welches er an den Stufen zu den Sanktuarien übernommen hatte, wo die Borgias ihre perlen- und diamantengestickten Mäntel hatten schleifen lassen, prädestinierte Guil-

laume Apollinaire, auf seine Umgebung einen scheinbar friedlichen Zwang auszuüben, während er selbst, geschmeidig und rebellisch, unersättlich in seinem Liebes- und Erfolgsehnen war.

Als die Leute merkten, daß er nur seinem eigenen Ruhme diente, war es zu spät, ihn zu entthronen. Geborener Organisator von Tatsachen, Ideen, Verschwommenheiten, war sein Geist eine Maschine, welche die im Halbdunkel sich verlierenden Dinge zu organisieren verstand. Er hätte ein König sein mögen; einer, der die Suppe seiner Vasallen in Perlenkolliers verwandelt — nicht um den Hals einer Mätresse, sondern um den eigenen, von unersättlichen Wünschen geschwellten, damit zu schmücken.



Suzanne Valadon Utrillo als Knabe (Zeichnung) Slg. Dücker

Keine Geste seines Geistes stimmte mit seiner Haltung im Leben überein. Sie miteinander zu vergleichen, hieße seine Kunst verdunkeln — sie bedeutet eben Abweichung von der jedem anderen natürlichen Linie, wie sie nur ganz exzeptionell begabten Geistern möglich ist, solchen, die es gelüstet, den Platz der Sonne einzunehmen.

Guillaume Apollinaire starb plötzlich an einer Krankheit, die nach dem Kriege in Europa grassierte. Seine Mutter folgte ihm kurz darauf, und aus Mexiko kam die Nachricht vom Tode seines Bruders. So blies er, ein Orkan, mit seinem letzten Atemzug alles aus, was i h m vom Blute her angehörte, und ließ dem Leben nur fremde, der Gefolgschaft seines rasenden Lebens angehörende Elemente.

*

Mit achtzehn Jahren komponierte Apollinaire, schon damals weise wie ein alter Zauberer, „L'Enchanteur pourrissant".

Man vergleicht diesen zu Unrecht mit Goethes „Faust" — ein schwaches und oberflächliches Urteil, das sich auf die Verwandtschaft in der philosophischen Begabung, in der Liebe zum Mythos bei beiden Dichtern stützt.



Suzanne Valadon

Utrillo mit der Großmutter
Slg. Dücker

Eine dramatische Nacht, zwei oder drei Nächte, die sich auf einem engbegrenzten Raum neben, über dem Grabe Merlins, in seinem nächsten Umkreise abspielen. Die Apotheose: ein Albdruck apokalyptischer Visionen, voller Schrecken und Gluten, der triumphale Zusammenbruch des Dichters selbst, den die Engel, schon halb leblos und doch noch so lebendig, mit forttragen. —

Die Veröffentlichung von „L'Hérésiarque et Co." war ein Ereignis, das die schlaffgewordene Linie des literarischen Lebens straffte.

Wie alles, was Aufmerksamkeit und Wissen erfordert, ist das Buch niemals populär geworden.

Es scheint eine Wolke von Staub zu lösen, keuchenden Atem, den Schweiß zügellosen Laufes. Man durcheilt die Welt in einem Fahrzeug von unerhörter Geschwindigkeit, erlebt seltsame Ereignisse, man ißt mit vollen Backen unbekannte Gerichte, man lacht, man lehnt sich auf, man lebt.

Fremde, immer wechselnde Länder, unbekannte Dialektworte fallen, unverständlich, hart, roh, überdeutlich, und da das Buch französisch geschrieben ist, wird das Ganze universell.

So unwahrscheinlich die Geschichte eines „Passant de Prague", diese hart anpackende Andacht, ist, sie ist wahr, mit der Einfachheit

einer unbestechlichen Zeugenschaft erzählt, und wenn der Erzählende sich schreiend zu dem ewigen Juden, der seinen Anfall hat, hinstürzt, weiß man: in der menschenleeren Straße dieser fernen Stadt, nach einem Tag phantastischer Abenteuer, war es der Schrei des zu Hilfe Eilenden.

„Alcools“ stammt aus der gleichen Periode wie „L'Hérésiarque“.

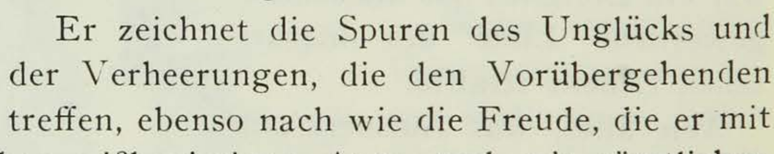
Die Gedichte scheinen in einer einzigen und entscheidenden Epoche geschrieben zu sein.

Man gewinnt diesen Eindruck aus ihrer Form: der achtfüßige Vers und der Alexandriner, in rhythmisierende Verse, fast Prosa verwandelt, kehrt immer wieder und erinnert an alle großen Dichter der ganzen Erde.

In dieser so antiken Form hat Guillaume Apollinaire Gedichte von erstaunlicher Neuheit geschaffen, eine sehr schöne, unbekannte Musik, die zu diesem Strom unerhörter Kombinationen von Sprache und Leben eine köstliche Begleitung abgibt.

Das Unerwartete kommt in plötzlichem Wechsel des Rhythmus oder in einem Schlußwort, das Ohr und Geist brutalisiert, zum Ausbruch.

Er genießt das Leben selbst dann, wenn er weint, er läßt sich im Mantel der Morgenröte wie in dem des Sturmes tragen, aber er zieht immer die Morgenröte vor.



S. Valadon Bildnis Utrillo
Nouv. Rev. franç.

Er zeichnet die Spuren des Unglücks und der Verheerungen, die den Vorübergehenden treffen, ebenso nach wie die Freude, die er mit einem empfindlichen, aber wißbegierigen Auge und mit sämtlichen Merkmalen des äußeren Vorgangs erfaßt: wenn er sie festhält, so geschieht es, um die Augen eines Mannes vor dem Selbstmord, die Schamröte einer Jungfrau, das Malerische einer unheilbaren Fäulnis besser zu sehen. Das Leben lacht und droht jedem Menschen anders; die Art, wie er auf alle diese Ueberraschungen reagiert, bestimmt den Schriftsteller und seine Kunst.

Guillaume Apollinaire, ein dem Schrifttum und den Studien Geweihter, hat alle Einflüsse an sich selbst erlebt.

„Alcools“ ist das bedeutendste Gedichtebuch seit Rimbaud.

*

Die Gattung „Roman“ stirbt aus, aber aus allen Gattungen, aus dem gesamten Leben werden neue Formationen geboren.

„Le poète assassiné“ von Guillaume Apollinaire ist als eine solche zu betrachten: es ist nicht Gedicht, nicht Roman, nicht Philosophie; es ist Darstellung einer Folge von freien und fröhlichen, von

bitteren Zuständen, filtriert durch den Kino-Apparat des Intellekts, der reizt, das Interesse wachrüttelt, traurig macht und inspiriert.

Ernst, fast stoisch, bitter nach einem Anfall toller Ausgelassenheit, belustigt er sich mit seinem Gegenstand, und die Personen kommen, man weiß nicht woher, mager oder fett, aber immer gefügig.

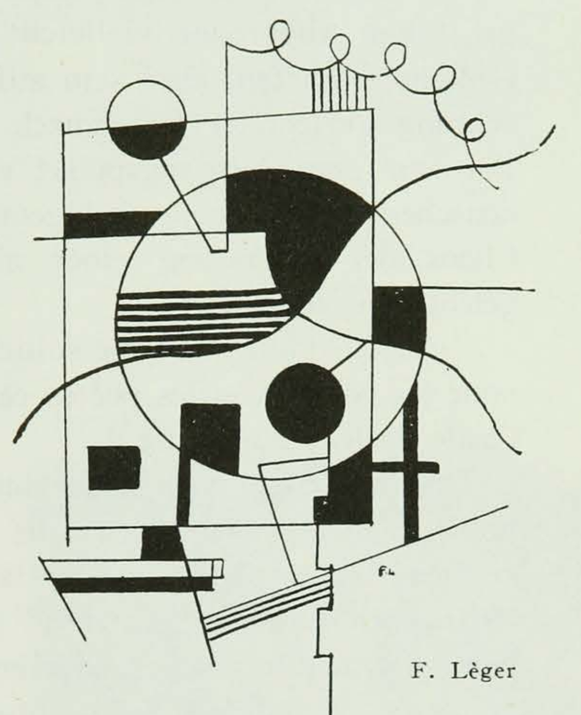
Nichts geschieht, um den Zuschauer sanft zu stimmen. Ein Start im Galopp, und wenn das Vehikel umschlägt, wenn die Barke im Begriffe ist, zu kentern, streckt Gott selbst den Arm aus, und die Harmonie setzt sich in einem Trugbild von Disharmonie fort.

„Le poète assassiné" ist eine Formel freier Reinheit.

Nutzlos, sie mit dem Namen Satire herauszuputzen.

Es ist die wunderbare Bewegung eines mikroskopischen Kataklysma, wobei alle Abscheulichkeiten die kombinierte Färbung annehmen wie in einem schwingenden Rad.

*



F. Lèger

„Les mamelles de Tirésias" erschienen mitten im Weltkrieg auf der Bühne.

In gestalteter Ironie, gemäßigt durch Heiterkeit und savoir-vivre, zeigt das Stück im Vorwort, daß Guillaume Apollinaire sich endgültig von einer verschwimmenden Lyrik, dem unseligen Erbe der vergangenen Epoche, losgesagt und in die Zukunft orientiert hat.

„Les mamelles de Tirésias" ist die neue Form, von der Bühne herab zu erziehen.

Der Schwung des Lesers paßt sich dem des Autors an — in der glänzenden Folge von Situationen, Gesten, Tönen und Klängen, die einen von erregter Fröhlichkeit funkelnden Zustand schafft, so daß man eine dieser Laune angemessene Melodie sucht, um das entzückende Ritornell mitzusingen:

„Eh ! fumez la pipe bergère
Moi je vous jouerai du pipeau
Et cependant la boulangère
Tous les 7 ans changeait de peau
Tous les 7 ans elle exagère."

„L a f e m m e a s s i s e": Guillaume Apollinaire schätzte die Tugend

als das unerläßliche Element zur Erreichung des in einem Kunstwerk notwendigen Hell-Dunkel. Ebenso liebte er, als erhaben-ergreifende Begleitung, die Inhalte seiner klassischen Erziehung, den Heldengesang und die Religion, die ihn die wirkliche Bedeutung der ethischen Schönheit gelehrt hatten. Die Phantasie des Dichters war entsetzt über die Verlogenheit und die Korruption der Frau, die in der Zeit, in der er seinen Roman sich abspielen läßt, und insbesondere in dem „quartier", dem Milieu, in dem er lebte, wütete.

Er wollte wohl eine furchtbare Darstellung der grausamen und grotesken Abenteuer, vielleicht eine Folge phantastischer und obszöner Gedichte schaffen, aber sein auf die Forschung, auf Analyse und Beobachtung gerichteter Geschmack riß ihn hin, und Elvire Goulot wurde ihm nur zum Ausgangspunkt einer Reihe von quasi historischen, sehr keuschen Seiten, dem wohlgeordneten Agglomerat eines anekdotischen Chaos, der Anpassung einer altertümlichen Erscheinung an die breitgelebte Gegenwart.

„Aujourd'hui Paris me sollicite, voici le Montparnasse qui est devenu pour les peintres et les poètes ce que Montmartre était il y a quinze ans, l'asile de leur simplicité."

Das Quartier wird unsterblich durch diese Seiten, in denen alle, Künstler, Dichter und auch die Canaille dieser sprudelnden und kriegerischen Armee die Straßen entlang zu rennen scheinen, um sich bei dem klassischen Krämer, „Hazard" genannt, zu verproviantieren, der immer bereit ist, den harmlosen Geschmack dieser Fremden zu befriedigen.

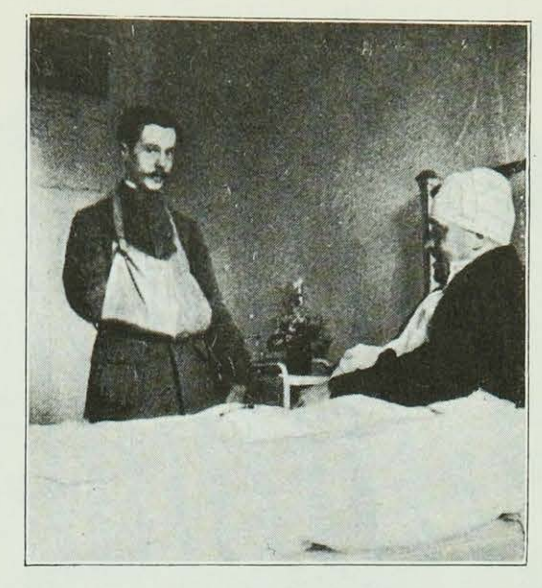
Mehr als hundert Seiten über die Mormonen wären vielleicht überflüssig, wenn Guillaume Apollinaire ihnen in seiner Kühnheit nicht eine ebenso amüsante wie unerwartete Bedeutung gegeben hätte, indem er die liebenswürdige Mormonin Pamela zur Großmutter seiner Heldin machte; ein atavistisches Wunder: er läßt Elvire sich einen umgekehrten Harem anlegen und rechtfertigt so die Menge ihrer Geliebten.

Der Gedichteband „C a l l i g r a m m e s" erschien im Jahre 1913, dem Datum der letzten Zeilen von „Alcools", und bietet so verknüpft: „V i t a m i m p e n d e r e a m o r i", „L e B e s t i a i r e" und die beiden in Versen geschriebenen Schauspiele „L e s m a m e l l e s d e T i r é s i a s" und „C o u l e u r d u t e m p s", das gesamte lyrische Werk Guillaume Apollinaires.

Rechtfertigungsakte für den Titel sind die „Calligrammes", die launige Darstellung, in der sich das Leben des Dichters in der seinem Humor entsprechenden Form ausdrückt, wo die Worte sich dieser Form vermählen, und das Ganze ein Abbild dieser Laune ergibt, das herbe wie die Wirklichkeit und unterstrichen ist von einem nicht zu qualifizierenden, von außen kommenden Antrieb.



Henri Rousseau, Apollinaire und seine Muse
Börnicke, Slg. v. Mendelssohn-Bartholdy



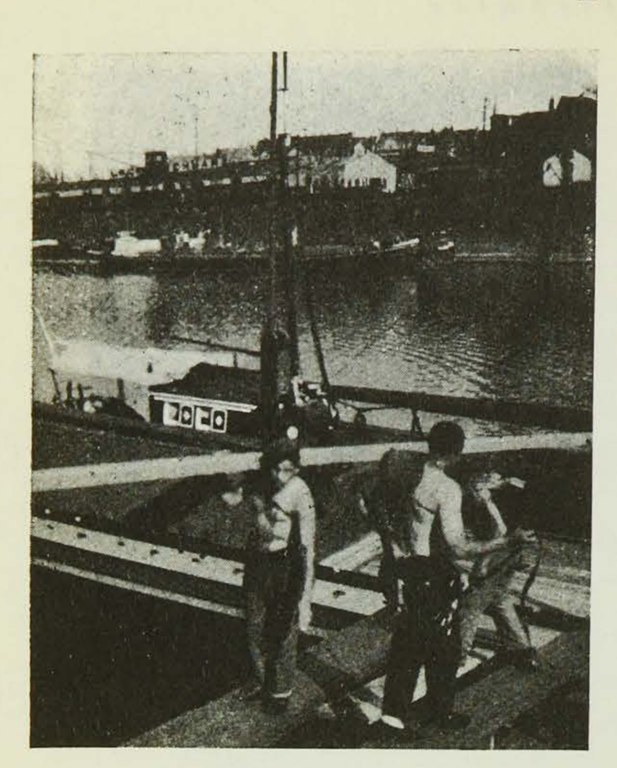
Apollinaire im Lazarett

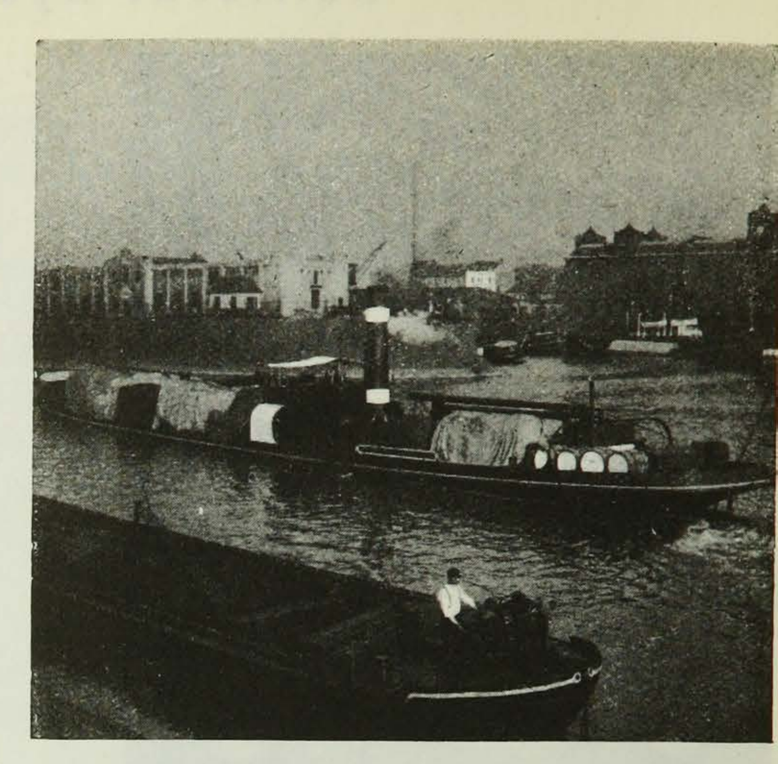


Apollinaire als Soldat



Picasso, Skizze für ein Exlibris Apollinaires





Der Rhein bei Düsseldorf

Adolf Schrödter, Burgkneipe am Rhein

Dahlem, Sammlung Herz

Ulrich Hübner, Potsdam. Ölgemälde

Photo Riebicke

Reichswehrsoldaten bei Potsdam

Rheinische Selbstbildnisse

Photo Galerie Flechtheim

Werner Heuser

W. Cohen, Hundert Jahre rheinische Malerei

Caspar Benedikt Beckenkamp (1747—1828)

Magische Beschwörungen, Leben, Reisen, Liebe, dunkle Zweideutigkeiten für solche, die nicht zu hören verstehen, Beleuchtungen eines selbst in der Traurigkeit, selbst in der Gefahr des Schmerzes ununterbrochenen Festes; und der ganze Band erscheint wie ein „œuvre de circonstances“ — ein Werk über Umstände und Zufälligkeiten.

Man glaubt noch heute, das „œuvre de circonstances“ sei die Apologetik tapferer Generale oder keuscher Ehefrauen.

Es gibt Gemeinplätze, volkstümliche Redewendungen, wie „die Gunst der Umstände“, „widrige Umstände“, und niemand fragt sich, welche Formel, welche nie erforschte Komposition von Elementen der Umstand in seiner Passivität, in der Ruhe bietet, bevor er sich an die Spitze einer Raufbande, einer Horde feindlicher oder befreundeter Brüder gestellt hat. Es gibt Kriege von Umständen, wo sie Fuß an Fuß mit unseren Gefahren für oder gegen diese kämpfen, während man selbst in offenbarer Unbekümmertheit in seinem Bette ruht.

Es gibt mildernde und gibt anklagende Umstände, es gibt solche, die den Unglücklichen, solche, die den Schuldigen und solche, die den Verbrecher rechtfertigen.

Aus den äußeren Umständen ein Werk schaffen, heißt, sich eine Armee mächtiger Hilfskräfte verbünden, heißt, sich in seiner Arbeit auf jede Art von force majeure stützen, — so gesehen, erscheint das Werk als ein kollektives.

Guillaume Apollinaire war der freieste Dichter der Erde. Schamlos zeigen sich seine Launen, Handlungen, Verirrungen — zähneknirschend brechen sie los, rütteln den Leser zusammen. Es ist die Trunkenheit der werdenden Verbrechen, die in Nuancen ihrer Verkleidungen sich ergießt, ein Gewühl von schwer zu entwirrenden Dingen — für den Schüchternen, der nichts hört als die Worte, — für den Kühnen aber, für einen mit ins Gesicht gezogener Mütze, dem Smoking eines Millionärs unter dem Elend einer Houppelande, mit der aus Tausenden gewählten und dann in die Gosse geschleuderten kostbaren Zigarre — für einen, der nur zögert, um einen Anlauf zu nehmen, erscheint Guillaume Apollinaire enorm in seiner Komplexität. Man wundert sich, warum dieser Geist nicht gehängt wurde, wenn man gehängt werden kann für Extravaganzen und Verbrechen, die vielleicht nur im Gedanken begangen — vielleicht kaum gestreift — wo nicht üppig gelebt wurden, nach herben Nächten in Spelunken an den Ufern des Mittelländischen Meeres, für Paarungsmysterien, die selbst in Sodom und Gomorra unzulässig wären, für Geheimnisse, die kein Traum- oder Poesiegebilde zu enthüllen vermöchte, die nicht verraten werden können, es sei denn für einen andern, für denjenigen, der, ohne dabei in die Fußtapfen eines Vorgängers zu treten, die äußersten Grenzen seiner eigenen Geistesweite überschreiten kann.

Die „Poèmes de circonstances“ verdanken dem Krieg ihre Entstehung Selbst da wurden sie „Calligrammes“: vorbildliche Träger von Worten, Beschwörer gelebter Augenblicke. . . .

Dann keine Abenteuer mehr; sie nehmen bei Guillaume Apollinaire ab, ohne daß seine Fähigkeit, sich mit Erlebnissen zu erfüllen, vermindert wird. Keine zweideutigen Zerstreuungen, unruhige und auf Befriedigung gierige Launen, kein Untertauchen mehr in die kleinen, bis zur Neige durchlebten Dinge. . . . Die Reinigung kommt aus dem Unendlichen, von dort, wo sich bis ins Unförmige jene überragenden Mächte erheben, die über das Gleichgewicht aller Konstellationen wachen Musenschwärme mit entflammtem Antlitz beherrschen den Höllenlärm, die Gefahren des gigantischen Mordens, das nur der Dichter, unbesiegbar in seiner Liebe, erträgt. Die unauslöschliche Flamme, der unersättliche Wunsch nach Vollkommenheit löst die Form aus, die einen Gipfel von schwer zu vergleichender Größe erreicht.

Die „Calligrammes“ und die sie umgebenden Gedichte sind der letzte lyrische Beitrag von höchstem poetischen Wert, der in engster Verbindung steht mit dem Gesamtgut des Genies aller Zeiten.

(Uebers. v. B. Schiratzki.)

APOLLINAIRE-ÜBERTRAGUNGEN

VON

WALTER PETRY

*

DER NACHTWIND

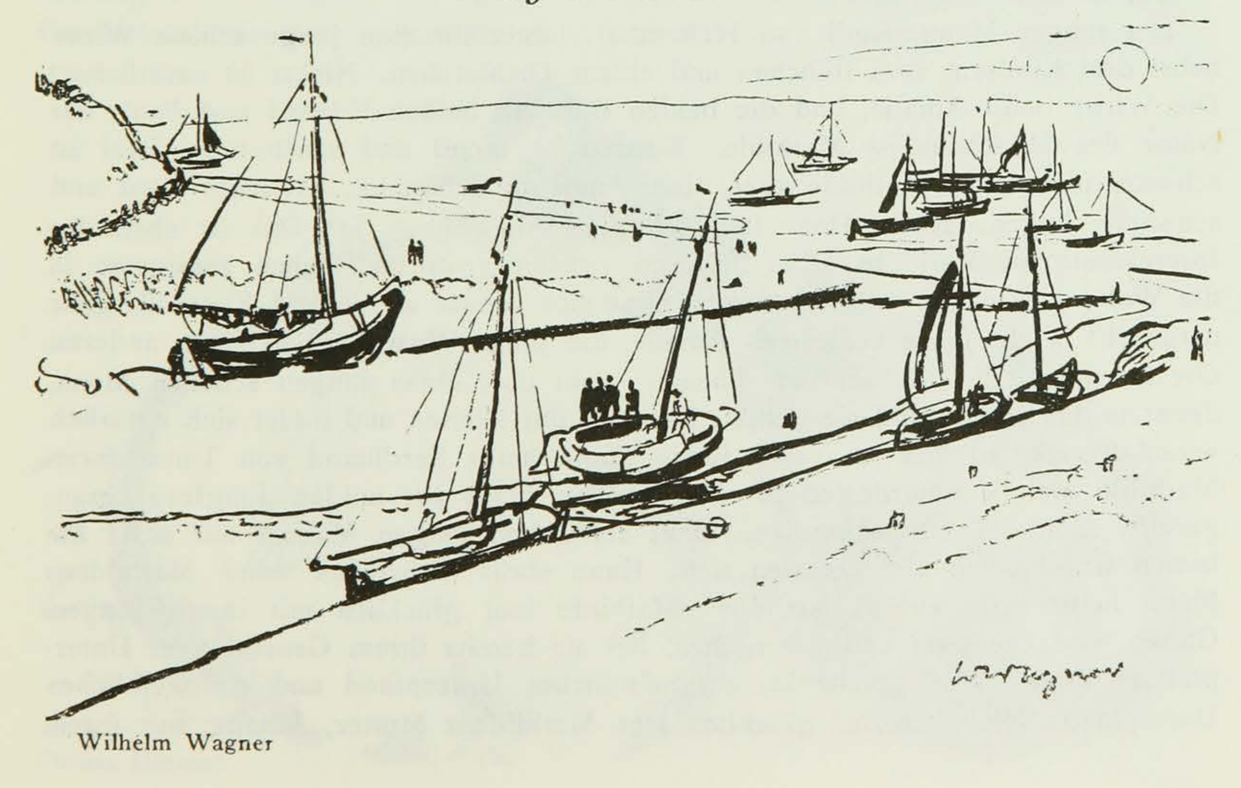
Oh! Die Gipfel der Kiefern stöhnen im Stoß der Nacht,
Klage des Südwinds auch, die niemals zu Ende gebracht.
Vom nahen Fluß her brechen den regennächtigen Frieden
Schreie, Triumphgelächter windtoller Okeaniden.
Athys, Athys, ah! reizvoll und schamlos nackt,
Dein Name hohnbehängt fliegt durch den Nächtetrakt,
Weil eines deiner Idole im g-tischen Wirbel brach.
Die Wälder fliehen gleich antikischen Heeren nach.
O Fichten, lanzenschmal gesenkt in Weges Wende,
Und dunkle Dörfer still und träumend von dem Ende,
Wie unmannbare Frauen, wie Greise und Poeten,
Von keinem Schritt geweckt, der durch das Dunkel fände,
Noch selbst vom Tod der Tauben im Fang der Gypaeten.

KRANKER HERBST

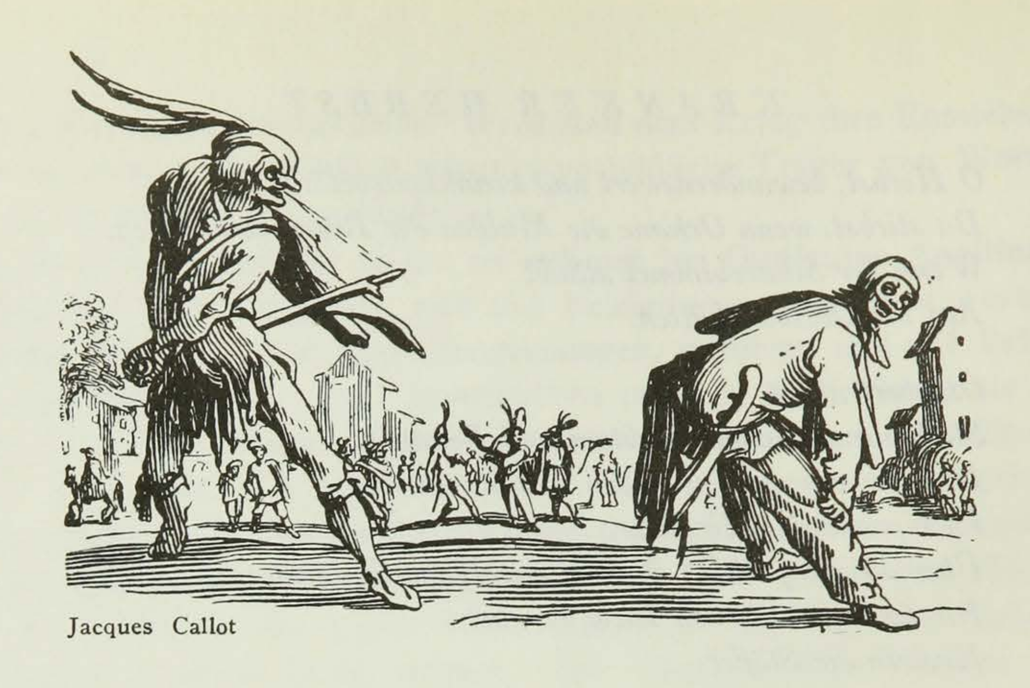
O Herbst, bewundernswert und krankheitsbetäubt,
Du stirbst, wenn Orkane die Mulden der Rosen verschütten,
Wenn der Schneehimmel stäubt
Auf die Obsthainhütten.

Oktobertrabant,
Stirb hin zwischen Reichtum und Reinheit
Des Schnees und der reifen Früchte Lasten
Im Grunde des Himmels,
Über die Einfall der Nixen, mit Haar lichtgrün und gekürzt,
Die noch niemals von Liebe berührt,
Kreisen die Stößer.

Von den Rändern der fernen Wälder geführt
Rollt das Röhren der Hirsche größer.
Wie liebe ich, Jahreszeit, wie liebe ich sehr dein lautvolles Schweigen,
Der Früchte Fall reifschwer und ohne Berühren,
Windruf und Wald, die sich weinend neigen,
Tränenbeströmt blattlos bahnfolgend dem herbstlichen Führen.
Welke Haufen
Um unser Schreiten,
Züge, die
Aus Nebeln gleiten,
Vergang des Lebens,
Absang der Zeilen.



Wilhelm Wagner


Jacques Callot

DIE TOLLE FAMILIE

Die deutsche Lesewelt macht den deutschen Dichtern den Vorwurf, daß deren Erzählungen und dramatische Stücke aller Handlung und Verwicklung entbehrten, daß ihnen der Hautgout abginge, der das poetische Wildbret der Franzosen so sehr schmackhaft macht, daß jeder Leser sich eher daran satt hungert, als übersättigt.

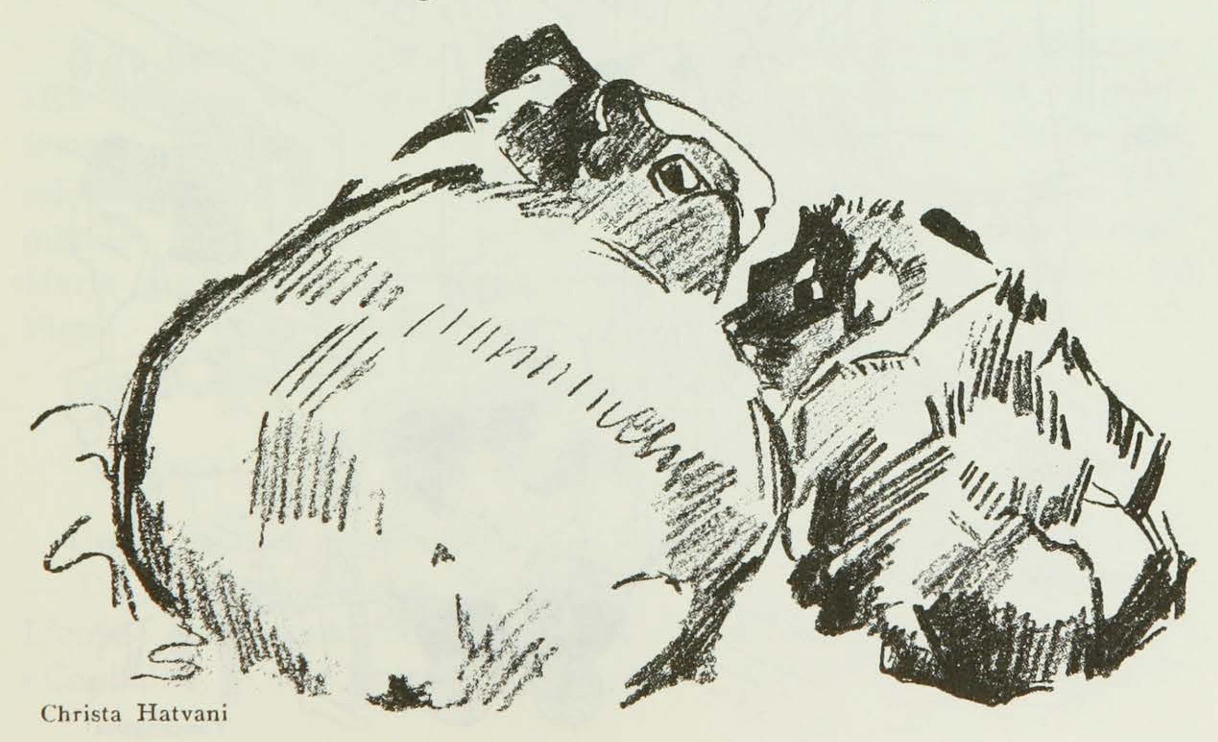
Was erwidern nun die deutschen Poeten auf die Klagen der deutschen Lesewelt? Sie schreiben neue Romane, neue Dramen. Und was tut die deutsche Lesewelt? Sie läßt die Romane und die Dramen ungelesen! Ist das nicht kränkend? Und in der Tat hat mir das traurige Verhältnis zwischen deutschen Dichtern und deutschen Lesern so viel Kummer verursacht, daß ich jahrelang nach einem Stoffe suchte, aus welchem sich so etwas echt Französisches, Paul de Kock'sches, Pikantes, Prickelndes machen ließe.

Der Stoff ist folgender:

Ein junger Mann, Emil von Hohenthal, hinterläßt eine junge schöne Witwe nebst drei Kindern, zwei Bübchen und einem Töchterchen. Nichts ist natürlicher! Die Witwe heißt Amalie, und die beiden Bübchen heißen Eduard und Paul; der Name des Mädchens ist Mathilde. Eduard ist blond und sanftmütig; Paul ist schwarz und wild. Mathilde aber, eine Venus an Schönheit, hat rotes Haar und schwarze Augen. Rotes Haar und schwarze Augen? — Ja! Das ist eben das Interessante an Mathilde. Die Bübchen werden groß und gehen zusammen in die Welt; sie trennen sich unterwegs, ohne sich wieder zu finden. Ebenfalls ganz natürlich! Viele Jahre vergehen. Amalie, die junge Witwe, ist an einen anderen Ort übergesiedelt. Sie sitzt im Theater, sieht dort einen jungen schönen Mann, der stets das Binokel auf sie richtet. Sie lernt ihn kennen und findet sich natürlich veranlaßt, ihn zu heiraten. Der junge Mann heißt Ferdinand von Tannenforst. Mathilde, welche unterdessen in einer großen Stadt zur holden Jungfrau herangereift, zieht die Aufmerksamkeit eines stattlichen jungen Mannes auf sich. Sie lernen sich kennen und heiraten sich. Kann etwas natürlicher sein? Mathildens Mann heißt Karl von Adlersberg. Mathilde lebt glücklich mit ihrem jungen Gatten, und ehe zwei Lenze vergehen, hat sie bereits ihrem Gemahl zwei Unterpfänder ihrer Liebe geschenkt, ein männliches Unterpfand und ein weibliches Unterpfand. Nicht minder glücklich lebt Mathildens Mutter, Amalie, mit ihrem

glücklichen Gatten Ferdinand, welchem sie, nachdem zweimal der Herbst sich erneut, ebenfalls zwei Unterpfänder ihrer Liebe geschenkt, ein weibliches Unterpfand und ein männliches Unterpfand. Nichts trübt das Glück beider Familien als ein einziger Umstand. Ohne diesen einzigen Umstand würde Amalie glücklich mit ihrem Gatten und ihren beiden Kindern leben; und ebenso glücklich würde Mathilde mit ihrem Gatten und ihren zwei Kindern leben, wenn nicht derselbe Umstand wäre. Amalie hat sich vor sieben Jahren mit ihrer Tochter Mathilde entzweit und lebt seit jener Zeit getrennt von ihr, weshalb Mathilde auch von ihrer Mutter Amalie seit jener Zeit getrennt lebt. Heiße Sehnsucht, die Tochter Mathilde wiederzusehen, belebt die Mutter Amalie; heißere Sehnsucht, die Mutter Amalie wiederzusehen und sich mit ihr zu versöhnen, belebt die Tochter Mathilde. Ein Briefwechsel, welcher die Versöhnung einleiten soll, entsteht zwischen Mutter und Tochter, und am Ende kommt man überein, am 13. November sich wiederzusehen. Dreizehn ist eine verhängnisvolle Zahl! — Der 13. November naht heran. Die Mutter mit ihrem Gatten und ihren beiden Kindern erwartet die Tochter, welche mit ihrem Gatten und ebenfalls zwei Kindern wirklich anlangt. Umarmung zwischen Mutter und Tochter, Tränen des freudigen Wiedersehens und nochmals Umarmungen. Aber während dieser Umarmungen ein Schrei des Entsetzens von seiten beider Männer! Sie haben sich erkannt. Es sind die Brüder, die Brüder Eduard und Paul, die beide wegen revolutionärer Umtriebe und staatsgefährlicher Verwicklungen ihren Namen in Ferdinand von Tannenforst und Karl von Adlersberg umgewandelt. Beide Männer stehen vor Schrecken bleich und erstarrt, und als die Frauen um die Ursachen dieses Entsetzens fragen, beginnt Eduard mit dumpfer Stimme: „Es muß heraus, meine Gattin, du bist meine — Mutter!" Kaum aber vernimmt Amalie, daß ihr Gatte ihr Sohn sei, als sie in Ohnmacht fällt; zu gleicher Zeit aber, als Mathilde erfährt, daß sie die Schwägerin ihrer Mutter, erfährt sie natürlich auch, daß sie die Gattin ihres Bruders, und sinkt zu Boden.

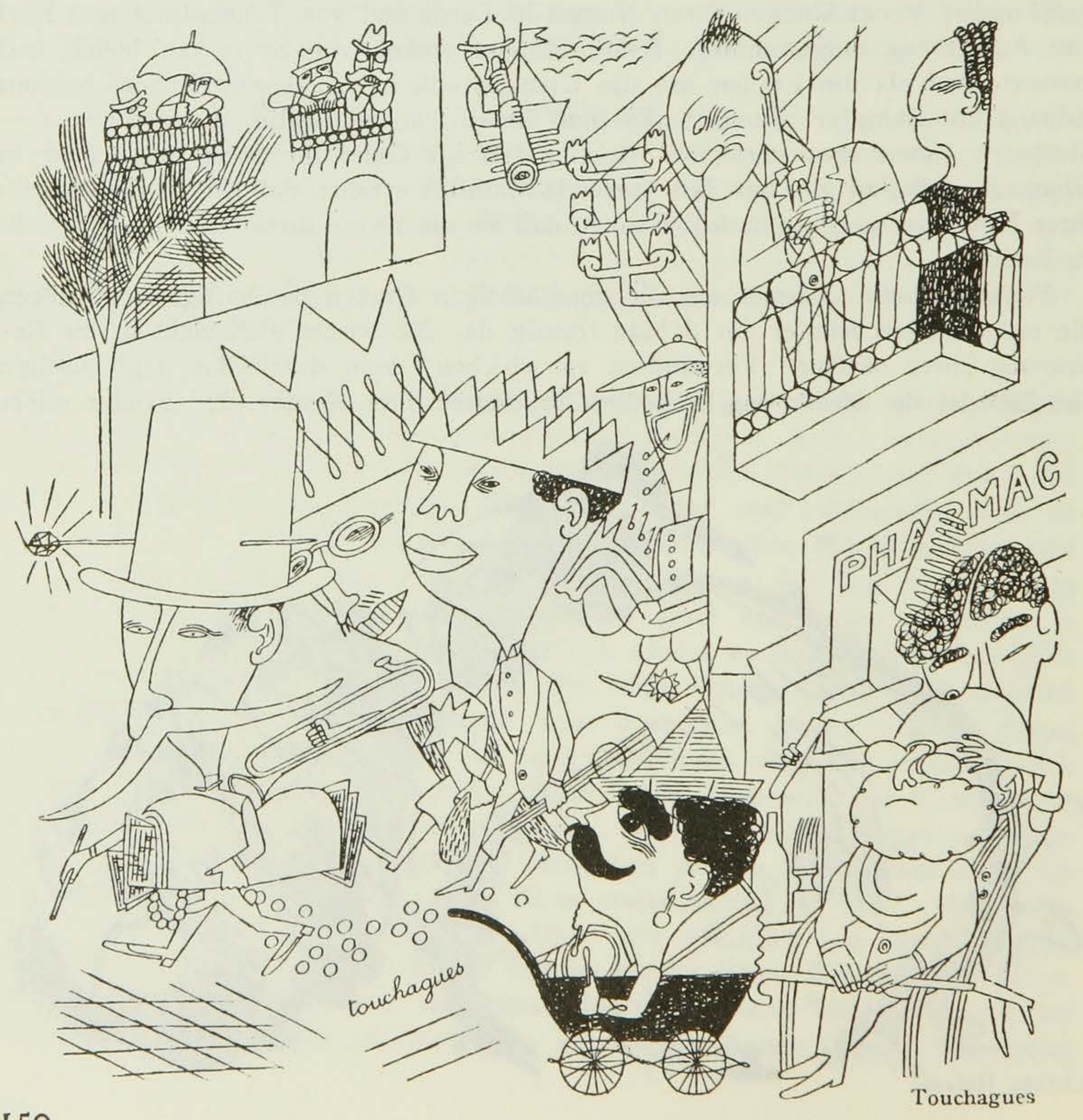
Während beide Männer um die ohnmächtigen Frauen beschäftigt sind, stehen die unschuldigen Kinder der Schuld traurig da. Sie wissen sich nicht in die Benennung ihrer nächsten Verwandten zu schicken; denn durch das unglückselige Geschick ist die Mutter zugleich die Großmutter ihrer Kinder; der Bruder seiner



Christa Hatvani

Frau ist zugleich der Schwager seines Bruders, während seine Mutter zugleich seine Schwägerin ist. Zwei von den Kindern haben ihre Großmutter zur Tante, während ihnen ihre Tante eine doppelte Tante; zwei von den Vettern sind die Neffen ihrer Vettern, während die zwei anderen Vettern natürlich die Onkel ihrer Vettern sind. Ist das nicht zum Wahnsinnigwerden? Wirklich wird auch Amalie. als sie von ihrer Ohnmacht sich erholt und ihren Sohn Paul, ihren jetzigen Schwiegersohn, erblickt, sogleich wahnsinnig. Paul, der wilde schwarze Paul, gießt sich eine Flasche Vitriolöl ins Gesicht, um seinem Stiefvater, das heißt seinem Bruder, sowie der Tante und Mutter seiner Kinder, das heißt seiner Schwester, und seinem Neffen und seiner Nichte, das heißt, seinen Kindern, und den Augen der Welt künftig unkenntlich zu sein. Eduard, der blonde sanftmütige Eduard, wirft einen bedeutungsvollen Blick gen Himmel, nimmt eine Schere vom Toilettentisch und durchsticht sich das Herz, während die Schwiegertochter seiner Schwiegermutter, das heißt seine Frau, das heißt seine Schwester Mathilde, sich zum Fenster hinausstürzt. Was aber aus den vier Kindern wird, erfährt kein Mensch und kein Leser.

Wer französisches Talent hätte, könnte die vier Kinder nochmals untereinander heiraten lassen, um so den Knäuel der tollen Familie (gewiß ein pikanter Titel) noch mehr zu verwirren. Ich frage nun, ist das nicht ein herrlicher Stoff für einen sechsbändigen Roman? Und sollte niemand aus Liebe zum leselustigen Publikum Hand ans Werk legen?



Touchagues

Quelle âme divine

Par

LOUIS ARAGON

à Marguerite

PREMIERE PARTIE

I

AU 3e DU 2 RUE DE MONTORGUEIL

« Venez vite! Victor! Marie! Alfred! René! » criait Robert de Noissent. « Qu'est-ce qu'il y a? dit Victor. — Il y a que nous partons de la rue de Montorgueil, dit Robert. — Pour où? dit Marie. — Pour où? oui, pour où? dit René. — Pour le 3 de la rue Pierre-le-Grand à Saint-Pétersbourg, dit René. — Ah, dit Alfred. — En effet, dit Monsieur de Noissent. — Oui », dit Madame de Noissent.

II

EN ROUTE

« Victor! Voici un wagon! Venez vite! Marie! Alfred! Robert! René! » criainent Monsieur et Madame de Noissent, et tous les de Noissent sont en un clin d'œil dans le wagon. Un vieux Monsieur était déjà dans le wagon. En route.

III

LA NUIT

A 10 heures du soir, une jeune femme vint voir le vieux Monsieur. «Eh bien, qu'est-ce que fait Jean? dit-il. — Il dort», dit la jeune femme. Et elle s'en alla. Cinq minutes après, Jean lisait; cinq minutes après, Jean dormait; cinq minutes après, Jean parlait; cinq minutes après Madeleine parlait avec Jean. Impossible de dormir, Marie gigotait, Robert vit le matin avec joie. « Voilà Berlin », dit Victor. Le vieux Monsieur partit. « Ah enfin », dit Alfred.

IV

LE CAPITAINE SAND

Un jeune homme monta dans le wagon. « Bonjour. Madame? dit-il. — De Noissent, dit-elle. — Capitaine Sand, dit le jeune homme. — L'on ne perd pas au change », se dit Alfred. Puis M. de Noissent dit: « Capitaine, je suis heureux de vous avoir rencontré. — Et moi aussi »,

dit le capitaine Sand. Et le capitaine Sand chantonnait: « Quelle âme divine! Quelle âme, mon Dieu! » Et voilà la chanson du capitaine. Le capitaine aimait chantonner.

V

ENCORE LA NUIT

La deuxième nuit fut plus tranquille; mais il y eut quand même quelque chose, car le capitaine fit un peu de tapage avec ses bottes. Mais ce fut tout. Victor, Marie, Alfred, Robert et René purent dormir.

VI

3, RUE PIERRE-LE-GRAND A SAINT-PÉTERSBOURG

« Voici Saint-Pétersbourg », dit Marie. Une heure après, on était 3 rue Pierre-le-Grand. « Oh, fit Marie en entrant dans sa chambre, la jolie petite chambre! »

Deux heures après, on allait se promener. On alla voir le Palais.

VII

DEVANT LE PALAIS

« Que c'est joli! dit Victor. — Oui », fit Marie.

Robert dit: «Voilà la cathédrale ». En effet, c'était l'église.

VIII

LE POPE

C'était le 1er février 1885. Une procession devait avoir lieu le jour même. Un pope sortit de l'église, il était vieux. Sa robe blanche lui arrivait au-dessus des pieds. Son rabat était noir, sa toque était noire, et sa bannière avait une vierge, et ses cheveux étaient blancs.

IX

PRINCE SERGE YORPANOFF

A la maison, la bonne dit: « Un jeune homme est venu. — Qui? dit Madame de Noissent. — Un prince, fit la bonne. — Lequel? fit M. de Noissent. — Le prince Serge Yorpanoff, fit la bonne. — Ah . . . » fit Marie.

FIN DE LA PREMIERE PARTIE

*



I. B. Hundt



Gert Wollheim



Otto Dix



Fernand Léger



Wätjen-Laurencin



Nils von Dardel



Artur Grimm



Photo Walter Salomon

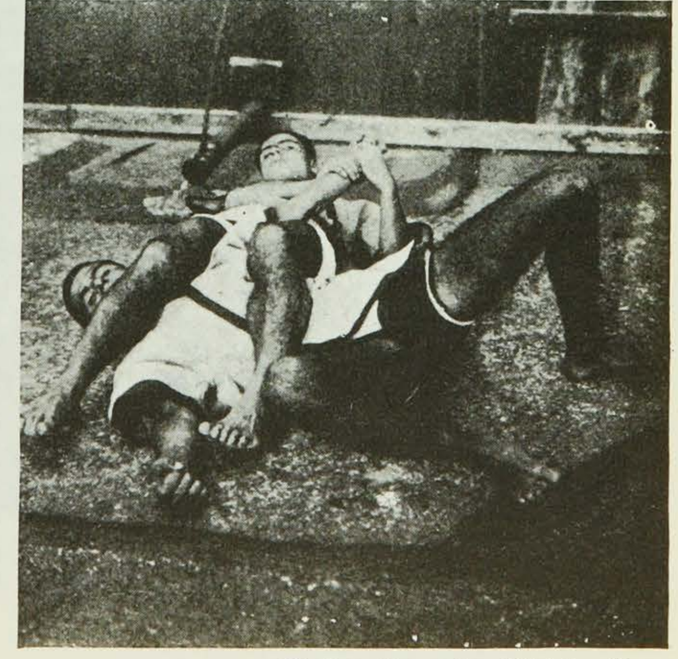
Die Marquise Tamara Serra,
Maria Orskas Nichte



Photo A. Binder, Berlin

Charell-Revue: Dina Gralla





Photos Alexander Röchling-Heye

Jiu Jitsu in Neapel

Kampf zwischen den italienischen Champions Luigi Miraglio und Ettore de Maja



Carl und Thilde Hofer auf der Avus



Familienglück bei Albert Steinrück



Continental Photo

Freiübungen der Roten Armee

SECONDE PARTIE

I

EXILÉ EN SIBÉRIE

Deux jours après, une lettre arrivait: *Madame de Noissent, 3, rue Pierre-le-Grand, Saint-Pétersbourg:* « Chère Madame, je suis exilé en Sibérie. Serge Yorpanoff ».

« Le pauvre », fit Marie.

II

EN ROUTE POUR LA SIBÉRIE

Deux jours après, l'on partit en Sibérie. « Voilà Moscou, fit Marie. — C'est Irkoutsk, dit M. de Noissent, il faut descendre. — Ah », fit Victor. On descendit.

III

EN ROUTE POUR STRIÉTENSKY

On prit la diligence pour Striétensky. On partit. Et en route pour Striétensky.

IV

IL Y A QUELQU'UN DERRIÈRE CE BUISSON

« Oh ! fit Marie, à voix basse, j'ai vu bouger. Il y a quelq'un qui est là derrière ce buisson. — Peut-être un exilé », fit Victor à voix basse. Tout d'un coup Marie s'écria: « Bonjour ! capitaine Sand ! »

V

THRAHIS !

— « Chut ! fit-il à voix basse, vous êtes thrahis.

— Pourquoi ? fit M. de Noissent à voix basse. — Parce qu'on a découvert que vous alliez voir le Prince. Et c'est à cent milles d'ici, l'Établissement. — Sauvons-nous, fit le capitaine. — Oui », fit Marie. Et tout le monde se sauva.

VI

HISTOIRE DU CAPITAINE

Quand on fut dans un fourré, le capitaine raconta comment il les avait rejoints. « Ayant appris que le beau-frère de ma cousine, Prince

Yorpanoff, avait été exilé, je me promis d'aller le voir. J'allai chez vous, et la bonne me dit: « Ils sont partis pour faire une affaire avec le prince Yorpanoff, exilé en Sibérie: je les ai dénoncés ». Je compris et je partis pour la Sibérie. Cinq minutes après, je sautais dans le compartiment à côté du vôtre. A Irkoutsk, je me fis enseigner le chemin de Striétensky. A Striétensky je pris le chemin de Smolensk, à Smolensk je pris le chemin de la caserne où on vous mène. Bientôt, de buisson en buisson, je rejoignis votre voiture; m'étant assuré que c'était bien vous, je me montrai, et voilà mon histoire! ... »



Heinrich Nauen

VII

LE PASSAGE DE L'IRTICHE

Tout en parlant, on traversa Para; bientôt on arriva au bord de l'Irtiche. L'Irtiche ce jour-là, à sec il était complètement. Marie mit le pied sur l'Irtiche et enfonça jusqu'aux genoux. Bientôt on eut franchi le fleuve sans d'autre incident.

VIII

LE ZAVODIEN

Bientôt on arrivait à cent verstes des mines de l'établissement de Zavod, quand un homme apparut: il était jeune. Le capitaine se jeta dans ses bras et dit: « Serge, mon ami, Serge. — Mes amis, mes chers amis, partons, dit le Prince Yorpanoff. — Oui », fit Marie.

IX

ENCORE LE 3 DE LA RUE PIERRE-LE-GRAND

Trois jours après, les de Noissent, le capitaine et le prince étaient arrivés au 3 de la rue Pierre-le-Grand, à Pétersbourg. Ils avaient renvoyé la bonne et fait leurs paquets, acheté une berline, pris un izvochtchik et un feltyègre. Et ils partirent pour la France.

X

ON PASSE LA FRONTIÈRE

Bientôt on arriva à la frontière. « Passe-port, s'il vous plaît ! » cria le douanier. « Voilà ! » dit M. de Noissent en tendant les passeports. On les visa et on passa la frontière.

XI

LE REFRAIN ÉTERNEL DU CAPITAINE RECOMMENCE

Cinq minutes après, la chanson du capitaine reprenait de plus belle:

Quelle âme divine! Quelle âme, mon Dieu!
et cœtera, etc., etc.

XII

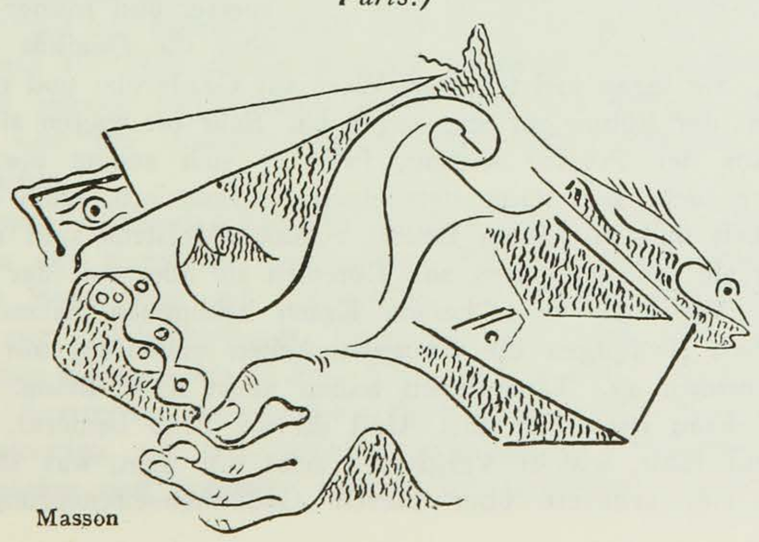
TOUT LE MONDE EST HEUREUX

Bientôt l'on fut arrivé rue de Montorgueil.
Et tout le monde est heureux.

FIN

(1903-1904)

(Aus Louis Aragon: Le Libertinage. Editions de la Nouvelle Revue Française, Paris.)



MEIN PUBLIKUM

von

PAUL NIKOLAUS, Conférencier der „Gondel“

Eigentlich wäre dies wohl eine Arbeit, die weniger einem Kabarett-Conférencier zukommt, als einem Berufs-Soziologen. Wenn Simmel, was ich wohl für seine größte Unterlassungssünde halte, Conférencier gewesen wäre, hätte er sicher eher ein Buch über das Kabarett als über das Geld geschrieben. Da er aber leider nach dieser Richtung artistisch unbegabt war und ich keinen soziologischen Komplex habe, muß ich den Dingen von einer anderen Seite beikommen. Die Gliederung kann ja schließlich nicht so schwer sein: wenn man auch jeden Abend vor einem völlig neu zusammengewürfelten Publikum steht, sind die einzelnen Typen doch dieselben, und lediglich die quantitativ verschiedenartige Zusammensetzung gibt jenes „täglich neue Gesamtbild“, jene anmaßende Masse, der man immer wieder mit einem Schuß Strenge, einem Schuß Liebenswürdigkeit und einem Schuß Bescheidenheit beikommen muß.



Tibor Geberly

Die gefährlichsten Besucher sind unbedingt jene meist einzeln auftretenden Herren in gereiftem Alter, die nach einem sehr guten Abendessen im Kabarett erscheinen, weil sie dort gewesen sein wollen, und die beim ersten Heben des Vorhangs nur von dem einen Gedanken beseelt sind, ob es denen dort oben wohl gelingen werde, sie zum Lachen zu bringen. Um dies zu verhindern, lesen sie sehr oft während der Vorstellung Zeitung, bisweilen essen sie eine Nachspeise, und immer ärgern sie sich über die Qualität oder den Preis der Getränke. Sie legen meist keinen Wert auf Garderobe und nehmen Anstoß, wenn einer auf der Bühne gut angezogen ist. Sehr oft tragen sie Bärte. Wenn dieser Typ aus der Provinz kommt, fühlt er sich zudem etwas unsicher im Milieu, und er sucht sich dann stets einen Nachbartisch, nach dem er sich in seiner Heiterkeit und in seinem Beifall richtet. Meistens sind das auch Junggesellen, oder sie tun wenigstens so. Kommen sie aber mit der Frau, dann ist es ganz aus. Wenn sie noch keinen Krach bekommen haben, ehe die Vorstellung beginnt, so fangen die Ehezwistigkeiten unbedingt mit dem Auftreten der Anfangstänzerin an. Tänzerinnen haben meist nette Beine. Der Mann sowohl wie die Frau bemerken das. Und da die Frau bemerkt, daß er es bemerkt hat, und fühlt, wie er Vergleiche zieht mit dem, was sie an sich Bein nennt, sucht sie, erbittert über diesen Gedankenseitensprung, die nächste

VOM KUNSTMARKT

Wenn man der Entwicklung, inmitten deren wir uns befinden, überhaupt etwas Gutes für den Kunstmarkt nachrühmen kann, so besteht dies darin, daß die Kunstmärkte der einzelnen Länder stärker ihre Eigenart ausbilden als vor dem Kriege. Wieweit hier vielfach nationalistische Gefühle mit eine Rolle spielen, ist eine Sache für sich; der Kunstmarkt hat es nicht mit den psychologischen Ursachen zu tun, sondern mit den bewirkten Erscheinungen. Daß ein Übermaß schon geradezu fabrikmäßiger Graphikproduktion in den letzten Jahren allmählich zu einem tatsächlichen Zusammenbruche des Sammlerinteresses für moderne Graphik geführt hat, der sich jetzt im sonst ziemlich stabilisierenden Dezember bei einer Graupe-Auktion bis zur Hoffnungslosigkeit auswirkte, ist eine Erscheinung, die sich der Kunstmarkt durch Überspannung einer Konjunktur zu eigenem Schaden und zu dem der Kunst selbst zugezogen hat. Daß überall in der Welt, London hier in erster Linie voran, die Porzellankonjunktur recht erheblich ins Wanken gekommen ist, geht wohl gleichfalls auf eine Höchstspannung vor dem Kriege und im Kriege zurück. Es ist anzunehmen, daß hier die Preise bis etwa um die Gumprecht-Auktion herum einen Gipfelpunkt des Marktes darstellen, der als überschritten zu betrachten ist. Zum allgemeinen Wellengesetze treten hier Gründe des Geschmackswechsels. So belebt sich das lange wie tote Interesse für das Elfenbein auf dem gesamten Weltmarkte wieder außerordentlich. Dazu tritt die Stärkung des Fayencesammelns mit gewissen nationalen Neigungen. England auch hier wieder voran, indem es mit allen Mitteln seine — künstlerisch vielfach nicht einwandfreie — Fayence hochzutreiben sucht. Es hat immer ein wenig in dieser Richtung gearbeitet; die vorhandene alte zweibändige Biographie des einzigen wirklich großen englischen Keramikers, die des Wedgewood (gegen den manche Opposition denkbar wäre), wirkt mit ihrer Häufung von nicht künstlerischen, sondern persönlichen Dokumenten wie die Biographie eines Staatsmanns. Aber auch Frankreich hat begonnen, leidenschaftlich die einheimische Fayence zu sammeln, und wir in Deutschland sind hier in einem Ausmaße gefolgt, das sich schon stark künstlerisch unfruchtbarer Kleinarbeit nähert. Nicht immer antwortet übrigens der Markt zur Zeit der wissenschaftlichen Arbeit bei uns wie früher durch erhöhte Konjunktur: der ungeheuren wissenschaftlichen Arbeitssteigerung über alte deutsche Plastik steht eher ein teilweise — wie etwa auf der Zerner-Auktion bei Cassirer im Dezember — auffälliges Abflauen der Käuferneigung gegenüber, und die Bearbeitung des großen Gebiets der Handzeichnungen scheint sich auf dem Markte nur sehr mäßig auszuwirken. Schuld hat hieran freilich auch die Verschlechterung des angebotenen Materials, wie wir denn überhaupt nicht vergessen dürfen, daß der offizielle Kunstmarkt des ganzen verflossenen Jahres uns mit einziger Ausnahme der alten Graphik und der Autographen nur mit einem erheblich verwässerten Angebote beglückte.

Die zunehmende Geldbedrängnis der kleineren europäischen Länder, die sich in der Inflation mit Kunstware vollstopften und nun nichts damit anzufangen wissen, hat zur Verengung und Bedrängnis des europäischen Kunstmarkts im Jahre 1924 ihr gut Teil beigetragen. Gleichfalls das Seine dazu tat der Ausbau des amerikanischen Kunstmarkts in sich. Das mit Kunstware übersättigte Amerika, dem durch das Aussterben einer ganzen Sammlergeneration die wichtigsten Abnehmerquellen stockten, sah sich genötigt, sein eigenes Kunstmarkt- und Kunstauktionswesen stärker und bewußter auszubauen als bisher. Die Folge davon ist

die Entdeckung und Betonung eigenamerikanischer Kunststile und Kunstentwicklungen gewesen, teilweise ohne genügende Kenntnis und Berücksichtigung der historischen europäischen Beeinflussung, und jetzt existieren in Amerika reichlich ein halbes Dutzend Zeitschriften, die sich ausschließlich mit der Propagierung dieser amerikanischen Kunst befassen, die streng genommen bei Lebenskürze und Art dieses Landes eigentlich keine ist. Das beeinflußt selbstverständlich (nicht stets zugunsten des Kunstgeschmacks) den Markt außerordentlich und hat zu einem lebhaften Rückangebot Amerikas von europäischer Kunst nach Europa geführt. Eine Folgeerscheinung hiervon war wieder, daß nach gewaltigen Rückschlägen im Frühjahr, Sommer und Herbst die Impressionistenpreise in Paris in den letzten Monaten außerordentlich anzogen, weil der maßgebende Handel hier gute Dinge anzubieten und auszunutzen vermochte. Von allgemeinem Geschmackwechsel wie der Schwingung des Pendels von den Niederländern zu den Italienern zurück, von dem sich immer mehr befestigenden Interesse für das 18. Jahrhundert soll hierbei gar nicht die Rede sein.

Eine Folge dieser durch die besonderen Umstände aller Art gegebenen Konzentrierung aller Märkte auf sich selbst im Gegensatze zu ihrer bis vor 10 Jahren noch immer wachsenden Internationalisierung ist es zum Beispiel, daß der Pariser Kunstmarkt, seitdem er im November aus seiner Inflationslethargie erwachte, immer pariserischer geworden ist. Der Dezember hat das ganz auffällig gezeigt. Alle anderen Kunstgebiete traten hinter dem alten Pariser Grundinteresse für das Möbel zurück, wurden durchaus ihm zugunsten, mit einem starken Einschlag von bibelot, vernachlässigt. Eine Auktion bei Petit am 5. Dezember brachte 1½ Millionen Francs, die fast ausschließlich auf Möbel entfielen. Zwei schöne Empirestücke, die Georges Jacob 1795 für den Kanzler Cambacères geschaffen hatte, erwarb ein Sammler für 51 000 Francs. Am 9. Dezember zahlte an gleicher Stelle Fabre für ein Wangensofa und 12 Stühle, geschnitzt, mit Aubussongobelins, 94 500 Francs. 8 besonders schöne Sessel gleicher Art aus der Zeit Ludwig XVI., mit der Signatur J. Delaunays, wurden von Founès für 145 000 Francs erstanden. Ein Weisweiler zugeschriebener Gueridon konnte auf der Auktion des Vicomte Beurot auf 79 000 Francs steigen. Von den Gobelins bei Petit am 9. Dezember erreichte eine 3:3,70 große Arbeit von Beauvais (die Ballspieler nach Teniers) zusammen mit zwei kleineren Stücken 84 550 Francs. Es muß gesagt werden, daß diese Preise immerhin noch ein weniges, wenn auch ganz unbeträchtlich, hinter den Taxen zurückblieben, daß also der Pariser Markt keine billigen Konjunkturtaxen kennt, sondern seine Ansprüche, wenn auch mit wechselndem Erfolge, selbst in den Taxen aufrechterhält.

Unser deutscher Kunstmarkt war gerade in der ersten Dezemberhälfte derart dicht mit Auktionen besetzt, daß solches eine gewisse Beängstigung berechtigte, um sich dann einen Monat lang bis zur Januarmitte auszuruhen, wo denn am 12. Januar bei Graupe wieder die Tätigkeit mit einer erlesenen Bibliothek von Kunstliteratur und mit darauffolgender Graphik und einer kleinen Bücherauktion bei Henrici am 14. einsetzt. Glücklicherweise erwies sich die Beängstigung mit Ausnahme der Niederlage der modernen Graphik bei Graupe als überflüssig. Der Büchermarkt konnte sich sogar weiter stabilisieren, zum mindesten in Berlin, wo auf der Auktion Rosenberg bei Graupe die Bücherpreise, vor allem für deutsche Erstausgaben, im Verhältnis zu Manheimer noch beträchtlich anzogen. Für französische illustrierte Bücher wurden bei dieser Gelegenheit sogar so hohe Preise gezahlt, daß sie nur auf eine gewisse Unsicherheit und Unkenntnis der deutschen Käufer auf dem betreffenden Gebiete zurückzuführen



Tanzmaske der Kwikpagmiut (Alaska)

Aus E. von Sydow, Die Kunst der Naturvölker und der Vorzeit. (Propyläen-Verlag, Berlin)

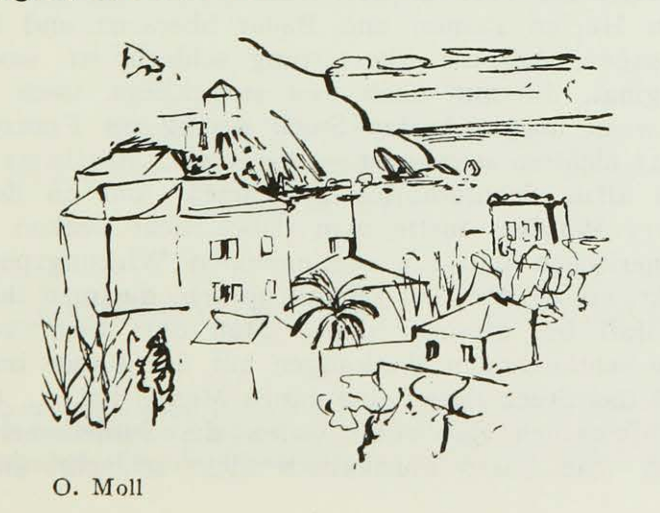
sind. Denn es hat sich durchaus um deutsche Käufer, Händler wie Sammler, gehandelt, das Ausland war völlig ausgeschaltet, und so muß man wohl jedenfalls feststellen, daß hier ein starkes Interesse nicht nur vorhanden, sondern auch wieder neubelebt tätig ist. Interessant war dann die Berliner Auktion, mit der das alte Jahr abschloß, die Auktion Zerner bei Paul Cassirer in der Viktoriastraße, die Hugo Helbing, der Münchener, leitete. Eine Sammlung sehr gemischter Art, vielfach trotz Szwarszenskis warmem Katalogvorwort unhaltbar, wurde hier geboten, in den letzten Jahren aus dem Kunsthandel und den Sammlern wohlbekannten Quellen, aber in sehr uneinheitlichem Geiste aufgebaut, und daher außerordentlich verschieden in den Beständen. Sie war glänzend katalogisiert worden und wurde vorbildlich geleitet, aber sie war aus vorstehenden Gründen nicht zu retten. Sie brachte ein Versagen gegenüber der alten Plastik, das teilweise geradezu verblüffend war (und wohl auch nicht immer berechtigt), und sie vermochte auch Ostasien, doch die große Mode des gegenwärtigen internationalen Kunstmarkts, nur sehr unvollkommen an den Mann zu bringen. Ein frischerer Zug zeigte sich nur, sobald man mit dem 18. Jahrhundert neueren Boden betrat, und im ganzen wirkte sich wohl bei Cassirer schon die recht bedenkliche Erscheinung aus, daß im Gegensatz zu Berlin die Provinz im Dezember einen beinahe trostlosen Kunstmarkt aufwies (sehr schlimme Auktionen in Hamburg, München usw.), und daß sich Berlin gegen diese Einflüsse schwer behaupten muß. Noch im Frühjahr des verflossenen Jahres lagen die Verhältnisse umgekehrt. *Brieger.*

AUS DEM PROPYLÄEN-VERLAG

Das jüngste, aber am meisten begehrte Kind des Verlages: das „Kleine Propyläen-Buch“, hat drei neue Geschwister bekommen: Drei Novellen von Huysmans erscheinen, von Else Otten übersetzt, unter dem Titel „Stromabwärts“. Des feinen Epikers George Meredith „Geschichte der Chloe“ hat Franz Blei verdeutscht. Aus Briefen, Dokumenten, Äußerungen baut Paul Wiegler ein Bild „Beethoven“, dessen Wahrheit erschüttert.

Die von Kurt Wildhagen veranstaltete vollständige Ausgabe der Werke Turgenjews wird um einen weiteren, den letzten Band der Novellen vermehrt (Band 9). Er enthält außer der „Erzählung des Vaters Alexei“, dem „Tagebuch eines überflüssigen Menschen“ etc. in den Übersetzungen von Reinhold von Walter und Wildhagen auch die „Gedichte in Prosa“ in einer feinfühligen Verdeutschung von Ida Orloff.

Heinz Amelung schließt das Werk „Goethes Persönlichkeit“, das in Briefen und Dokumenten Goethes Wesen in der Wirkung auf die Zeitgenossen wiederspiegelt, mit dem dritten Bande ab.



O. Moll



Christa Hatvany-Winsloe

MARGINALIEN

Alt-Heidelberg auf der Pariser Bühne.

Zu allen Zeiten hat unser Studententum auf die Pariser, insbesondere auf Pariser Literaten und Dramendichter, eine gewisse Anziehungskraft ausgeübt. Sie verstanden es nicht, können es auch nicht verstehen, und darin hauptsächlich liegt der Reiz, den es ausübt. Sie verstehen nicht den transzendentalen Ulk unsrer Kommerslieder, die Mischung von Tiefsinn und höchster Banalität, das vielfache Übergehen des Studentenliedes in das Volkslied, um so weniger, weil die Franzosen eigentliche Volkslieder kaum noch haben. Sie sehen das vielleicht mit einem gewissen Neid und mit der Rückerinnerung an alte, längst vergangene Zeiten ihres eignen Volkstums ... Zu solchen Betrachtungen regte einen auch die Aufführung von A l t - H e i d e l b e r g von M e y e r - F ö r s t e r an, das gegenwärtig auf dem Pariser Theater der P o r t e S t. M a r t i n aufgeführt wird und beim Pariser Publikum viel Beifall findet. Vieil Heidelberg! Ein deutsches Ohr berührt's komisch, wenn drinnen das Gaudeamus erschallt und unsre stimmungsvollen Studentenlieder, und wenige Schritte entfernt dringt durch die geöffneten Fenster des Foyers der volle Lärm der großen Boulevards herein, mit ihrem Heerzug von Menschen, Wagen und ratternden Autos. Doch das Pariser Leben hat andre Gegensätze. Unser gutes Studenten-Spektakelstück mit dem edlen und melancholischen Karlheinz (wir denken deiner noch mit Rührung, Harry Walden!) ist von den Herren Rémon und Bauer übersetzt und bearbeitet worden. Man kann nicht sagen, daß die Übersetzung schlecht ist, soweit unsre Erinnerung an das Original, die nun auch weit zurückliegt, noch vorhält. Und die Aufführung war, wenn man sich das Stück geistig ins Französische übertragen vorstellt — was gar nicht so schwer ist — sogar gut. Karlheinz hatte etwas Dekadentes und etwas allzu Schülerhaftes bekommen, und an den verführerischen Schwerenöter Harry Walden durfte man dabei nicht denken. Dagegen traf er sehr gut die rednerischen und die sentimentalen Wirkungspunkte seiner Rolle, und im dritten Akt, als er von der Jugend sprach, die man ihm gestohlen habe, gab es sogar Beifall bei offener Szene. Man darf nicht vergessen, daß die Franzosen für alle sentimentalen Wirkungen auf der Bühne ungeheuer empfänglich sind, und daß das Stück deren eine ganze Menge hat ... Gewiß das Sehenswerteste für den deutschen Zuschauer waren die Studentenchöre und Gesänge des zweiten Aktes. Sie waren musikalisch nicht schlecht, und gut einstudiert.

Der Direktor dieses Theaters — er führt den urfranzösischen Namen Lehmann, und seine Sachkenntnis ist daher um so bemerkenswerter! — hatte sich damit viele Mühe gegeben. Aber die Studenten machten zu viel Lärm. Da zeigt sich eben wieder der Unterschied der Nationalcharaktere. Gewiß, Studenten müssen Lärm machen. Aber organisierten Lärm, planmäßigen Lärm, sozusagen seelisch erhebenden Lärm kann eben nur der Deutsche machen. Trotzdem fand gerade der zweite Akt viel Beifall. Im Hintergrund war eine sehr schöne Dekoration, die beleuchtete Neckarbrücke. Feierlich erklangen unsre alten Studentenlieder: Gaudeamus und Ergo Bibamus!, ferner Alt-Heidelberg, du Feine („Vieil Heidelberg, noble cité") sowie Was kommt dort von der Höh'? („Le Postillon joyeux"). Am Schluß artete der erhebende Kantus („La Lauterbach!") Zu Lauterbach hab' ich mein Strumpf verlorn, Strumpf verlorn! Und ohne Strumpf geh ich nicht heim! in eine wilde Schlußrunde aus, die allgemeinen Beifall fand. Und draußen erbrauste der Boulevard. *(Kölnische Zeitung.)*

Rembrandts at Widener Wedding.

PHILADELPHIA—The marriage of Mrs. Gertrude T. Douglas Peabody and P. A. B. Widener 2nd, son of Joseph E. Widener, was celebrated on Nov. 4 in the Rembrandt room of the Widener estate at Lynnwood Hall, Elkins Park. The fate of two of these Rembrandts, the subjects of Prince Youssoupoff's action against Mr. Widener, is about to be decided in a New York court. *The Art News, New York.*

Der Erfolg des Dezember-Querschnitts in Heidelberg? Alle Professoren lesen Querschnitt. Manche stehen dabei ganz leise Kopf — (wiederholt, im Kämmerlein) — andere juchzen laut, Professorenfrauen wünschten sich das Abonnement zu Weihnachten. Der Querschnitt auf dem Wege zum Familienblatt des gehobenen geistigen Mittelstandes. *Z. P.*



Bertram Hartman

Adolf Bartels über Adolf Bartels

In Nr. 7 seines Deutschen Schrifttums heißt es:

Adolf Bartels: Deutschvölkische Gedichte (Leipzig 1924, Verlag des Bartels-Bundes, vornehme geb. Ausg. 6 M., schlichte ungeb. 3 M.). „Politische Dichtung ist, wie die Kirchenlieddichtung, angewandte Poesie und auf ihren unmittelbaren Zweck hin zu beurteilen", sage ich in dem Vorwort zu diesem 250 Seiten starken Bande meiner gesammelten vaterländischen und politischen Gedichte. Es mußte das gesagt werden; denn es ist ein beliebtes Verfahren der lieben Deutschen, Gedichte, deren Tendenz ihnen nicht paßt, von ästhetischen Gesichtspunkten aus herunterzureißen. Daß meine Sammlung dichterisch nicht mit der Ernst Moritz Arndts und auch nicht mit Dingelstedts „Nachtwächterliedern" zu vergleichen ist, weiß ich sehr genau, aber es gibt keine zweite, die die Entwicklung von 1923—24 so deutlich spiegelt, es gibt keine, die das eingetretene Unheil so klar vorausgesagt hat, und es gibt keine, die so entschieden aus dem neuvölkischen Geiste herausgeboren ist wie die meinige. Darum kann sie auch sehr stark wirken in unserer Zeit, und das soll sie. Einzelne Stücke, namentlich der „Neuen geharnischten Sonette", s i n d n a t ü r l i c h a u c h r e i n p o e t i s c h v o l l w e r t i g. *A. B.*

Flechtheimball.

Der heurige Flechtheimball unterschied sich von dem letztjährigen, der im Querschnitt beschrieben war, dadurch, daß ein Ausschuß für ihn gebildet war, dem, außer den Flechtheim'schen Malern und Bildhauern, Dichter wie Blei, Hermann-Neisse, Ringelnatz und Sternheim, Damen aus der Gesellschaft, Hans Breitensträter und Erik Charell angehörten, und dadurch, daß die Räume der Galerie durch Einbruch in das Buchantiquariat von Altmann vergrößert wurden, Räume, die den Tanzsaal bildeten, dekoriert von Jean Lurçat, Otto Block und de Fiori. Hier spielte Julian Fuhs-Follies Band, die Charell aus seiner Revue zur Verfügung gestellt hatte, ebenso wie je ein Dutzend Tiller-Girls und Tiller-Goys. Die Räume der Galerie waren von Charell eingerichtet als Bar, geschmückt mit Pascin's Panneau des Festmahls des verlorenen Sohns, und als Konditorei mit Matratzen und Gräflich Bopp von Oberstadt'schen Mazzen und mit Schoff'schen und Wätjen'schen Nuttenbildern.



Renée Sintenis

Zeichnung zur Einladung zum Flechtheim-Ball in Berlin

Obwohl die Wilhelm Unbekannten sich durch Paß oder Personalausweis auszuweisen hatten neben ihrer Einladungskarte, die geschmückt war mit einem Hündchen der Renée Sintenis und den Mitgliedern des Ausschusses, hat doch eine riesengroße Reihe uneingeladener Mitglieder der Berliner Gesellschaft es fertig bekommen, einzudringen, um Flechtheim ihre Ovation darzubringen und sein Bier und seine Butterbrote zu vertilgen.

Das Fest erreichte seinen Höhepunkt um 8 Uhr früh, als die Gäste eine Ausstellung vertauschter Hüte eröffneten.

H. v. Wedderkop machte am gleichen Abend eine Festsitzung der großen Carnevals-Gesellschaft in Köln mit. *H. H. E.*

Dr. Zimmermann, der Direktor des Germanischen Museums in Nürnberg, hat eine Abteilung für Frauen in den ihm unterstellten Nürnberger Städtischen Kunstsammlungen eingerichtet. Nachdem er ein Werk der bekannten Reiterin und Malerin Gertrud Sauermann angekauft hat, gelang es ihm jetzt, ein Bild seiner eigenen Gattin, Susi von Zimmermann, übrigens einer der besten Kennerinnen alter und neuer Kunst, zu erwerben. Glück auf!

Lene Kainer-Schneider.

In der Rankestraße 14 in Charlottenburg hat Lene Kainer-Schneider, die bekannte Malerin, einen Verkaufsraum für Luxuswäsche eröffnet. Von dem kleinen Straßenladen führt eine Treppe in einen größeren, im Keller ausgebauten Raum, wo die Modelle von zwei jungen Bühnenkünstlerinnen vorgeführt werden. Sie sind von Lene Kainer-Schneider entworfen und in der von ihr geleiteten Werkstatt unter Anwendung der edelsten Variationen der Nadeltechnik ausgearbeitet worden. Hier ist wirklich Kulturarbeit geleistet. Alles, was man zu sehen bekommt — die beiden reizend ausgestatteten Räume, die zahlreichen Modelle, von der einfachen Sportkollektion bis zum raffiniertesten Luxus-Négligé, zeigt die Hand einer Dame und den Geist einer Künstlerin.

E. G. *(8-Uhr-Abendblatt.)*

Bln. Ach, wenn doch alle Malweiber so klug wären! A. F.

Mit Otto Gebühr in „Fridericus"!

Ein klarer Oktobertag! Vor dem Portal eines großen Berliner Kinos staut sich eine ungeheure Menschenmenge. In großen Lettern verkündet das Lichtspieltheater: „Otto Gebühr persönlich!" Also ein herrlicher, genußreicher Abend! — Ich bin selbstverständlich auch dabei. — Als Otto Gebühr auf der Bühne erscheint, herrscht einen Augenblick lautlose Stille. Dann aber folgt ein nicht endenwollender Applaus. Wieder und wieder wird er hervorgerufen. Kostbare Blumen werden ihm zugeworfen. — Als ich am Abend voller Begeisterung nach Hause gehe, fasse ich einen Entschluß. Mit einem bescheidenen Veilchenstrauß in der Hand und mit — klopfendem Herzen stehe ich am nächsten Abend im Vorraum des Filmtheaters. Ich warte auf Herrn Otto Gebühr. „Er muß gleich kommen", wird mir gesagt. Mein Herz schlägt höher. Doch die Zeit verrinnt und ich werde vom Warten nervös und müde. Endlich stehe ich dann Otto Gebühr gegenüber. Otto Gebühr, der uns den Großen Friedrich geschenkt hat, der ihn dargestellt hat, wie wir ihn uns denken, wie er im Geiste in uns lebt, in seiner ganzen genialen Größe. Ich stammele einige Worte von Dankbarkeit und gebe ihm meine bescheidenen Blumen. An unsern Augen ziehen unter rauschendem Beifall die Bilder der „Schlacht bei Leuthen" vorüber. — „Sie haben wirklich erschreckende Ähnlichkeit mit dem Alten Fritz. Die Augen!", sage ich beinahe scheu. Er lächelt fein. Dabei sehe ich auch die beiden entzückenden Grübchen. Aber er wird sofort wieder ernst: „Sehen Sie," er deutet auf die Leinwand, und seine sonore Stimme klingt dicht an meinem Ohr, „wenn ich mich da so sehe als ‚Fritz', dann kann ich kaum glauben, daß i c h das sein soll!" Ich verstehe ihn und sehe wieder in die jetzt auf mich gerichteten großen, hellen Augen. Und diese Augen leuchten wie zwei brennende Sterne! — Endlich bitte ich ihn noch um ein Autogramm. Es soll eine Erinnerung für mich sein. Er schreibt mit seiner charaktervollen Handschrift seinen Namen. Ich danke und will mich verabschieden, da reicht er mir herzlich die Hand und sagt mit freundlichem Lächeln: „Haben Sie vielen Dank, liebes kleines Fräulein! Auf Wiedersehen." — Und ich gehe stolzen Herzens heim, um eine schöne Erinnerung reicher. Käte Brinker, Berlin.

(Filmwoche 1924 Nr. 48.)

Das beste Buch.

R u n d f r a g e a n d i e b e k a n n t e s t e n A u t o r e n.

O s w a l d S p e n g l e r: „N e u b a u d e s D e u t s c h e n R e i c h e s." . . . Weil es das Buch eines wirklichen Mannes ist. *Professor A. Eiselsberg.*

*

Ich lese nicht mehr viel moderne Dichtungen . . . Im letzten Jahr las ich . . . „Siebenkäs" von Jean Paul und „Die Kronenwächter" von Armin . . . Zu einer neuen Ausgabe des „Siebenkäs", die bei Paul List erscheint, habe ich auf Wunsch des Herausgebers ein Geleitwort geschrieben. *Hermann Hesse.*

*

Es fällt mir nicht ganz leicht . . . Aber ich muß um der guten Sache willen das Unangenehme möglicher Mißdeutung eben auf mich nehmen. So erkläre ich Ihnen, daß ich für das w e i t a u s b e d e u t e n d s t e u n d w i c h t i g s t e B u c h des Jahres 1924 d e n „L e u c h t e r 1924" (Otto-Reichl-Verlag, Darmstadt) halte, nicht wegen der Beiträge aus meiner Feder, welche dieser Sammelband enthält, sondern w e g e n d e r n e u e n E i n s t e l l u n g, die das Christentum durch den Zusammenhang der Aufsätze des Protestanten G o g a r t e n, des Katholiken Hermann P l a t z und des griechisch-orthodoxen Russen Nikolai A r s s e n i e w auf eine bessere Zukunft hin darin erhält. Hier liegen meiner Überzeugung nach die Richtlinien jener neuen Religiosität, die allein unserer ver-

flachten westlichen Menschheit die Höhendimension als Erlebniswirklichkeit zurückgeben können. Und sofern der „Leuchter 1924" diese Richtlinien enthält, kann sich gewiß kein anderes Buch des Jahres an Bedeutung mit diesem messen. *Graf Hermann Keyserling.*

* •

Von den Büchern, die ich heiter gelesen habe, hat mir am besten gefallen: „Tiere, Menschen und Götter' von Ossendowski. Ob der Inhalt geographisch korrekt ist, erscheint mir nebensächlich. Ich finde Ossendowskis Schilderung eigenartig. *Gustav Meyrink.*

*

Es sind in diesem Jahr gute Bücher erschienen, die wichtigsten scheinen mir: in Deutschland „Der Zauberberg" von Thomas Mann... *René Schickele.*

*

Stärkster Bucheindruck dieses Jahres: Brandes: Voltaire.

Artur Schnitzler.
(Neues Wiener Journal)

Beim offenen Fenster.

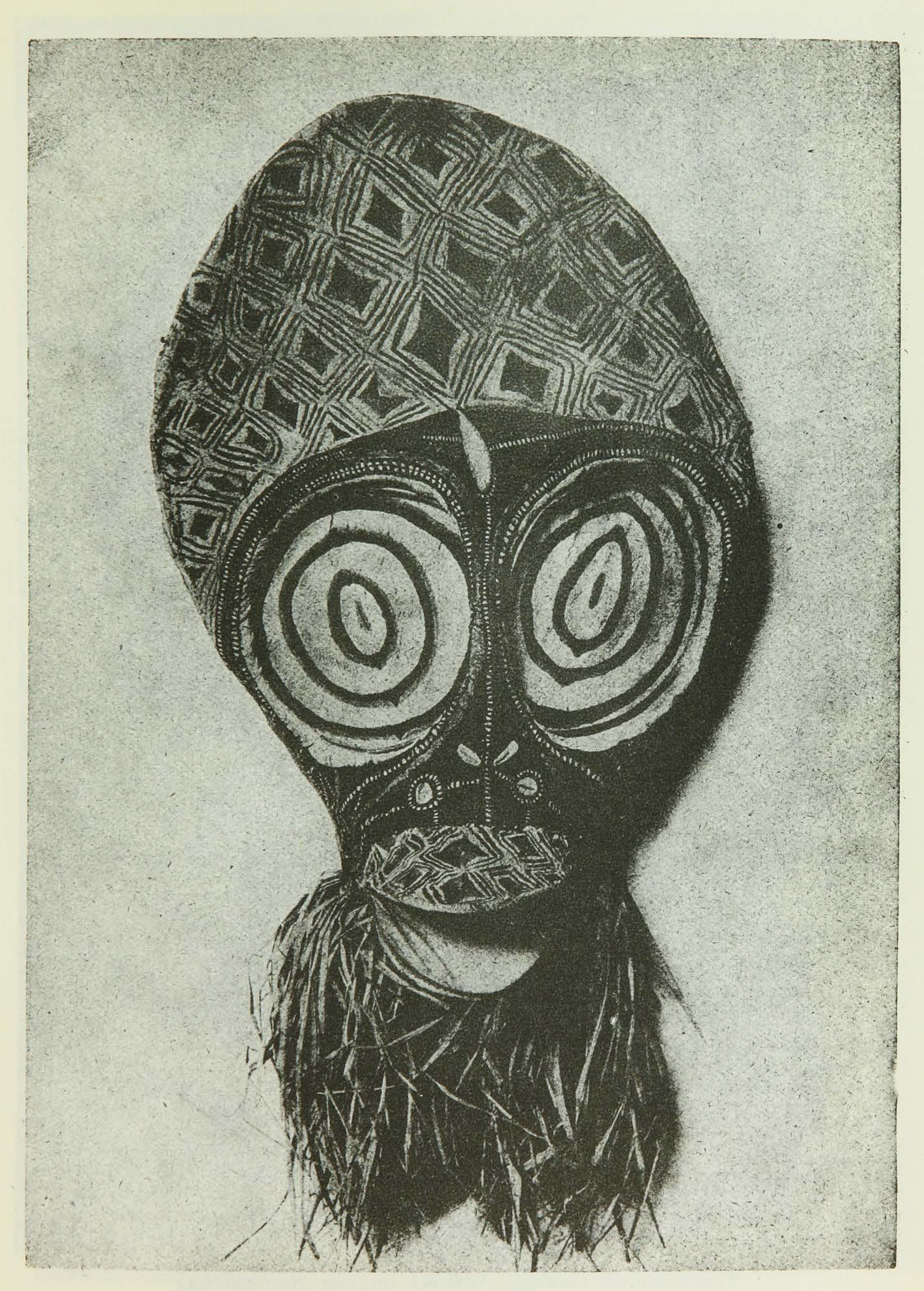
Von *Alexander Bessmertny.*

Die Nacht reift spät
In Busch und Beet,
Sie wächst hinaus,
Rankt sich ums Haus
Und spinnt dich ein
In Duft und Schein,
Damit du träumst,
Dein Leid versäumst.

Im Mai.

Von *Alexander Bessmertny.*

Das war ein köstlich Maien,
Wir saßen froh zu zweien,
Wir guckten in die Luft
Und schnupperten den Duft.
Und wenn wir uns mal küßten,
So war's, als ob wir's müßten.
So wurd' der Tag verbracht,
Und dann — dann kam die Nacht.



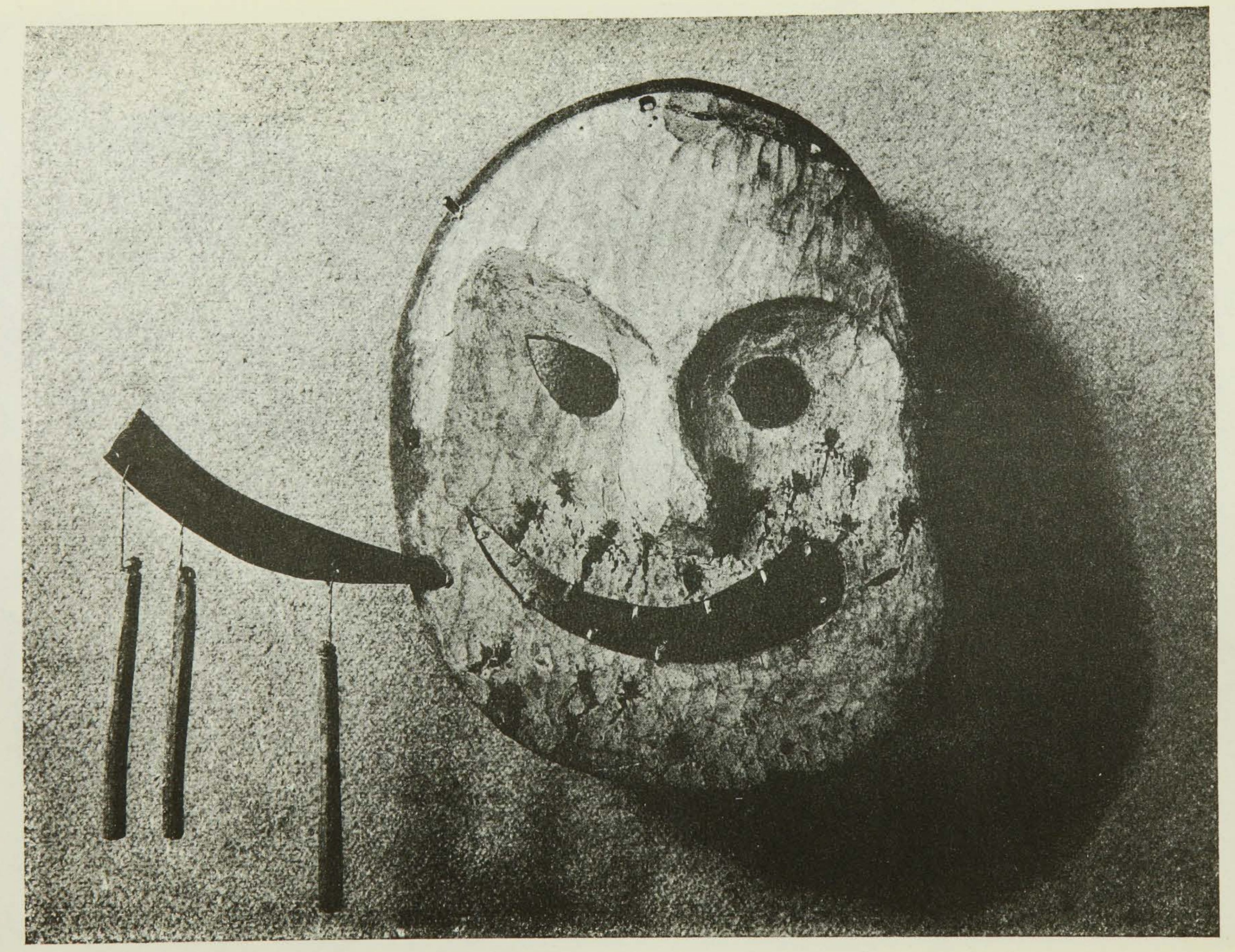
Tanzmaske aus Neupommern
Aus E. v. Sydow, Die Kunst der Naturvölker und der Vorzeit (Propyläen-Verlag, Berlin)



Tanzmaske der Kwakiutl (Wakasch-Indianer, Nordamerika)



Hölzerne Tanzmaske der Bekom (Kamerun)



Tanzmaske eines Menschenfressergeistes (Alaska)

Aus E. von Sydow, Die Kunst der Naturvölker und der Vorzeit. (Propyläen-Verlag, Berlin)

Comme chez nous:

A Montmartre, le soir...

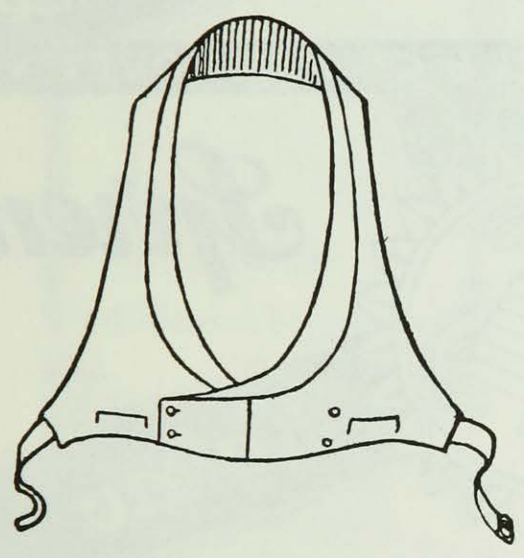
Poursuivant l'épuration de certains établissements de Montmartre, fréquentés par des individus suspects, M. Gérardin, commissaire des Grandes-Carrières, a opéré, la nuit dernière, une descente à la „Petite Chaumière", rue Berthe, et dans quelques autres débits.

Six individus habillés en femme ont été arrêtés dans le premier de ces établissements et une douzaine dans les autres.

La plupart d'entre eux ont été consignés à la disposition du parquet, sous des inculpations diverses. *(Matin.)*

Max Reimann, der Leiter der Schule Reimann, besonders bekannt geworden aber durch die sich alljährlich dutzendmal wiederholenden Reimann-Bälle, feierte seinen 50. Geburtstag. Er hat mit soviel Grazie und Esprit seine Jugend verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Mode-Tip der T. Z.



Weste für Frack und Smoking. Ohne Rückenteil, nur mit einem schmalen Sattel. Die Weste wird einfach über den Kopf gezogen und rückwärts zusammengegürtet.

(Textil-Zeitung.)

B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR, 1851

Sprengel

Schokolade

B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR, 1851

Sprengel

Kakao

B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR. 1851

Sprengel

Pralinen

B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR, 1851

Ein Zahlenspaziergang durch Köln.

(Was nicht jeder Kölner weiß.)

Im vergangenen Jahre badeten in den städtischen Bädern einschließlich des Strandbads 1 155 053 Personen; auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, kommen somit auf einen Einwohner noch nicht zwei Bäder im Jahre.

Das Opernhaus hatte im Jahre 1923 rund 450 000, das Schauspielhaus 305 000 Besucher. Demnach geht — rund gerechnet — jeder Einwohner einmal im Jahre ins Theater. Die Zahl der Besucher des Wallraf-Richartz-Museums betrug 170000. Da man hiervon mindestens dreiviertel auf den Fremdenverkehr buchen kann, geht ungefähr jeder 18. Einwohner einmal im Jahre ins Museum, d. h. etwa fünf von hundert Kölnern.

980 Tabak- und Zigarren-Handlungen sorgen für die Erfordernisse der Raucher, und was den Alkohol anbelangt, so zählen wir 2787 Wirte, mit andern Worten: auf ungefähr 250 Einwohner (die jüngsten Kinder eingerechnet) kommt ein Wirt.

(Stadt-Anzeiger, Köln)

*

Der Stern von Bethlehem strahlt augenblicklich in der Leipziger Straße in allen Schaufenstern eines bekannten Berliner Spezialgeschäfts. Offenbar soll er auf die kauflustigen Damen und Herren ebenso wirken, wie er vor fast 2000 Jahren auf die Weisen aus dem Morgenlande gewirkt hat. Wir glauben, daß man sich ruhig dem Locken dieses Sternes hingeben kann, denn er bescheint alles, was das Herz begehrt an schönen Strümpfen, geschmeidiger Unterwäsche, hübscher Strickkleidung und vornehmer Herrenwäsche. Daß alles, was man in jenen Schaufenstern ausgelegt findet, und was der Stern von Bethlehem mit blendend hellem Schein bestrahlt, nur gute Ware in bester Ausführung ist, dafür bürgt der fest begründete Ruf des Hauses Max Kühl, Leipziger Straße 81, am Dönhoffplatz. Alle Leser werden freundlichst gebeten, die wirklich interessante Weihnachtsausstellung in den Schaufenstern dieser Firma zu besichtigen. *(Der Tag. 13. 12. 24.)*



Zwolsche Courant 219/24

Frauenfeinde

Torpedos sausen — Schiffe bersten in den Abgrund — Flugkämpfe durchknattern die Luft — die Kugel des Glückes rollt — das Leben lockt und girrt — Liebe triumphiert

(Ufa-Annonce in Düsseldorf)

Ein Interview mit Fritz Stahl

von Ernesto de Fiori

Er empfing mich mit einer vornehmen Herzlichkeit, auf die ich zwar vorbereitet war, die jedoch meine Erwartungen um etliches übertraf. Und als ich anfing, meinen Dank zu stammeln für die geistreiche, obwohl unverdient günstige Kritik, die er vor kurzem über meine Arbeiten geschrieben hatte, wehrte er mit einer freundlichen Handbewegung ab und sagte:

„Junger Mann, setzen Sie mich mit Ihrem Dank nicht in Verlegenheit, Sie zwingen mich sonst zu einem Bekenntnis, das ich nur meinen intimsten Freunden gemacht habe. Erschrecken Sie nicht: Ihre Arbeiten gefallen mir eigentlich nicht im geringsten ..."

„Aber Sie haben sie doch gelobt, teurer Meister!"

Eine Handbewegung sagte mir, daß ich ihn nicht unterbrechen sollte, und er fuhr fort:

„Ich will kurz sein und Ihnen das Geheimnis meiner Kritiken gewissermaßen ab ovo offenbaren. Ich verdanke die Unfehlbarkeit meines Urteils, Sie würden es nie erraten, meiner Amme. Sie staunen? Es war so: Diese überaus geistreiche Spreewälderin hatte in mir den sonderbaren Hang wahrgenommen, alles Gute zu hassen und alles Üble zu lieben, und so kam sie auf den Gedanken, die Kuppelung, durch die mein Wollen sich in Tun übersetzte, einfach verkehrt einzusetzen. Diese wahrhaft kluge Frau hätte sich natürlich nicht so gebildet ausgedrückt, dafür war aber ihre Idee von der Größe und Einfachheit aller wirklich göttlichen Eingebungen. Sie fing ihre Erziehung beim Allerprimärsten an: jedesmal wenn ich nach einer ihrer Brüste schnappte, gab sie mir die andere. Schnappte ich nach links, gab sie rechts. Schnappte ich nach rechts, gab sie links. Durch diese milde, einfache, aber geniale Methode gewöhnte sie mich daran, immer das Gegenteil von dem zu tun, was ich eigentlich wollte, und da ich später als Knabe und Jüngling klug genug war, die Richtigkeit ihrer Erziehung bei mannigfachen Begebenheiten zu erproben, so ward es mir klar, daß ich als Kritiker ganz besondere Erfolge erringen müßte, denn mein umgekehrtes Urteil mußte ja von der Präzision und Durchschlagskraft der Kugel eines Scharfschützen sein.

Sie kennen ja meine Erfolge, Sie wissen, daß ich der erste war, der diese großen, mir unverständlichen Meister: Cézanne, Renoir, van Gogh, Lautrec, Maillol dem deutschen Publikum vertraut machen konnte, und jedermann weiß, welch harter Kampf das gewesen ist. Ich habe diese Künstler gegen meine feste Überzeugung vor Paul Cassirer und Elias in den Himmel gehoben, und verdanke dieser zielbewußten, eisernen Selbstüberwindung meinen Ruhm."

„Aber", wagte ich da zu unterbrechen, „könnte es nicht auch einmal vorkommen, daß Sie das Richtige lieben oder hassen, und dann eben doch das Falsche schreiben?"

„Seien Sie beruhigt, junger Mann," lächelte er, „seien Sie beruhigt, das kommt nicht vor."

Antiqua Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin W 35, legt diesem Heft einen ausführlichen Prospekt über das „Handbuch des Kunstmarkt-Archives 1925" bei.



Chopin Operettenheld.

Es wird demnächst in London ein Singspiel aufgeführt, das den Titel „Die Dame des Nocturnes" führt und die Liebesabenteuer des polnischen Meisters, vor allem seine Beziehungen zu George Sand, behandelt. Der Text ist von James Dyrneforth verfaßt, die Musik aus Chopins Werken von Norman O'Neill zusammengestellt. Berühmte Persönlichkeiten aus dem Freundeskreis Chopins, darunter auch Liszt, treten auf, und die letzte Szene führt den Tod Chopins vor.

(Eingesandt Karin Margit Müller, Neu-Babelsberg.)

Wo bist du Seele

die ich suche
in edl. Weibsgestalt
Herz und Sinn
und schöne Gaben
möchst Du haben
Freundin der Natur!
Und bei all. Streben
ein gepflegt. Innenleben
Herzensbild., freie, reine
Kne. Lust a. äuß. Scheine
Wirtschaftl. m. eign. Heime
Willst werden Du die Meine?
Dich anvertraun dem 40j.
Frisch und unverbraucht
1. Ehe freiw. entsaget,
weil er bitter hat beklaget
daß die andre Hälft versagte.
Organisator bin ich
Vortrags-Redner,
und zum Treffen lädt er
baldigst er Dich ein.
Bitte schreib mir offenherzig
Was Dein Herz bewegt, beschwert,
ersehnt u. ob mein Sehn. Echo
fand. Würdig werd ichs sichten
und dann Anker lichten.
Auf zu froher Fahrt!
Geneigte Zuschriften unter L R
250 214 M. N. N.

(Münchener Neueste Nachrichten.)

Bochum atonal.

Das Bochumer Orchester brachte am Freitag zwei Uraufführungen. Von Ludwig Weber: Symphonischer Satz für großes Orchester. Das Werk entstand im Jahre 1915. Es lehnt sich sehr stark an Bruckner und die Tristanmusik von Wagner an. Im übrigen sind auch selbständige Partien zu verzeichnen, vor allen Dingen in dem Schlusse des langsamen Satzes. — Das zweite Werk ist von dem Bochumer Komponisten Emil Peters: Ciaconna für großes Orchester. Das Werk ist atonal, gehört also vollständig der neuen Richtung an. Rhythmisch geht das Werk eigene Wege. *(Der Mittag, Düsseldorf.)*

Dîner littéraire.

Ce siècle est aux agapes et dîners littéraires. Des clubs, des associations, se fondent pour festoyer. Le dernier dîner né et qui se fera tous les deux mois à Paris est le dîner des M.

Ce dîner des M ?... C'est un dîner où se retrouveront six fois par an MM. André Maurois, Henry de Montherlant, François Mauriac, Paul Morand, leur éditeur, M. Bernard Grasset, et... une dame. Cette dame — qui était pour le premier dîner des M. une princesse japonaise — changera chaque fois.

Voilà une bien singulière idée...

Il ne manque plus, après ça, de tenir comptabilité des mots et idées échangés au cours des repas et d'en faire un livre signé des quatre M.

(Nouvelles littéraires.)

Shall butter prince be allowed to melt?

Proper Disposal of Statue at Exhibition Is Now Engaging British Attention.

Special to The New York Times.

WASHINGTON, Nov. 8.—Just how far allegiance to a statue of the Prince of Wales should go is a question that is agitating part of the British public, according to a report received by the Department of Commerce from L. A. Thorpe of the office of the Commercial Attaché at London.

The problem arose in connection with plans for closing out the British Empire Exhibition. Various exhibits have brought pretty prices, and their total value has been estimated at many millions of pounds sterling. Perishables like bacon, butter and cheese, which are an important feature of the exhibit of the Dominion of Canada, are consumed through the caterers and then replenashed, and at the close of the exhibition such commodities will simply return to the ordinary streams of commerce.

However, there is one perishable that they don't know what to do with. Mr. Thorpe said:

"In the Canadian pavilion quite a large section of the community is interested in the fate of the model in butter of the Prince of Wales, standing by his horse on his Canadian ranch. The resemblance to the Prince is excellent. A uniform temperature and preservatives have been employed to maintain the statuesque character of this striking production."

One English paper pointed out that the fate of the model must necessarily be to melt unless some American admirer buys it.

Aus dem Katalog der Zerner-Versteigerung bei Cassirer: **Nr. 180 Castiglione, Camillo** (1616—1670), Anbetung des goldenen Kalbes.

In gebirgiger Landschaft das Kalb auf einem Postament, umtanzt *von Castiglione selbst* und leichtgekleideten Jünglingen und Mädchen. Von links naht Moses. Blei und Rötel. H. 45 cm, Br. 33 cm.

(Eingesandt Dr. Engelbert Pentenrieder, München-Pasing.)

Der Bequemlichkeit der werten Gäste wegen neben dem staatlichen Leihhause!

Größte Sehenswürdigkeit / Jeder muß sie kennen

Meyer's Original-Bauernschänke

„Zum groben Gottlieb"

einzig und allein **65 Jägerstraße 65**

Der Bequemlichkeit der werten Gäste wegen neben dem staatlichen Leihhause. Ein richtiges Dorf in Berlin mit Kühen u. Eseln. Einzigartige Ausstattung der 1000 Personen und mehr Platz bietenden Räume. Humoristische Bauernkapelle, wie Gesangsvorträge u. 14 witzige Bauern-Originale als Bedienung, von denen jeder ein Künstler in seiner Art ist, sorgen für Unterhaltung unter Leitung von

Richard von Mayer I.

dem Direktor mit der künstlichen Pfeife aus Menschenfleisch, die man gehört haben muß

Also kommt alle und erfreut Euer Herz und vergeßt die Sorgen der Zeit

Der Oppenheimsche Rennstall, der übrigens kürzlich von seinem Besitzer besichtigt wurde, geht mit 31 Pferden in das neue Rennjahr. Außer dem fünfjährigen Revolutionär und fünf Vierjährigen sind zehn Vertreter des Derbyjahrganges und fünfzehn Zweijährige vorhanden. Von den älteren Pferden ist der Henckel-Sieger Monfalcone weitaus am höchsten einzuschätzen. Hoffentlich hat der Ariel-Sohn seinen vorjährigen Unfall wieder völlig überwunden, so daß man sehen kann, wie er auf der Höhe seiner Form zu den anderen guten Hengsten des Jahrgangs steht. Unter den Dreijährigen steht natürlich Weißdorn obenan. Der prachtvolle Dreiviertel-Bruder von Wallenstein wird in den klassischen Rennen jedenfalls eine scharfe Klinge schlagen. Eine zweite, sehr gute Stütze hat der Stall an Saturn, der allerdings im Derby kein Engagement besitzt. Auch Meteor und Oberon II stehen über dem Durchschnitt, und von den Stuten haben Dirndl, Regina II und Idol bereits gezeigt, daß sie laufen können. Unter den Zweijährigen fällt vor allem Weißdorns rechter Bruder Wacholder auf. Mistral ist ein rechter Bruder von Marquise, Sonnenwende eine Halbschwester von Skarabäe. Von besonders guten Schlenderhaner Stuten sind fernerhin Orchidee II, Royal Flower, Mon Désir und Kriegsgöttin durch Nachkommen vertreten.

(Der Mittag, Düsseldorf.)

Was ist **Impression?**

Ebbes ä Eindruck.

Und **Expression?**

Ebbes ä Ausdruck. Na also!

Bei dem Wort Expressionismus schwitzt der Kunsthistoriker, und der Franzose erkundigt sich schadenfroh.

Expressionismus ist ein Wort und bedeutet heute eine Gruppe. Ihre Mitglieder haben so wenig miteinander zu schaffen, daß man sie ebensogut „Die Eintracht", „Die Lilie" oder „Die Fäkalie" nennen könnte.

Was ist Impression? Eindruck ohne Organismus.

Genau dasselbe mit einer dicken, fetten Kontur ist Expression.

Zerlegt man die Akkorde einer Farbe in grobe Brocken, Scherben oder Fladen, so gibt das Expressionismus.

Grießsuppe ist impressionistisch,
Nockerlsuppe expressionistisch.
Sommersprossen sind impressionistisch,
Furunkel expressionistisch.
Ein Schleicher ist Impression,
Ein F . . . . . Expression.

Ich kenne nur einen Expressionisten, Matthias Grünewald, der ist aber keiner.

R. G.

Sternheim in Plüsch.

Von Mutters Seite einer lutherisch-sächsischen Buchdruckerfamilie entstammend, gehört mein Vater jener Frankfurter jüdischen Familie Goldschmidt an die 1521 dort ansässig genannt wird, und von der die Familie Goldschmidt-Rotschild ein Glied ist. Josef Goldschmidt verließ 1614 bei der Judenverfolgung Frankfurt am Main, begab sich nach Hameln bei Hannover und nahm dort den Namen Josef Hameln an. Seine zwei Urenkelinnen heirateten um 1720 die eine einen van Geldern, die zweite einen Levi. Der ersteren Tochter, Betty van Geldern, wurde Samson Heines Frau und Heinrich Heines Mutter. Ich stamme aus der zweiten Schwester Nachkommenschaft.

Geboren wurde ich am 1. April 1878 in Leipzig, in die von mir so genannte Plüschzeit hinein, atmete aber, bis zum Abgang auf Universitäten, in Berlin eine kurz nach dem siegreichen Krieg über Frankreich mit vaterländischen Gedenkfeiern, Bismarck und der Erfindung der elektrischen Glühlampen und Trambahnen mächtig geschwängerte Luft.

Daneben war Plüsch der Rest. In klein- und großbürgerlichen Wohnzimmern stand das geschweifte Sofa aus rotem Plüsch, der als Gardine auch vor Fenstern, über jedem Alkoven in alle Lebensfeste hineinhing, als Wolke von vergoldeten Putten auf Bürgerbetten schwebte, und den die besseren Damen als Kleider trugen. Gesprochen wurde Plüsch, indem jedem Thema die besondere Spitze, das Persönliche abgebrochen, es bürgerlich geglättet war; Politik und Wirtschaft schienen Plüsch, und am plüschensten junger Mädchen träumerische Augen, die wir abgöttisch liebten. Kurz, der Deutsche war vom lieben Gott in Plüsch gebettet . . . *(Das Kunstblatt, Nov. 24.)*

100000 Mark

für den besten Zeitungsroman.

Die unterzeichneten Verlage setzen als Preis für den nach dem Urteil eines Preisrichter-Kollegiums besten Zeitungsroman 100000 Mark aus. Das Manuskript soll bis längstens 30. September 1925 vorliegen.

Es wird die Aufgabe gestellt, einen echt deutschen Roman zu schaffen. Das heißt, nicht ein von Phrasenhaftigkeit lebendes oder ein wie auch immer tendenziös gerichtetes Machwerk, sondern ein in den tiefsten Problemen des deutschen Volkes wurzelndes und aus ihnen organisch wachsendes wirkliches Kunstwerk von hohen Qualitäten in schriftdeutscher Sprache, mit interessierenden Einzelschicksalen, die symbolhaft das Wesen unserer Zeit dartun. Denn nicht um einen historischen Roman soll es sich handeln, sondern um einen, der in der Gegenwart oder in der allerjüngsten Vergangenheit spielt. Von vornherein ausgeschlossen sind alle einseitig parteipolitisch eingestellten oder religiös polemisierenden Romane, desgleichen Arbeiten, die vorwiegend in einem Dialekt abgefaßt sind. Da nur ein wirkliches Kunstwerk preisgekrönt werden soll, besteht für dilettantische Arbeiten keine Aussicht. Auch kommen nur bisher unveröffentlichte Arbeiten in Betracht.

Ein erhöhtes Augenmerk ist den besonderen Anforderungen zuzuwenden, die der Zeitungsroman stellt und die in erster Linie darin bestehen, daß, da der Zeitungsroman in täglichen Fortsetzungen erscheint, jede dieser Fortsetzungen in sich die Leser interessieren und sie in Spannung auf die nächste Fortsetzung erhalten muß; daß also ausgedehnte Landschaftsbeschreibungen, weitschweifige Zustands- und Milieuschilderungen, Häufungen von psychologischen Einzelheiten usw. im Unterschied zum Buchroman dem Wesen des Zeitungsromans entgegenstehen.

Zwecks Erlangung eines hervorragenden Zeitromans von hohem künstlerischen Wert, der zugleich auch politisch und kulturell erzieherisch wirken soll und nicht zuletzt die schon erwähnten besonderen Erfordernisse des Zeitungsromans erfüllt, hat sich der Verlag des Hamburger Fremdenblattes in Gemeinschaft mit dem Verlag der Münchner Neuesten Nachrichten entschlossen, dieses Preisausschreiben zu veranstalten mit einem Preis, der über die herkömmlichen Romanhonorare weit hinausreicht. Sind sich doch die beiden Verlage bewußt, daß es sich nicht nur um die Erlangung eines solchen hochstehenden Zeitungsromans handelt, sondern mehr noch darum, das Interesse unserer besten Dichter und Schriftsteller wieder dem Zeitungsroman zuzuwenden und so das allgemeine Niveau des Zeitungsromans zu heben. In Erkenntnis dieser kulturellen Mission haben sich deshalb die beiden Verlage zu einem außergewöhnlichen Opfer entschlossen.

Der Umfang der Romane soll 40 bis 50 Fortsetzungen zu je 200 Druckzeilen nicht wesentlich übersteigen. Schriftsteller, die am Wettbewerb teilnehmen wollen, werden ersucht, ihre Manuskripte in sieben Durchschlägen an das Berliner Büro der Münchner Neuesten Nachrichten, Berlin W, Kanonierstraße 40, bis spätestens 30. September 1925 eingeschrieben, anonym, jedoch mit einem Kennwort versehen, einzusenden. Die Einsender der Romane werden gleichzeitig ersucht, ihre Adresse, getrennt von den Manuskripten, in Sonderkuvert verschlossen, mit dem Vermerk „Betr. Roman-Wettbewerb" an Herrn Notar Dr. Wäntig, Hamburg, Adolphsbrücke 4, bis spätestens 19. Dezember 1925 einzusenden. Dem Notar obliegt es, diese Kuverts erst nach Beendigung der Prüfung der Manuskripte und nach erfolgter Preisvergebung am 20. Dezember 1925 dem Preisrichterkollegium uneröffnet zu übergeben.

Mit Erwerb des Abdruckrechts gehen alle Rechte, mit Ausnahme des Rechtes der Buchausgabe und der Verfilmung, an die unterzeichneten Verlage über. Die Auszahlung des Preises erfolgt am 21. Dezember 1925.

Sofern eine überragend gute, allen Anforderungen entsprechende Arbeit nicht eingehen sollte, bleibt es dem Preisrichter-Kollegium überlassen, für die beiden besten Werke je 50000 Mark zu gewähren.

Die Erstveröffentlichung des preisgekrönten Werkes erfolgt gleichzeitig im „Hamburger Fremdenblatt" und in den „Münchner Neuesten Nachrichten".

Das Preisrichter-Kollegium bilden:

Hans Friedrich Blunck, Hamburg.

Albert Broschek Verleger des Hamburger Fremdenblattes.

Gustav Frenssen, Barlt (Holstein).

Frau **Ricarda Huch**, München.

Bernhard Kellermann, Berlin

Dr. **Tim Klein**, München,

Landgerichtspräsident **Wilhelm Mayer**, München.

Max Alexander Meumann, Feuilletonleiter des Hamburger Fremdenblattes.

Dr. **Trefz**, Verlagsdirektor der Münchner Neuesten Nachrichten.

Verlag der Münchner Neuesten Nachrichten.
Verlag des Hamburger Fremdenblattes.

Volkspoesie.

Trommel-Verse vorgetragen von Armin Berg.

Die Melanie spaziert charmant,
Mit e Musikmappen in der Hand;
Man glaubt, sie lauft zur Stunde hin,
Daweil hat sie ihr Nachthemd drin.

Herr Schmidt trifft neulich die Frau Blatt,
Sie sagt ihm, daß sie Eiweiß hat.
„Und ich hab' Zucker", sagt Herr Schmidt,
„Wenn's woll'n, so mach'n wir an Bisquit."

Die Elsa steckt ä Liebesbrief
Hinein in ihr Korsett ganz tief;
Wie sie ihn lesen will gerührt,
Da war schon alles ausradiert.

Das Fräulein Rosa Siberstein,
Die ließ sich mit e Trommler ein;
Doch bald verschwand der Galgenstrick
Und nur die Trommel blieb zurück.

Herr Jonas Baum ein Jude ist,
Er läßt sich taufen und wird Christ.
Jetzt rennt Herr Baum, es ist zu dumm,
Das ganze Jahr als Christbaum rum.

Die Mizzi und Herr Salomon,
Die hab'n zusamm' drei Kinder schon.
Sie sagt: „Ich nehm' ihn nicht zum Mann,
Weil ich den Kerl nicht leiden kann!"

Bei einem Trauerspiele war
Auf der Galerie ein Liebespaar;
Man hört' im traurigsten Moment:
„Geh' weg doch mit die kalten Händ'."

Im Kaffeehaus bestellt Frau Weiß
Beim Kellner acht Portionen Eis;
„Was glaubst du", sagt ihr Mann zu ihr,
„Daß ich will Eislaufen auf dir?"

Das **Antiquariat F. Dörling** in Hamburg I, Speersort 3a, bringt Ende Februar in seiner 15. Versteigerung eine moderne Sammlung, die Bibliothek W e r n e r K n o t h, unter den Hammer, die sich besonders durch schöne illustrierte Bücher des 20. Jahrh., moderne Erstausgaben usw. auszeichnet. Anschließend gelangt dann in der 16. Versteigerung eine hervorragende Autographensammlung (Komponisten, Maler, Dichter usw.) auf den Markt. Ausführliche Kataloge nach Fertigstellung auf Wunsch.

Die **Porzellan-Sammlung Darmstaedter** gelangt am 24. März u. f. T. in Rudolph Lepke's Kunst-Auktions-Haus, Berlin W 35, zur Versteigerung. Der Weltruf dieser Sammlung, in der die schönsten und rarsten Erzeugnisse a l l e r hervorragenden europäischen Porzellan-Manufakturen in einzigartiger Fülle und Geschlossenheit vereinigt sind, wird die Auktion Darmstaedter zu einem Ereignis für die Sammlerwelt machen und dem von Prof. Dr. Ludwig Schnorr von Carolsfeld wissenschaftlich bearbeiteten, von Generaldirektor von Falke eingeleiteten Katalog mit seinen 130 Lichtdrucktafeln (Preis 25 Mk.) dauernden hohen Wert verleihen.

Kunstauktionen in Hannover. Wenn Hannover seit einiger Zeit zu den beachteten deutschen Kunstmärkten zählt, so verdankt es das in erster Linie den Auktionen der rührigen Fa. H. v. d. P o r t e n & S o h n. Im Februar gelangen Gemälde älterer und neuerer Meister (Deutsche, Niederländer, Franzosen) sowie eine größere moderne Graphiksammlung mit den besten Namen unter den Hammer. Die dreitägige Märzversteigerung wird dann an Gemälden besonders Niederländer des 17. Jahrhunderts (Brouwer, Gerh. de Wett, Breughel, I. v. Goyen, Meulenaer, Willaerts, Cats u. a.), ferner am 2. Tage Graphik, besonders ältere Blätter, sowie am 3. Tage Kunstgewerbe bringen.

„Prisonnier du ciel, l'homme traîne la littérature à sa remorque. Avec l'utilité de sa vie à défendre, perdu dans le bazar des siècles, il regarde l'étalage de toutes les morales impossibles. Déconcerté par l'histoire de la pensée, alors il prête l'oreille aux paroles des innocents dans l'espoir d'y surprendre une imprudence divine; il attend des miracles: passe-temps désespéré" lauten die Begleitworte zu **„Le Casseur d'assiettes"** von Armand Valacrou, illustriert von Juan Gris (Galerie Simon Paris, Verlag.)



Herbert Landau, Frau Bartning geb. Fuchs aus Köln

Das Begräbnis des Junggesellen.

Mr. Jackson, ein Zahnarzt in Waldron in der Grafschaft Sussex, hinterließ in seinem Testament die Bestimmung, daß es Frauen verboten sein sollte, seinem Leichenbegängnis zu folgen. Dafür wurden seine zahlreichen Hunde und Katzen hinter dem Sarge von je einem Trauerdiener einhergeführt. Nach einer besonderen Zeremonie wurden dann die Tiere am Grabe vergiftet und mit dem toten Herrn zusammen beigesetzt. Eine Anzahl Pferde waren schon vorher im Stall vergiftet worden. *(B. Z. a. M.)*

Professor Dr. Karl Kötschau gibt eine neue Zeitschrift heraus „Die Westdeutschen Monatshefte für das Geistes- und Wirtschaftsleben der Länder am Rhein". Aus ihrem Prospekt folgendes: In Westdeutschland hat bisher eine Monatsschrift gefehlt, die den auf tüchtiger Fachkenntnis ruhenden, jedem Gebildeten ohne weiteres erfaß- und genießbaren Aufsatz gepflegt hätte. Hier soll es geschehen, und kein Gebiet des Geisteslebens soll unbeachtet bleiben. Natürlich wird die angestrebte Vielseitigkeit erst im Lauf der Zeit sich klar darstellen können, zumal immer das im Vordergrund stehen soll, was Köpfe und Herzen gerade am meisten beschäftigt: „Der Lebende hat recht."

Der deutsche Film stirbt!

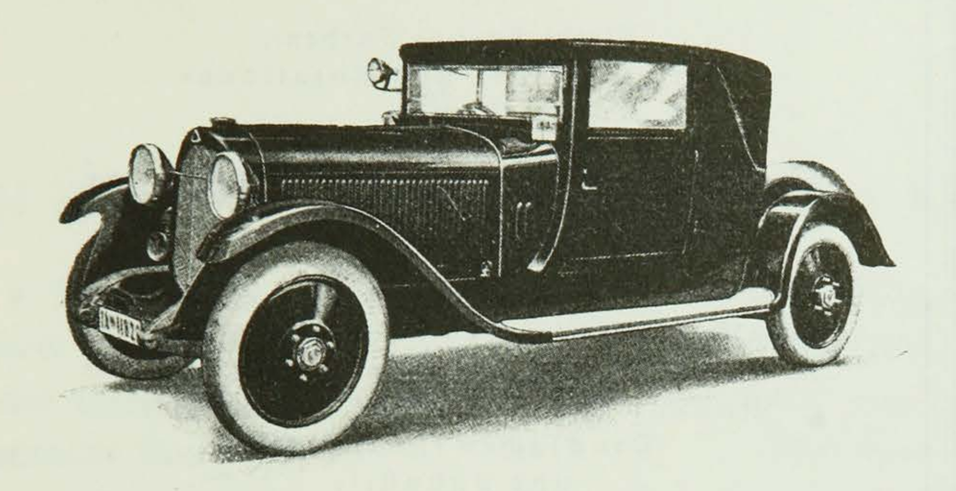
Wird die Regierung festbleiben? Das ist die große Lebensfrage für den deutschen Film für 1925. Geht seine Hoffnung in Erfüllung, dann werden wir im nächsten Jahre ein allmähliches Wiederaufblühen der deutschen Filmfabrikation sehen. Gibt die Regierung dem Ansturm der ausländischen Interessenten nach, dann wird 1925 das Todesjahr der deutschen Filmfabrikation, die — mit vielleicht einer Ausnahme — den ausländischen Filmen das Feld überlassen muß. *(Der Mittag, Düsseldorf.)*

De bekende Rotterdamsche kunstmaecen **Toon van Hoboken,** die zich op het moment in Parijs tot verdere uitbeelding ophoudt, heeft een **Hollandsch Ballet** opgericht, welke het Zweedsche-Ballet van Rolf de Maré koncurentie maken zal. De Premiere heeft op den eersten April in de groote Opera te Parijs plaats. Jan Thorn-Prikker en Kees van Dongen ontwierpen de dekors, kleeding van Peek & Cloppenburg. Mengelberg dirigeert. De eerste Ballet-Soirée draagt den titel „De meisjes en jongens van Monnickendam", welke door den Heer Toon van Hoboken in de nalatenschap van Louis Couperus gevonden werd.

(Vaalsche Boden.)

Tanzen ist gesund.

Tanzen ist eine der besten Körperübungen, die es gibt, weil tatsächlich alle Muskeln in Tätigkeit kommen. Tanzen ist ausgezeichnet für die Entwicklung der Brust, wie man ja auch nicht gut tanzen kann, wenn man die Brust nicht dehnt. Wenn man fünf Minuten tanzen kann, ohne außer Atem zu kommen, ist das ein Beweis, daß der Atemapparat in bester Ordnung ist. *(Der Mittag, Düsseldorf.)*



MAYBACH

der betriebsichere Wagen

Motore

für Gebrauchs und Luxusboote
für Luftschiffe (Z. R. III - Motoren)

Rohöl - Motoren

für Triebwagen und Lokomotiven
für Schiffe
für stationäre Anlagen

MAYBACH - MOTORENBAU

G. M. B. H.

Verkaufsbüros:

Berlin W 50, Kurfürstendamm 13

Drahtanschrift: Maybachmotor Berlin   Fernsprecher: Bismarck 2313–14

Friedrichshafen a. Bodensee · Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 2
Köln - Klettenberg, Breibergstraße 26



DER QUERSCHNITT

V. Jahrgang Heft 3

INHALTS-VERZEICHNIS

Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln

Das Bild auf dem Umschlag zeichnete André Derain

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin
Verantwortlich für die Anzeigen: Alfred Burghardt, Charlottenburg

B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR, 1851



B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR, 1851

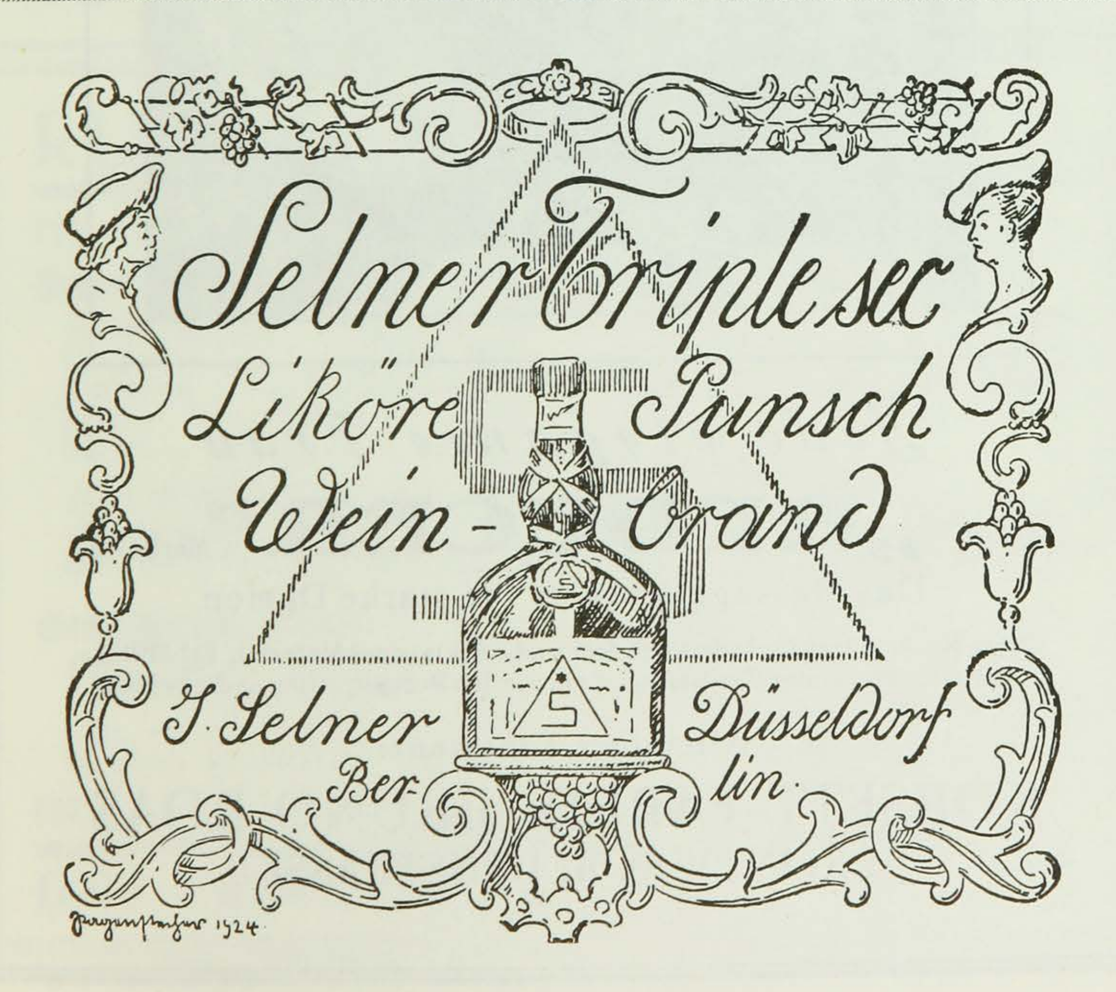


B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR, 1851



B, SPRENGEL & C°, HANNOVER ★ GEGR, 1851


MEYERS LEXIKON
VON A-Z NEU
IN 12 BÄNDEN
7. völlig neubearbeitete Auflage
Das unentbehrliche, nie versagende Nachschlagewerk für jedermann
Über 160000 Stichwörter
610 Bildertafeln (96 farbige), 140 Kartenbeilagen, 40 Stadtpläne, 200 Text- und statistische Übersichten, 5000 Abbildungen, Karten und Pläne im Text. / Dauerhafte, künstlerische Halblederbände.
Bd.1 ist soeben erschienen und kostet 30 Mark oder nur 5 M. monatlich. Bei Monatszahlungen 10% Teilzahlungszuschlag. Die weiteren Bände in Abständen von 4 bis 5 Monaten zum Tagespreis. Bestellen Sie jetzt: das bandweise Erscheinen erleichtert wesentlich die Anschaffung!
Buchhandlung Karl Block, Berlin SW 68
Kochstraße 9
Postscheckkonto 20749
Bestellschein. Ich bestelle bei der Buchhandlung Karl Block, Berlin SW 68, lt. Anz. i. „Querschnitt“ Meyers Lexikon in 12 Bänden, Bd.1 zu 30 M. sofort lieferbar, die weiteren Bände jeweils nach Erscheinen zum Tagespreis — gegen bar — gegen Monatszahlungen v. 5 M. mit 10% Teilzahlungszuschlag. Der ganze Betrag — die 1. Rate — folgt gleichzeitig — ist nachzunehmen. (Nichtgewünschtes streichen!) Erfüllungsort Berlin.
Ort u. Datum: .... Name u. Stand: ....


Selner Triple sec
Liköre Punsch
Wein - Brand
J. Selner Düsseldorf
Berlin
1924



BB
„REDUCER"
DAS MASSAGEKORSETT

disziplin, ist es in seiner Weitläufigkeit unbehindert. Das Gefühl, der Vorrat dieser Lyrik, ist das einzige neue Gefühl, das in der Welt zu konstatieren ist, jedes andere entwickelt sich in allzu sichtbarer Logik aus Vergangenem wie in Frankreich oder überhaupt nicht. Auf dramatischem Gebiet wird die Produktion unsicher, mit wenigen Ausnahmen, wie der von Ljew Lunz, der etwas einsetzte. Reminiszenzen an den Westen dringen durch, Assimilationsfähigkeit ist Verderb. Der russische Amerikanismus, aushilfsweiser Snobismus, verblich schnell ob seiner Künstlichkeit. Die Lyrik ist tendenzlos, ohne Umwege über den Intellekt und daher ein echtes Propagandamittel, das wir nach Möglichkeit wirken lassen.

Die Entdeckung Europas durch Amerika, eine peinlich riechende Angelegenheit, macht weitere Fortschritte. Von Ost und West trifft man sich in Paris und selbst Italien. Ohne den sogenannten Kontinent als das zu behandeln, was er von Amerika aus ist, als kontemplativen Rentner, vernachlässigt sich das offizielle, namhaft zu machende Amerika und nimmt teil an europäischen Genüssen, Beteiligung an der Verkehrtheit der Kräfte und der Wirkung, die ein Hauptmerkmal der Welt von heute ist. Die Annoncen der Firmen, von Namenlosen mit echter Eingebung entworfen und erdacht in heißer Wallung nach Profit, geben besseren Einblick in die Seele als die Bemühungen, gegen europäische Vergangenheit aufzuholen.


George Grosz

Zu haben ist in jedem Lande etwas, wenn auch nicht gleich viel. Das totale Verkorxtheit beweisende Bedürfnis, jede Umgebung abzulehnen, die Romantik des Äußerlichen, übler als alle andere Romantik, weil jedes Substrat und jede Form fehlt, ist die Ohnmacht der Zeit Der „Querschnitt" hat das Odium der Skepsis mit Unrecht, er bejaht die heterogensten Tatbestände, aus denen er das Beste saugt.

Der gewinnt, der platt am Boden liegend so viel springende Lebenskraft hat, daß er unbelästigt — unhistorisch — primär fühlt. Sich auf sich selbst zurückziehen, dort zu bleiben, scheint heute schwer. Dichter tun es zu Anfang ihrer Laufbahn, mit einem Buch oder mit ein paar Seiten, dann kommt das Bedürfnis der Fortsetzung, und man steigt in

die alten Kaleschen, nimmt fremde Bilder, gibt renommierte Eindrücke wieder. Zur täglichen Erneuerung fehlt es der Dichterschar an Kraft, es liegt zu viel in der Luft herum, was stört: Tendenz, System und ähnlicher Plunder, der verpflichtet.

Ruhm hält bei uns vor. Wir sind ein treues Volk. Wir wahren die Treue auch übers Grab hinaus, wie bei Richard Wagner, und sind beglückt, wenn diese umkehren und auf einmal wieder da sind. Hauptmanns Ruhm wird warm gehalten, kritische Anhänger ziehen sich allmählich auf Jugendwerke zurück. Nur zögernd, in einem Tempo, das unsere Güte und Menschlichkeit beweist, lassen wir von unsern Führern. Man muß schon bis zu Sudermann heruntergehen, um ein Beispiel für definitives Verschwinden festzustellen, das dadurch bewiesen wird, daß Sudermann seinen Bart (sein Existenzgrund, nicht seine Eigenart) abschneiden konnte, ohne daß die Nation davon Notiz nahm.

Das sogenannte deutsche Theater hat das Verdienst, die Zustände ideal zu verdeutlichen. Hier torkelt alles, auch der Boden, ganz zu schweigen von dem traditionell besoffenen Regisseur. Der bestgelungene Querschnitt durch die gegenwärtige deutsche Geistesverfassung. Hier ist Voraussetzung für das unverfälschte Resultat einer Zusammenarbeit gegeben, da Dichter, Schauspieler, Dekorateur und Regisseur individuell durchhalten, es sei denn, daß es dem Regisseur infolge seiner bewußtlosen Trunkenheit gelingt, den übrigen seinen Willen aufzudrängen. Die letzte Epoche züchtete unter den Regisseuren immer wieder neue starke Persönlichkeiten.

Kaiser ist aus dem Rahmen der deutschen Stückeschreiber gefallen, indem er an sich spielbar geworden ist. Nachdem er seine Kraft in Dutzenden von Stücken an den Expressionismus verramscht hat, verläßt er das Metier des expressionistischen Wanderpredigers, läßt ab vom Bau mit Pappklötzen, entschließt sich zu Leichtigkeit und wird dramatischer Reporter, der wirkliches Tempo hat, nicht das Tempo-Tempo einer leerlaufenden Regie. Ein Fall später Prostitution, der versöhnlich wirkt. Die anderen komplizieren sich weiter. Das Publikum opfert sein Letztes, aber Pathos und Ernst schlagen am besten durch. Doch auch Shakespearescher Humor ist nach wie vor der Kritik entrückt.

Wir haben nichts anderes zu tun, als diese wie jede andere Äußerung der Volksseele zu registrieren. Man wird die Berechtigung dieser Art zwischen Positiv und Negativ ausgleichender Gerechtigkeit allmählich anerkennen. Die Bejahung, die man aufbauender Weise verlangt, ist in 99/100 Mumifizierung; wir dagegen betreiben die Ästhetik des Lebendigen, außer- wie oberhalb des Schönen, des Häßlichen, des Auf-

bauenden, des Unterminierenden, des Idealen, Realen sowie anderer ordnungschaffender Gegensätze.

Lebendigkeit ist undefinierbar, da Denken und Leben eins ist, das System ist greifbar abzutasten und beruhigend.

Diese Ästhetik des Lebendigen ist für das reich, aber unverdaulich genährte deutsche Gemüt zu einfach, auch zu klammer- und stützpunktlos. Frei herum zu gehen, in idealer Nacktheit, ist der Zustand, der beargwöhnt wird. Keuschheit ist Sünde, postzipierte, Interesse an Beflecktheit. Dies ist der eigentliche Grund des Fortwurstelns, dieses Zustandes, der Änderungen ausschließt, man kann sich nicht mehr zu einem Anfang entschließen. Die Mode des Primitiven verträgt sich bestens mit dieser Gesinnung, es gibt nichts, was sich nicht mit ihr vertrüge, die Gesinnung ist zu allem bereit.

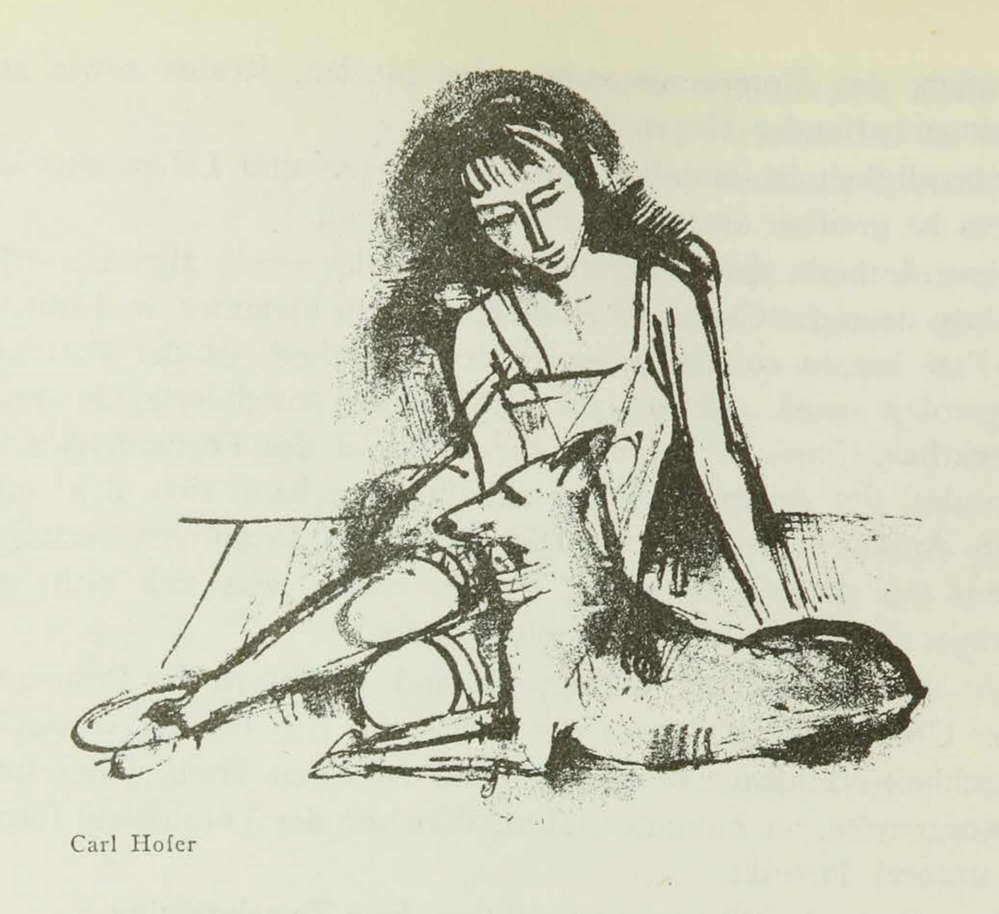
Wir aber wollen den Anfang, wir sind die Satyrn der Primeurs. Bei dieser Gesinnung fällt 99 % des Stoffs, für den bei der verwachsenen Menschheit Nachfrage besteht, für uns unter den Tisch. Ohne Interesse an Morgenröte, an Zukunft und an Weisheit der Voraussicht folgen wir nur unserm Instinkt.

Der „Querschnitt“ ist eine Funktion, kein Zweckgebilde.

Er teilt den zuwachsenden Stoff nach Text und Marginalien und ehrt Verkehrtheit, indem er deren reinste Produkte eventuell sogar dem Textteil und damit der Ewigkeit einverleibt.



George Grosz



Carl Hofer

VIOLANTHE
ODER DAS LEBEN DER GROSSEN WELT

Von

MARCEL PROUST

I. KAPITEL.

Meditative Kindheit Violanthes.

„Habt wenig Umgang mit den jungen Leuten und den Personen der großen Welt . . . Wünscht nicht vor den Großen zu erscheinen."
(Nachfolge Christi. Buch I; Kap. 8.)

Die Gräfin von Steier war hochherzig, zart und ganz erfüllt von einer Grazie, die jeden entzückte. Der Geist des Grafen, ihres Gatten, war außerordentlich lebhaft, die Züge seines Antlitzes von auffallender Regelmäßigkeit. Der erste beste Soldat indessen wäre feinfühliger und weniger gewöhnlich gewesen. Sie erzogen fern der Welt, in der ländlichen Herrschaft Steier, ihre Tochter Violanthe, die, schön und lebhaft wie ihr Vater, mildtätig und seltsam anziehend wie ihre Mutter, die Eigenschaften ihrer Eltern in einem vollkommen harmonischen Verhältnis zu vereinigen schien. Aber die wechselnden Neigungen ihres Herzens und ihrer Gedanken begegneten in ihr nicht einem Willen, der, ohne sie zu beschränken, sie geführt und gleichzeitig verhindert hätte, ihrer Veranlagung reizvolles und zerbrechliches

Spielzeug zu werden. Dieser Mangel an Willenskraft erfüllte Violanthes Mutter mit Besorgnissen, die auf irgendeine Weise in die Tat umgesetzt worden wären, wenn nicht bei einem Jagdunfall sie und der Graf ihr Leben verloren hätten.

Die fünfzehnjährige Violanthe blieb als Waise zurück.

Unter der ebenso sorgfältigen wie linkischen Obhut des alten Augustinus, ihres Lehrers und Verwalters des Steierschen Schlosses, fast allein hinlebend, wurden für Violanthe, da sie andere Freunde nicht hatte, ihre Träume zu ihren reizenden Kameraden, denen sie ihr ganzes Leben hindurch treu zu bleiben versprach. Sie erging sich mit ihnen in den Parkalleen, in der Landschaft, sie lehnten auf der Terrassenbrüstung, die die Herrschaft Steier begrenzend auf das Meer hinausging. Und wie über sich selbst hinausgehoben und eingeweiht fühlte Violanthe alles Sichtbare, ja erahnte beinahe das Unsichtbare. Ihre tiefe Freude war nur von Traurigkeiten unterbrochen, die an süßer Befriedigung noch die Freude selbst übertrafen.

II. KAPITEL.

Sinnlichkeit.

„Stützet euch nicht auf ein Rohr, das im Winde schwankt und schenket ihm nicht euer Vertrauen, denn alles Fleisch ist wie Gras, und seine Herrlichkeit vergeht wie die Blume der Felder."
(Nachfolge Christi.)

Außer Augustinus und einigen Landkindern sah Violanthe niemand. Nur eine jüngere Schwester ihrer Mutter, die Julianges, ein mehrere Stunden entfernt gelegenes Schloß, bewohnte, suchte Violanthe bisweilen auf. Eines Tages, als sie wieder zum Besuch ihrer Nichte gekommen war, wurde sie von einem ihrer Freunde begleitet. Er hieß Honoré und war sechzehn Jahre alt. Er gefiel Violanthe nicht, kehrte aber wieder. Während sie durch die Alleen des Parkes gingen, lehrte er sie sehr unpassende Dinge, von denen sie nichts ahnte. Sie empfand ein ausgesprochenes Vergnügen, fühlte aber sofort Scham darüber. Dann, als die Sonne untergegangen und sie lange gegangen waren, ruhten sie auf einer Bank, um die Spiegelungen zu betrachten, mit denen der rosige Himmel das Meer zu besänftigen schien. Honoré näherte sich ihr, hüllte sie, daß sie nicht fröre, mit erfindungsreicher Langsamkeit enger in ihren Pelz und schlug ihr vor, mit seiner Hilfe die Verwirklichung der Theorien zu versuchen, die er ihr im Park entwickelt hatte. Er bemühte sich, ganz leise zu sprechen, näherte seine Lippen, ohne daß sie auswich, dicht ihrem Ohr, als sie Geräusch in den Büschen hörten. „Es ist nichts", sagte Honoré zärtlich. — „Meine Tante", sagte Violanthe. — Es war der Wind. Aber Violanthe, die sich,

sehr zur rechten Zeit durch den Windhauch erfrischt, erhoben hatte. wollte sich nicht wieder setzen; ungeachtet der Bitten Honorés verabschiedete sie sich von ihm. Sie hatte Gewissensbisse, eine Nervenkrise und vermochte während zweier Tage nur schwer einzuschlafen. Gleich einem heißen Kopfkissen wendete sie ihre Erinnerung unaufhörlich um. Am zweiten Tage bat Honoré, sie sehen zu dürfen. Sie ließ ihm antworten, daß sie spazieren gegangen sei. Honoré glaubte es nicht und wagte nicht wiederzukommen.

Im folgenden Sommer gedachte sie Honorés mit Zärtlichkeit und auch mit Kummer, da sie erfahren hatte, daß er als Matrose eines Schiffes fortgereist sei. Wenn die Sonne ins Meer gesunken war, setzte sie sich auf jene Bank, zu der er sie, vor nunmehr einem Jahr, geführt hatte; sie bemühte sich, sich an den Mund Honorés zu erinnern, der ihre Küsse verlangt hatte, an seine grünen, halbgeschlossenen Augen und seine bald unruhigen, dann wieder strahlenden Blicke, die wie mit einem warmen Licht sie einst umgeben hatten. Und in den milden Nächten, den Nächten unermeßlich und geheimnisvoll, wenn die Gewißheit, von niemand gesehen zu werden, ihre Wünsche beschützte, hörte sie Honorés Stimme ihr unsagbare Dinge ins Ohr flüstern. Sie beschwor ihn, der sich wie eine Versuchung darbot, völlig herauf. — Eines Abends bei Tisch sah sie seufzend den Verwalter an, der ihr gegenübersaß.

„Ich bin traurig, lieber Augustinus“, sagte Violanthe. „Niemand liebt mich“, fuhr sie fort.

„Dennoch hörte ich,“ antwortete Augustinus, „als ich, es war vor acht Tagen, um die Bibliothek zu ordnen in Julianges war, von Ihnen sagen: ‚Wie schön sie ist!‘“

„Wer sagte das?“ fragte Violanthe.

Ein schwaches Lächeln hob leise und weich ihre Mundwinkel, wie sich ein Vorhang hebt, um die Heiterkeit des Tages einzulassen.

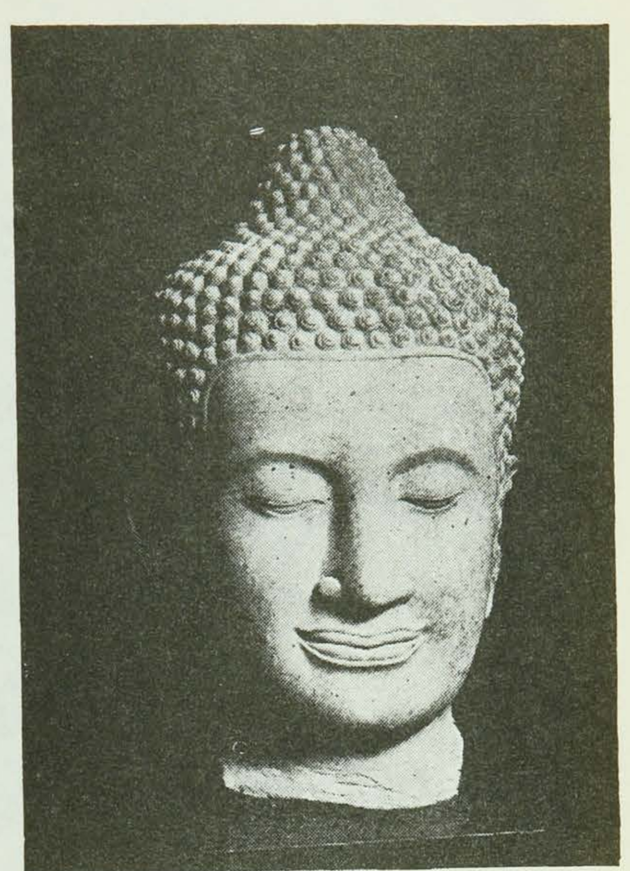
„Dieser junge Mann des vorigen Jahres, Herr Honoré ...“

„Ich glaubte ihn auf See“, sagte Violanthe.

„Er ist zurückgekehrt“, erwiderte Augustinus.

Violanthe erhob sich sofort, ging fast schwankend in ihr Zimmer, Honoré um seinen Besuch zu bitten. Als sie die Feder nahm, hatte sie ein Glücksgefühl von noch ungekannter Stärke, das Gefühl, daß sie ihr Leben doch ein wenig nach ihrer Laune und zu ihrer Lust ordnen könne, daß sie dem Räderwerk ihrer beider Schicksale, die voneinander getrennt schienen, doch einen ganz kleinen Stoß geben könne, daß er nachts auf der Terrasse anders als in der grausamen Ekstase ihrer ungestillten Wünsche erscheinen werde, daß ihre verschwendeten Zärtlichkeiten, ihr ewiger innerer Roman und die Dinge wirk-

Max Beckmann, Frau von R., Wien
Mit Genehmigung von Zinglers Kabinett



Musée Gûimet

Khmer-Plastik



Wide World Photo

Baby Betty
der amerikanische Filmstar

Photo M. K. H.

Fischer am Titicaca-See



Fischer am Mittelmeer

Konami Ishii in dem japanischen Tanz „Der einsame Schatten“
Ufafilm „Wege zu Kraft und Schönheit“

Die chinesische Schauspielerin Kock Ling Schien
Hagenbeckfilm „Wettlauf ums Glück“

Photo F. Bertin, Paris

Palast-Revue. Paris

Start zum 13. Sechstagerennen, Berlin Kaiserdamm

lich Verbindungen aufweisen mochten und, wo sie sich ins Unmögliche stürzte, sie dies durch eigene Kraft vermenschlichen würde. — Am nächsten Morgen erhielt sie Honorés Antwort, die sie auf jener Bank, wo er sie umarmt hatte, zitternd las.

„Mein Fräulein,

„Ich empfange Ihren Brief eine Stunde vor der Abfahrt meines
„Schiffs. Wir hatten nur acht Tage Urlaub und kommen erst
„in vier Jahren zurück. Bitte behalten Sie in Erinnerung

Ihren zärtlich ergebenen

Honoré."

Und da — angesichts dieser Terrasse, wohin er nicht mehr kommen und niemals ihren Wunsch erfüllen würde — im Angesicht auch des Meeres, das den einen dem anderen entführen und als Entgelt der Phantasie des jungen Mädchens ein wenig von seinem großen geheimnisvollen und traurigen Zauber leihen wird — dem Zauber der Dinge, die nicht für uns sind, die zu viele Himmel widerstrahlen und zu viele Ufer benetzen — brach Violanthe in Tränen aus.

„Mein armer Augustinus," sagte sie am Abend, „mich hat ein großes Unglück betroffen."

Das erste Bedürfnis nach Mitteilung wurde für sie aus den ersten Enttäuschungen ihrer Sinnlichkeit geboren, so natürlich, wie es gemeinhin aus den ersten Befriedigungen der Liebe erwächst. Sie kannte die Liebe noch nicht. Kurze Zeit darauf erlitt sie ihre Schmerzen, die einzige Art, sie kennen zu lernen.

III. KAPITEL.

Leiden der Liebe.

Violanthe war verliebt, das heißt, ein junger Engländer, der sich Lawrence nannte, war während einiger Monate der Gegenstand noch ihrer unbedeutendsten Gedanken und das Ziel ihrer hauptsächlichsten Handlungen. Sie hatte mit ihm einmal gejagt und begriff nicht, warum der Wunsch ihn wiederzusehen ihr Denken beherrschte, ihm zu begegnen sie herumirren ließ, ihr den Schlaf nahm, ihre Gelassenheit und ihr Glück zerstörte. Violanthe war verliebt; sie wurde verschmäht. Lawrence liebte die große Welt; um ihm zu gleichen, liebte sie sie auch. Aber Lawrence hatte keinen Blick für diese zwanzigjährige Landschöne. Sie wurde vor Kummer und Eifersucht krank, reiste, um ihn zu vergessen, ins Bad von D.; dennoch blieb ihre Eigenliebe durch die Erkenntnis verwundet, daß man Frauen von geringerem Wert ihr vorgezogen hatte, und sie beschloß, um über sie zu triumphieren, sich alle ihre Vorzüge anzueignen.

„Ich verlasse dich, guter Augustinus," sagte sie, „um an den österreichischen Hof zu gehen."

„Gott soll uns behüten", sagte Augustinus. „Die Armen des Landes werden nicht mehr durch Ihre Barmherzigkeit getröstet werden, wenn Sie unter so viel schlechten Menschen weilen. Niemand mehr, der im Walde mit unseren Kindern scherzen wird. Und wer spielt dann in der Kirche die Orgel? Wir werden Sie nicht mehr in der Landschaft malen sehen; Sie werden uns keine Lieder mehr erfinden."



Heinrich Heuser

„Mache dir keine Sorgen, Augustinus," sagte Violanthe, „hüte nur treu mein Schloß und meine Bauern. Die große Welt ist mir nur Mittel. Sie gibt verwerfliche, aber unüberwindliche Waffen; wenn ich dereinst geliebt sein will, muß ich sie besitzen. Neugierde treibt mich auch und ein Bedürfnis, ein greifbares Leben zu führen, ein Leben, das nicht wie mein bisheriges nur Spiegel ist. Ich will gleichzeitig Erfahrung und Beruhigung. Sobald ich meine Stellung erreicht habe und der Übergang geendet sein wird, tausche ich wieder die Welt mit der Ländlichkeit, mit einem Leben unter guten einfachen Menschen und mit meinen Liedern, die ich über alles liebe. In einem bestimmten und nicht fernen Augenblick halte ich ein auf dieser schiefen Bahn und kehre in unser Steier zurück, um nur bei dir, mein Guter, zu leben."

„Werden Sie das können?" sagte Augustinus.

„Man kann, was man will", sagte Violanthe.

„Aber vielleicht werden Sie nicht mehr das gleiche wollen“, entgegnete Augustinus.

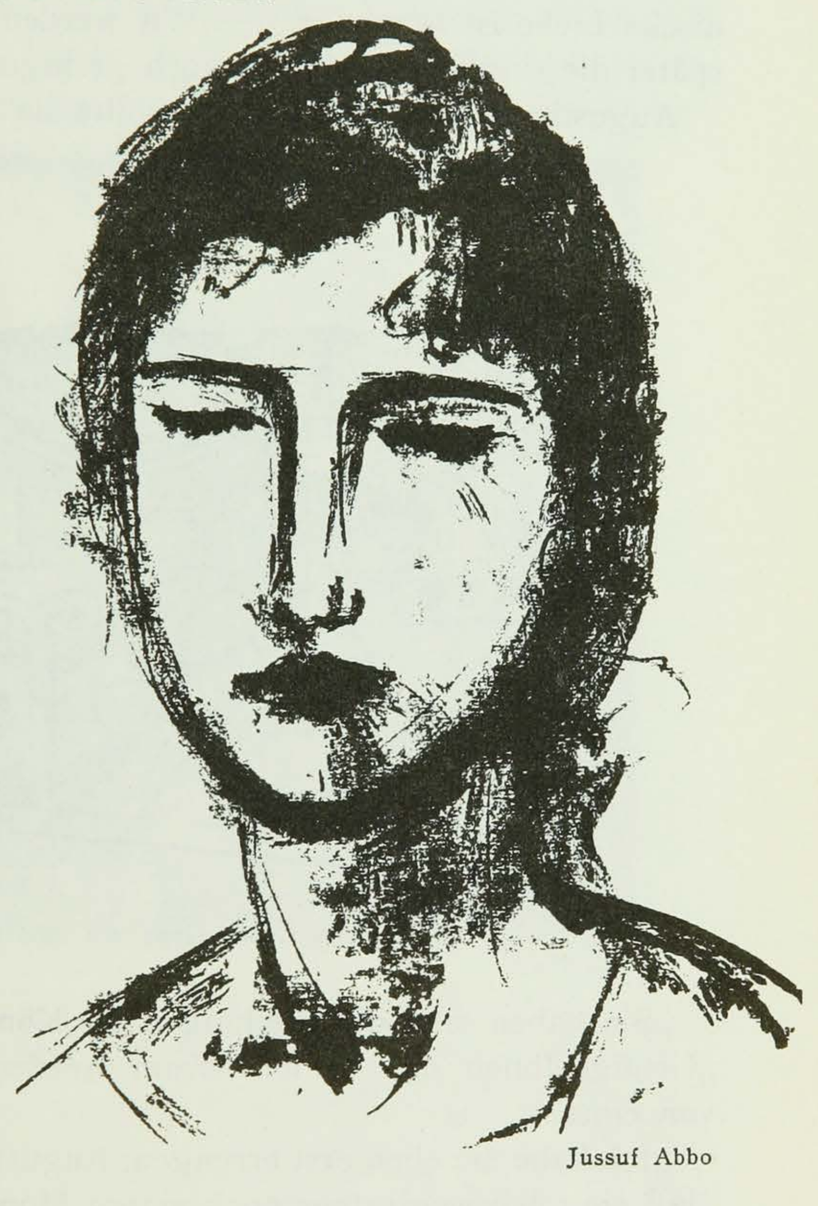
„Und warum?“ fragte Violanthe.

„Weil Sie sich verändert haben werden!“

IV. KAPITEL.

Weltlichkeit.

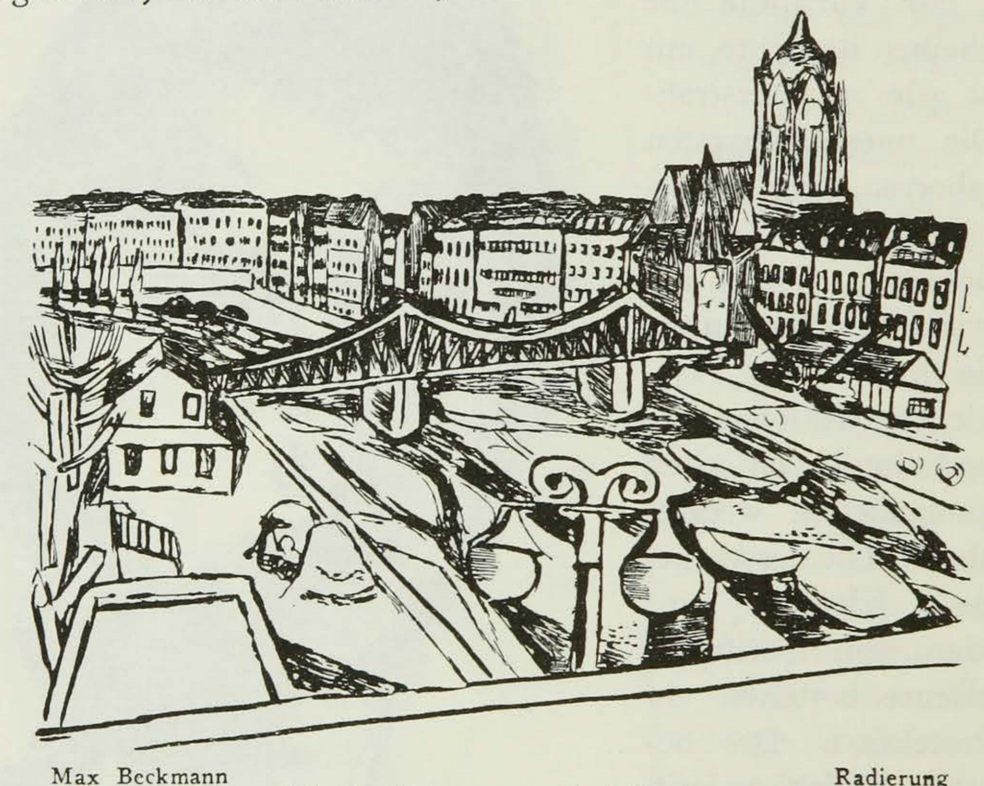
Die Menschen der Gesellschaft sind so mittelmäßig, daß Violanthe nur zu erscheinen brauchte, um sie fast alle zu überstrahlen. Die unerreichbarsten Standesherren, die ungeselligsten Künstler suchten ihre Gesellschaft und bemühten sich um ihre Gunst. Nur sie hatte Geist, Geschmack, eine Haltung, die die Vorstellung von allen Vollkommenheiten weckte. Sie führte Theaterstücke, Parfüms, Kleider ein; Schneiderinnen, Schriftsteller, Friseure bettelten um ihre Protektion. Die berühmteste Modekünstlerin Österreichs bat um den Vorzug, für sie arbeiten zu dürfen, Europas erlauchtester Fürst um die Auszeichnung, ihr Geliebter zu heißen. Sie glaubte diese Zeichen ihrer Schätzung, die ihre Eleganz endgültig bestätigt hätten, beiden versagen zu müssen. Unter den jungen Leuten, die von Violanthe empfangen zu werden wünschten, tat sich Lawrence durch besonderen Eifer hervor. Nachdem er ihr so viel Kummer verursacht hatte, erweckte er ihr dadurch einigen Abscheu. Und seine Niedrigkeit entfernte ihn weiter von ihr als die Verachtung, die er einst für sie gehabt hatte. „Ich habe kein Recht, mich zu entrüsten“, sagte sie sich. „Ich hatte ihn nicht um der Größe seiner Seele willen geliebt, und ich



Jussuf Abbo

fühle, ohne es mir einzugestehen, sehr gut, daß er wie alle anderen ist. Es hindert mich nicht, ihn zu lieben, nur liebe ich den Vorzug eines großen Charakters ebensosehr. Ich glaubte, man könne schlecht und doch liebenswert sein. Aber man zieht, wenn man nicht mehr verliebt ist, die Menschen mit Herz doch wieder vor. Wie seltsam war doch die Leidenschaft für diesen Verächtlichen, so ganz gehirnlich und nicht entschuldigt durch eine Verirrung der Sinne. Die platonische Liebe ist zu wenig.“ — Wir werden sehen, daß sie einige Zeit später die sinnliche Liebe als noch geringer erkannte.

Augustinus, der sie besuchte, wollte sie nach Steier zurückholen.



Max Beckmann — Radierung

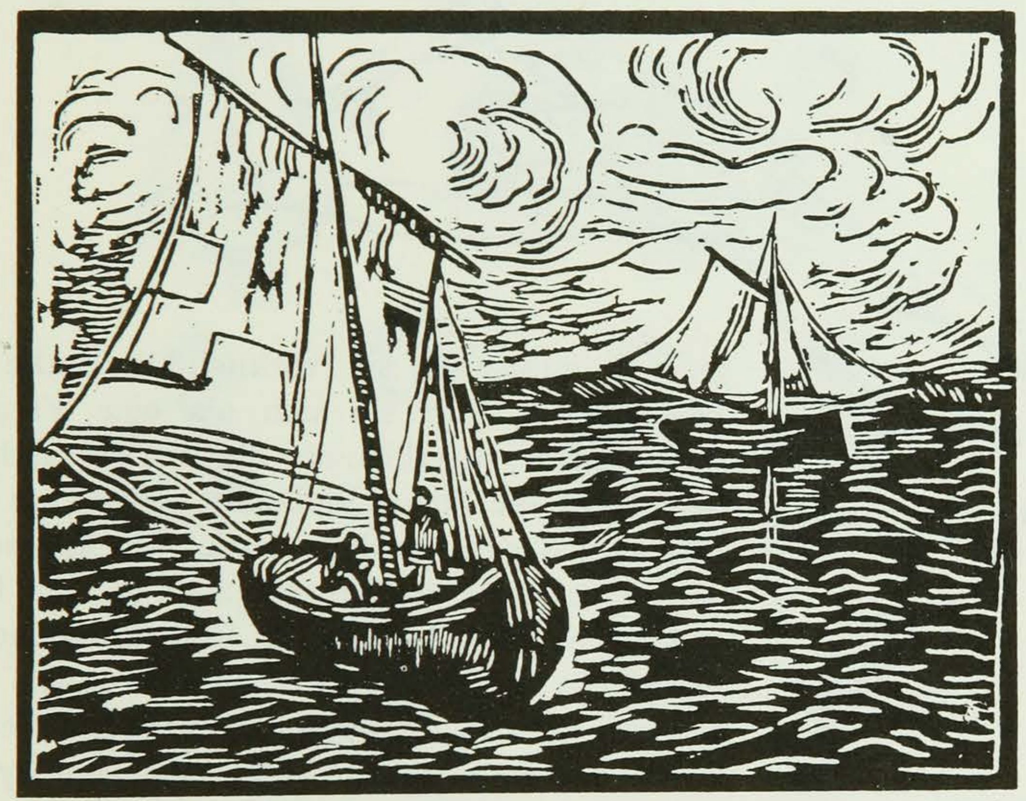
Mit Genehmigung von Paul Cassirer

„Sie haben sich die Stellung einer Königin erobert“, sagte er ihr. „Genügt Ihnen das nicht? Wann werden Sie wieder die Violanthe von einst?“

„Ich habe sie eben erst errungen, Augustinus,“ antwortete Violanthe, „laß sie mich wenigstens noch einige Monate ausüben.“

Ein Ereignis, das Augustinus nicht vorausgesehen hatte, ersparte es Violanthe, für die nächste Zeit an die Rückkehr zu denken. Nachdem sie zwanzig königliche Hoheiten, ebensoviel souveräne Fürsten und einen Mann von Genie, die um ihre Hand baten, ausgeschlagen hatte, heiratete sie den Herzog von Böhmen, der ganz außerordentliche Vorzüge und fünf Millionen Dukaten sein eigen nannte. Die Nachricht von der Heimkehr Honorés hätte diese Heirat fast einen Tag vor ihrem Zustandekommen zum Scheitern gebracht. Aber eine Krankheit,

die Honoré sich zugezogen hatte, entstellte ihn und machte seine Vertraulichkeiten Violanthe widerwärtig. Sie weinte über die Nichtigkeit ihrer Wünsche, die einst so brennend diesem blühenden, nun schon für immer entstellten Körper zugeflogen waren. Die Herzogin von Böhmen fuhr, wie Violanthe von Steier es getan hatte, fort zu bezaubern, und der ungeheure Reichtum des Herzogs bildete für die Vollkommenheit ihrer Person die würdige Fassung. Aus einem Kunstwerk aber wurde sie, durch die natürliche Neigung der irdischen Dinge, ins Niedrigere zu sinken, wenn eine edle Kraft ihr Gravitationszentrum nicht erhöht, zu einem Gegenstand des Luxus. Augustinus wunderte sich



Maurice de Vlaminck Holzschnitt

über alles, was er von ihr hörte. „Warum", schrieb er ihr, „spricht die Herzogin dauernd von Dingen, die Violanthe so sehr verachtete?"

„Weil ich mit Meinungen, die durch ihre Überlegenheit eben den Menschen der Gesellschaft mißliebig und unverständlich sind, weniger gefallen würde", antwortete Violanthe. „Doch ich langweile mich, mein guter Augustinus."

Er besuchte sie, setzte ihr auseinander, warum sie sich langweile: „Sie lieben Musik, nachzudenken, wohlzutun, Einsamkeit, das Land, und entbehren das alles. Der Erfolg beschäftigt Sie, das Vergnügen hält Sie fest. Aber man findet das Glück nur, wenn man den innersten Neigungen seiner Seele folgt."

„Woher weißt du das alles, der du doch nichts erlebt hast?" fragte Violanthe.

„Ich habe nachgedacht, das ist vielleicht dasselbe", sagte Augustinus. „Ach, ich hoffe, daß dieses nichtige Leben Sie bald mit Abscheu erfüllen wird."

Violanthe begann sich mehr und mehr zu langweilen, sie war niemals mehr heiter. Dann begann die Immoralität der großen Welt, die sie bis dahin gleichgültig gelassen hatte, sie grausam zu verletzen, wie die Härte der Jahreszeit den von Krankheit geschwächten Körper niederwirft. Eines Tages, als sie allein in einer einsamen Allee spazieren ging, entstieg einem Wagen, den sie zuerst nicht bemerkt hatte, eine Dame, die sich ihr näherte. Sie redete sie an, und nachdem sie sie gefragt hatte, ob sie wirklich Violanthe von Böhmen sei, gab sie sich als eine Freundin ihrer Mutter zu erkennen, die den Wunsch gehabt habe, die kleine Violanthe, welche sie noch auf den Knien gewiegt hatte, wiederzusehen. Sie umarmte sie gerührt, faßte sie um die Taille und küßte sie so heftig, daß Violanthe ohne Abschied, so schnell sie konnte, davonlief. Am nächsten Abend besuchte Violanthe ein Fest zu Ehren der ihr unbekannten Fürstin von Mysène. Sie mußte in der Fürstin die Dame dieses widerwärtigen Zwischenfalls vom vorigen Tage wiedererkennen. Und eine alte Baronin, die Violanthe bis dahin ausgezeichnet hatte, sagte ihr:



Arthur Grunenberg
Nijinski, Zeichnung

„Soll ich Sie der Fürstin von Mysène vorstellen?"

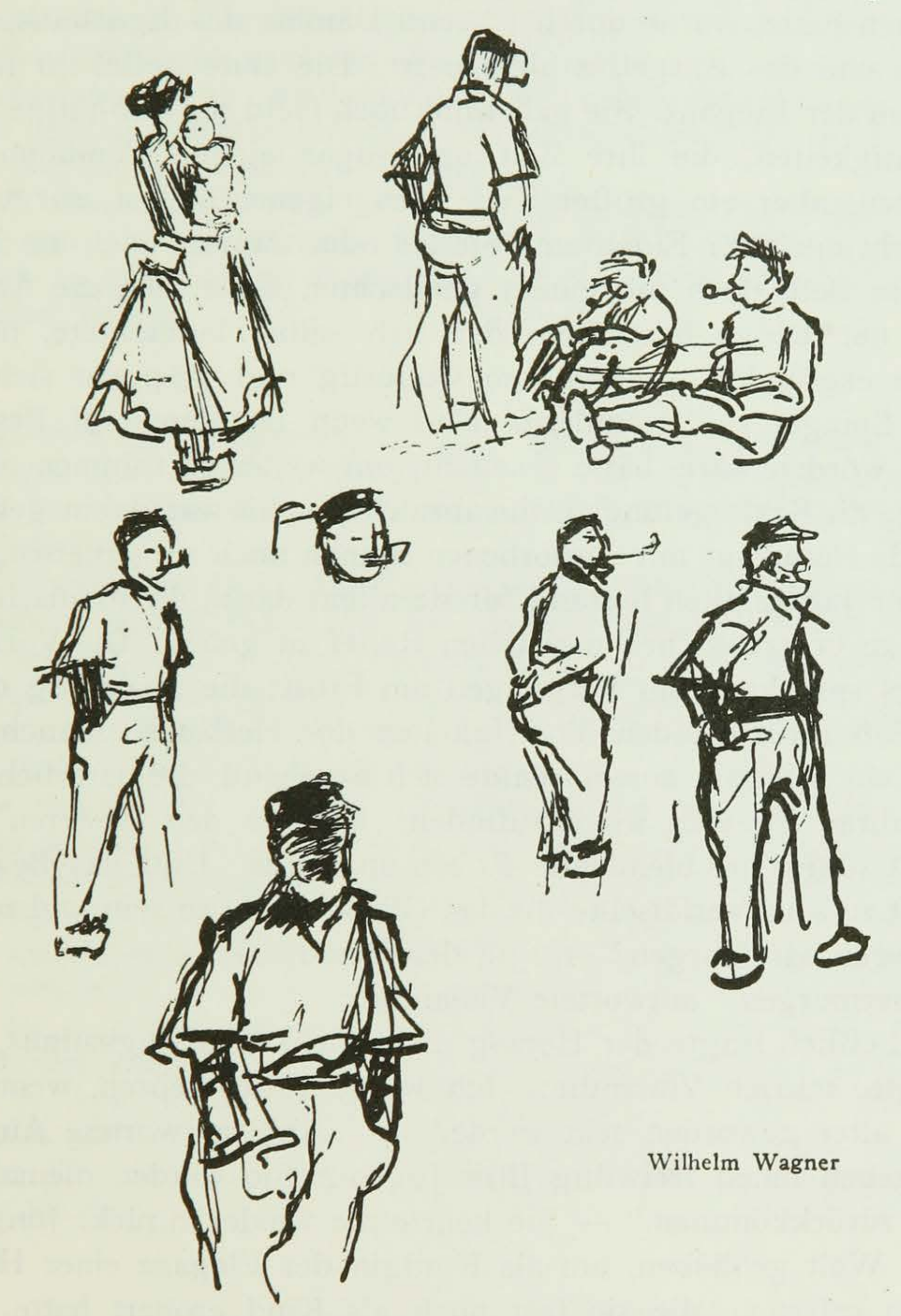
Violanthe verneinte.

„Seien Sie nicht so schüchtern, ich bin sicher, Sie werden ihr gefallen. Sie liebt die hübschen Frauen sehr."

Von diesem Tage an hatte Violanthe zwei Todfeindinnen, die Fürstin von Mysène und die alte Baronin, die sie überall als ein Ungeheuer von Stolz und Widernatürlichkeit hinstellten. Violanthe erfuhr es und weinte über sich selbst und der Frauen Bosheit. Mit der der Männer hatte sie sich seit langem abgefunden. Sie sagte fast jeden Abend zu ihrem Gatten:

„Wir werden übermorgen nach meinem Steier reisen und es nicht mehr verlassen."

Aber dann gab es wieder ein Fest, das ihr vielleicht besser als die anderen gefallen würde, und ein hübsches Kleid, das man zeigen mußte. Das tiefe Bedürfnis zu träumen, zu schaffen, allein und nur dem Gedanken zu leben und vielleicht sich zu opfern, quälte sie



Wilhelm Wagner

zwar durch sein Unerfülltsein, hinderte sie aber zugleich, in der Welt auch nur den Schatten eines nicht bereits schal gewordenen Vergnügens zu finden, und war dennoch nicht stark genug, sie zur Änderung ihres Lebens und zur wirklichen Erfüllung ihres Daseins zu zwingen. Sie fuhr fort, das prächtige und verzweifelte Schauspiel einer für das Außerordentliche geschaffenen und mehr und mehr zu

völliger Nichtigkeit gesunkenen Existenz zu bieten, nur noch umgeben von den melancholischen Schatten einer edlen Bestimmung, der sie nicht hatte gerecht werden können und von der jeder Tag sie weiter entfernte. Eine wahrhaft große, von Barmherzigkeit erfüllte Bewegung, die ihr Herz wie mit einer Flutwelle reingewaschen und die ganze menschliche Zerrissenheit, die ein weltliches Herz erfüllt, ausgeglichen hätte, wurde durch tausend Dämme des Egoismus, der Koketterie und des Ehrgeizes abgesperrt. Die Güte gefiel ihr nur noch als Form der Eleganz. Sie gab wohl noch Geld für wohltätige Zwecke, Wohltätigkeiten, die ihre Zeit und sogar eigene Bemühung beanspruchten, aber ein großer Teil ihres eigenen Selbst war vergeben und nicht mehr ihr Eigentum. Sie las oder träumte noch des Morgens in ihrem Bett, doch mit einem gefälschten Geist, den die Äußerlichkeiten der Dinge bestachen, der sich selbst betrachtete, nicht um sich zu ergründen, sondern um wollüstig und gespreizt sich wie in einem Spiegel zu bewundern. Und wenn ihr dann ein Besuch gemeldet worden wäre, hätte sie nicht, um weiter zu träumen oder fortzulesen, die Kraft gefunden, ihn abzulehnen. Sie war dahin gekommen, auch die Natur nur mit verdorbenen Sinnen noch zu genießen, und der Reiz der Jahreszeiten bestand für sie allein darin, die modischen Feinheiten zu unterstreichen und ihnen Relief zu geben. Die Vorzüge des Winters sprachen vom Vergnügen am Frost; die Spannung der Jagd verschloß ihr Herz den Traurigkeiten des Herbstes. Manchmal versuchte sie, allein in einem Walde sich ergehend, die natürliche Quelle der wahren Freuden wiederzufinden. Aber in den finsteren Laubengängen führte sie blendende Roben spazieren. Und das Bewußtsein, elegant zu sein, verfälschte ihr das Glück, allein zu sein und zu sinnen.

„Reisen wir morgen?" fragte der Herzog.

„Übermorgen", antwortete Violanthe.

Schließlich fragte der Herzog nicht mehr. An Augustinus, der sich beklagte, schrieb Violanthe: „Ich werde zurückkehren, wenn ich ein wenig älter geworden sein werde." — „Ah," antwortete Augustinus, „Sie geben ihnen freiwillig Ihre Jugend; Sie werden niemals in Ihr Steier zurückkommen." — Sie kehrte nie wieder zurück. Jung war sie in der Welt geblieben, um als Königin der Eleganz einer Herrschaft sich zu erfreuen, die sie fast noch als Kind erobert hatte. Alt geworden blieb sie dort, um sie zu verteidigen. Vergebens. Sie verlor sie. Und noch als sie starb, war sie bemüht, sie zurückzuerobern. Augustinus hatte auf den Ekel gerechnet. Aber er hatte eine Kraft außer Rechnung gelassen, die, wenn sie erst durch Eitelkeit genährt ist, den Ekel besiegt, die Verachtung und selbst die Langeweile: die Gewohnheit. *(August 1892.)*

Autorisierte Übertragung von Walter Petry.

DER LETZTE KAISER: MARCEL PROUST

Von

ANDRÉ GERMAIN

In unseren Tagen ist nichts von Bestand. Wir haben in einem Jahr die ganzen gefürchteten Machthaber stürzen sehen. Keines Kaisers Macht leuchtet mehr in die Finsternis des heutigen Europa. Welche Kapriolen der konstitutionellen Monarchien und selbst der Republiken stehen uns noch bevor? Staatspapiere sind die gefährlichste Spekulation geworden, die Sitten ändern sich jahreszeitweise; bei den Überrealisten, die alle Beunruhigten zu Rate ziehen, hat man noch nicht die Mode des nächsten Frühjahrs bestimmt; die Frauen wissen nicht, wie sie sich im nächsten Jahr das Haar schneiden werden.

Es gibt neue Staaten, von denen wir nicht einmal die Namen wissen, und über deren Zukunft ich keine Wette riskieren würde. Aber ein internationales Reich ist gegründet, zu dessen Dauer ich das größte Vertrauen habe: das Werk Marcel Prousts.

*

Im November 1917 begann Schreckliches. Die bolschewistische Revolution war ausgebrochen; viele der Leute, die sie ruinierte oder die sie durch ihre Forderungen in Verzweiflung brachte, trösteten sich, den Blick auf den aufgehenden Stern gerichtet.

Der Goncourtpreis fiel durch eine gerechte Entscheidung an einen Menschen von 47 Jahren, Marcel Proust, hob ihn aus dem Dunkel und weihte ihn, einen Namen, von dem bisher, einige Neuropathen und Mondäne ausgenommen, niemand etwas wußte. Das gekrönte Buch „A l'ombre des jeunes filles en fleur" war sofort in allen Händen. Nicht allein eine unwissende Elite, die das Verschwinden der „Nouvelle Revue Française" drei Jahre lang im Dunkel gelassen hatte, gruppierte sich um ihn, auch die Geschäftsleute, die keine Zeit zu verlieren haben, die Jünglinge, durch lasterhafte Exerzitien in Anspruch genommen, die adligen Witwen von vierzig Jahren, durch den gleichen Kultus geeinigt, schlossen ihren Marcel Prévost, Willy oder ihren Bourget, um das neue Brevier zu öffnen.

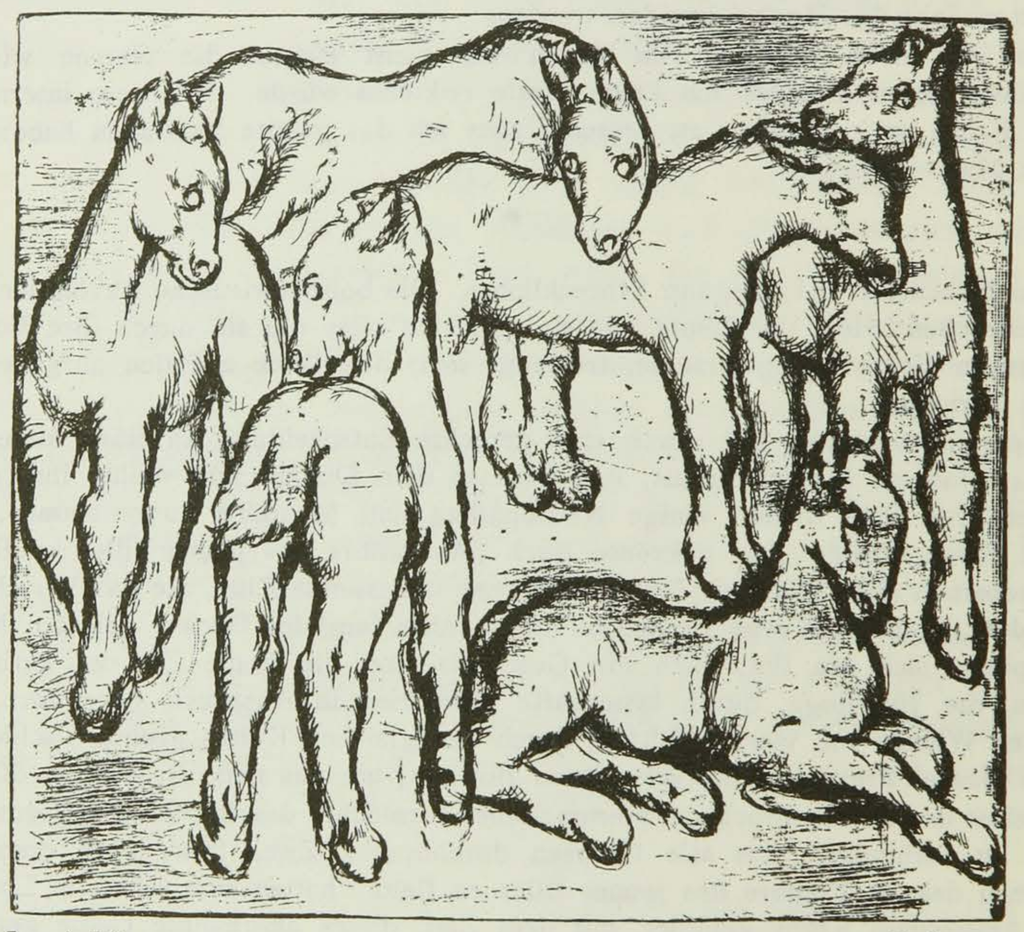
Selbst das ununterbrochene Trommelfeuer vermochte das Bewunderungsgeschrei nicht zu verhindern, das alle Grenzen durchbrach. Zwei Jahre nach dem Erscheinen des „A l'ombre des jeunes filles en fleur" hatten sich schon in London und Amsterdam Klubs gebildet, mit dem Ziel, dieses anerkannte Genie gemeinschaftlich zu lesen und zu kommentieren. (Frankreich ist diesem Beispiel ein wenig später gefolgt.) Und der Tod des Abgotts (im November 1922) hat, gleich dem Gelübde einer strengen Ordensregel, diesen neu eingesetzten Kult für immer gefestigt.

*

Wer war also dieser Marcel Proust, Name gemischt aus Anmut und Härte, den plötzlich alle Lippen sprachen? Ich habe mir damals die Frage mit einiger Böswilligkeit gestellt und habe sie ein wenig übereilt beantwortet: „Ich wäre geneigt zu glauben, denn ich vermag genau genug die Biographie zu umreißen, daß er vieles von einer alten Jungfer hat. Ehrenwert in der Kleinbourgoisie geboren, erhält das Fräulein eine ausgezeichnete Schulbildung, wird Erzieherin bei Leuten der großen Welt, Herzögen oder mit irgendwelchen regierenden Häusern

alliierten französischen Fürsten. Dieser Aufstieg nährte sie mit außergewöhnlichem Hochmut, von dem sie nie wieder genas. Und dennoch, o Vergeltung des Schicksals, zwangen sie Unglücksfälle, deren hierarchische oder Gefühlsgesetzlichkeit ich nicht bestimmen könnte, einige Zeit sich zum Niveau der Office zu erniedrigen, sei es, daß sie sich dadurch in Sittsamkeit zu nähren durch irgendeine von ihren Herren ausgedachte Etiquettenstrenge gezwungen wurde, sei es, daß sie aus eigenem Antriebe auf dies Niveau hinunterstieg, da sie die Mätresse eines Kammerdieners oder Kutschers geworden war."

Mit ein wenig mehr Geduld würde ich indessen bald wahrgenommen haben, daß Proust sich infolge seiner 1897 außerordentlich mondänen Berühmtheit plötzlich so ruhmvoll erhob. —



Joseph Rübsam Radierung

Zur Zeit der Dreyfus - Affäre gelang es Marcel Proust, Sohn eines ehrenwerten Doktors und einer sehr jüdischen Dame, und durch die bürgerliche Obskurität seiner Eltern keineswegs empfohlen, sich durch eigene Energie sozial zu erhöhen.

Er gab den Herzoginnen der damaligen Zeit Tees, verkehrte intim mit Robert von Montesquieu, seiner Cousine Madame Greffulhe und mit Madeleine Lemaire (einer Frau, die dadurch, daß sie Rosen in einem unmöglichen Geschmack malte, um damit die Knopflöcher der Generale zu zieren, sich ein gewisses soziales Prestige verschafft hatte). Er hatte, sekundiert vom Marquis d'Eyragues, ein Duell mit Jean Lorrain. Er empfing seine Besucher, ohne Schuhe anzuziehen und erschreckte sie, indem er sie unter dem Vorwand der Höflichkeit auf Socken zurückbegleitete und mit ihnen bis zur Haustür hinunterstieg, zum

Entsetzen des Portiers. Kurz, er wußte nach und nach eine gewisse Klasse von Leuten zu erstaunen und zu bezaubern, die ebenso grob behandelt werden wie umschmeichelt sein will. Und er begann sich in diesen Empfindeleien, die einen großen Teil seines Tages beanspruchten, zu verschwenden, schrieb bis zum frühen Morgen unverschämte und verletzende Briefe an Freunde, die ihn am Tage vorher etwa mit einem eiligen Adieu oder einem frostigen Blick abgefertigt hatten; gegen vier Uhr nachmittags begann er wieder seine bissige Korrespondenz; gegen zehn Uhr abends, bevor er seinen diffizilen Schlaf vorbereitete, beruhigte er sich dann und griff wieder mit überzeugender Grazie zur Feder.

Man wird verstehen, daß in dieser Epoche ehrgeizige Familienmütter ihn



Wilhelm Wagner — Litho

ihren Söhnen als Beispiel hinstellten, und daß andere, ängstlicheren Gewissens, ihren verführten Sprößlingen scharf erklärten: „Du wirst mit diesem Menschen nichts zu tun haben.“

Ungefähr zehn Jahre hindurch, von der Dreyfus- bis zur Algeciras-Affäre wachte Marcel Proust über sein mondänes Fürstentum. Und dann, im Augenblick, wo die Freimaurer die Katholiken besiegten, wo die anglo-französische Freundschaft besiegelt wurde, wo die neuen Sterne Gide und Claudel, bevor sie noch über Frankreich glänzten, sich über Deutschland erhoben, wo die russischen Ballette die Pariser Jugend in eine Hochflut der Hoffnung, der Erregung und des Lichtes stürzten, zog sich der junge Amphitryon in sein Zimmer zurück, hinter seine hermetisch verschlossenen Fensterläden, um seine mehr und mehr kränklichen Nerven zu pflegen, oder, wer kann es wissen, um in der Stille vielleicht eine geheime Qual zu besänftigen.

Immer fürchtet er, daß man ihn bald vollständig vergessen wird. Und das Erscheinen von „Du Coté de chez Swann" (erster Teil seines autobiographischen Romans „A la recherche du temps perdu") im Jahre 1914 vermag die Aufmerksamkeit nicht zu erregen. Die „Nouvelle Revue Française" hatte abgelehnt, ihn zu verlegen, er war genötigt gewesen, ihn auf seine Kosten zu veröffentlichen. Einige Gebildete wurden angenehm berührt; das war alles.

Vielleicht bedurfte es der Erschöpfung und des Wahnsinns der vier Kriegsjahre, um die nötige Resonanz für ein solches Buch wie: „A l'ombre des jeunes filles en fleurs" zu schaffen. Den Mitgliedern der Akademie Goncourt, die gemeinsam sonst mit Sicherheit stets das farbloseste Buch wählen, bot sich hier wieder einer der Glücksfälle, die, alle fünf Jahre wiederkehrend, die französische Akademie rasend machen und dem Goncourt-Preise seinen einzigartigen Nimbus bewahren. Und Proust, indem er so die Rettung der Goncourtleute wurde, zog wie sie seinen Vorteil daraus.



Paul Klee Zeichnung
Mit Genehmigung des Goltz-Verlages, München

Sein Name war plötzlich in aller Munde. Nationalisten und Defaitisten, Universitätsbesucher und Herzoginnen, Homosexuelle, Bürger und Roués vereinigten sich in derselben Begeisterung.

Sexualität, Snobismus, Krankheit: es scheint mir, daß mit diesen drei Worten die ganze außerordentlich begrenzte Sphäre Marcel Prousts umrissen ist.

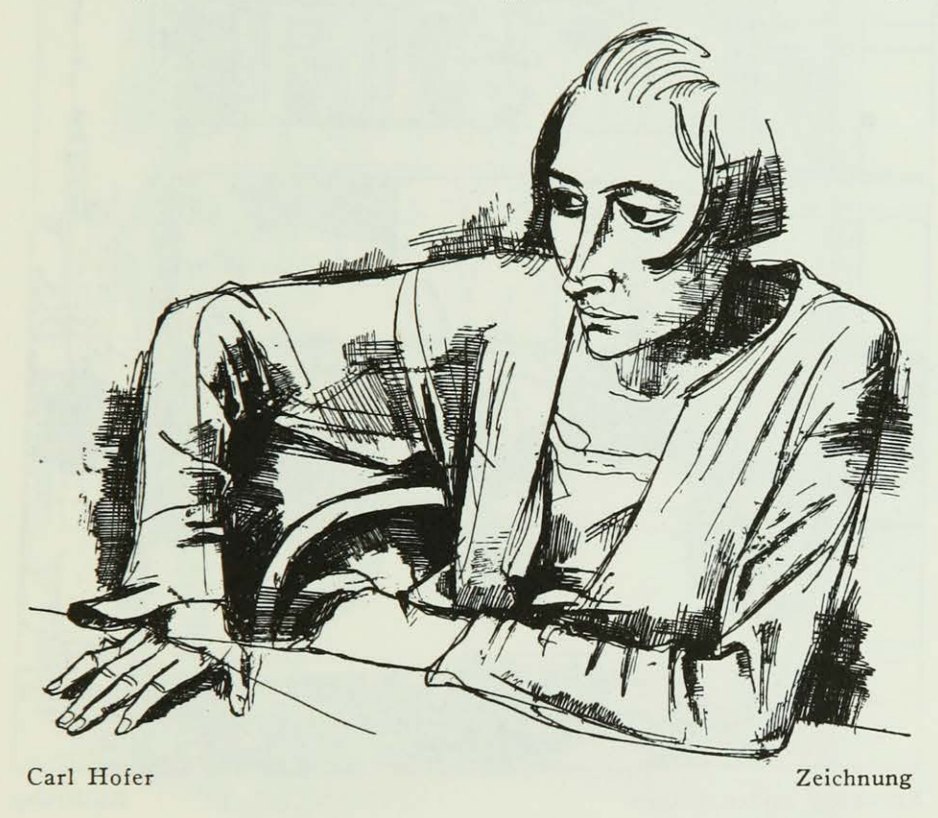
*

Die Sexualität, wenn sie sein Werk auch wie ein unerbittliches Leitmotiv durchzieht, spielt doch eine viel bescheidenere Rolle als die beiden andern Taufschwestern seiner Inspiration. Wie ist diese seltsame monotone Sexualität, mit der er seinen Helden ausstattet, phantastisch und schwierig zu fassen! Gleich weit von der Liebe und der Wollust entfernt, hat sie von der einen niemals die Unbefangenheit, die Tiefe, das Entzücken, von der anderen niemals Weichheit noch Anmut. Sie erreicht weder die Seele noch das Gefühl. Und sie liebkost nicht einmal das Fleisch, scheint vielmehr bemüht, gewisse, zwischen Sinne und Sensibilität gelegenen Nervenregionen eher zu quälen als zu kajolieren. Sie ist mühselig, angewandt, intellektuell; die Flirts entwickeln sich wie „Patiencen" oder diplomatische Berechnungen, die Küsse werden vorbereitet und erlitten wie Niederkünfte.

Zu welchen Enttäuschungen, zu welchen Verheerungen führt diese Art Veranlagung! Und trotz allem wurde Proust gerade dadurch wieder zum großen Dichter. Von solcher Zerquältheit, aber auch von der ganzen Zartheit, den stets erhofften, niemals genossenen Freuden erzählen die köstlichen Seiten, wo er die

schlafende Albertine beschreibt. Dann wieder Stellen, die man, trotz mancher Schönheiten, nach reiflicher Überlegung ihm vorwerfen muß! Denn wenn nach unzähligen Abenteuern sein Held sich schließlich besinnt, sie zu verachten, um bei dieser Gelegenheit zugleich die Liebe zu verfluchen und zu verleugnen, macht er sich da nicht der größten Trugschlüsse schuldig? Müßte er sich nicht sagen, daß er selbst und nicht die so zu Unrecht geschmähte Liebe an allem schuld ist? Die Liebe hat nichts oder doch nur sehr wenig mit diesen fieberhaften Untersuchungen und mit diesen gelehrten Übungen, die er sich vorschreibt, zu tun.

Irgendwo in „Sodom" geht Proust so weit, die Liebe so zu apostrophieren: „Liebe, ein Gefühl, das (wie auch immer verursacht) ein Irrtum ist." An einer anderen Stelle des gleichen Werkes erklärt er geradezu, daß es Freundschaft nicht gibt. Dies sind Parallelirrtümer, deren Behauptung mutig ist, aber die eher von Impotenz als von durchdringender Geistesklarheit zeugen. Einige



Carl Hofer — Zeichnung

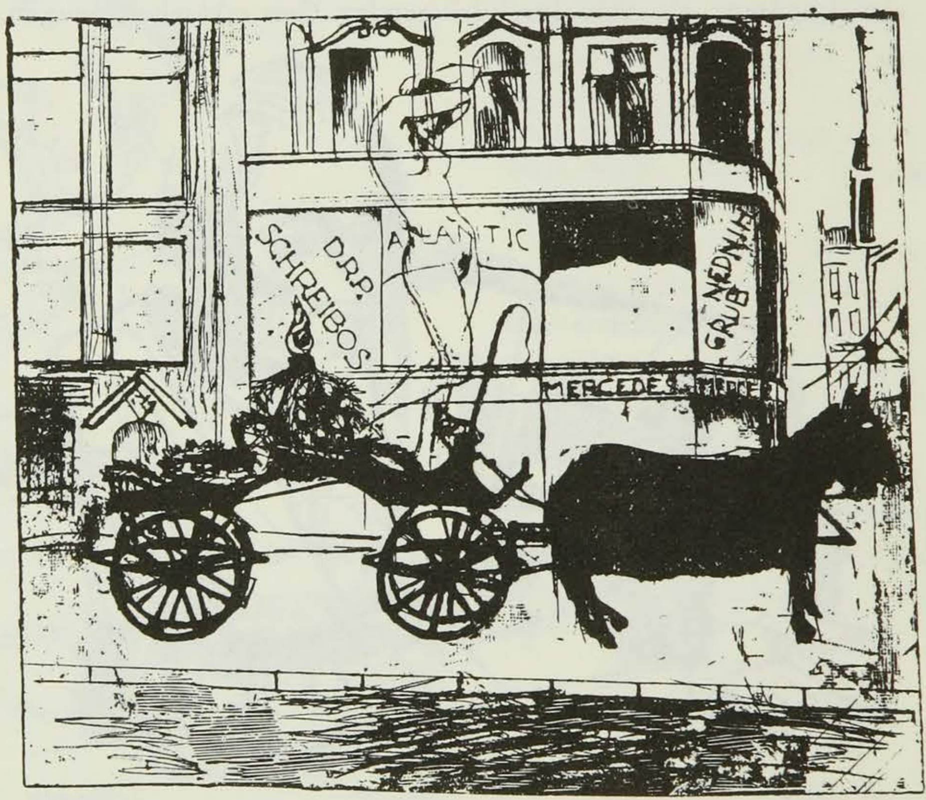
können die Fackel heben und dem Spiegel gegenübertreten, ohne die Gottheit, deren Geheimnis sie aufdecken, zu beleidigen oder zu verleugnen, das sind die Tapferen und Reinen. Man verüble es dem Autor von „Du coté de chez Swann" nicht, daß er nicht zu ihnen gehört. Seine schmerzliche, unentwegte Aufrichtigkeit hat ihren Wert. Sie schafft Dokumente und erschüttert; das ist schon viel.

*

Man müßte, wenn man im Zusammenhang den Snobismus in Prousts Werk behandeln wollte, einen ganzen Essay schreiben. Dieses Lasters Theoretiker wird er stets bleiben. Generationen werden einander folgen, die ihn genau so sehen werden, wie er hier bis ins Detail festgelegt wurde. Gesellschaftssphären, die von ihm nichts wußten, beginnen ihn nicht nur zu ahnen, sondern sogar ihn zu kennen und, dank dieser Aufklärung, Geschmack an ihm zu finden.

Proust selbst ist nicht geheilt worden. Hier steckt die schmerzliche und

intime Anziehungskraft seines Buches. Ob er auch diese Verwirrung, der er zum Opfer gefallen, und die seiner erlesenen Intelligenz unwürdig war, betrachtete und unermüdlich analysierte, er hat sich niemals ganz ernüchtern können. Es genügt nicht, gehirnlich die auflösende Wirkung von Alkohol, Opium und Ausschweifung erkannt zu haben, wir müssen unsere Sinne und unsere sensuelle Manie von ihnen lösen. Und Proust hat mit einer fast erotischen Inbrunst, das verraten Ausführlichkeit und Eigensinn, mit denen er noch gekränkt und getäuscht ihnen schmeichelt, die großen Namen und die große Welt geliebt. In dieser dauernden Leidenschaft liegt das Geheimnis der Frische und Lebhaftigkeit, mit der er sie inventarisiert, heraufbeschwört, sie nachschafft. Seine sozialen Beobachtungen sind von einer Klarheit ohne Beispiel.



Schwesig, Stiller Wagen — Radierung

Er hat die Gabe, die absurde Magie dieser Art Mythologie alter, oft so unwürdig getragener Namen wieder zu erwecken, die auf uns einen Zauber ausübt, dessen wir uns schämen, und dem wir dennoch unterliegen.

Und schließlich mischt sich in unsere Liebe unser Bedauern über dieses unglückliche Mißverständnis. Wenn er den Snobismus endgültig überwunden und sich kraft der Übersättigung endlich von ihm gereinigt hätte, zu welchen allgemein interessanten Ergebnissen, zu welchem lyrischen Aufschwung hätte er es gebracht! Der Schmerz und die Abgeschlossenheit, zu denen er verdammt war, haben ihn weder befreit noch gereinigt.

*

Wir können ihm dennoch nicht vorwerfen, daß ebenso wie der Snobismus die Krankheit sein Werk durchsetzt, die Krankheit oder besser eine bis ins Krankhafte gesteigerte Nervosität.

Es läßt sich viel für und gegen diese Nervosität sagen, die seine ganze Persönlichkeit durchdringt. Sie ist von eigenartiger Neuheit und hat mitunter einen großen Charme. Sie begabt ihn mit Fühlfäden und Antennen, gestattet ihm, tausend Dinge zu ahnen, die so subtil und zart sind, daß sie bis dahin unbemerkt geblieben waren. Er erforscht mit ihrer Hilfe die großen unbekannten Bezirke des Unbewußten. Viele haben von ihm den Eindruck eines Erfinders, andere den eines Magiers. Sie erhält ihn in einem dauernden Zustand von Verbitterung und Exaltation, der einem großen Teil seines Werkes eine stetige Faszination und fieberhafte Anziehungskraft leiht. Sie gibt ihm endlich den An-



Frans Masereel, Fantasie Litho

schein, eine außergewöhnliche Sensibilität zu besitzen. Seine Tränen und seine Anspannungen, seine Verzweiflungen wegen der Verspätung eines herbeigewünschten jungen Mädchens oder bei der Erinnerung an eine verstorbene Großmutter, seine Begeisterungen über eine Grasmücke, einen Apfelbaum, einen Sonnenuntergang oder einen Van der Meer sind dazu angetan, seine Leser zu erschüttern.

*

Zu diesen drei dominierenden Besessenheiten Prousts muß man noch die ganz spezielle Gabe hinzufügen, die man wohl den jüdischen Lyrismus nennen muß. Ein spezieller jüdischer Lyrismus, der nicht im mindesten jener wahrhaft innerliche ist, der, gesund, herb, stark, voll Scham die ihn treibenden Gefühle verbirgt und nur wie Blitze über einer wilden und inspirierenden Landschaft

die edlen, ihn beherrschenden Leidenschaften erkennen läßt. Prousts Lyrismus hat nichts zu unterdrücken; er braucht unablässig irgendetwas auf. Nach all dem armseligen Flitter des Lebens greift er, um ihn herzuzeigen. Er vergoldet dickkrustig die gewöhnlichen Befriedigungen, bekrönt die Throne der Herzoginnen mit einer olympischen Wolke und schafft der Wollust einen blendstrahligen Prunkkäfig. In seiner Art, die Namen großer Damen zu singen und ihnen Wohlduftssensationen, musikalische Räusche und historische Erinnerungen zu entlocken, zeigt er die Tollheit des Fetischisten, aber auch das Vermögen eines Dichters, der eine Mythologie schafft. Und in den Hymnen, die er an das junge Mädchen richtet, dem er mehr wie ein Maniak seiner fixen Idee oder ein Münzensammler seinen Münzen anhängt, lassen sich mitunter die purpurnen Bilder und das große Flammen der Wüste des Enkels eines Ezechiel und Salomon erkennen: „So daß, als ich ein letztes Mal meine Augen von draußen zu dem Zimmer aufschlug, in dem ich gleich sein würde, ich glaubte, ein leuchtendes Gitter zu sehen, das sich hinter mir schließen würde, und das ich selbst zu meiner ewigen Knechtschaft aus unbiegbaren goldenen Stäben geschmiedet habe."

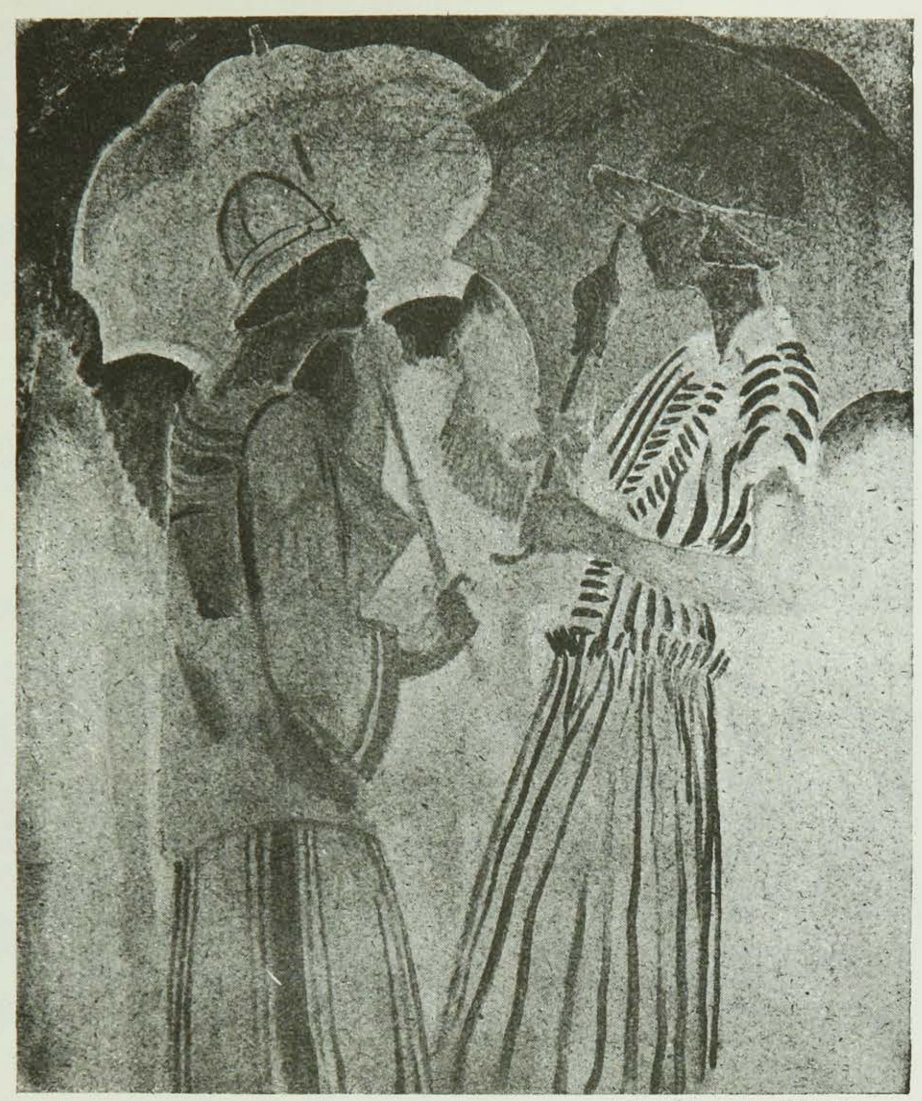
„Fürst vom Toten Meer", „Bevollmächtigter des erweckten Volkes von Zion." Denn der große jüdische Erfolg kann nicht völlig Zufall sein in einer Zeit, wo auf allen Seiten Israel wieder sein Haupt erhebt und Vergeltung für so viele jahrhundertelange Verfolgungen übt. Kriege und Revolutionen, alles was an der Tagesordnung ist, dient seiner Sache. Er ist der einzige Staat, der aus dem jämmerlichen Konflikt, in den alle europäischen Mächte versanken, siegreich hervorging. Die jüdischen Städte Zion und Sodom erheben sich prächtig über einer zerstörten Welt.

*

Dies ewige Tendieren nach den Abbildern des Nichts, diese Wünsche, die ihre Runde um die zweifelhaftesten Begierden tanzen: ist es erstaunlich, wenn sie in einer Art Verzweiflung enden? Verzweiflung ist das heimliche Lied, der letzte Sinn und wie eine Untermeeresströmung im Werke Prousts. Über ihren Fluten richtet er geduldige Konstruktionen, edelsteineingelegte Türme und zierliche Paläste auf, aber nur um, während die Fabelschlösser zusammenstürzen, immer wieder in ihr unterzugehen. Diese tiefe Tragik, die sein letztes Eingeständnis ist, wird nur selten sichtbar, ist aber im Verborgenen immer vorhanden.

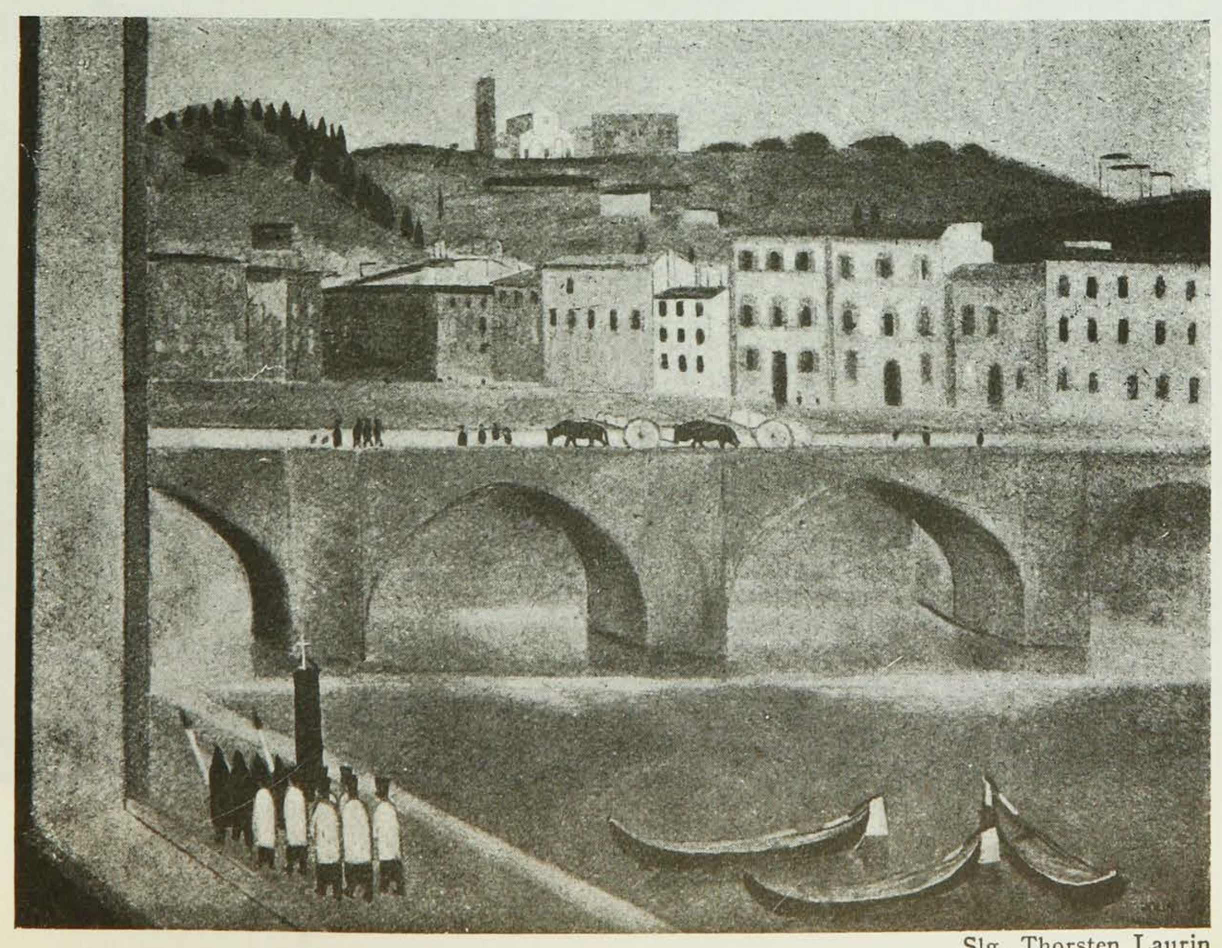
Manchmal hat aus dem traurigen Zimmer, an das ihn mehr als Krankheit seine geistige Sklaverei fesselte, Proust eine Flucht versucht. Gleich einem zugluftängstlichen Hypnotisierten mit tausendfacher Vorsicht öffnet der Kranke das Fenster und blickt mit weit geöffneten Augen hinaus, seufzend, als ob er erwache. Hat er eine himmlische Chimäre gesehen, oder mindern die Liebkosungen der Nacht sein Fieber? Endlich berühren seine gierigen, schwingungsempfindlichen und beutegierigen Worte etwas, das nicht mehr das Nichts ist; ihre Kostbarkeiten und ihr Glanz hören auf, sich in Verzückung zu gefallen. Und in der großen Bewegung, die uns ergreift, die nunmehr zwischen ihm und uns eine Gemeinsamkeit schafft, winkt uns dieser Gefangene, die Stirne von fahler Hoffnung leuchtend, zu überwältigt, um zu sprechen, zu, lenkt unsere Blicke auf sein Fischernetz und fordert uns auf, diese in den Maschen zitternde feuchte Beute anzuschauen, die, aus dem Meer oder vom Himmel gefallen, aus einer Welt der Erlösung geborgen wurde.

Aus dem Manuskript übertragen von Walter Petry.



Slg. Hjalmar Gabrielsson

Isaak Grünewald, Unterhaltung



Slg. Thorsten Laurin

Einar Jolin, Leichenbegängnis in Florenz



Photo Gilbert René

Max Dearley im „Bal des rois“ bei Poiret

Photo Elsbeth Gropp

Heinrich George vom Berliner Schauspielhaus in „Der haarige Affe“
(Köln, Stadttheater, Dekorationen von Pillartz)

Photo Bonney

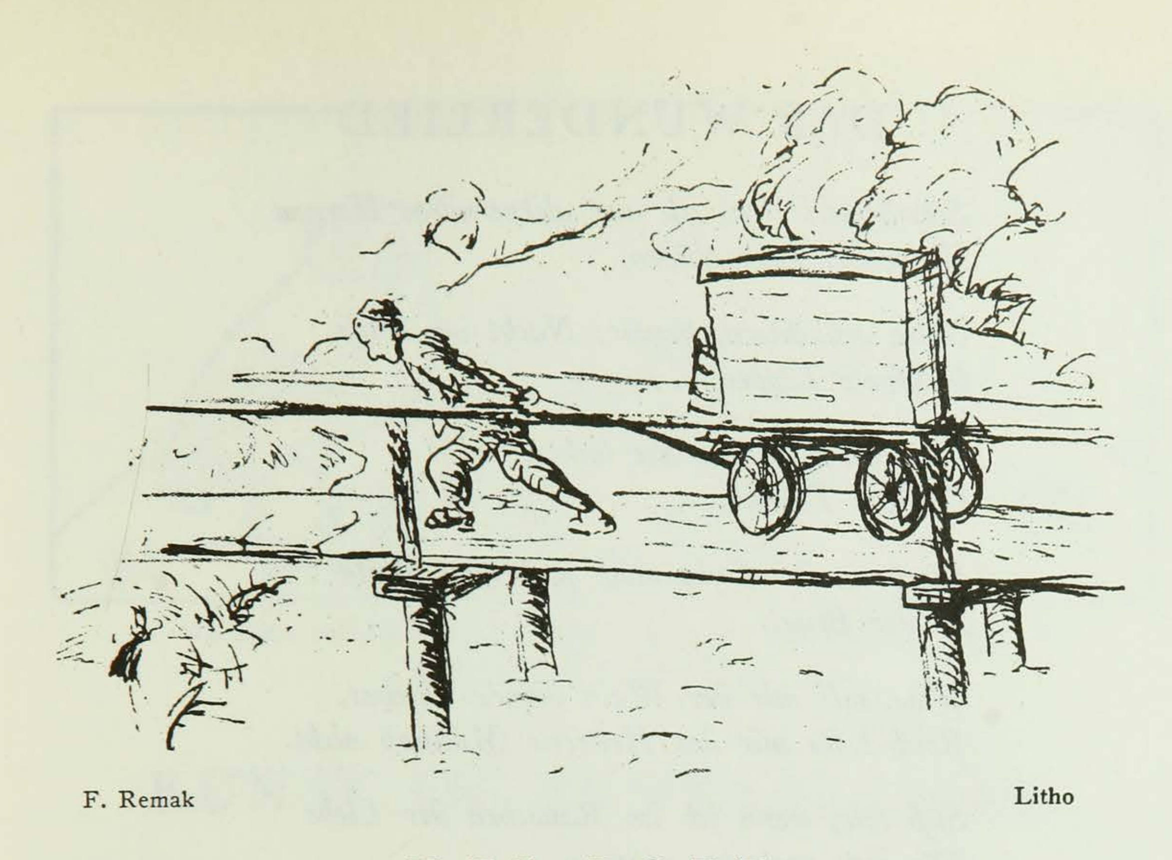
Mistinguett mit ihren Silberschuhen

Renée Sintenis, Wanderpreis. Silberplakette



Fischer aus der Provence. Ölgemälde

Zwei junge Italiener. Ölgemälde



F. Remak Litho

DER POET

VON

ALEXANDER PUSCHKIN

So nicht zu heiligen Opfergluten
Apollo den Poeten drängt,
Hat er — voll Kleinmut — in die Fluten
Des Weltgetriebes sich versenkt.
Die Seele schwingt in kalten Tönen,
Und seine heilige Leier schweigt.
Von allen nichtigen Erdensöhnen
Ist er der Nichtigste vielleicht.

Doch rührt das gottgewaltige Wort
Kaum ans empfindlich-feine Lauschen,
Hebt seine Seele sich im Rauschen
Wie ein erwachter Adler fort.
Schal wird die Welt und ihre Wonnen,
Fremd, was sie redet oder glaubt,
Und vor des Volkes falschen Sonnen
Beugt niemals er das stolze Haupt.
Und ihm — dem Wilden — folgt das Brausen,
Er flieht, bedrängt von Qual und Traum,
An wüstenöder Wellen Saum,
Ins donnerdunkle Waldessausen . . .

(Übersetzt von R. v. Walter)

DAS WUNDERLIED

Schwärmend trat ich aus glitzerndem Herzen
Wogender Liebesfäden,

Ganz schüchtern, hervor; Nacht im Auge,
Geöffnete Lippen. . . .

Aber wo auch ein See lockte,
Goldene Tränke,

Starb an der Labe mein pochendes Wild
In der Brust.

Was soll mir der Wein deines Tisches,
Reichst du mir des Herzens Mannah nicht.

Süß mir, wenn ich im Rauschen der Liebe
Für dich gestorben wär —

Nun ist mein Leben verschneit,
Erstarrt meine Seele,

Die lächelte sonntäglich dir
Frieden ins Herz.

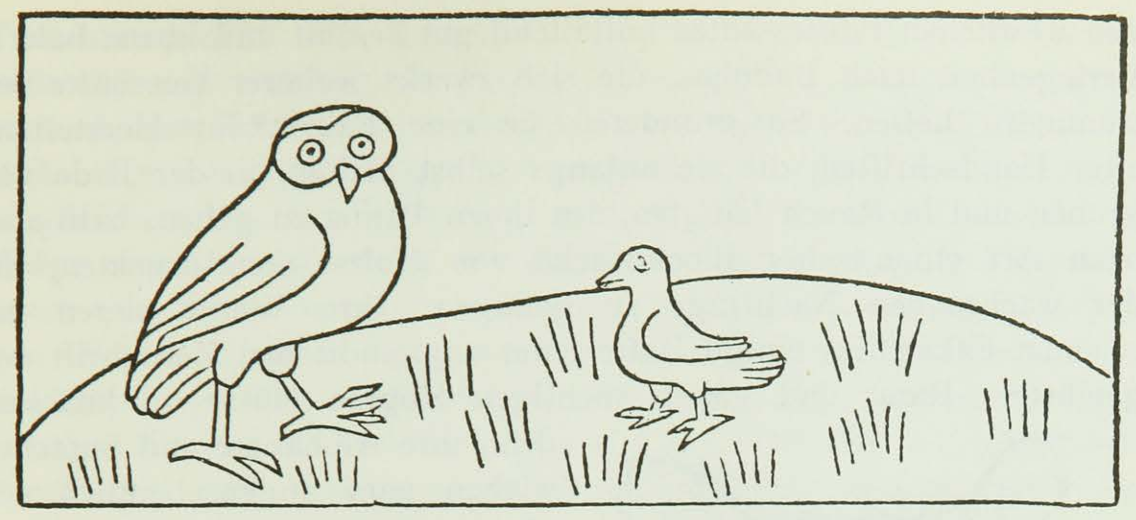
Ich suche das Glück nicht mehr.
Wo ich auch unter hochzeitlichem Morgen saß,

Erfror der träumende Lotos
Auf meinem Blut.

ELSE LASKER-SCHÜLER



H. M. Pechstein



Nachtrabe und Haubenlerche, Holzschnitt aus: „Zwiesprach der Tiere"
(Verlag der Münchener Drucke)

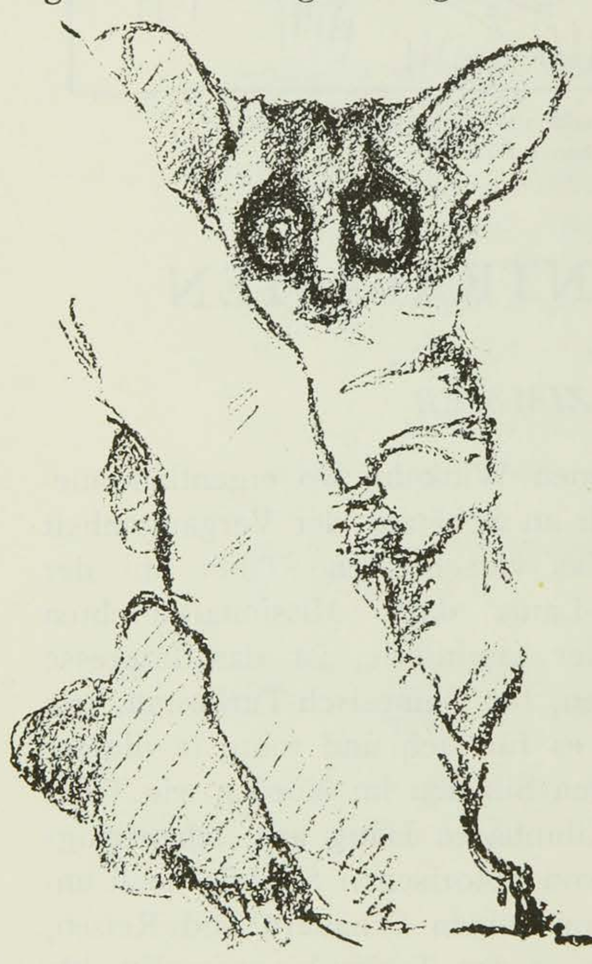
KUNST IN ZENTRALASIEN

Von

HEINRICH ZIMMER

Es ist erstaunlich, was in entlegenen Winkeln, wo eigentlich niemand etwas verloren glaubt, sich an Schätzen der Vergangenheit zusammenfinden kann. Während das verschlossene Tibet mit der geheimnisvollen Gestalt des Dalai-Lama dank Missionarberichten seit Jahrhunderten westliche Neugier faszinierte, ist das Interesse für seinen Nachbar, das zentrale Asien, für Chinesisch-Turkestan, erst von gestern. Sven Hedin entdeckte es für sich und tobte in diesem wüsten Lande, das Hochgebirge gegen Sibirien im Norden wie Tibet im Süden abschließen, seinen unbezähmbaren Hang aus, lebenslänglich Gegenden zu durchstapfen, die von notorischen Stiefeln noch unberührt waren. Er erzählte frisch von seinen Schauern und Reizen, von dem Idyll im Zeltboot, auf dem er den Tarim hinunterglitt, bis der große Strom sich selbst aufgibt und in Wüsten versickert. Er erzählte auch von verfallenen Tempeln des Buddhismus und Resten seiner Kunst; und Brocken einer versunkenen Kultur, die immer wieder von den Eingeborenen (islamischen Türken) an europäische Behörden, russische und englische Konsuln der Grenzlande, verhandelt wurden, brachten Sensationen in die westliche Wissenschaft. Vielverheißende kleine Funde kamen auch durch gelehrte Reisende vereinzelt nach Europa, während die Reisenden selbst meist nicht wiederkamen. Schließlich taten intelligente Eingeborene das Ihrige zur Hebung gelehrten Fremdenverkehrs. Sie fanden die Handschriftenfetzen, die sie zertrümmerten Buddhastatuen aus dem Leibe zogen,

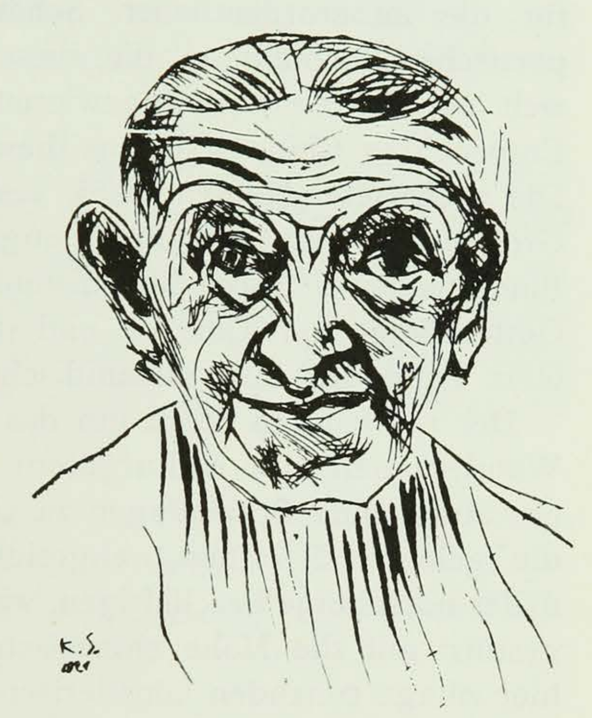
von westlichen Interessenten auffallend gut bezahlt und waren bald in Verlegenheit nach Buddhas, die sich zwecks weiterer Geschäfte zertrümmern ließen. So gründeten sie eine Fabrik zur Herstellung alter Handschriften, die sie anfangs selbst malten, in der Erde vergruben und in Rauch hängten, um ihnen Patina zu geben, bald aber nach Art chinesischer Blockdrucke von Holzstöcken druckten, um der wachsenden Nachfrage zu genügen. Ihre Werke zieren mit schönen Faksimiles einige Hefte einer angloindischen Zeitschrift von gelehrtem Rang und gaben tüchtigen Köpfen Nüsse zu knacken, denn ihre Alphabete und Sprachen wichen ganz augenscheinlich von allen bekannten ab. Man kam ihnen aber auf die Schliche, und Sir Aurel Stein, der Leiter der englischen Expedition nach Turkestan, hatte die Genugtuung, den Chef der Industrie selbst zu fassen und in einem Kreuzverhör der Unwissenschaftlichkeit seines Unternehmens zu überführen. Die Gewißheit, daß die eingeborenen Schatzgräber zur Bergung literarischer und künstlerischer Reste die allerungeeignetsten seien, brachte dann 1900—1914 gelehrte Expeditionen verschiedener Großmächte auf die Beine, um zu retten, was Zeit, Gleichgültigkeit und Zerstörungswut noch übriggelassen hatten. Pelliot reiste für Frankreich, Stein, als erster von allen, für England, Albert Grünwedel und A. v. Le Coq unternahmen vier Expeditionen, deren künstlerische Ausbeute im Berliner Museum für Völkerkunde zur Aufstellung gelangt.



Christa Hatvani, Ohrenmaki Litho

Ein abenteuerliches Land ist dieses Turkestan: eine Lößwüste ohne Regen. Die schweren Wolken — blauschwarz wie Schivas Hals von indischen Dichtern gefeiert —, die, dem indischen Ozean entsteigend, vom Monsum nordwärts getragen, Indien alljährlich zur Regenzeit unter Wasser setzen, die Höhen des Himalaja in frischen Schnee hüllen und Tibet zum weißen Lande machen, gelangen kaum über seinen nördlichen Rand, den Transhimalaja, nach

Turkestan hinein. Die Gletscherwasser der Randgebirge, die zu Tal strömen, sind ziemlich die einzige Feuchtigkeit, die, den Lößstaub netzend, am Fuße der nördlichen und südlichen Bergketten eine Reihe von Oasensiedlungen mit künstlichen Bewässerungssystemen möglich macht, denen entlang zwei große Karawanenstraßen die Wüste von Ost nach West durchqueren. Turkestan ist der Korridor, durch den immer wieder Völkerstürme (Hunnen, Mongolen, Türken) gen Westen vorgebrochen sind, ist der Kanal, in dem Persien und die Mittelmeerkultur immer wieder materielle Güter, künstlerische und geistige Werte nach Ostasien geleitet haben und von dort empfingen. Nestorianer und Manichäer flohen, im Westen verfolgt, über Turkestan nach China; hier lief der Weg des chinesischen Seidenexports nach dem alten Westen, wenn nicht kriegerische Wirren die Verbindung abrissen. Von Süden aber stieß die indische Kultur beherrschend vor und pflanzte den Buddhismus und seine Kunst ins Land, das ein Durchgangsfeld war für die chinesischen Pilger, die nach Indien kamen, um seine Lehre an der Quelle zu studieren. Ein immer wieder durch Stürme gestörtes Rendezvous von drei alten Weltkulturen. Die Gunst des Klimas, der regenlos - trockene Lößstaub bewahrt von der Überschneidung ihrer großen Kreise, was menschliche Verheerung und unausbleiblicher Verfall übrigließen.



Schwesig, Spitalfrau Zeichnung

Die Städte von einst sind Schutt, über den Sandstürme ihre schützende Decke gebreitet haben, aber noch schauen aus den Felswänden über verödete Täler wie Wespenlöcher die Höhlentempel und Klosteranlagen, die nach indischer Art in den Fels gehauen und unter sich durch hölzerne Estraden luftig verbunden waren. Ihr reicher Freskenschmuck und vereinzelte Plastiken sind das Schönste der gelehrten Ausbeute. Keine prätentiöse Kunst, sondern in vielen Fällen wohl simple Kopien feinerer Vorbilder zerstörter Kultstätten der Städte, provinzielle Ableger der großen Kulturzentren, die von den schöpferischen Außenbezirken der Weltkulturen ins Herz Asiens hineingestrahlt haben, aber doch ein Erbe eines unvergleichlichen Reichtums an geprägten Formen und Stiltypen. Jahrhundertelange

Versunkenheit und planmäßiger Vandalismus abergläubischer und beutelustiger Moslems hat der unvergänglichen Frische ihrer Farbenpracht wenig anhaben können. Die verwickelte Geschichte dieser Kunst, die ihre Anregungen vornehmlich der hellenisierenden Kunst des nordwestlichen Indiens wie des Sassanidenreichs entnahm, um sie umbildend und vollends asiatisierend an China weiterzugeben, bis dessen Formgebung spät und nur am Ostrand ihren Einzug hielt, zeigt keine Aufwärtsentwicklung: die großen Impulse werden abgewandelt und verflachen schließlich und enden in Schablone. Aber Lebendiges und Frisches aus ihrer Blütezeit überdauerte in Fülle Stürme der Natur und der Völker und ist in etwas Ersatz für die außerordentlichen Schätze an indischer Freskokunst und persischer Buchmalerei, die, diese Werke inspirierend, vor der Nachwelt auf ihr Zeugnis angewiesen sind. Auch auf die künstlerische Entwicklung Chinas fällt aus diesen Zeugnissen ein ganz neues Licht. Die archaische Höhlenplastik seines 5. und 6. Jahrhunderts in den Grotten von Yün-Kang und Lung-Men findet hier für ihre Typen die Bindeglieder zu ihren hellenisierenden Vorbildern in Indien, wie die Götterkönige der Tangzeit und ihre Vettern in japanischen Tempeln über Turkestan ihre sassanidische Kriegertracht erhielten.

Der notwendige Streit um das Hin und Her von Motiven, um die Wanderungen von Kulturgütern und Schmuckformen mancher Art, um auffallende Beziehungen zu christlich-mittelalterlicher Kunst wird die gelehrte Forschung angesichts dieser außerordentlichen Denkmäler noch lange beschäftigen, während exklusiv gesinnter Snobismus, gestützt auf die Höhe chinesischer Kunst, mit Geringschätzung der hier zutage tretenden künstlerischen Werte ein schon verlorenes Spiel spielt. Wie in der hellenisierenden Kunst des indischen Gandhara kann man auch hier das Mäßige, Schablonenhaft-Leere und Erstarrte in den Vordergrund schieben, um den Ausblick auf das Bedeutende und Reizvolle zu versperren; aber Kunst kann warten, bis Meinungen verblühen. Dem Untergang entrissen zeugen unverwelkte Reste von dem einzigartigen Spiel, das einst Stile und Formen verschiedenster großer Welten auf ihrer Wanderung in den fernen Osten hier miteinander getrieben haben: die Heimat fern im Rücken, vor den Toren Chinas miteinander verschmelzend und der großen Geste, des Löwengriffes chinesischen Künstlertums harrend, um in ihm verwandelt zu neuer Größe aufzustehen.

*

Die mit Fresken gefüllten Wände und die Vitrinen voll Plastik und Buchmalerei aus Turkestan, die mit der abschlußreifen Neuordnung

des Berliner Museums der Öffentlichkeit zugänglich werden, sind durch drei große Tafelbände und einen Bilderatlas bereits ihrer Verborgenheit entzogen. Dem auch buchtechnisch hervorragenden Werk „Buddhistische Spätantike in Mittelasien" (Verlag Dietrich Reimer [Ernst Vohsen], Berlin), das A. v. Le Coq selbst herausgegeben und textlich bearbeitet hat, sind die Abbildungen entnommen:

1. Bild eines nackten Jaina-Asketen von der Sekte der Digambaras („deren Gewand der Luftraum ist") mit Keuschheitsring. (Wandmalerei.)

2. Verbrennung der Leiche des ins Nirvâna eingegangenen Buddha, dessen Scheiterhaufen sich von selbst entzündet, nachdem sein Schüler, der Große Kâschyapa (unten rechts kniend), die Füße des Meisters verehrt hat.

3. Dem königlichen Freunde des Buddha, dem Herrscher Ajâtaschatru, der in einem Ölbad steckt (rechts), wird bildlich der Tod des Erleuchteten angezeigt, indem ihm ein Gemälde vorgehalten wird, auf dem die wunderbare Geburt des Buddha aus der Flanke seiner Mutter (links unten), die Versuchung vor der Erleuchtung (links oben), die feierliche Verkündung der Lehre (rechts unten) und sein Nirvâna (rechts oben) dargestellt sind.

4. Stücke eines freskobemalten Estrichs, einen Teich darstellend, mit Drachenköpfen, Schlangen, Gänsen, einem Knaben, der auf einem Meerpferd mit Schuppen reitet, und einem geflügelten Wasserhirsch. Dazwischen Lotusblüten und stilisierte Blumen.



Wilhelm Wagner

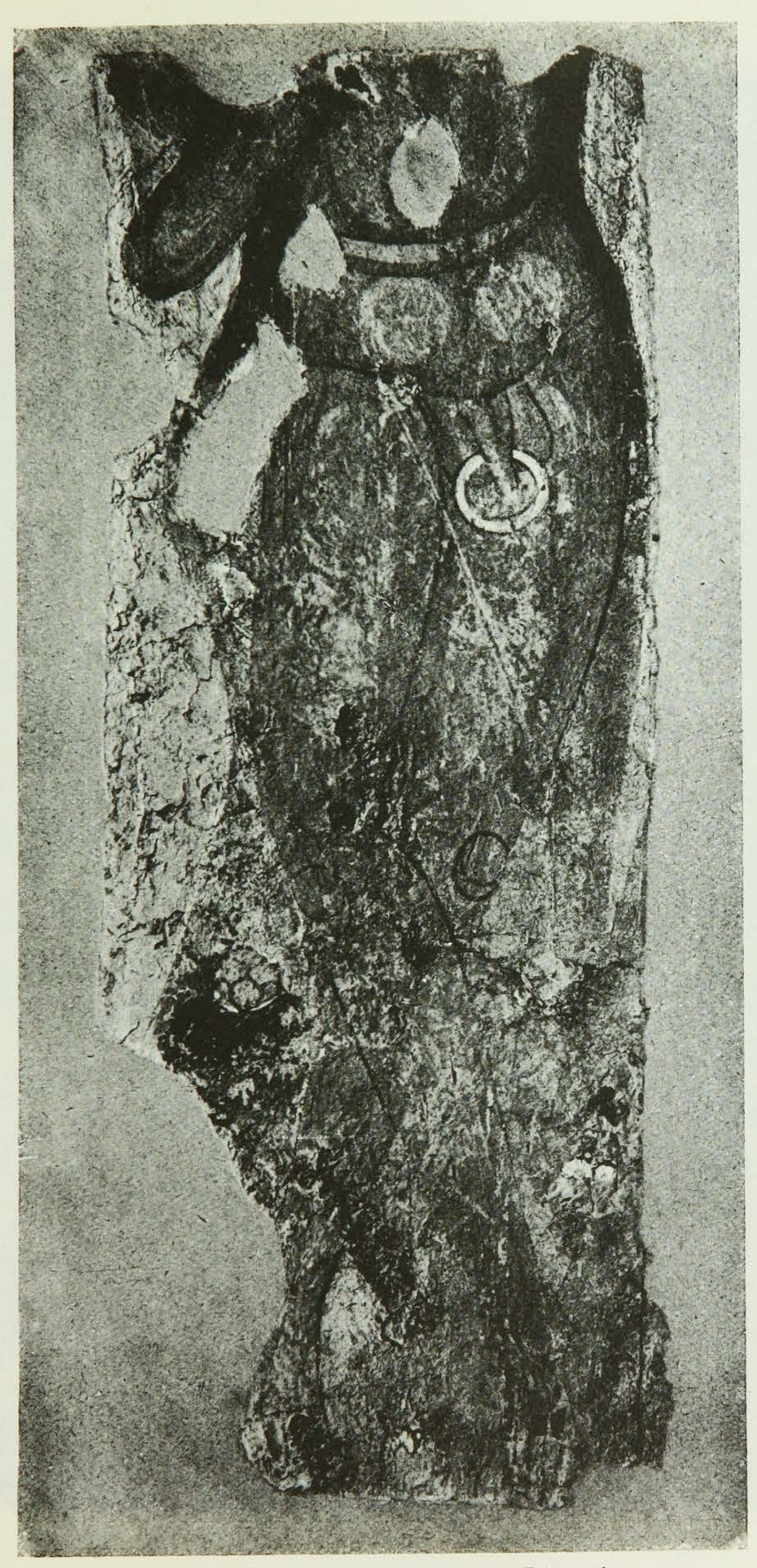
IRELAND

BY

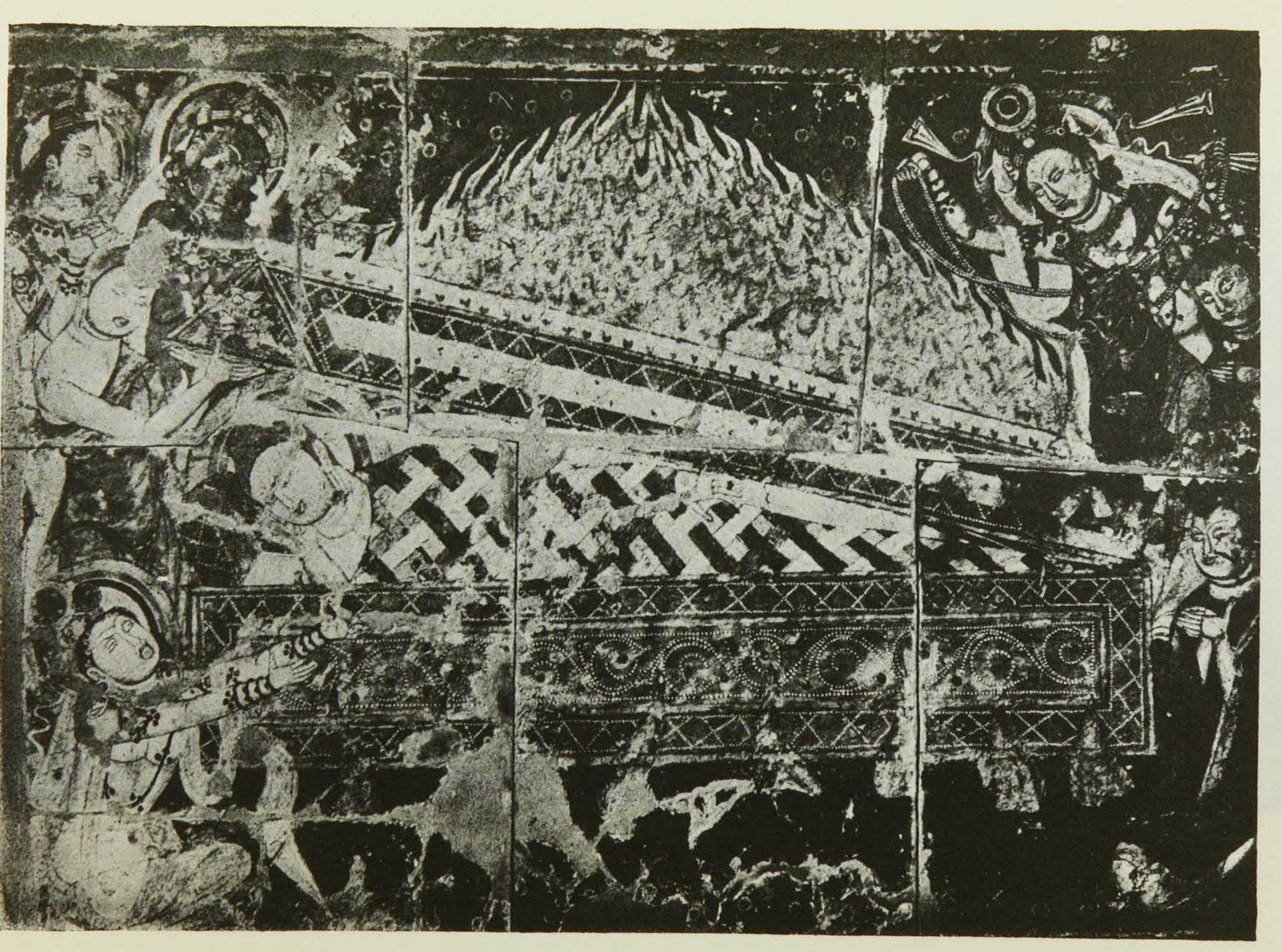
GERTRUDE STEIN

Peas porridge hot
Peas porridge cold
Peas porridge in the pot
Nine days old.
Have soldiers there
Have niggers here
Have suppers everywhere
We forbid fear.
Have butter hot
Have sugar cold
Have water in the pot
To love the bold.
Have nieces squeak
Have voices thin
Have girls have a horse
Have a day win.
Have a viscount for me
Have a release
Have a suggestion then
Of a betise.
Have a real odor
And the respect
Have a collection then
Of the way that,
Of the way that you know
How to rule me
Have a way to say now
We are what then.
You are it is a muss
You are polite.
I dont say this of you
No not to-night.
And it is true indeed
That we can sing.
We of our country dear
Liberating.

*



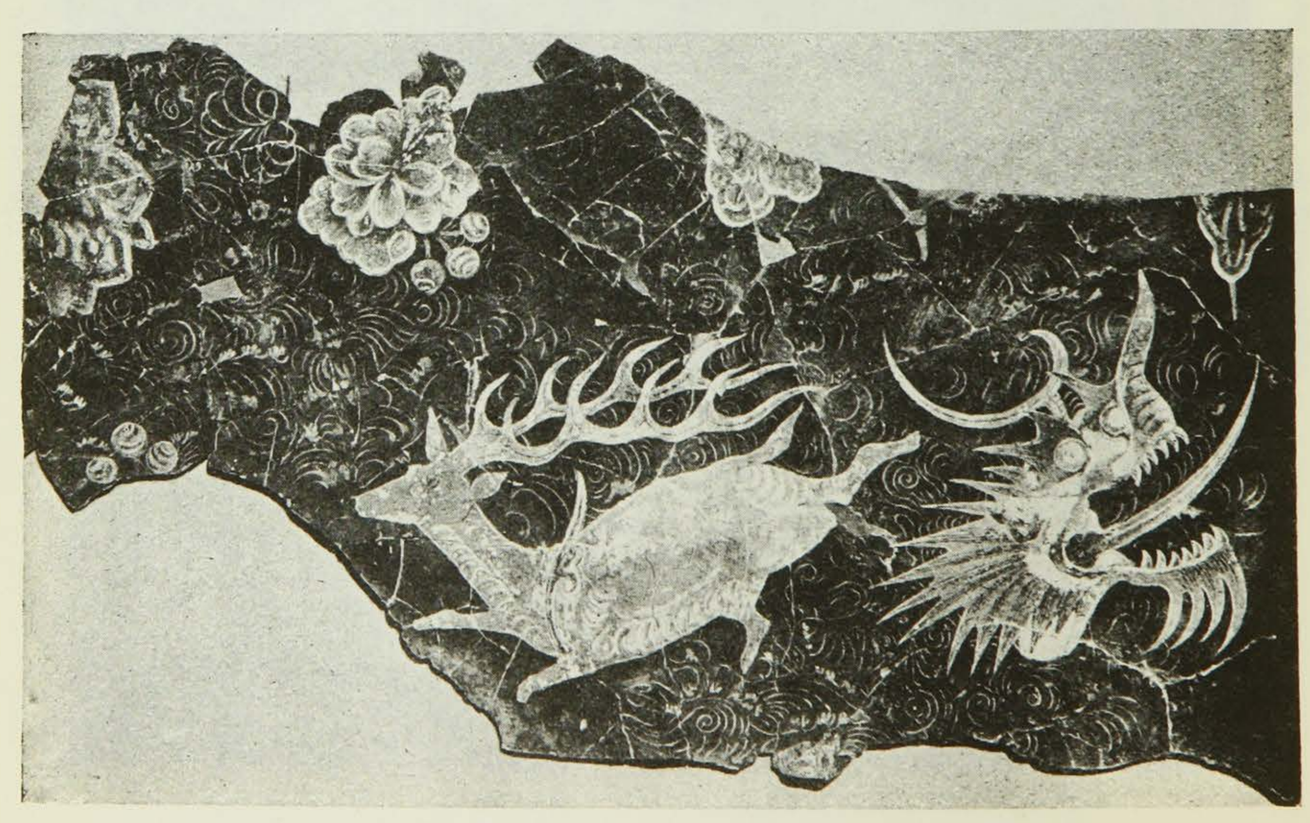
Jaina Asket von der Sekte der Digambaras
Aus: Le Coq, Buddh. Spätantike in Mittelasien (Vlg. Dietrich Reimer, Berlin)



Verbrennung der Leiche des ins Nirvana eingegangenen Buddha



Ajâtaschtru wird der Tod Buddhas angezeigt



Stücke eines freskobemalten Estrichs
Aus: Le Coq, Buddh. Spätantike in Mittelasien (Vlg. Dietrich Reimer, Berlin)

COCKTAILS

By

*ROBERT VERMEIRE *)*

Mixer of the Embassy Club

Cocktails were first introduced in America more than a hundred years ago; but their exact origin is rather a mystery. Many stories are told to account for the bulk of the cocktail. The one generally accepted is:

The squire of a little country inn was very proud of his beautiful daughter, and he was equally fond of a magnificent prize-fighting cock. The bird suddenly disappeared and could not be found anywhere. Weary of searching the country round, he swore and told everybody in the village that the man who brought the cock back alive would be allowed to marry his daughter.

Many days passed, until one summer morning a young cavalry officer rode into the village, stopped in front of the inn, and handed the cock back to its owner.

The squire, full of joy, produced drinks that all might toast the tail of the cock, who had not lost a single feather. His daughter, either by accident, or from excitement at the sight of her future husband, mixed whisky, vermouth, bitters and ice together. Everybody liked this delicious concoction so much that it was christened on the spot " Cocktail. "

The officer introduced the " cocktail " amongst his fellow officers, and soon it became known to the entire American Army. Gradually its reputation grew, and the cocktail became famous all over the world.

The cocktail habit is now well established. Men started to drink them first, women took to them afterwards, and, as they are more difficult to please, expert mixers have to invent all kinds of new drinks to satisfy the feminine taste. The war has also helped a great deal to make cocktails popular in England and Europe. Our Canadian friends and American allies wanted their cocktail over here just as in their " own home town, " and they are as good judges of cocktails as the Frenchman is of wine, or the Englishman of whisky or beer.

Doctors say that excessive cocktail-drinking stimulates a false appetite and is ruinous to the health. Experienced bar-tenders admit that it is the excess of cocktail drinking that is dangerous. One or two cocktails before a meal form an excellent stimulant; but it is just as well to remember the old French saying: *" Il ne faut jamais abuser des bonnes choses."* (" Never abuse a good thing. ")

The mixer, either amateur or professional, should always bear in mind that no standard measures or glasses exist for cocktails and other mixed drinks. The author has adopted certain measures and glasses, the capacities of which are here explained beforehand.

Gill or Noggin. The standard measure adopted in this book is the Gill or Noggin (= 0.142 litre), a recognised measure when dealing in wines or spirits. Four gills = one pint = 0.568 litre.

The glasses described in the numerous recipes are:

The cocktail-glass, which contains about half a gill of liquid. The mixer should be very careful when $1/2$, $1/3$, $1/4$, $1/5$, $1/6$ or $1/8$ are mentioned in a

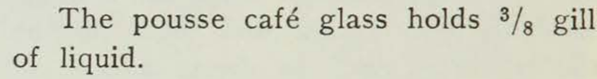
*) Vorwort zu dem Buche "Cocktails how to mix them, by Robert of the Embassy Club", London, Herbert Jenkins, 1922.

cocktail recipe; that means $1/2$, $1/3$, $1/4$, etc., of the capacity of the cocktail-glass. For instance, a cocktail which is made of half gin and half vermouth has $1/2$ the quantity of a half-gill measure or $1/4$ gill of gin and $1/4$ vermouth.

The wine-glass measures twice as much as a cocktail-glass, that is to say one gill of liquid. The small wine-glass contains $3/4$ gill of liquid.

The tumbler which is used for long drinks, such as coolers, egg noggs, fizzes, highballs, etc., holds two gills, or half a pint of liquid.

The liqueur glass contains $1/4$ gill of liquid, but liqueurs are now generally served in a large glass. A cocktail-glass filled up by one-half only is very suitable.



The pousse café glass holds $3/8$ gill of liquid.

The crusta glass is similar in size to the small wine-glass.

The mint julep glass is a large glass shaped like a bowl; it holds half a pint.

It is also necessary to explain a few terms adopted in this work:

Stir up a drink means mixing the drink with a long, thin spoon (bar spoon) by whirling it round smartly until the ingredients are absolutely cold. This is generally done in the bar glass, a tall and thick glass with a strong bottom. Some mixing glasses fit the shaker, others have a lip for pouring-out purposes and to avoid spilling the liquors.

Shake a drink means fastening the shaker into the bar glass or the two nickel receptacles one into the other. Hold in both hands and shake up and down until the ingredients are properly mixed and cold enough.

Gert Wollheim

To strain a drink, fit the strainer into the mouth of the bar glass or shaker, and pour the drink into the serving glass, holding back the ice. Some shakers have a strainer fitted in the top; but they are not to be recommended, the straining taking too much time.

To squeeze Lemon Peel on top, take a piece of lemon peel, twist it between the fingers over the drink to extract the oil and throw the peel aside. The lemon peel should only be put in the glass when specially required, and also in a few drinks where mentioned in this book. Some mixers prefer squeezing the lemon peel in the glass before pouring the ingredients into it; this is merely a matter of taste.

A dash of Bitters is equal to $1/3$ of a teaspoonful. There are between 16 and 18 teaspoonfuls in a cocktail glass ($1/2$ gill measure).

When mixing drinks there are certain things that should always be remembered:

1. Use clean ice, and handle with the ice scoop. Artificial ice is more economical than natural ice, it is not so slimy and keeps clear.

2. Use the best brands of liqueurs. It is impossible to mix a good drink when using materials of poor quality.

3. Minerals should be kept cold enough to be served without ice. Syphons should never be kept on ice, as they may explode when subjected to a sudden change of temperature.

4. Use plain Syrup, that is Sugar Syrup, or even Gum Syrup, in preference to powdered sugar. The Syrup mixes better with the drink. It should, however, be borne in mind that certain drinks are always prepared with sugar, i. e. the old-fashioned cocktail, the Champagne Cocktail, the Collins', etc.

5. Bitters, Cordials and Syrups should be used with the greatest care. A little too much changes the entire taste of a drink, spoiling instead of improving it as it should do. They should be kept in a moderate temperature, but not put on ice. Care should be taken to prevent insects from entering the mixing bottles. When using the mixing bottles (also called bitter bottles) keep one finger on the stopper to prevent it dropping into the mixing glass or shaker.

6. Fruits and fruit juice should be kept cool to preserve their freshness. Fruits cut in slices should be handled with a fork, and when used for ornament in a drink they should be placed on the top in a tasteful manner, then add a spoon and straws.

7. When using eggs for drinks always break the egg in the shaker first, or in a separate glass to make sure it is fresh, and thus avoid spoiling a mixture already prepared.



George Grosz, Exzentrik — Zeichnung

8. Milk used for mixing drinks should be rich, and never boiled beforehand.

9. While mixing always bear in mind the right ingredients and the exact proportions. Most bar-tenders start by putting the ice in the mixing glass, or shaker first; then come the bitters, fruit juice, egg and the liqueurs (the heavier ones first). It really matters little in what order the ingredients have been put into the shaker, as they are all well stirred up or shaken before being strained into the glass and served.

Utensils.

The professional mixer of cocktails who produces hundreds in the day requires the following utensils, which should always be at hand:

1. A $\frac{1}{2}$ gill, a $\frac{1}{4}$ gill, a $\frac{1}{5}$ gill and also, if possible, a $\frac{1}{6}$ gill measure.

2. A mixing or bar glass and a mixing spoon.

3. A shaker, that is to say a pair of nickel receptacles which fit one into the other. (The bar glass should also fit into the largest receptacle.)

4. A strainer with a sprig that fits into the mixing glass and the shaker.

5. Five decanter bottles with stopper filled with:
   Orange Bitters.
   Angostura Bitters.
   Brown Curaçao.
   Absinthe.
   Plain or Gum Syrup.

Sometimes a sixth Bitter decanter is filled with Grenadine or Raspberry according to necessity.

6. A lemon knife and a squeezer.

7. A muddler to crush sugar, fruit and mint.

8. A corkscrew and a mineral-water opener.

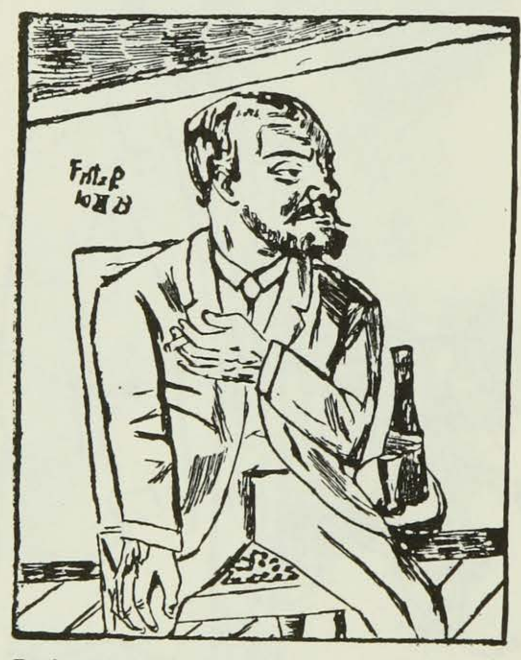
9. A machine to chop the ice, an ice pick, and a scoop or tongues to handle the ice.

10. A fork and spoon for handling fruit.

11. Straws and wooden picks for cherries and olives put in the cocktail-glasses.

12. A nutmeg grater, salt, red pepper, vinegar, tomato ketchup, Worcester sauce, eggs, milk, lemons, oranges fruit according to season, and sugar.

The amateur can do quite well with numbers 1, 2, 3, 4. The other necessary utensils can be found in any ordinary kitchen.



Beckmann Radierung

The Cocktail at Home.

Many people wish to enjoy at home what they have enjoyed out—but how? There is no book on sale in this country dealing with cocktails, at least, I have not been able to discover one.

It is possible to perfect quite a good selection of excellent cocktails at home. To assist the amateur mixer, I give a few hints. For one thing no one desires to fit up a bar at the end of his dining-room, consequently I indicate what may be done with comparatively few bottles of materials.

The „gentleman mixer" should keep on his sideboard:

1. A bottle of Dry Gin of superior quality.
2. A bottle of matured Scotch Whisky.
3. A bottle of good Cognac Brandy.
4. A bottle of mild Pale Sherry.
5. A bottle of best French Vermouth.
6. A bottle of Italian Vermouth.
7. A small bottle of Angostura Bitters.
8. A small bottle of Orange Bitters.
9. A bottle of plain Sugar Syrup, Gomme or Orgeat.

10. A bottle of Orange Syrup.

11. A bottle of Grenadine or Raspberry Syrup.

Eleven items may look formidable, but most of them will be found in any ordinary household. The Syrups and Bitters can be obtained for the price of a couple of bottles of Whisky. Orange Syrup is a cheap substitute for Curaçao; Sugar Syrup or Gomme should be used instead of Sugar.

Needless to say, one has generally handy at home, lemons, oranges, tangerines, pine-apple (tinned), mint, eggs, milk, cream and soda water. This would allow anyone to sample at home such wonderful concoctions as the: Bamboo, Bennett, Blenton, Brandy, Bronx, Clover Club, Clover Leaf, Cooperstown, Diabolo, Gibson, Harvard, H.P.W., Houla-Houla, Inca, Old-Fashioned, Orange Blossom, Perfect, Queen's, R.A.C., Rob Roy, Royal Clover Club, Spanish, Sunshine, Thistle, Tipperary, Trocadero, Velocity, X.Y.Z., Yellow Rattler and Wax Cocktails, besides various kinds of cobblers, cupps, egg noggs, flips, fizzes, etc. etc.

Although I call this book *Cocktails: How to Mix Them,* I have included particulars as to the preparation of many other drinks, such as cobblers, coolers, crustas, cups, daisies, egg noggs, fizzes, flips, frappés, French apéritifs, highballs, invalid drinks, juleps, lemonades, pousse cafés, punches, rickeys, sangarees, slings, smashes, sours, toddies, etc.

*

THEOKRIT
DAFNIS UND DIE HIRTIN

Ein Fragment*)

Hirtin: Die schlaue Helena hat Paris geraubt, auch so ein Rinderhirt.

Dafnis: Ganz gern läßt Helena sich küssen vom Rinderhirten!

Hirtin: Halt den Mund, du kleiner Satyr. Küsse sind nichtig.

Dafnis: Es ist auch in nichtigen Küssen süßeste Wollust!

Hirtin: Den Mund spül' ich mir, und spucke aus den Kuß!

Dafnis: Du spülst dir die Lippen! Komm, laß mich noch mal küssen.

Hirtin: Dich wird's gut kleiden, Kühe zu küssen, kein unberührtes Mädchen!

Dafnis: Bild' dir nichts ein! Schnell geht vorbei, wie ein Traum, deine Blüte!

Hirtin: Nun, aus Weinbeeren werden Rosinen; auch verblühte Rosen sind lieblich.

Dafnis: Komm doch, hier unter die Ölbäume, ich will dir ein Wörtchen sagen.

*) Entstanden etwa 280—260 v. Chr.

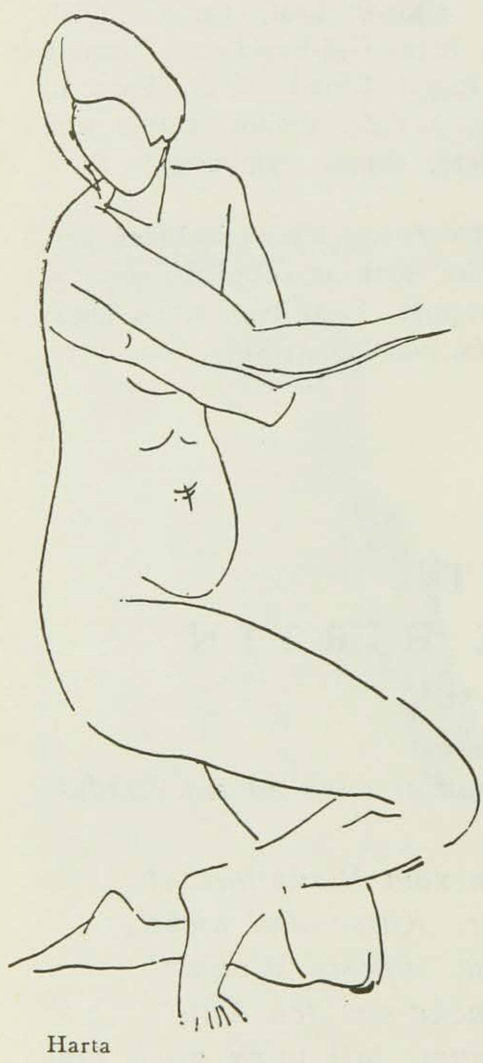
Hirtin: Keine Lust! Schon neulich wolltest du mich betören mit hübschen Wörtchen.

Dafnis: Komm hier unter die Ulmen, und höre meiner Flöte zu!

Hirtin: Spiel dir selber was vor, ich mag dein Gepiepe nicht.

Dafnis: Du! Du! Scheue die Rache der Venus! Du bist auch bloß ein Mädel!

Hirtin: Die Venus kann mich gern haben. Mir ist Diana gnädig!



Harta

Dafnis: Sprich du nur! Sie trifft dich doch, und gehst ins Netz, wie alle!

Hirtin: Mag sie treffen, wen sie will. Diana schützt mich, sag' ich dir!

Dafnis: Nicht entrinnst du dem Liebesgott, dem noch keine Jungfrau entronnen!

Hirtin: Ich entrinne ihm, beim Pan! Du aber sollst immer das Joch tragen.

Dafnis: Ich fürchte nur: er wird dich einem wertlosen Mann verleihn!

Hirtin: Viele haben fein um mich geworben — meinen Sinn hat noch keiner betört.

Dafnis: Einer auch ich, von den vielen, komme her als dein Freier!

Hirtin: Auf mich rechne nicht, mein Lieber. Heiraten bringt Leid.

Dafnis: Keinen Schmerz, keine Pein bringt das Heiraten — sondern Gesang und Tanz!

Hirtin: Ach Gott, man sagt, die Ehefrauen fürchten sich vor ihren Männern!

Dafnis: Im Gegenteil, sie schimpfen immer. Vor wem sollen wohl die Frauen sich fürchten!

Hirtin: Ich fürchte mich vor den Gebärschmerzen, schlimm ist der Pfeil der Gebärgöttin.

Dafnis: Aber deine Königin ist doch die Diana, die Helferin zur Geburt!

Hirtin: Aber vor dem Gebären fürchte ich mich — das verdirbt mir meine schöne Haut!

D a f n i s : Wenn du aber süße Kinder geboren hast, ein neues Licht der Jugend wirst du schauen!
H i r t i n : Und was bekomm' ich denn für ein hübsches Brautgeschenk, wenn ich j a nicke?
D a f n i s : Meine ganze Herde, mein Wald und Weide sind dein!
H i r t i n : Schwör' mir, daß du nicht nach der Heirat von mir gehst und mich unglücklich machst!
D a f n i s : Nie! Beim hohen Pan! Selbst wenn du mich fortjagen wolltest.
H i r t i n : Baust du mir auch Schlafzimmer, Wohnzimmer und Hofmauer?
D a f n i s : Alles wie du es willst, und aufs schönste!
H i r t i n : Meinem alten Vater aber, was soll ich dem sagen?
D a f n i s : Er wird dir Glück wünschen zur Heirat, sobald er meinen Namen hört! —
H i r t i n : Nun zeig' mir dein Wäldchen, wo das liegt.
D a f n i s : Sieh dort! Wie da blühn meine schlanken Zypressen!
H i r t i n : Weidet, meine Ziegen! Ich will den Besitz des Hirten mir ansehn.
D a f n i s : Graset schön, meine Ochsen, ich will mein Wäldchen der Jungfer zeigen.
H i r t i n : Was machst du denn, du kleiner Satyr! Was greifst du ins Kleid, nach meinen Brüsten?!


Merkel

D a f n i s : Die grünen Äpfelchen, mit Flaum bedeckt, die muß ich kennen lernen!
H i r t i n : Mir wird schwach, beim Pan! Nimm deine Hand heraus!
D a f n i s : Nur Mut, du liebes Mädchen! Was zitterst du! Wie feige!!
H i r t i n : Nun wirfst du mich in die Grube! Beschmutzest meine schönen Sachen!
D a f n i s : Nicht doch! Unter deinen Rock werf' ich dies weiche Ziegenfell.
H i r t i n : O weh! Den Gürtel machst du mir los von der Hüfte! Wozu d a s?
D a f n i s : Der Venus als Erstlingsgabe stifte ich den!

Hirtin: Halt still, du Frecher! Wie leicht kann jemand herkommen! Ich hör' was rascheln!

Dafnis: Deine Hochzeit sagen sich einander die Zypressen!

Hirtin: Mein Mäntelchen hast du zu einem Fetzen gemacht! Jetzt kann ich nackt laufen.

Dafnis: Ich werde dir ein andres Mäntelchen schenken, größer als deines.

Hirtin: Alles versprichst du mir zu schenken! Und schließlich krieg' ich von dir nicht einmal ein Salzkorn.

Dafnis: Wenn ich doch meine eigne Seele noch mit dazugeben könnte!

Hirtin: Diana! Zürne mir nicht! Ich ward untreu dem, was ich dir gelobte!

Dafnis: Ein Kälbchen werde ich dem Amor opfern, und die Mutterkuh der Venus!

Hirtin: Als Jungfrau kam ich her, als Weib schleiche ich nach Hause —

Dafnis: Aber ein Weib, was Mutter sein wird, und Kinder aufziehn — wenn auch kein Mädchen.

Übersetzt von Gustav Wolff.

*

PASSAGIERE AUF DER „AQUITANIA"

(August 1924)

Von

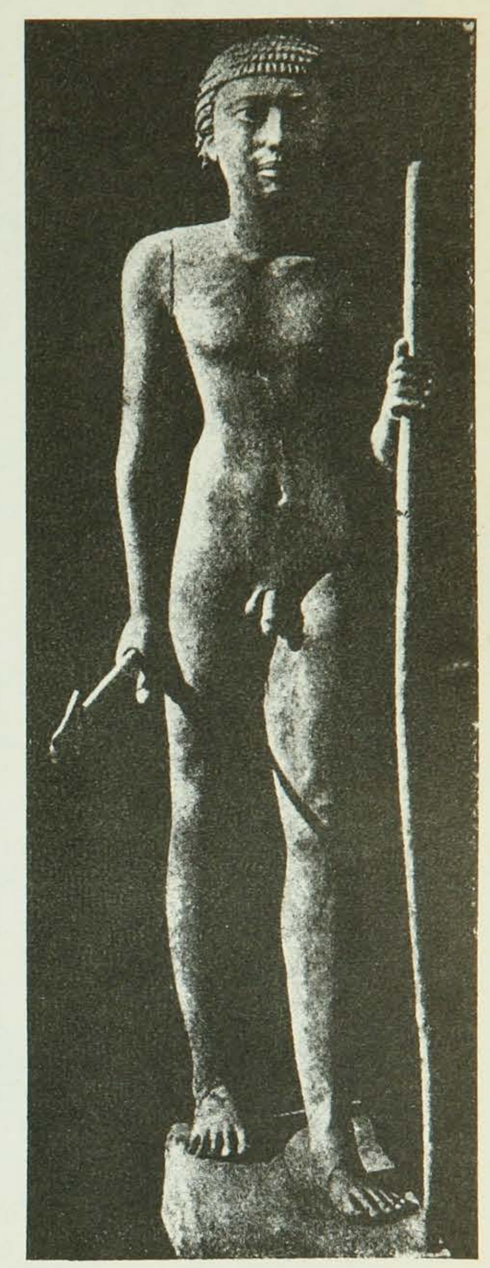
JOSÉ ALESSANDRO

Da sind zehn oder fünfzehn späte vertrocknete Jungfrauen,
Die keusch und züchtig alles im voraus bezahlten,
Fünf Mahlzeiten, Trinkgeld, Hotel.
Tragen ein schwarzes Ledertäschchen mit messing'nem Bügel,
Was man so just auf der Reise benötigt,
Sah'n in zwei Monaten Napoleons Grab, den Papst, Markusplatztauben,
Cochonnerien in Paris, Berliner Perverses,
Schreiben ein Tagebuch, herausnehmbar sind die Blätter,
Und haben 'nen Atlas.
Tragen ein Kneiferschnürchen,
Massives Silber, vergoldet, an güldenem Knopf,
Nehmen um sechs Uhr früh englisches Fruchtsalz,
Mit pünktlicher Wirkung um viertel nach sieben.
Schlafen in Innenkabinen zu viert.
Bringen fünf Dollars mehr zurück, als sie vorher besaßen,
Denn sie riskierten ein Spielchen in Monte,

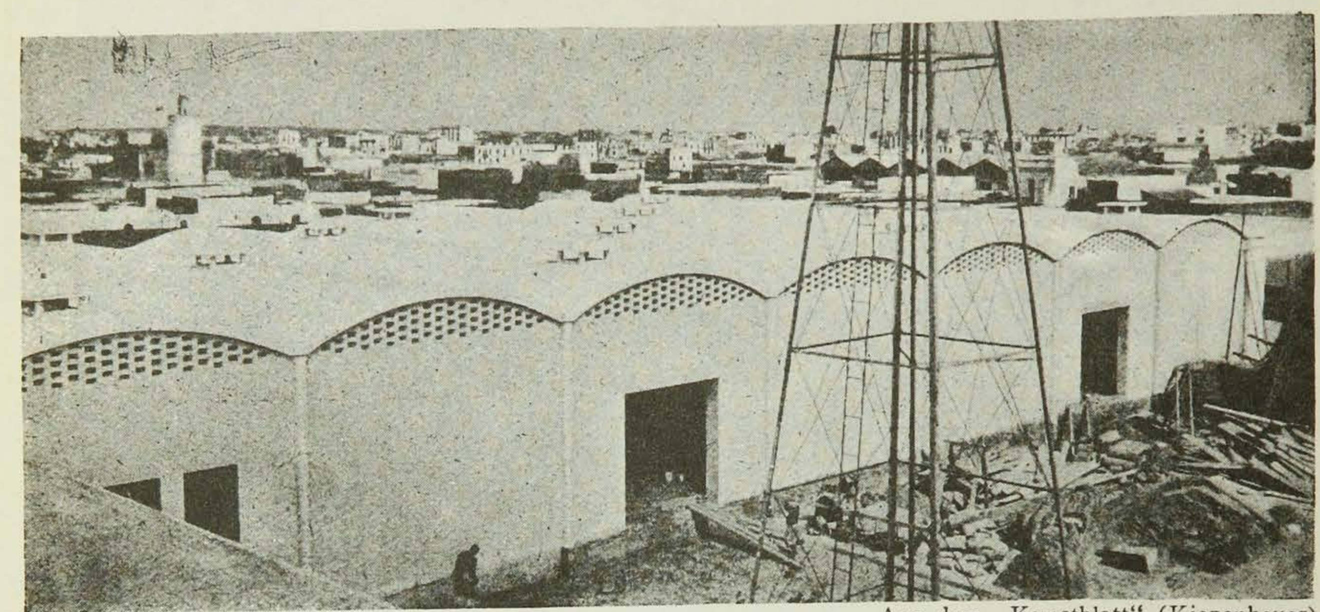


Aegyptische Holzfigur
(Propyläen-Kunstgeschichte)

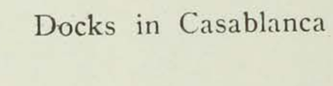
Wide World Photo
Ida Schnall im Badekostüm schlittschuhlaufend, New York



Aegyptische Holzfigur
(Propyläen-Kunstgeschichte)



Aus dem „Kunstblatt“ (Kiepenheuer)

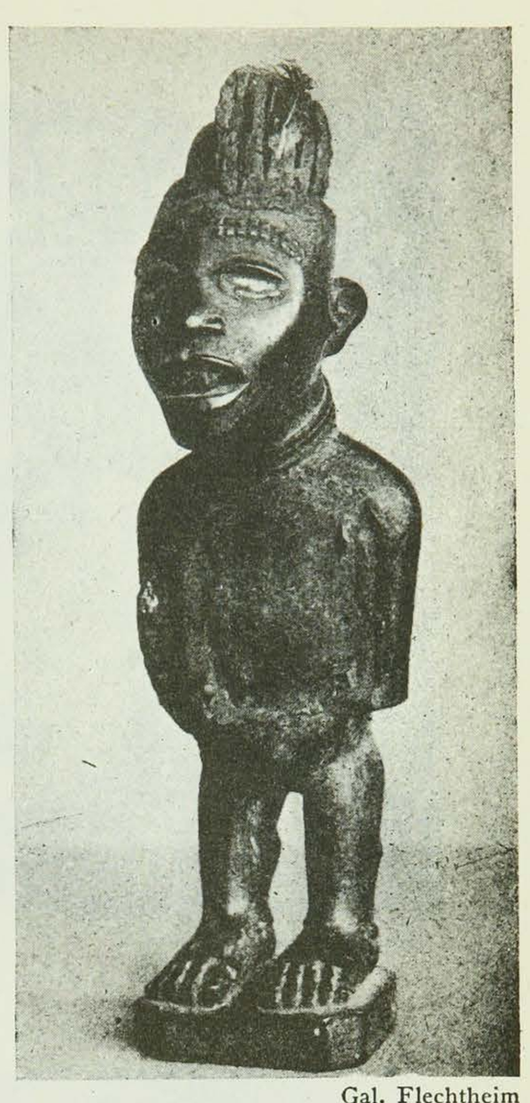


Docks in Casablanca

Oase in Marokko



Junge vom Riff (Marokko)



Gal. Flechtheim

Wajunıba-Plastik (Kongo)

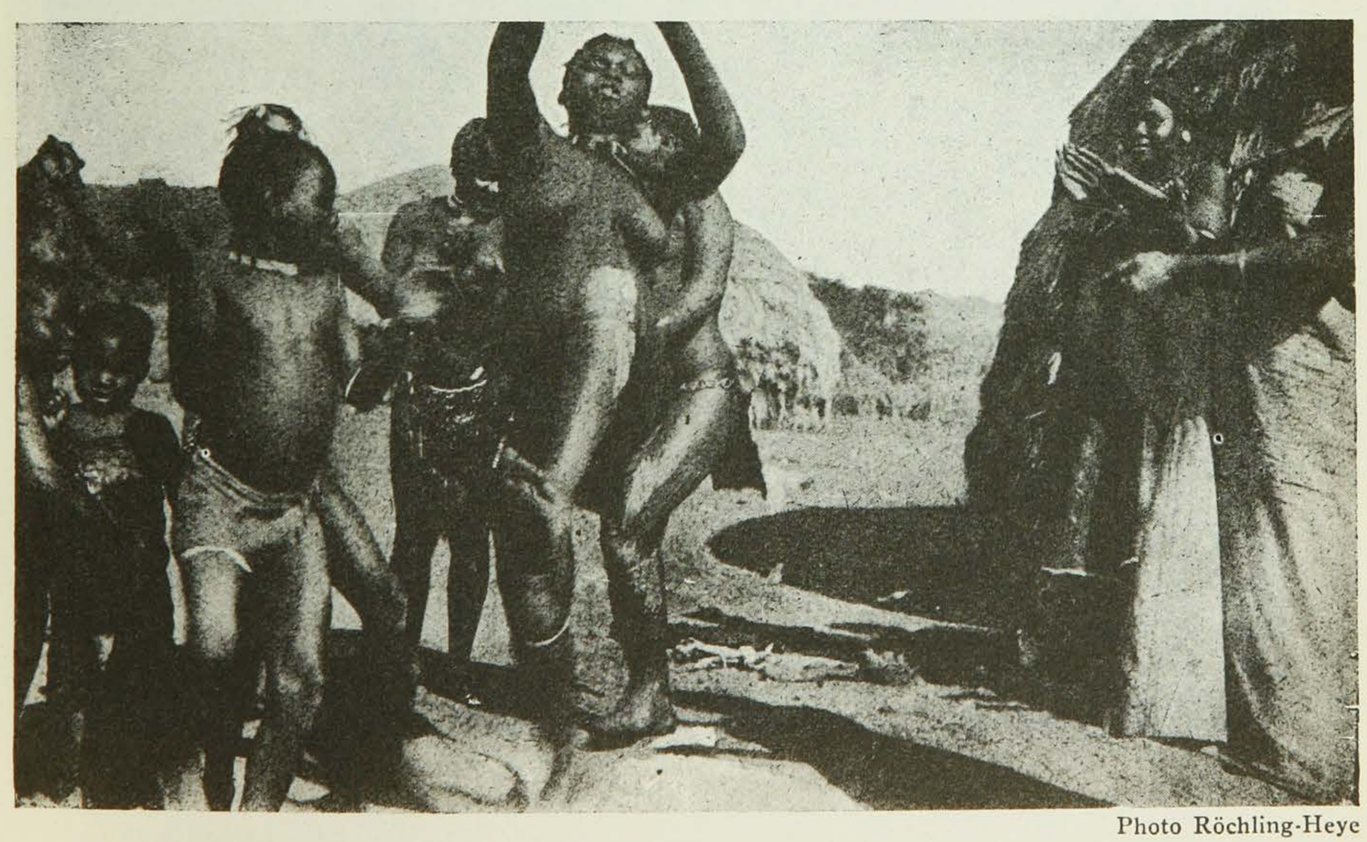


Photo Röchling-Heye

Freudentanz in Südmarokko

Kopenhagen, Slg. Hansen

Edouard Manet, 1878

Stockholm, Slg. Prinz Eugen

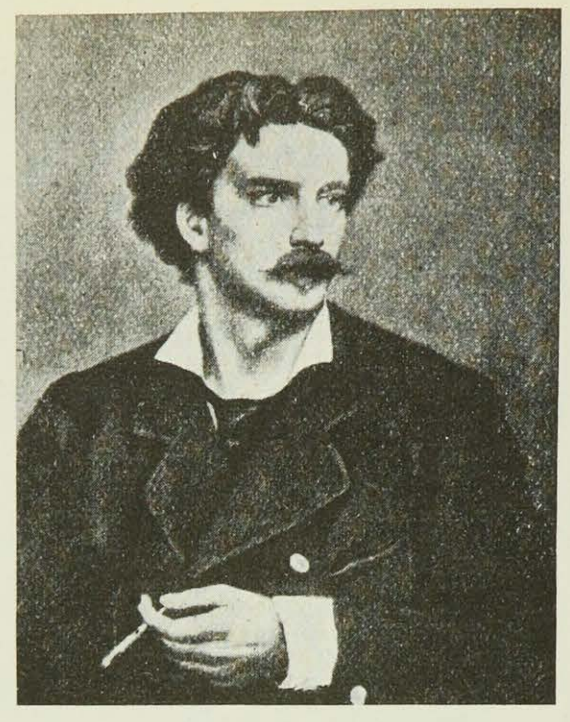
Nils v. Dardel, 1914

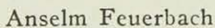
Alle partizipierend, erprobtes System.
Fragen den captain, wie er im Dunkel das Schiff lenkt,
Sind immer voyeurs und ab und zu machen sie: Och!
Kehren zurück, jungfräulich züchtig und rein und
„Oh, had such a marvellous time."

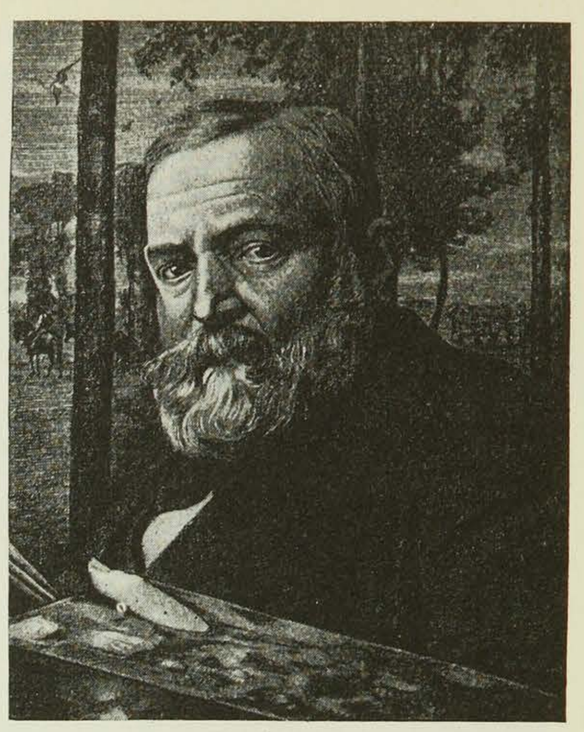
Sie ist ein Star immer an der anderen Seite,
Hat vier Innovationkoffer, zwei Rindledersuitcases mit Krone,
Schmucktasche niemals verläßt sie,
Ein rosa nightgown befindet darin sich zerknüllt,
„Be prepared" ist ihr Wahlspruch.
Ihre Jungfer versäumte das Schiff, quel malheur.
Ein Fetter, Beleibter bringt sie an Bord,
Sie trägt 'nen Schleier,
Der Mann heißt Meier.
Ein letztes: Bye, bye lieber Graf.
Dann sieht sie 'nen andern,
Um nachts am Bootsdeck zu wandern,
Nur bis vor die Kabine,
Und niemand weiß,
Sie zahlt den Minimumpreis.
Sie ist oft seekrank,
Lässigkeit ist so becoming,
Am letzten Abend ist sie besoffen,
Und verliert ihre Smaragden
Oh the dreadfull people you meet on these liners,
Reist zweimal im Jahr,
Denn sie liebt die Bewegung —
Des Schiffes.

Des Morgens trägt er weiße Wildlederschuhe, mit Braun eingefaßt,
Und knickers,
Wechselt zum lunch zu grauen flannels und buntem foulard,
Liest den Scetch und die Vie parisienne;
Schiffspapiere nennen Geburtsort: Nahe Kötzschenbroda.
Lehnt über die Reeling
Und zeigt in Deckstühlen Sitzenden Ahnung schwellender Muskeln.
Ist sehr exclusive, macht wenig Bekanntschaften,
Wo ein Spielchen er wittert, läßt er sich nöt'gen.
Des Abends trägt einen Frack er mit Hüfteneinlagen,
Und weiße Gardenie,
Gähnt halbgeschlossenen Auges,
Und wird im Hafen verhaftet.

*




Anselm Feuerbach



Hans Thoma

KÖRPERBAU UND CHARAKTER

Von

ERNST KRETSCHMER

„Die Kunst ist der menschliche Ausdruck der Zufriedenheit mit den Schöpfungen Gottes und des Wohlgefallens an ihnen" (Hans Thoma, Im Herbste des Lebens).

„Die Kunst ist eine strenge göttliche Geliebte, sie steht der irdischen immer im Wege" (Anselm Feuerbach, Ein Vermächtnis).

Man denkt sich die körperliche Außenseite des Menschen gewöhnlich wie eine Art zufälliger Verpackung, die über den geistigen Inhalt nichts aussagt; man besieht sich lange und nachdenklich die dunkle Flasche und wüßte gerne, was sie enthält. Nun — ganz sicher ist es auch nicht zu wissen.

Immerhin — wir wollen einmal einigen erfahrenen Menschenkennern, die sich etwas im Leben umgesehen haben, die obigen Aussprüche über die Kunst vorlegen und dazu die beiden Porträts, ohne daß sie die Namen wüßten. Ich glaube: das Wohlgefallen und die Zufriedenheit mit dem lieben Gott und seiner guten Erde würden doch die meisten dem behäbigen, untersetzten Herrn mit dem großen Kopfe zuschreiben, dem runden, breiten Gesicht, das aus dem weichen Vollbart uns anblickt. — Das Ideal aber, die strenge metaphysische Göttin und den ewigen Zwiespalt im Herzen dem schlanken Mann mit dem muskelstraffen, aufgereckten Hals, dem zarten Gesichtsoval und der schmalen, scharfgeschnittenen Nase.

Und wenn man es den beiden Zitaten noch nicht anmerken würde, so würde man es in den beiden Selbstbiographien auf jeder Seite spüren: hier der sonnige Humor, die Kinderfreude, das behagliche, naive Umherschauen unter den Dingen und Menschen — viele Jahre der Not, des Drucks, der Verkennung und bösen Beschimpfung haben nichts weiter hinterlassen als ein gemütliches Schmunzeln über die bösen Kritiker, die ihn doch beinahe in der Erinnerung noch etwas geärgert hätten; — weiterhin nichts mehr als „ruhige Zustände beharrlichen Friedens", „ein kleines, bescheidenes Heim", „die Sonne der Liebe", „Ruhe, Zufriedenheit, stille frohe Arbeit", Friede, Friede.. „Vorgestern wars schön, gestern auch, heute noch, morgen wirds wieder so sein und auch übermorgen; oder: ich habe gemalt, ich male und ich werde malen."

War denn Feuerbachs Leben nicht genau dasselbe: hohe Begabung, jahrelange Jugendstürme mit Erfolg, Kampf gegen die Öffentlichkeit, bitterer Kränkung und Verkennung und doch immer wachsendem Glück, Ruhm und ehrenhaften, sicheren Lebensmöglichkeiten?

In demselben äußeren Lebensschema sehen wir dort, bei Thoma, den behaglich eingenisteten, sinnenfrohen Erdenbürger, dem das Schicksal wie Regen und Sonnenschein einem guten Landmann vorüberzieht — hier aber Feuerbach: ein Titan im Kampf mit der Hölle, das Ideal, das erhabene Ich, kalt, hassend, feuerspeiend — stilklare, adlige Höhe und Einsamkeit, feierliche ferne Antikenschönheit — der Übermensch mit der kalten, höhnenden Verachtung — und doch ganz nervenzart, schutzlos, menschenscheu, voll innerer Wunden, vor jedem kritischen Hundegebell bis zum Verfolgungswahn sich zusammenkrampfend — der Zerrissene, der Gespaltene, der nie den Frieden mit der Wirklichkeit finden kann.

Bei Thoma geht es nie so tragisch zu, wenn er gleich auch viele Heldenträume und Idealfiguren gemalt hat. Sie sehen aber öfters so aus:



Es ist schon so: in andern Körpern wohnen andere Seelen. Und auch Shakespeare lobt die wohlbeleibten Männer mit den glatten Köpfen, weil sie nachts gut schlafen, und er wünscht dem hageren Hasser Cassius, daß er etwas fetter wäre.

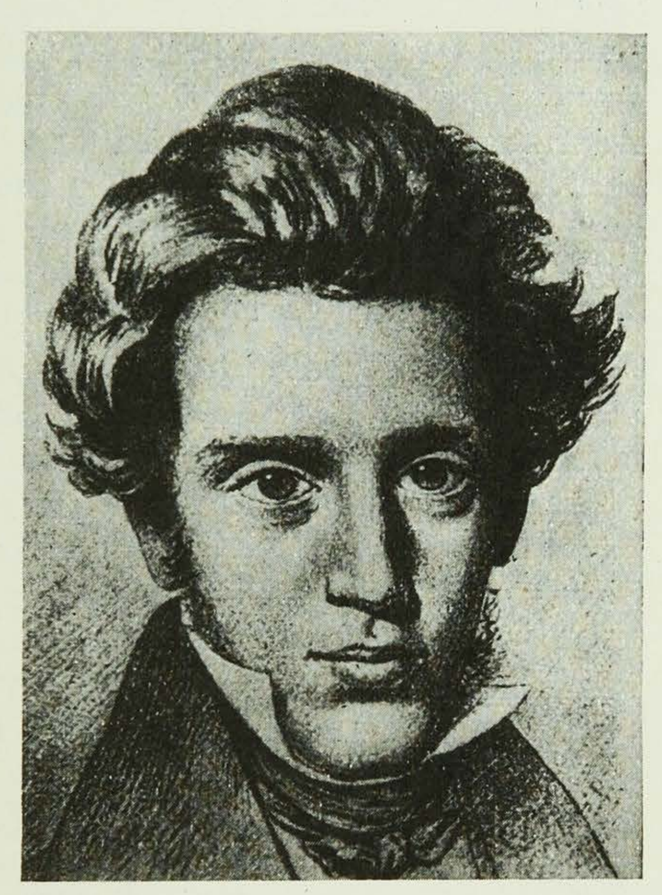
Hier kann es nicht meine Aufgabe sein, all den reichverzweigten und vielgespaltenen Beziehungen zwischen körperlicher und seelischer Veranlagung nachzugehen, wie sie sich im einzelnen in meinem Buch über Körperbau und Charakter[1]) dargestellt finden. Wir folgen einer Reihe verschlungener Fäden von Vererbung, Körperbau, Körperfunktion, Temperamentsanlage und gewissen seelischen Erkrankungsrichtungen. Hier, bei dem letzten Punkt, an den Psychosen wird der Zusammenhang am leichtesten faßbar und kann von da in breiten Serien in das Seelenleben der Gesunden hinein verfolgt werden. Hier finden wir auf der einen Seite jene zirkulären oder manisch-depressiven Naturen — bei den Gesunden nennen wir sie Zyklothymiker —, Menschen mit dem tiefen, weichen, periodischen Wellenschlag ihres Gemütslebens, der sie ohne äußeren Anlaß, ganz nach inneren Gesetzen bald auf die Höhe heiteren, beweglichen Selbstgefühls schaukelt, bald in ein hoffnungsloses Wellental von Schwermut und Verzagtheit hinunterschlingt. Nicht alle schaukeln sie, manche — die hypomanischen Temperamente — sind immer oben: spaßig, betriebsam, flottenergisch und von naivem Selbstgefühl — oder sie wiegen sich als „syntone" Menschen in der Mittellage einer ruhigen, besonnenen, realistisch-humoristischen Lebensauffassung — oder sind auch dauernd schwerblütig verzagt — aber alle sind sie im Grunde weiche, gutherzige, lebensoffene Naturen. Die verschiedenen Temperamente dieser zyklothymen Gruppe findet man vorwiegend im Zusammenhang mit


Lieselotte von der Pfalz. Pyknische Körperform. Hypomanisches Temperament

[1]) Berlin, Springer, 4. Aufl. 1924.

dem pyknischen Körperbau, der sich, neben vielen anderen Merkmalen, durch die Hinneigung zu einer gewissen rundlichen Untersetztheit charakterisiert. Dieser Körperbau ist bei der Mehrzahl unserer behaglichen realistisch-humoristischen Prosaerzähler zu finden: bei Gottfried Keller, Fritz Reuter, Heinrich Seidel, Stifter, Hermann Kurz, Jeremias Gotthelf, bei Goethes Mutter und der köstlichen Lieselotte. Die Periodenschwankungen des Gemütslebens bei Goethe, Wilhelm Busch, Reuter und Kurz liegen nahe dabei.

Gehen wir nun wieder von der krankhaften Karikatur aus und orientieren uns an ihren verstärkten Strichen über die leisen Tönungen der gesunden Temperamente, so finden wir auf der anderen Seite die Schizophrenie oder das Jugendirresein — die Psychose Hölderlins: ein gesteigert zartes, nervös sensibles, träumerisches Aufblühen einer idealistischen, wirklichkeitsfremden Innenwelt und dahinter ein katastrophenhafter Zusammenbruch bis zu äußerster seelischer Indolenz und Erkaltung. Zartheit und Kühle — und über beide Gegenpole spannt sich der „Autismus", das In-sich-Hineinleben, das Alleinsein in seinen eigenen Idealen, Theorien, Prinzipien, Erfindungen, Religionen, Erlösungen und Märchenträumen. Und so finden wir unter den gesunden „Schizothymikern" einerseits jene zarten, feinsinnigen, aristokratischen Hölderlinnaturen, Romantiker, Pathetiker, Stilkünstler; andererseits — scheinbar gegensätzlich und doch so innerlich verwandt: kalte, zähe Fanatiker, Despoten, Revolutionäre — beide im Kampf mit der Wirklichkeit und den Kontrasten des eigenen Innern — und zuhinterst die Opfer dieses Schlachtfeldes: ein Heer von barocken Sonderlingen, Affektlahmen, Bummlern und Gescheiterten. — Die Schizothymen haben vorwiegend eine andere Körperlichkeit als die Zykliker: sie sind „leptosom", von zartem Schmalwuchs, scharfer Nase, dichtem Haupthaar und spärlichem Bart — oder sie sind ath-



Kierkegaard. Schizothymiker mit leptosomem Körperbau

letisch, knochenkräftig, schlank und muskelderb — oder sie verraten die Disharmonik ihrer inneren Anlage auch in mannigfachen „dysplastischen" Unebenmäßigkeiten ihres körperlichen Aufbaus. — Schiller, Platen, Hölderlin — Robespierre, Calvin, Savonarola. —

„Geprägte Form, die lebend sich entwickelt". Eine feste Formung bestimmter Seelen in bestimmten Körpern. Bürger und Heroen, Gesunde und Wahnsinnige dieselben naturgesetzlichen Motive variierend, die aus dem dunklen Grunde des Lebens aufsteigen, jeder nach den Urworten des Goetheschen Dämon in der Bahn seiner Gestirne das Gesetz erfüllend, wonach er angetreten. Wir können uns die geprägte Form unseres Seins nicht wählen. — Und wenn der Schmale, Zarte und seelisch Gespaltene mit Bedauern, Sehnsucht und ein wenig Verachtung hinüberblickt nach den naiven Erdenfreuden des Pyknikers — und wenn der rundliche Humor des Wirklichkeitsmenschen schmunzelnd die Achseln zuckt über den Fremden und Seltsamen, der nicht lachen und weinen kann, dessen Leiden und Schwäche er nicht fühlt und dessen erhabene Größen er von ferne bewundert:

Sie verstehen sich nicht, sie wollen jeder die Wonne und die Bitterkeit ihrer eigenen Anlage selbst durchleben; und wenn sie anders wollten, so könnten sie es nicht; sie drehen sich alle wie die Planeten um das Schicksal, das sie geformt hat, und um sich selbst, um die große, feste Synthese ihres körperlichen und seelischen Seins. Nicht starr, aber geprägt, zielstrebig in lebender Entwicklung.

DIE PFEIFE „E. X. 4"

Von

ILJA EHRENBURG

Wer sich einbildet, eine neue Pfeife einzurauchen sei nicht schwerer als etwa ein neues Haus trockenzuwohnen, der irrt sich. Das letztere kann jeder,. abgesehen vielleicht von einem Rheumatiker. Eine Pfeife einrauchen können — das ist nur wenigen gegeben. Keinerlei gedruckte Traktate, keine geistreichen Anweisungen seitens der Herren Tabakgrossisten sind hier imstande, fehlende Begabung zu ersetzen. — Wenn der Säugling in der Wiege ruhig mit dem Rasselchen spielt — dann ist er prädestiniert. — Wenn er jedoch grundlos weint, lacht, in die Händchen patscht, Fliegen zu fangen versucht und dabei aus der Wiege purzelt, kurz, wenn er sich als ein noch unentfaltetes Bündel menschlicher Leidenschaften geriert, so sollte man ihn besser von vornherein davor bewahren, ein echter Pfeifenraucher werden zu wollen. Man läßt die Versuchung gar nicht erst an ihn herankommen und drückt ihm beim Verlassen der Vorschule ein Damen-Zigaretten-Etui mit parfümierten Liliput-Zigaretten in die Hand. Denn wer eine Pfeife zwischen die Zähne nehmen will, der muß über die höchsten Tugenden verfügen: die Leidenschaftslosigkeit eines Heerführers, die Schweigsamkeit eines Diplomaten und die Kaltblütigkeit eines Falschspielers. —

Es ist daher wohl begreiflich, daß es auf unserem ungestümen Planeten nur eine einzige Stelle gibt, wo man gut eingerauchte Pfeifen findet. Diese Stelle ist natürlich die Insel, die sich Groß-Britannien nennt und von allem übrigen Festland durch Wasser und Weisheit geschieden ist, eine Insel, wo in ungefährdeter Isolierung Millionen von Briten leben, deren jeder einer solchen Insel mit der entsprechenden Anzahl von Dampferverbindungen gleicht.

Unter meinen Pfeifen ist eine, die durch die ganz besondere Schwärze des Holzes und die außerordentliche Zartheit ihres unbeschreiblichen Duftes auffällt. Sie ist nicht nur in England aus der von zahllosen Dichtern besungenen härtesten schottischen Heidekrautwurzel hergestellt, sie ist auch von einem echten Engländer geraucht worden. Ich dürfte sogar die Behauptung wagen, daß meine Pfeife „E. X. 4" ein Unikum darstellt, das würdig wäre, die jährliche Pfeifen-Ausstellung des Edinburger Raucherklubs zu zieren, wenn nicht ein unseliges Ereignis eingetreten wäre, das die Pfeife vieler ihrer wertvollen Eigenschaften beraubt, ihr dafür aber auch mitsamt ihrem sämischledernen Futteral den Weg in die Tasche eines bescheidenen russischen Dichters gebahnt hat.


Isaac Grünewald

Infolge einer ganz unerhörten Gleichmäßigkeit seiner Atmung war Lord Edward Greyton der beste Raucher Englands zu nennen. Niemals während der ganzen Dauer seines gehobenen Daseins war Erregung weder des Zorns noch des Entzückens je über ihn gekommen, die auf seine über alles geliebten Pfeifen schädlich hätte einwirken können. Das Atmen leidenschaftlicher Menschen ist ungleichmäßigen und heftigen Windstößen ähnlich. Lord Edward Greyton stieß den Rauch seiner Pfeife mit der Regelmäßigkeit eines Manometers aus. Andere Raucher geraten während des Rauchens einmal in Entzücken bei einem Gespräch über das Derby, über eine hübsche vorübergehende Miß, und — die Pfeife geht ihnen aus, andere wieder geraten im Gegenteil in Empörung über die Fehlschläge der englischen Politik in Indien, die Geschwätzigkeit ihrer Frau, die nach dem Essen zehn völlig überflüssige Worte sagt, über die Süßlichkeit ihrer mixed-pickles, sie stoßen einen rasenden Orkan aus ihren kräftigen Lungen in die Pfeife, und — die Pfeife — statt durchzurauchen — verbrennt. Aber Lord Greyton verstand es, sich gegen alle plebejischen Gefühlsausbrüche wie mit einem Schutzwall zu umgeben. Als sein jüngster Bruder Bernard — Hauptmann der Königlichen Armee — auf den Schlachtfeldern der Picardie von einem deutschen Geschoß zerrissen worden war, nahm Lord Edward Greyton, als man ihm die Nachricht überbrachte, die Pfeife nicht aus den Zähnen, obwohl er diesen Bruder liebte wie kein anderes Wesen. Seelenruhig durchlas er die ihm von seinem Diener auf schwerem Tablett überreichten Telegramme über Todesfälle, Eheschließungen und Geburten bei Verwandten und Freunden, die Berichte seiner Verwalter über gute oder schlechte Ernten auf seinen Gütern, die Zeitungen — dicke Folianten —, wo doch kein Tag verging, daß diese nicht über die Ränke der Iren, der Ägypter,

Inder, Russen, Deutschen, ja selbst der Buschmänner berichteten, die alle insgesamt die Vernichtung der herrlichen Insel ersehnten. — Buchstaben, Wörter, Gedanken, Tatsachen stürmten auf ihn ein, Tanten starben, Vettern wurden geboren, Guineen verströmten, Kolonien zerfielen, Reiche gingen unter, aber die Pfeife, sein heiliges Weihrauchgefäß, ließ ihren honigsüßen Duft unbeirrt in leichtem Fluße entwallen — zum Preise des Herrn aller beherrschten Gentlemen, des Herrn of Old Britannia.

Diese außerordentlichen moralischen Vorzüge des Lord könnten aber auch auf gewisse physische Mängel seines Organismus zurückzuführen sein. An dieser Stelle muß, und zwar keinesfalls aus Interesse an dem intimen Leben der englischen Aristokratie, sondern ausschließlich zum Verständnis der romantischen Geschichte einer Pfeife „E. X. 4", konstatiert werden, daß Lord Edward Greyton, ein schöner und stattlicher Mann, durch das unbegreifliche Spiel der Natur dauernder Kindheit geweiht war. Als er sich dessen im achtzehnten Lebensjahre bewußt wurde, überkam ihn eine leichte Melancholie; doch die verflog und er fand sich wieder, als er seine erste Pfeife rauchte.

Als Lord Edward Greyton das fünfzigste Lebensjahr erreicht hatte, fühlte er sich im Zenit des Seins, in vollendeter Mannheit, in vollster Körperkraft und beschloß daher, sich zu verheiraten. Nach Verlauf eines Monats war die bildschöne Lady Mary, bleich und schlank, die Gefährtin der Muße des Lord geworden, wenn er in der milden Septembersonne, ein schottisches Plaid auf den Knien, die Harmonie der Natur überdachte oder, vor dem Kamin ruhend, Photographien der bedauernswerten, noch nicht zivilisierten Derwische betrachtete.

Mit der Eheschließung fiel ein anderes wichtiges Ereignis zusammen: die Anschaffung einer neuen Pfeife. Nach sorgfältiger Überlegung war der Auftrag zur Herstellung dieser Pfeife der Fabrik Donhill übertragen worden. Eine ganz ungewöhnlich dicke, poröse Heidekrautwurzel bildete ihr Material. Die Pfeife hatte das Zeichen „E. X. 4" und einen goldenen Reif erhalten und war, mit dem besten Zubehör ausgestattet, in einem eleganten Futteral zur Stunde der Trauungszeremonie nach dem Landgut Laïs gebracht worden.

Nachdem das junge Paar allein geblieben war, las Lord Edward Greyton seiner Gemahlin „Das Hohelied" vor, küßte ihren kühlen, wachsbleichen Hals und begann, in seinen Sessel gelehnt, mit dem Einrauchen der neuen Pfeife. Durch den Rauch, der alle Wohlgerüche des Orients, die einst die arme Sulamith betört hatten, mit sich trug, betrachtete der Lord mit Wohlgefallen die im rosaseidenen Pyjama hingegossene Lady Mary, die immer noch nicht einschlafen wollte und auf etwas zu warten schien.

Der Lord hatte sie fragen wollen, warum sie noch nicht schlafe, überlegte es sich aber und unterließ es, da ein Gespräch dem Rauchen hätte schaden können. Nach den kühnen Ambitionen des Lord Greyton aber sollte die Pfeife „E. X. 4" den Ruhm aller ihrer erlauchten Vorgängerinnen noch übertreffen.

Das Einrauchen der Pfeife ging erfolgreich vorwärts. Etwas komplizierter gestaltete sich die allseitige Wahrnehmung von Lady Marys Wohlbehagen. Nach gründlicher Überlegung kam Lord Edward Greyton, dem die Gesetze der Natur von jeher eine tiefe Verehrung eingeflößt hatten, zu dem Schlusse, daß es ungerecht und schädlich sei, Lady Mary gewisse Zerstreuungen vorzuenthalten, die selbst der englischen Aristokratie nicht fremd sind. — Aber er schwankte heftig in der Wahl des Gentleman, der einer Berührung mit der Gattin des Lord Greyton würdig wäre. Als er bei den Rennen in Oxford seinen jungen Freund, den Lord William Regent traf, war der besorgte Ehegatte bereit, an

Deutsche Boxerfrauen

Photo Riebicke

Die Filmdiva Frau Fern Prenzel, geb. Andra

Photo Rieß

Frau Hans Breitensträter, geb. Lauer



Photo Rep

Jean Lurçat, Gobelin

Otto Block, Wanddekoration vom Flechtheim-Ball

Photo Rep

Lili Türel's und Walter Hasenclevers Brautgemach in Paris (von Jean Lurçat)

Photo Söhn

Die Gutehoffnungshütte

Photo Riebicke

Finnische Soldaten beim Ringkampf

Photo Gal. Flechtheim

Matisse, Sitzendes Mädchen. Oelgemälde

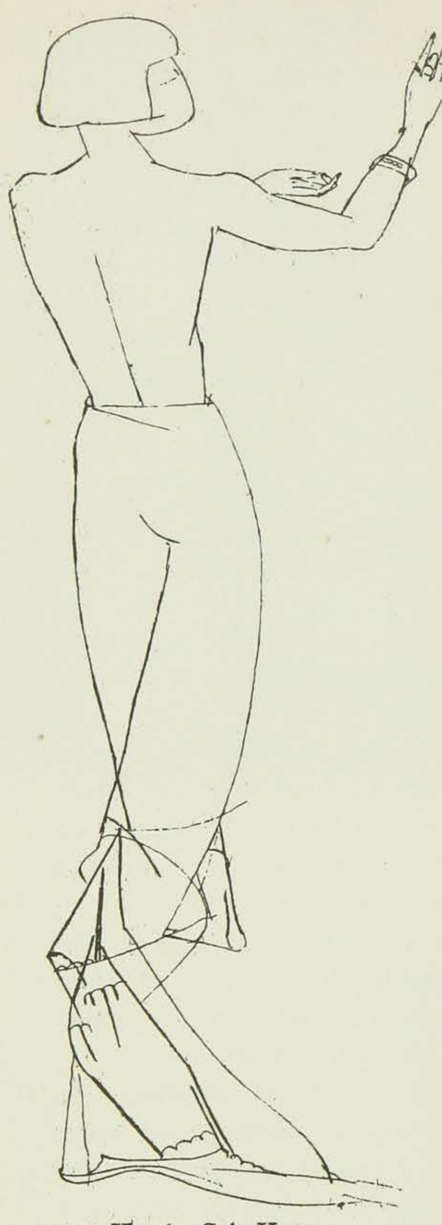
Vorsehung zu glauben, da er die Rennen ganz zufällig besucht hatte, die Blässe der Lady Mary aber eine schnelle Lösung dieser Frage notwendig machte. Lord William Regent war von hohem schlanken Wuchs und erinnerte an ein Bild des Lord Greyton, das diesen im fünfundzwanzigsten Jahre darstellte: die gleichen wasserblauen, starr aufgerissenen Augen, der gleiche stets zusammengekniffene Mund, die gleichen langen Beine und Arme, die nur zu kräftigen und absolut unerläßlichen Bewegungen tauglich waren. — Zu all dem rauchte Lord William Regent ebenfalls eine Donhill'sche Pfeife mit dem Zeichen: „O. W. 48". Übrigens bildeten seine Leidenschaft nicht Pfeifen, sondern Bulldoggen. Er besaß die beste Zucht der Welt, die aus achthundertvierzehn englischen Rassehunden bestand. Mit Lord Robert Saimisson, dem Besitzer des besten Gestüts, bildeten der Schöpfer der edelsten Pfeifen, Lord Edward Greyton, und der Hundezüchter, Lord William Regent, den wahren Stolz Groß-Britanniens.

Der Einladung Lord Edward Greytons folgend, erschien Lord William Regent in Begleitung seines Piqueurs John und einer Meute von zehn hochrassigen Hunden in Laïs.

Der großmütige Gatte machte ihn mit seiner Gemahlin bekannt und mußte, nachdem er eines der ihm von seinem Diener auf schwerem Tablett überreichten Telegramme gelesen hatte, sofort nach London fahren. Von da ab ging alles vortrefflich. Lord Edward Greyton rauchte seine Pfeife, Lady Mary las die in violettes Wildleder gebundenen Sonette der Elisabeth Browning und besah die Photographien von Rossetti, auf deren Ähnlichkeit mit ihr von wirklichen Kennern mehrfach hingewiesen worden war. Monatlich einmal kam Lord William Regent mit seinem Piqueur John und den zehn Bulldoggen zu Gast.

Lord Edward Greyton hatte oft Gelegenheit zu beobachten, wie seine Gemahlin mit dem jungen Lord die Lindenallee entlangschritt, und hatte seine Freude an der überlegenen Ruhe der beiden: niemals änderte sich die Farbe auf Lady Marys Wangen, niemals ging Lord William Regents Pfeife aus.

Es ist anzunehmen, daß die Pfeife „E. X. 4" bis ans Ende wohlbehalten geraucht worden wäre, wenn nicht Lord Greyton an einem Aprilmorgen einen unheilvollen Spaziergang durch den alten Park von Laïs unternommen hätte. Lord Edward Greyton war sehr früh erwacht und hatte, nachdem er seine einfachen gymnastischen Übungen gemacht und einen dünnen Milchbrei gegessen hatte, in Erwartung der Stunde, wo Lady Mary mit dem zu Gast anwesenden Lord William Regent zum Frühstück kam, den Weg nach dem Jagdschlößchen eingeschlagen. Es war ein warmer Morgen, und beim Anblick der außerordentlich schnell hervorgebrochenen Kastanienblätter verfiel der Lord in Nachdenken über die Größe des Schöpfers, der den Gang der Jahreszeiten festgesetzt und den Bau und die Harmonie der Welt bestimmt hatte. Als er jedoch an die große Lichtung kam, empfing ihn da ein recht undelikates Schauspiel: die edelrassigen Bulldoggen des Lord William Regent nämlich gaben sich hier den Freuden der Liebe hin, wobei neun Rüden mit lang heraushängenden Zungen, mit gierig hervorgetretenen Augen und bebenden Kiefern heulend eine Hündin jagten, die nach langem Schwanken und Bellen sich endlich einem hingab, vor all den aufgebrachten Nebenbuhlern einem, der offenbar sich durch nichts von den andern unterschied. Zum ersten Male wohnte Lord Edward Greyton einer derartigen Szene bei, und obwohl er mehr als einmal von der Fortpflanzungsweise der Tiere gelesen hatte, versetzte ihn doch dieser Anblick in Erstaunen und brachte sogar seine unschuldsvolle Seele in Empörung. Aber bald nachdem er sich von dem ersten Eindruck erholt hatte, pries er den Triumph der Zivili-


van Hauth, Grit Hegesa

sation: — vor ihm offenbarte sich der Abgrund, der den Hund, und sei es der hochrassigste, von einem englischen Gentleman trennt. Beim Anblick der bis zur Erde herabhängenden Zungen dachte er sogar: „Wie gut, daß diese Bulldoggen nicht Pfeife rauchen; sie hätten diese edlen und schönen Dinge doch nur verdorben!"

Mit ähnlichen Gedanken beschäftigt, schritt Lord Edward Greyton auf der schattigen Lindenallee weiter. Als er am Jagdschlößchen angekommen war, fühlte er eine leichte Erschöpftheit, die wohl den neuen Eindrücken und vielleicht auch der ermattenden Aprilluft zuzuschreiben war, und beschloß einzutreten, um sich ein wenig zu erholen. Aber kaum hatte er die Tür geöffnet, als Lord Edward Greyton wie angewurzelt auf der Schwelle stehen blieb. Was er hier erblickte, wollten seine Augen nicht glauben, schien ihm viel entsetzlicher als der Zeitvertreib der nicht zivilisierten Hunde: Lady Mary lag am Boden und preßte in Raserei den zu ihr niedergebeugten unrasierten Kopf Johns, des Piqueurs, an sich. Auf ihren Wangen, die gewöhnlich bleich waren wie eine Sommernacht im Nordlicht, war eine wilde tropische Morgenröte angebrochen. Unbezwingbarer Zorn bemächtigte sich des Lord Greyton; wild zerbiß er die Pfeife zwischen seinen Zähnen und stieß die Wirbel seiner Empörung und Verzweiflung in sie hinein. Aber die glücklichen Liebenden in ihrer verbrecherischen Liebesseligkeit merkten nichts von dem furchtbaren, rasend drohende Rauchwolken ausstoßenden Schatten auf der Schwelle und fuhren fort, unmenschliche Worte der Leidenschaft und Zärtlichkeit einander zuzuflüstern.

Lord Edward Greyton nahm alle Kraft zusammen, wandte sich schroff ab und schritt auf der Lindenallee wieder den Weg zurück, den er gekommen war. Sein erster Gedanke war: „Etwas Entsetzliches, nicht wieder Gutzumachendes ist geschehen; zwei Jahre höchsten Schöpfertums sind zunichte, die beste aller Pfeifen, die einzige ‚E. X. 4' ist für immer verdorben."

Nach dem Lunch, währenddessen der Lord wie immer gleichmütig und gütig, Lady Mary wie immer still und bleich war, traten die Gatten auf die Veranda hinaus. Da nahm der Lord zärtlich den Arm seiner Lady und sprach:

„Liebste, heute abend reisen wir nach Kairo. Es ist für Ihre Gesundheit unbedingt erforderlich."

Lady Mary antwortete nichts, sie wurde nur um einen Schein bleicher, was angesichts ihrer gewöhnlichen Blässe durchaus kein Leichtes war, und ihrer anderen, freien Hand entfiel das Wildleder-Bändchen der Sonette von Elisabeth Browning.

Schlag acht Uhr abends brachte das Auto Lord und Lady auf den Bahnhof. Als sie abgereist waren, suchte der Diener den Piqueur John, fand ihn friedlich

schlafend neben seinen zehn Bulldoggen an der Freitreppe zum Jagdschlößchen und überreichte ihm auf schwerem Tablett die Pfeife „E. X. 4“.

„Der Lord haben bei seiner Abreise befohlen, als Anerkennung für Ihre ausgezeichnete Führung und seltenen Fähigkeiten Ihnen diese Pfeife zu übergeben.“

John rieb sich die verschlafenen Augen, starrte den Diener, der ihm das Tablett mit dem sonderbaren und sinnlosen Geschenk hinhielt, verständnislos an, begriff aber plötzlich und schrie gänzlich unbeherrscht:

„Und die Lady?“

Aus erstaunten Augen, die längst das Recht sich zu verwundern verloren hatten, schielte der Diener ihn an und knurrte:

„Versteht sich doch von selbst, daß Lady Seine Lordschaft begleiten!“ — Ging hin und ließ John mit der so schwer eingerauchten Pfeife zurück.

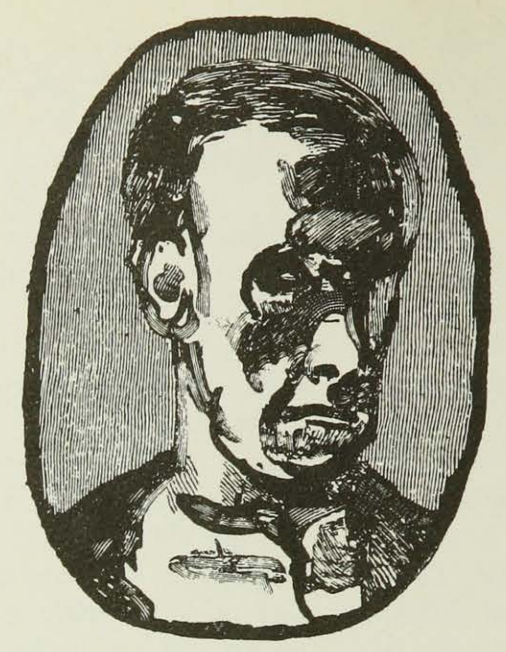
Aber John war kein Lord, war nichts als ein einfacher Piqueur, steckte daher achtlos die Pfeife in die Tasche und begann ein furchtbar trauriges Lied zu singen von einem armen Mädchen, das man zur Ehe gezwungen hatte. Sein Gesang war so jammervoll, daß sämtliche zehn hochrassigen Bulldoggen es nicht aushielten und mit emporgereckten rührenden Krötenfratzen zu heulen begannen. —

Als ich drei Wochen darauf im Hyde-Park mit John bekannt wurde, seufzte er immer noch seiner bleichen Lady nach. Er erzählte mir die kurze und traurige Geschichte der verbotenen Liebe und schenkte mir die Pfeife „E. X. 4“. Was sollte ihm auch die Pfeife? Kann etwa ein Piqueur, der einmal geliebt hat, je wieder gleichmäßig und maßvoll atmen?

Ihm blieb die Erinnerung an Lady Mary und mir die herrliche Donhill'sche Pfeife. Aber ich gestehe: ich liebe sie nicht nur ihres angenehmen Geschmackes und ihres edlen Äußeren wegen, nein, wenn ich sie rauche, ist mir, als sähe ich die von herrlichem Brand geröteten Wangen der Lady und den drohenden Schatten des Lords, der in wildem Zorn das harte schwarze Mundstück zerbeißt. Ich liebe sie, weil sie verdorben wurde, liebe sie, weil das menschliche Atmen sich nicht kontrolliert, weil die Gefühle der Liebe und die Gefühle des Zorns stärker sind als alle Lords und Ladys, stärker als die Harmonie der Welten, als die Bilder von Rossetti, als in Wildleder gebundene Sonette, stärker als Pferdeställe und Derby, stärker als die Vernunft und stärker als der Wille. —


Aus dem Russischen von B. Schiratzki.


Otto Sohn-Rethel



Georges Rouault, Selbstbildnis

GEORGES ROUAULT

Von

CARL EINSTEIN

Tormentum est totum quod vivimus isto sub aevo. Commodianus von Gaza.

Rouault, der große katholische Maler: sein Werk, das er als manus patris bildet, faßt die zerfallene Zweiheit des Menschen, begreift die Spannung von Hure zu Gott, läßt in schwerflüssiger Farbe die Passionen der Erbsünde und das Leiden der Erlösung glosen. Die von der Sünde verderbte Welt wird dem Katholiken zur erbärmlichen Groteske, die immer aus transzendentem Zerfallensein, dem Vergleich mit dem Unvergleichlichen, aufzackt; denn wir und Gott verhalten uns wie Paradoxe; der Mensch muß vernichtet sein, um in Gott zu gelangen, und Gott den mors necis gestorben, damit er dem Menschen genähert sei. Im Breviarium Gothicum wird der Tod (mors) der corporatio vorangestellt, das heißt der Mensch muß in diese Welt geboren zu werden, geistig gestorben sein; nach der passio springt er überganglos durch die Gnade der Absolution in die resurrectio. Denn christlich- zerspellte Welt findet Zusammenhang nur im Paradox von Wunder und Gnade, dem salto immortale des gläubigen Herzens; so dichtete Notker von Jesus: „er sprang vom Himmel in den Leib der Jungfrau und von dort in das Meer der Zeit".

Rouaults christliches Werk gibt die sündhaften Dinge dieser Welt, lues vitiorum, crimina laesi sanguinis, um aus „traurigen Höllen" zur Betrachtung der Passion, der Erlösung aufzusteigen, und in der Qual Jesu zu verharren: in dem dunkeln Zittern letzten Tages. Dort ist seine Landschaft gänzlich apokalyptisch, „Erde und Dinge stoßen letzten Seufzer aus, Natur glost düstere Flamme und die Berge schmelzen vor Gram." Man hört den Schrei Gottes: „Lange habe ich geschwiegen und eure Verbrechen erduldet." Dumpfe Erwartung des dies irae verdämmert diese Bilder; die am wanken Himmel aufgehängten Sterne seufzen, während Christus leidet, „die Hölle zu besiegen". „So groß ist die Glut seiner liebenden Qual, daß die Felsen zerschmelzen, — — — die ganze Natur ist Flamme, die Winde brennen gleich den Blitzen."

Wenden wir uns dem Sittenbild Rouaults zu, worin religiöse Sensibilität ihr Verletztsein weist, „die faulende Blume des Fleisches dunstet".

Rouault, der bekümmerte Geißler, bringt das malende Opfer spottender Verzweiflung dar, die Tortur des Menschen soll Satan ihm austreiben. Er malt die Frau nicht mit dem „amas ut pulchram facias", wie es von Magdalena heißt, nicht die virgo, die das Männchen nicht gekannt hat, sondern die Hure, Tochter des Zorns und Erbin der Sünde. Auf diese Weiber passen die Worte Marbods: „Das Weib ist zerstörende Wirrnis des Menschen, unersättliches Vieh, stinkende Rose, trauriger Lustgarten, kitzelnde Qual, bittere Süße", und getröstet stellt der alte Schriftsteller fest „et vermes lacerant ignitis dentibus ossa". Gequollen paradierendes Fleisch, zu verstumpft, um Todesangst zu verspüren, kann noch den Menschen versuchen, der als Gattung gemein ist; er malt die Eva tristis, „den scharfen Spiegel sündhafter Dinge". Von Rouault gilt das Wort des Antonius: „lasciva est nobis pagina, vita proba" und diese Bilder klagen ein „fuge lascivis credere deliciis" (Orientius). Aurelius Prudentius Clemens schrieb über die Hure: „Das unzüchtige Weibchen, voll geschlechtlicher Erregung, reizt das Männchen, das sündigen Beginn der Geschlechter vergeudet. Mit ihren Zähnen zerfleischt sie die Kehle des Mannes, der an ihrem Gifte stirbt." Und im Verscheiden hört der Mann, „der mit dem Weibe sich befleckt", die Stimme: „Dies war die traurige Speise, die dir bewahrt; genug des Weines, trinke dein eigen Blut. Du hast dich betrunken mit geiler Schmeichelei des Lebens, friß jetzt die Bitterkeit des Todes." Diese Bilder gehen über das Moralische zum Pathos des Religiösen, der zornig trauernd ein verlorenes Paradies zeigt: „Denn unser Ende ist kein Ende, und der Tod, der uns sterben macht, stirbt ewig. Ewige Dauer. Meine Worte sind von Schluchzen zerbrochen; denn dem Menschen wäre besser gewesen, mit dem Bewußtsein des Lebens das Bewußtsein der Qual zu verlieren und eben geboren den Ungeborenen zu gleichen, als in dieser Zeit zu leben, da die Sünden Könige sind. Nach schlimmem Tun, geheimem Ekel wirst du klagen: ‚da der Tag des Todes droht, schwindet die Kraft des Gelächters, da du widerlich dich beschmutztest und den Bauch gefüllt. Zu spät kommt die Stunde des Heulens.'"

Rouaults Babylonierin ist die abgeviehte Matrone, die an den Ecken der Vorstädte vor den übelriechenden Korridoren billiger Bordelle das Sterben in Sünde, die Kuppelung der turpia semi virorum membra theatrali vertigine verkauft. Über diesen Bildern liegt „verhungerter Dunst der Laster, die häßlich brandige Röte der Sünde". (Reinerus von Lüttich.) Rouault gibt hier dem Wirklichen den schlimmen Ausdruck idiotischer Hölle; die Sünde ist formal das Groteske. Verführerisches, wie Prudentius es der Kurtisane zudichtete, fehlt hier. Der alte Schriftsteller beschreibt die Kurtisane:

„Sed violas lasciva jacit foliisque rosarum dimicat."

Ihre Haare duften von seltenen Parfümen, die Augen schweifen, die Stimme klingt müde, sie ist ganz in Wollust ergossen, und erträumt nur Begierde. Sie ist nur beschäftigt, Hüfte, Glieder zu verweichlichen und pflückt die Seelen mit entnervender Zärtlichkeit. Sie verläßt das Lager der Ausschweifung, schreitet schwankend trunken von Wein und Parfümen und zertritt beim Gehen gefallene Blumen von Liebe vergiftet. Ihre unzüchtigen Gerüche atmen süßes Gift, in erschüttertes Fleisch und schlimm zähmt zarter Duft die Münder, die Herzen, die Arme. Zum Schluß fallen die Männer vor ihr hin, um der feigen Regel des Freudenhauses zu gehorchen. Heute ist selbst die Sünde verpöbelt; die drei Grazien sind allzulang mißbrauchte Weiber mit Hängebäuchen und krummen Beinen; es war den Heutigen vorbehalten, mit sentimentaler Erotik den Mann zu idealisieren.

Zwei Motive des Irdischen beschäftigen noch Rouault: die Richter, jämmerlicher Gegensatz zum Gericht des dies irae. Das Motiv des Pilatischen Justizmordes wird verewigt und an den traurigen Figuren des Heute höhnisch verzweifelnd demonstriert. Vor diesen spaßigen Quälern stehen Gott und Mensch, „ganz bedeckt mit Dornen, ganz eingeblutet in Dornen".

Dann noch der Clownmensch mit der dicken Pauke, der das „hic ego qui jaceo miser et miserabilis Adam" übertäuben will, elende Marionette, die zum Paradox gegen den abgewandten Regisseur geriet, die den dies tubae et clangoris auf tauben Fässern sich übertrommelt statt zu knirschen: „oro supplex et acclinis, cor contritum quasi cinis." Auf das „quid hunc dices hommuncio" des Thomas von Celano antwortet man mit launigem „Prost!". Früher hieß es:

Ingens metus
Atque fletus
meam turbat animam.

Statt des

veniet judex de coelis

grinsende Bäuche in Robe. „Herr, befreie mich an diesem erzitternden Tag vom ewigen Tod, wann du kommst zu urteilen im Wanken von Erde und Himmel." Ein Kirchenschriftsteller schreibt vom Gerichtstag: „Allenorten erfriert Blut unbeschreibbar, die Tränen rollen, die Arme fallen, die Herzen zittern. Auf den Meeren, den Gestirnen verfolgt man sie . . ." Heute hat man den Tod vergessen, er ist ein chemischer Prozeß oder ein statistisches Problem geworden. Vordem bedachte der Mann unter Seufzen, Weinen, Klagen und Stöhnen: „Der Gerechte wird kaum gerettet sein."

Rouault zeigt die Gottunähnlichkeit des lächerlichen, abtrünnigen Menschen; ein in Wut klagendes, kaum noch gewagtes miserere erklingt:

„miserere mei
et exaudi me
me reformes
ad tuam imaginem."

Die Hoffnung auf das Erbarmen wäre ohne Christi Passion versperrt. Zeigt der diesseitige Teil Rouaultscher Malerei den verstoßenen Menschen, so malt Rouault betend „per crucem tuam libera nos". Als Frontispiz dieser Bilderreihe nennen wir das Schweißstück eines der angilici testes, ein salve caput cruentatum. Im paradisus animae steht die klassische Beschreibung des Hauptes: „Das Haupt von Dornen umkrönt, schmachtet in Blut, fahl von Wunden, beschmutzt vom Geifer, gänzlich entstellt." Rouault ließ über einer Kreuzabnahme noch einmal das Sudarium erscheinen.

Dann widmet er eine Bilderreihe der Passion Christi. Es sei verstattet, deren Geist mit den Worten eines Breviariums aus dem 17. Jahrhundert zu begleiten:

„Jesu, du wurdest in deiner Menschwerdung vernichtet, habe Mitleid mit uns.
Jesus, du wurdest vom Reichen der Arme,
Jesus, du lagst auf der nackten Erde, ohne Bett, Kissen und Decke,
Jesus, du wurdest wahnsinnig und vom Teufel besessen genannt,
Jesus, du wardst im Garten durch unsere Sünden niedergeworfen,
Jesus, du in Kummer, Angst und Todeszucken,
Jesus, verraten und um wenigen Preis verkauft,
Jesus, mit der Schnur um den Hals gezerrt,

Jesus, in den Sturm des Cedrons gestürzt, ganz durchnäßt und vor Kälte vergangen,
Jesus, verlacht, bespien, geohrfeigt, mit Fußtritten und Faustschlägen mißhandelt.
Jesus, zu gänzlicher Nacktheit entblößt, viermal in Schande gezeigt,
Jesus, aufs Blut gepeitscht und durch Schläge zerrissen,
Jesus, von der Säule entbunden, in ach dein Blut stürzest du,
Jesus, gekrönt mit bohrenden Dornen,
Jesus, gekleidet in boshaft Gewand, mißhandelt wie ein Lachkönig,
Jesus, beladen mit der Kreuzeslast auf zerrissenen Schultern,
Jesus, mit gräßlichen Schmerzen ans Kreuz genagelt,
Jesus, ganz in Wunden gekleidet von der Wurzel der Füße bis zum dornengekrönten Haupt,
Ach Jesus, ach Schmerzensmann, erbarme dich unser.“

Claudius Marmertius beschreibt die Reinigung der Welt durch die Passion:

Hic acetum fel arundo
sputa clavi lancea:
Mite corpus perforatur,
sanguis unda profluit
Terra pontus astra mundus quo lavantur flumine.

O. Coubine Radierung

Die alten Schriftsteller beschrieben mit vieler Kunst das Aussehen des gepeinigten Leibes „membra picta cruore novo“ und erzählen, wie im Sturm der Erde der Körper Christi prasinum (flaschengrün) leuchtet. Der heilige Martial beschrieb die apokalyptische Landschaft:

„Wenn im Feuer das Weltrad gänzlich brennt, alles in erbarmensloser Flamme sich verzehrt, der Himmel wie ein Buch in zwei Teile zerfährt und die Sterne niederstürzen, dann steht der Tag des Zornes auf in Rauch und Sturm, der Tag des Schluchzens und der Angst erhebt sich, und die Last der Finsternisse fällt auf die Sünder.“

In den Bildern der Huren, Richter und Clowns wird die Verworfenheit des Irdischen gewiesen, in der Folge der religiösen Bilder das Wunder ihrer Entsühnung dargestellt. Die Sünde bedingt irgendwann die Befreiung; allerdings tragisch genug, daß Menschen so geschaffen, daß sie nur im Morde sich vollziehen konnte, denn Christi Tod ist die Bindung ewig menschlicher Niedertracht und

selten gewonnener Gnade. In seinem Tode berühren sich äußerster Haß und reine Gnade. Die Groteske ist die Form dieser katholisch betrachteten Welt; die Darstellung der Qual einziger Trost des Menschen. Denn er ist gemein, daß er eines gemordeten Gottes bedarf und schwach, dieses Mordes zu vergessen, doch gleicherzeit zu glauben, nun sei durch diesen jede Schuld beglichen.

* *
*

Der Pariser Junge begann bei einem Glasmaler und studierte eifrig die alten Glasfenster; dann besuchte er die École supérieure des beaux-arts, wo Gustave Moreau sein Lehrer war, dessen bevorzugter Schüler er wurde. Mit 23 Jahren gewann er im Jahre 1894 den Preis Chanavard mit dem Bild „Jesus und die Schriftgelehrten.“ Die Haltung dieser Arbeit ist noch von Moreau beherrscht. Aus dieser Zeit kennen wir noch mehrere Arbeiten biblischen Inhalts, die traditionell gehalten sind. Die Arbeiten von 1894—1903 wurden kaum bekannt. Dann trat ein neuer Rouault hervor, ein überaus expressiver Maler des Sittenbildes. Er selbst hat erzählt, welch ungemeinen Eindruck auf den Jungen die Zeichnungen Forains gemacht haben. Die Haltung des ersten Rouault ging zu den Spätitalienern; nun hält er die Linie Daumier-Goya. Nicht ein Nachahmer, durchaus nicht, aber ein Mann, der gegenüber der artistischen Einstellung der Malerei Gegenständlichkeit gibt, irgendwie die Moralität des Sujets gibt. Rouault war der Freund des großen lauten Léon Bloys, der die katholisch bittere Kritik des in Spießerei verluderten Europas schrieb, der Pamphletist war, weil er orthodox glaubte. So Rouault, der die Paraden der Huren, Richter und Clowns malt. Unter ein Richterbild setzt er: „Wir lieben das Kreuz und wissen es zu tragen“; Frommheit der Offiziellen, die nur Affront gegen Gott ist. Man mag sich da des unbedeutenderen Ensor erinnern. Rouaults Bilder, hingehaucht, oft lösen sich die Figuren kaum von dunklem Braun, dann schwimmen und sacken schwere oder fahle Farben des Glasmalers und Keramikers. Rouault gibt Farbe zur Charakterisierung — wenn er auch selber meinte — „schwarze Mütze, rote Robe, das gibt gute Farben, der Richter gehe in die Klappe“. Dann malt er Bordellstraßen in ihrer melancholischen Versautheit kundenleeren Vormittags; Versailles, Parks und Terrassen, der Springbrunnen saust vor lächerlichen Phantomen ins Leere; alles ist eitel. So katholisch malt er die Huren, die Vergeblichkeit schamlosen Fleisches; es ist die deutlich einfache Predigt, die seit Christus mitgeteilt wird. Auch er malte seine Olympia, eine Hure; hinten waschen sich zwei andere an der Cuvette; infizierende Schönheit.

Coquiot hat einmal gesagt, man solle diese Bilder in Kirchen hängen; in ihnen steht außer christlicher Moralität leidenschaftlich glosendes Kolorit der alten Scheiben.

Seine Clowns sind tragisch, die Richter lächerlich und vielleicht hingemalt neben die alte Kokotte als Braut bewußt gemeiner. Degas gab die Dinge uninteressiert, kühl, Lautrec war an seinen Sujets stärker beteiligt, Rouault ist voll mönchischen Zorns: es lohnt nicht, von solcher Welt sich versuchen zu lassen. Alles, was heute in Karikaturen sich versucht, gerät neben dem wütenden Prediger zu schmächtigem Format.



Photo Vollard

Georges Rouault, Christus am Kreuz

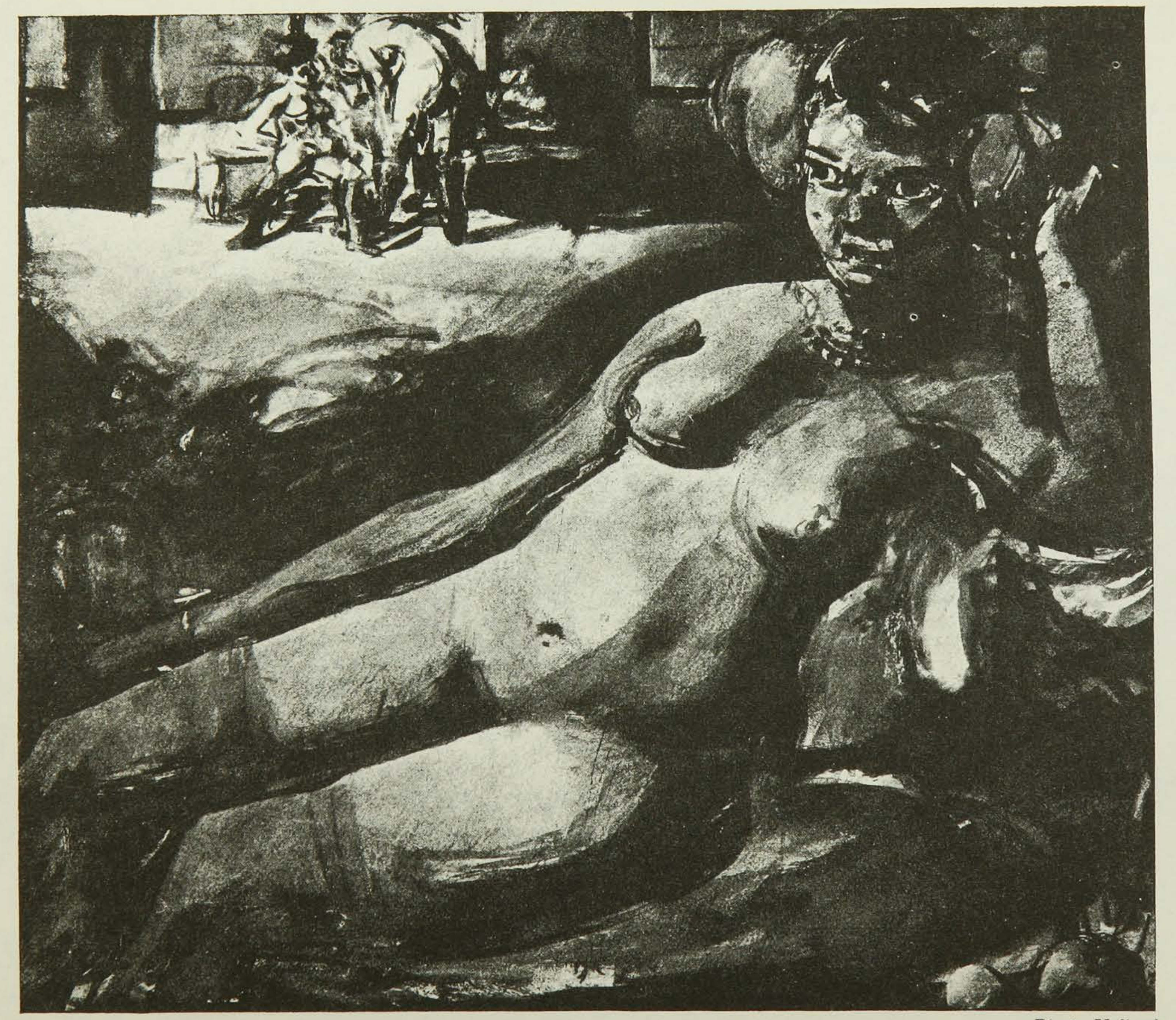


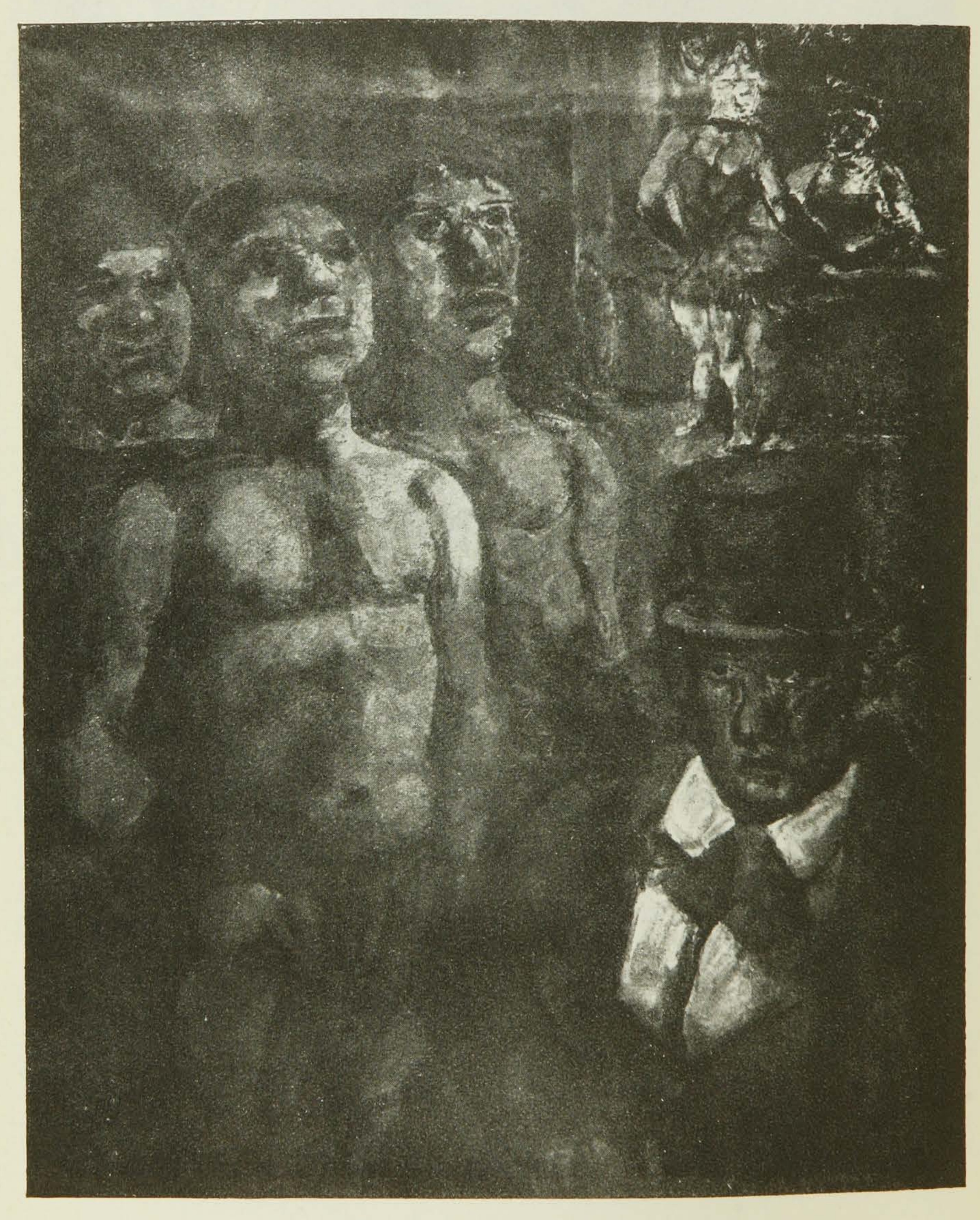
Photo Vollard

Georges Rouault, Die kleine Olympia



Photo Vollard

Georges Rouault, Balletteuse und Clown



Georges Rouault, August und die Ringkämpfer
Rouault-Ausstellung bei Flechtheim

ANATOLE FRANCE IN PANTOFFELN

Von

JEAN JACQUES BROUSSON)*

Ich habe meine Kappe vergessen.

Er ist scheinbar zerstreut. Alle seine Taschen hat er der Reihe nach durchwühlt, die Schlüssel, die Brille, die Börse hervorgezogen. France: „Madame, ich habe meine Kappe in der Villa Said vergessen." Monsieur: „Er hat seine Kappe vergessen!" Madame: „Nun gut, läuten Sie, wir schicken Franz hin." France: „Dieser Dummkopf aus Sologne wird sie nie finden . . ." Madame: „Es gibt bei Ihnen mindestens hundert Kappen. Sie sammeln sie. Ein Blinder würde zehn davon herschaffen." France: „Aber es gibt Kappen und Kappen. Heute ist mir bald heiß, bald kalt, ich kann nicht mit bloßem Kopfe arbeiten." Madame: „Budikermanieren! Sie haben diese Narrheit von Ihrem Vater, dem Buchhändler, geerbt. Nichts ist häßlicher und ungesünder, das ist die Quelle der Erkältungen."

„Was wollen Sie, Gnädigste, es ist zu spät, mich zu bessern. Ohne meine Kappe kommt bei mir keine Arbeit zustande, die etwas taugt." Er steht auf. „Sie gehen doch nicht fort, hoffe ich? Sie haben nicht ein Wort geschrieben. Wenn man Sie so sieht, Herr France, würde man Sie für einen unartigen fünfzehnjährigen Bengel halten und nicht für einen Unsterblichen." France: „Fünfzehn Jahre! Madame! Und zum Henker mit der Unsterblichkeit!"

Er setzt sich wieder, nimmt eine Zeitung, faltet sie wie die Kopfbedeckung eines Gendarmen und setzt sie auf, nach Art der Schriftsetzer. Dann errichtet er sich eine Barrikade aus Wörterbüchern gegen den Feind, das heißt gegen die Hausfrau. Nachdem er diese Schutzwehr mit Hilfe des Littré und der großen Enzyklopädie fertig gebaut hat, lehnt er sich gegen die wappengeschmückte Lehne des Katheders, schließt die Augen und schläft, mit offenem Mund, die Hände auf dem Leib gefaltet. Er scheint den Schlaf ordentlich zu trinken. Der Papierhut ist ihm über die Augen geglitten. Ein Foliant des Trésor de la Basse Latinité dient ihm als Fußbank.

Madame streicht aus, Monsieur rechnet, ich lese Druckbogen. Plötzlich stößt Madame einen kläglichen Nasallaut aus. Madame: „Herr France! Ich sehe Sie nicht mehr. Was ist das für eine spanische Wand? Sind Sie Einsiedler geworden? Sind Sie tot?" Monsieur: „Nein, Madame, er schläft, er schnarcht! Er genießt den Schlaf so, daß es ein Jammer wäre, ihn zu wecken."

*

Credo.

„Schon beim ersten Artikel des Dekalogs sträubt sich alles in mir: ‚Du sollst keine anderen Götter haben neben mir . . .' Nein, alle Götter, alle Tempel, alle Göttinnen."

— „Die Zeit bewahrt nichts, was man ohne sie getan hat."

— „Mißtrauen Sie zu großen, wohlklingenden Sätzen: erst wiegen sie ein, dann schläfern sie ein."

— „Die schönsten Stoffe: die einfachsten, die nacktesten."

---

*) Aus dem gleichnamigen Buch, das in der einzigen autorisierten Uebertragung ins Deutsche demnächst im Verlag für Kulturpolitik, Berlin, erscheinen wird.

— „Haben Sie keine Gewissensbisse, etwas zu nehmen und abzuschreiben, was schon einmal und gut gesagt ist. Quellenangaben machen? Wozu? Entweder wissen die Leser, wo man die Blüte gepflückt hat, dann ist die Vorsichtsmaßregel unnötig, oder sie wissen es nicht und fühlen sich beschämt."

— „Liebkosen Sie Ihren Satz lange, zuletzt wird er Ihnen lächeln."

*

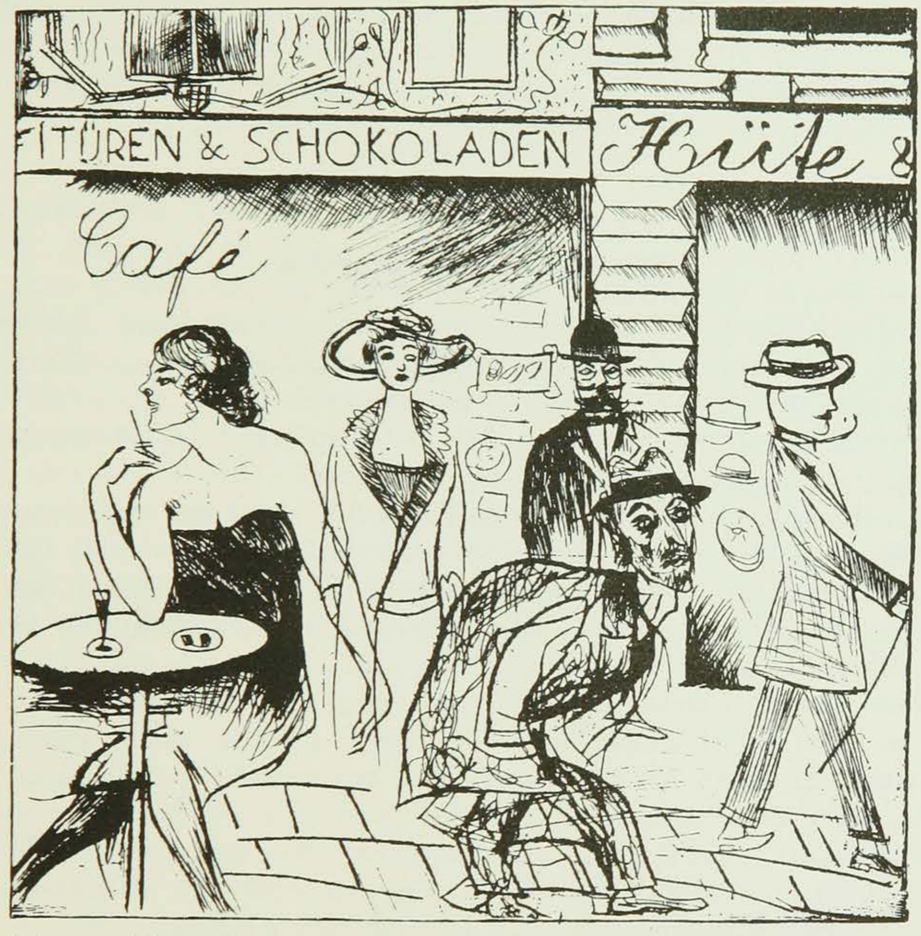
Gesammelt und zerstreut.

Heute morgen ist er voll jugendlicher Begeisterung. Er macht hastig Toilette, kürzt das Waschen ab, knöpft sich eigenhändig seine Schuhe zu. „Bloß nicht Josephine läuten. Das Mädchen ist zu peinlich und schwatzhaft, sie findet nie ein Ende. Das Wetter lacht. Heute keine Jeanne d'Arc! Heute wird es sich gut laufen. Der Spaziergang, das oberste und abgeschmackteste der Vergnügen, wie Voltaire sagte, wird heute eine Freude sein. Wir nützen den schönen, silbernen Morgen, um zu Fuß ins Institut zu gehen. Wir wollen die Rue Mazarin, die Seinestraße entlang bummeln . . ., nach Dosen, Trödelsachen und Antiquitäten kramen. Welch schönes Viertel, das der Buchhändler, der Trödler und der Antiquare! Das ist ein wahres Museum im Freien. Auf der einen Seite des Quais bieten die Händler Glaskästen voller Seltenheiten dar. Auf der anderen, auf der Brüstung eine kilometerlange Bibliothek, eine phantastische, unvermutete Bibliothek, deren Reichtümer die Verwalter nicht kennen."

Nun ist er bereit. Wir schleichen die Treppe auf den Zehenspitzen hinab. Er öffnet die Haustür vorsichtig wie ein Liebhaber oder ein Einbrecher. „Wecken wir die Xantippe nicht, die im Keller hockt." In großer Eile springt er die Stufen der Treppe hinunter. Er zieht mich eingehakt mit. Er stürzt auf die Straße, wir sind schon mitten auf der Gasse. Plötzlich schlägt hinter uns eine Tür, und eine Stimme kreischt: „Herr! Herr! Wohin gehen Sie?" Er verdoppelt den Schritt. „Beachten Sie das Krächzen dieser Eule nicht, für die sich Minerva bedanken würde. Schnell! Versuchen wir der alten Tyrannin zu entwischen. Was will sie noch von mir?" Das Geschrei verdoppelt sich: „Herr! Herr! Hören Sie denn nicht? Er geht im Nachthemd zu Madame!" „Fliehen wir, Freund! Unter dem Vorwand, auf mich acht zu geben, macht mich dieses Dienstmädchen lächerlich. Wenn man sie hört, meint man, ich stehe unter Kuratel, reif, nach St. Peter gebracht zu werden. Wollte sie mich nicht gestern dazu bringen, vor zehn Personen meine Unterhosen zu wechseln? Und dieser ganze Eifer ist nur Eitelkeit! Wenn sie mein Hemd oder meine Unterjacke wie eine Fahne schwingt, so ist das eine Kundgebung. Sie will aller Welt beweisen, daß ihre Wachsamkeit meiner Naivität gewachsen ist. Ich bin von schwerer Gefahr bedroht. Mich überkommt oft das Gelüst, sie zu erdrosseln. Wenn wir nur Aussicht hätten, einen Wagen zu bekommen . . ."

Trotz ihres Alters ist Josephine schnell wie ein Hirsch. Anatole France hält atemlos an. Wir waren schon am Gitter. Im Nu sind wir von Gaffern umringt. Die gebieterische Dienerin hat den Unsterblichen am Rockzipfel erwischt. Sie führt ihn wie eine Ziege nach der Villa Said zurück. Sie ruft die Vorübergehenden als Zeugen an: „Das schleicht sich heimlich fort, ohne das Hemd zu wechseln! Und dann kriegt Madame mich beim Wickel. Sie hat zu mir gesagt: ‚Josephine, ich baue darauf, daß Sie auf den Herrn acht geben. Sie wissen, er ist ein Kind.' Heute schickte sie den Kammerdiener. Es ist ein großes Diner: Minister, Schauspielerinnen, Gräfinnen . . . Sie müssen den Jackettanzug anziehen. Mein armer

Herr, Sie werden doch nicht die Stirn haben, mit solchen hohen Persönlichkeiten im Flanellhemd zu verkehren!" Anatole France sagt kein Wort, er hebt nur die Augen zum Himmel auf. Und er hat die Haltung eines Fakirs, der es aufgibt, gegen das Geschick anzukämpfen. Da sind wir glücklich wieder im Zimmer. Es geht von neuem an die Toilette. Jedes Kleidungsstück gibt Anlaß zu einem Klagelied. — „Warum diese Schuhe?" „Heute muß es Lack sein." „Und diese gestreiften Hosen? Und diese unpassende Weste?" Der große Mann gibt in allem nach, außer gerade im Nachthemd. Um ein Ende zu machen, zieht ihm Josephine das zeremonielle, vor Stärke strotzende Hemd über das Nachthemd. Er seufzt:



Schwesig, Königsallee — Radierung

„Ah, der hatte sein Herz dreimal mit Erz gepanzert, der diese Art Weißblechpanzer erfand, diese Sarkophage, in denen man uns lebend unbeweglich macht, wie bejammernswerte Mumien!"

Endlich ist er angezogen und hat die Krawatte um. Josephine befühlt der Reihe nach jede Tasche und jedes Täschchen. „Haben Sie Geld? Die Brieftasche? Die Uhr? Die Schlüssel? Das Taschentuch? Ach! Und die Brille! Wo ist die Brille? Sie wissen, daß Sie ohne Brille wie eine Seele (âme) im Fegefeuer sind." Sie sagt: ein Esel (âne) im Fegefeuer! Sie schließt die Untersuchung: „Der Herr ist der sonderbarste Mensch in ganz Paris. Der originellste! Es gibt keinen zerstreuteren!" Tableau! Der langmütige Bergeret, der geduldig alle Vorwürfe, alles Schimpfen seiner Wirtschafterin hatte über sich ergehen lassen, der sich wie ein Würfel eine ganze Viertelstunde herumdrehen ließ, bäumt sich gegen ein Beiwort auf! „Sie hören es, Brousson, sie hat ‚zerstreut' gesagt. Zerstreut! Die dümmste aller Dienerinnen behandelt die französische Grammatik

wie ihren Herrn. Das ist nichtswürdig!" Er hebt die Arme gen Himmel. „Zerstreut! Zerstreut! O ungerechteste der Frauen! Wissen Sie denn auch, was das heißt: Zerstreutheit? Die Zerstreutheit, o Josephine, kommt von der Beweglichkeit, der Leichtigkeit des Geistes. Ich habe keinen leichten Geist. Leider! Ich bin nicht zerstreut, ich bin gesammelt." „Gesammelt", wiederholt er auf jeder Stufe, die er hinunter schreitet.

Den ganzen Weg die Avenue du Bois entlang eine peinliche philologische Abhandlung über zerstreut und gesammelt. „Jeder gesammelte Mensch ist zerstreut, aber nicht alle Zerstreuten sind gesammelt. Der gesammelte Mensch verfolgt eine Idee, seine Idee, der Zerstreute verfolgt deren tausend, also keine. Der gesammelte Mensch, in sein inneres Leben versunken, sieht nichts von der Welt rings um ihn her. Der zerstreute Mensch richtet seinen Blick auf alles und unterscheidet nichts. Er ist geblendet. Der Zerstreute hat nicht einmal gesunden Menschenverstand. Der Gesammelte kann genial sein."

*

Die leidende Gliederpuppe.

Es ist schwer für einen Künstler, eine Sitzung zu erreichen. Ist sie einmal bewilligt, so zeigt sich der Meister von kindlicher Folgsamkeit. Er mag noch so sehr klagen: Nie findet er die Skizzen zahlreich genug. Er erleichtert dem Maler die Aufgabe, so gut er kann. Für ihn stürzt er seine Zeiteinteilung, sein Haus, seine Gewohnheiten um.

Wohin soll ich mich setzen? Gefällt Ihnen diese Stellung? Und mein Hauskleid? Paßt es zu Ihrem Ton? Nein? Sie finden es zu neutral. Sie haben recht. Ich habe noch andere. Und mein Käppchen? Tritt es genügend heraus? Ich besitze davon die ganze Tonleiter. Wählen Sie. Ich nehme jedes, das Ihnen paßt. Ich stehe Ihnen ganz zur Verfügung.

Und diese Maler machen dann mit ihm, was sie wollen. Sie setzen ihn gegen das Licht in einen Sessel und nehmen sein Profil, das ihm, wie er ganz gut weiß, besser ansteht. Sie zerdrücken seinen Magen mit offenen Foliobänden, in denen der Ärmste keine Zeile lesen kann. Sie verbieten ihm, ein Bein über das andere zu legen. Er darf seinen Kopf nicht bewegen. Nur am Sprechen können sie ihn nicht immer hindern. Wenn die Sitzung zu Ende ist, dehnt sich Anatole France und seufzt: „Der Mensch ist eine leidende Gliederpuppe! . . ."

Er besieht die Leinewand und ist selten zufrieden. Aber er zeigt die Enttäuschung nicht. Er häuft dicke Kränze auf das Haupt des Malers. Das ist Apelles. Das ist Rubens. Das ist Michelangelo! Dank dem Künstler wird er dem Strom der Vergessenheit trotzen. Die Bücher des Anatole France werden vergehen, aber sein Bild wird ewig bleiben. Begeistert umarmt er den Maler. Kaum ist der Künstler die Treppe hinunter, da sagt er: „Was für ein Sudler! Es ist ein Glück, daß wir nicht gezwungen werden können, unseren Bildern zu gleichen." —

*

Authentisch.

Er kauft eines jener Reliquienbilder, auf die er ganz wild ist. Ich werde, stellt er fest, schließlich alle Heiligen des Paradieses bei mir beherbergen. Das wäre doch der Teufel, wenn sie sich in der anderen Welt nicht daran erinnerten, daß ich ihnen in dieser Gastfreundschaft gewährt habe. So bin ich meines Seelen-

heils sicher. Es wird stets eine Jungfrau geben, die mir die Hand reicht. Sie wird zum ewigen Vater sagen: „Ich kenne ihn. Er ist nicht so schwarz, wie man sagt. Ich habe lange in seinem Zimmer geschlafen."

Doch ist er beunruhigt über die Authentizität. „Was ist denn authentisch?" fragt die unwissende Händlerin. „Frau mit wenig Glauben! Das Authentische ist der Akt, der die Wahrheit der Reliquien bezeugt. Ohne dieses Stück und das Siegel des Bischofs sind die heiligsten Reste wertlos. Ich rede hier vom Standpunkt des Christen, nicht von dem des Sammlers. Euer Bild hat seine unverletzten Siegel, ich erkenne es an, aber man hat seine Authentizität vermißt. Ich will es nicht: Ich brauche Heilige, Märtyrer, Doktoren, Jungfrauen, die auf der Rechnung garantiert sind." —

*

Der Fuß Englands.

„Es gibt auch einen Fuß Englands. Eines Tages ging ich durch den Park Monceau. Mitten in der Allee lag ein Käfer jämmerlich auf dem Rücken. Er wollte gern wieder auf die Beine kommen. Ich reichte ihm einen hilfreichen Regenschirm. Und schon floh der glänzende Mistkäfer in den nächsten Schmutz, als in der Allee eine Engländerin erschien. Woran erkannte ich ihre Nationalität? Alles an ihr schrie sie aus: ihre männliche Figur, ihre abenteuerlliche Haarfarbe, ihr weinroter Teint, ihre Zähne, die wie die Klaviatur eines Flügels aussahen. . . . Alle Grazien fehlten! Wenn eine Engländerin erst anfängt, häßlich zu sein, hört sie gar nicht mehr auf! „Die Engländerinnen haben zwei linke Arme", sagte richtig ihr Landsmann Rivarol. Aber auch wenn sie anfangen schön zu sein . . . dann sind sie hideous! Meine Engländerin war eine Karikatur. Die Nase im Baedeker, ging sie steif wie ein Husar zur Parade. Sie setzte ihren Fuß, und welchen Fuß, auf den armen Käfer. Da dachte ich an Italien und Ägypten." —



Erna Frank — Im Odéon, Zeichnung

KUNSTMARKT

Auf dem Kunstmarkt muß man zwischen Kunstzentren unterscheiden, die eine „Saison“, solchen, die eine „Season“ und solchen, die keins von beiden haben. Die „Season“ hat London. Sie setzt Anfang Mai ein, wenn alles wieder in die Hauptstadt zurückströmt, füllt den Mai mit den Hauptauktionen an, ebbt dann wieder ab und erlebt ihren Schluß erst im Herbst und Spätherbst. Die „Saison“ hat Paris; hier pflegt sich, wenigstens zur Zeit, die Hochflut der Auktionen in die Monate vom Dezember bis März zu drängen, in denen Paris der alte Mittelpunkt europäischen Lebens ist. Wir in Deutschland haben im Grunde weder Saison noch Season, und es ist charakteristisch, daß unsre sonst überreiche Sprache noch keine ihnen wirklich entsprechende Prägung gefunden hat. Unser Auktionsmarkt läuft vom Herbst bis in das späte Frühjahr hinein mit ziemlicher Gleichmäßigkeit, und seine Höhepunkte sind weniger von einer bestimmten Disposition als vom zufälligen Andrang und von der Verarbeitung der Ware abhängig. Vielleicht ist es darauf zurückzuführen, daß sich wohl nirgends die Sammler so von der direkten Berührung mit der Auktion fast ängstlich zurückhalten.

Das ist an sich ein schwerer Fehler. Die Auktion ist die beste Schule der Kunstkenntnisse. Fast alle Leute, die wirklich etwas verstehen, haben das nicht im Museum, sondern in der ständigen Fühlung mit dem Kunsthandel allmählich erlernt. Wenn unter den deutschen Sammlern nur ein sehr geringer Prozentsatz den Anspruch darauf hat, Kenner zu sein, so ist daran lediglich die vornehme Zurückhaltung schuld, mit der der deutsche Sammler sich persönlich aus dem Spiel lassen möchte. Das geht eben nicht! Weder die sachverständigen Gutachten, mit denen unsere Zeit einen so maßlosen Unfug treibt, noch die an einem gewissen Punkt des Sammlungsabschlusses von Autoritäten bearbeiteten Kataloge ersetzen das intensive Studium, die Mühe, die Arbeit und den Zeitaufwand, die zu jedem wirklich fruchtbaren Sammeln erforderlich sind.

Der Deutsche pflegt sich gemeinsam einzureden, Sammeln sei etwas außerordentlich Vornehmes oder doch zum mindesten dem Reichtum Vorbehaltenes. Bei ihm sollen die Bilder Stammbäume haben wie die Menschen, mit denen er verkehrt, und wie sich Emporkömmlinge oft Stammbäume machen lassen, so werden auch nirgends so häufig wie bei uns neuen Bildern alte Stammbäume gefertigt. Unser Ideal ist eben jener Pierpont Morgan, der alles Kostbare zusammenkaufte, nachher fabelhaft katalogisieren ließ und damit Bewegung auf den Kunstmarkt brachte. Unserer Natur und unseren Mitteln indessen würde viel gesünder jene tiefere und innere Bewegung entsprechen, die aus einem wirklichen Bedürfnis heraus das Leben auf dem Kunstmarkt hervorruft.

Im Januar war das auf einem uralten deutschen Spezialgebiete zu beobachten: auf dem der Bücher. Die Deutschen sind unter den neueren Kulturvölkern das Volk der Bücher, und charakteristischerweise hat sich unter den schweren, vielleicht in Jahrzehnten erst wieder ein Gleichgewicht ermöglichenden Stößen, die der deutsche Kunstmarkt in den letzten Jahren erlitt, eigentlich nur das Buch ziemlich unverletzt zu halten gewußt. Der sonst auktionsreichste Monat des deutschen Kunstmarkts, der Januar, ist dieses Mal beinahe vollständig still verlaufen. Bei Hecht in Berlin war eine allgemeine Versteigerung, die als eine gewisse Erholung bezeichnet wurde; ein Liebermann für 12 000 M., dessen Käufer aber nicht bekannt wurde, bildete hier die Sensation. Eine Versteigerung von Handzeichnungen bei Paul Graupe verlief ohne besonderes Resultat; die Stimmung für dieses Sammelgebiet erschien im Gegenteil noch schwächer als in den Monaten zuvor. Sonst gehörte der Januar fast ausschließlich dem Buche: deutsche Erstausgaben,

Kunstliteratur, illustrierte Bücher gelangten in großen Auktionen auf den Markt und wurden willig aufgenommen. Nachdem schon im Dezember eine Befestigung der Preise für alte Bücher eingetreten war, zogen diese Preise im Januar wieder um ungefähr 50 % an, und der wichtigsten der Januarversteigerungen, der Auktion Köster bei de Gruyter in Berlin, verhalfen einzelne Seltenheiten der deutschen Literatur sogar zu einer gewissen Sensation.

Aber gerade diese Auktion, die das Lebenswerk einer feingebildeten Natur zerstreute, bei der in seltener Weise wissenschaftliche Arbeit und persönliche Leidenschaft sich deckten, zeigte auch, welch gefährlicher Irrtum den Sammler deutscher Erstausgaben bedroht. Er fängt an, sich vom Raritätenwahnsinn befangen zu lassen, und ohne daß er für die künstlerische Liebhaberei des schönen Druckes und Einbandes ein beziehungsreiches Verständnis besäße, gleich den Franzosen und Engländern, sammelt er eben ohne jede Beziehung die Rarität um ihrer selbst willen. Ein selten gewordener, aber an sich ziemlich belangloser Druck versetzt ihn in lebhaftes Entzücken, und er ist in der Tat nun beinahe schon so weit, Brentanos Universitätskantate höher einzuwerten als das Gockelmärchen, diese Blüte schönster Poesie, die zugleich ein bleibendes Denkmal der jungen deutschen Lithographie ist. Auch aus unserer Goethe-Philologie, die uns so übel genommen wurde, ist allmählich ein reines Raritätenschnüffeln geworden, nicht zum Vorteile unserer eigentlichen Bildung. Erstaunlich war auf dieser Kösterauktion, mit welcher Interesselosigkeit die vielen feinen Dinge, zu denen der Sammler seelische Beziehungen gehabt hatte, zurückgewiesen wurden oder doch zum mindesten unterwertet zugunsten von deklarierten Sachen. Mithin droht dem Buch eine ähnliche Gefahr wie dem Bild: ein bibliophiler Stammbaum wird von ihm verlangt an Stelle einer persönlichen Beziehung des Käufers zu ihm, und den Schaden davon hat die deutsche Literatur, die als ganzes Besitztum zu empfinden doch eigentlich das Ergebnis des Sammelns von Erstausgaben sein soll.

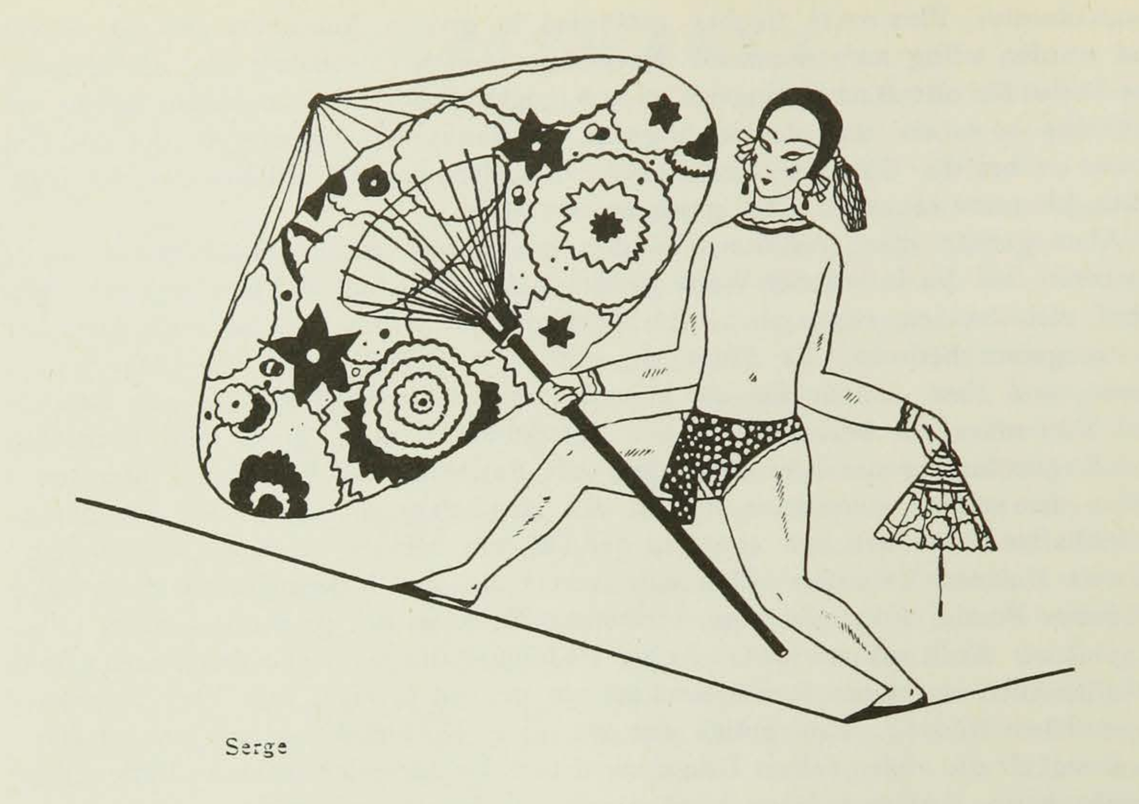
Da bei Abfassung dieses Berichtes die Auktion Lazarus Goldschmidt erst bevorsteht, muß eine Feststellung der augenblicklichen Situation für den Luxusdruck auf das nächste Mal verschoben werden.

Paris steht zurzeit in einem ganz anderen Hochbetriebe, und die Erholung des Pariser Kunstmarkts hält dauernd an. Die Sensation des Januar war hier eine ägyptische Mumie, eine Prinzessin der 11. oder 12. Dynastie, die am 20. Januar für 100 500 Frcs. verkauft wurde, und über deren Herkunft, Lebensschicksale und Schönheitstyp die gesamte Pariser Presse spaltenlang orakelte. Der Versteigerer hatte sie einmal für 200 000 Frcs. erworben, als der Franc noch international wesentlich besser stand; diese Frau hat ihn also mehr Geld gekostet, als ihr Äußeres vermuten ließ. Der Markt begegnete ihr zuerst skeptisch, um so mehr, als sie kaum 70 Zentimeter hoch war; er begann mit 6600 Frcs. im Angebot, und es war immerhin eine spannende Stunde, in der sich unter leidenschaftlicher Anteilnahme des Saales der Endpreis herausbildete.

Von Preisen einiger anderer Auktionen seien erwähnt:

Rembrandt, Jean Lutma	123 898 Frcs.
(war auf der Versteigerung Hulot 1892 für 4500 Frcs. erworben worden).	
Lawrence-Bartolozzi, Miß Farren . . .	25 000 Frcs.
Salbgefäß in Form eines Fabeltieres, Bronze, Ming. .	30 000 ,,
Meißener Uhr mit 2 Mopskandelabern	13 000 ,,
Lechy, Marquettierte Kommode in farbigen Hölzern .	11 500 ,,
2 landschaftliche Beauvaistapisserien, 5 u. 3 m Höhe .	75 000 ,,

Brieger.


Serge

MARGINALIEN

Gerhard Hauptmann liest.

Von Siegfried Jacoby.

Hauptmann liest Ungedrucktes, zunächst Visionen aus dem Epos „Till Eulenspiegel". Beim ersten Wort sind wir in einer gespenstischen Welt. Die Leute meinen eines Morgens, die Uhren seien stehengeblieben. Zehn ist es, und noch immer Nacht. Die Stadt — mit ihr die ganze Erde — wird ein finsteres Feld der Furcht. Die Stunden kriechen, jede treibt neue Ängste. Menschen und Gruppen kommen zu Wort, Feige und Starke, Kluge und Toren, Fromme und Spötter, Ratlose und Hilfsbedachte, jeder in knappem, blutvollem Menschenlaut. Das lebt in der Prägung. Das lebt noch einmal im gesprochenen Wort. Die kräftige mittelhohe Stimme gibt jedem Ausdruck sein Zeichen. Sie wechselt mit dem Sinn, sie zerbricht den epischen Vers und teilt ihn nach Gedanken ab. Jeder Begriff wird langsam zum Begreifen dargereicht. Das Auge sieht den im Dunkeln bebenden Sprecher. Die Linke Hauptmanns liegt meist auf dem Buch. Die Rechte geht auf Spiel aus. Sie hebt sich zur Bekräftigung der Furcht, sie streckt sich: ahnungsvolle Mahnung. Die starken, kurzen Finger ballen sich zur Faust, sie lösen und spreizen sich. Segensvolle Schöpferhand!

Der Dichter hat immer neue Farben, seine Hand ermüdet nicht. Dunkelheit und Verzweiflung dauern, unbestimmt, wie lange. Der Erzähler schließt mit einem Geläut, bei dem die Glocken der Zeit mitdröhnen. Die Nachtgequälten suchen Sündenböcke, der Henker schlägt in allen Kreisen, allen Klassen rote Opfer.

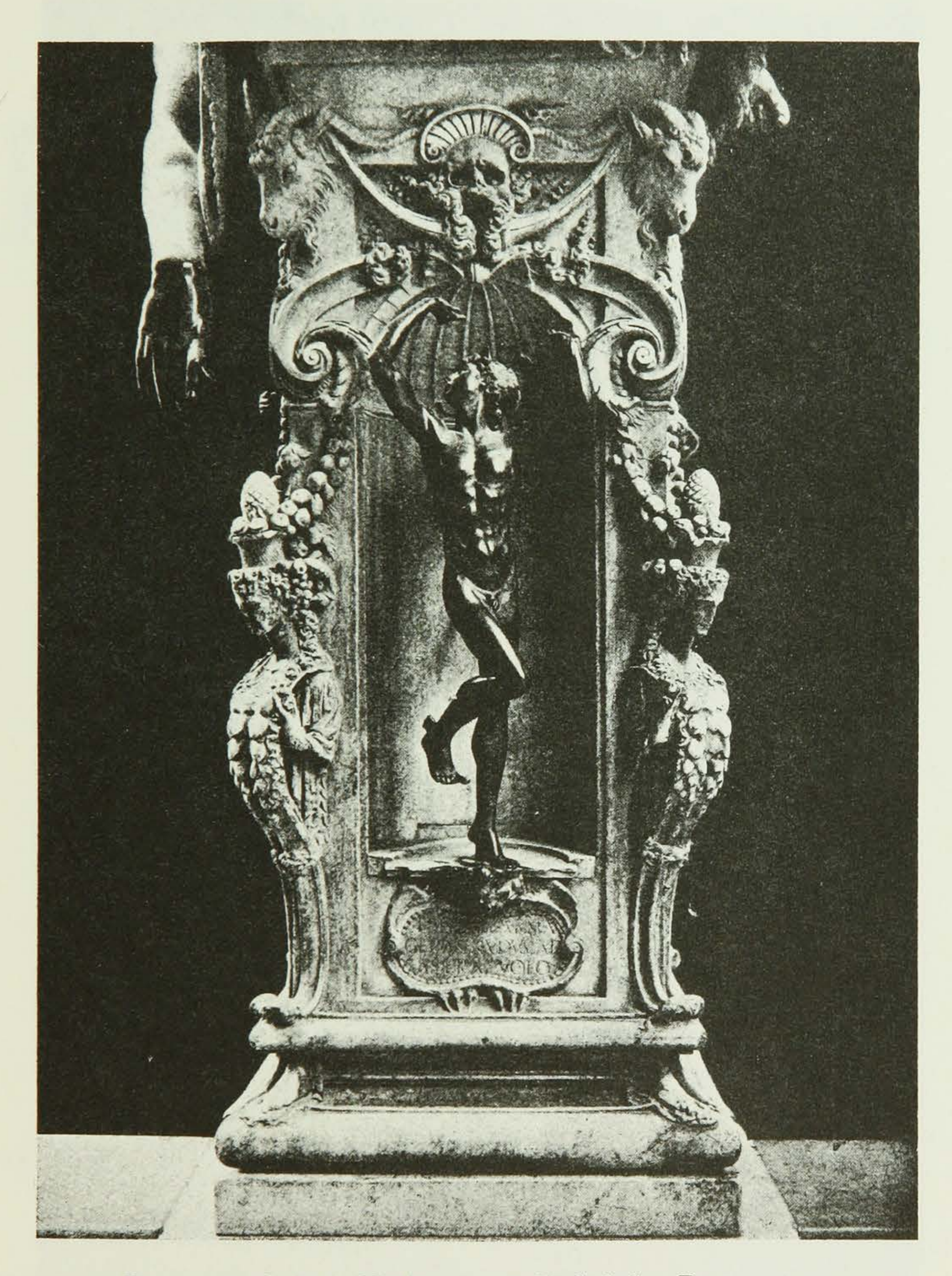
Lichte Tagwelt öffnet sich im zweiten Teil, dem ersten Akt des in Bozen geschriebenen Versspiels „Ulrich von Lichtenstein". Hauptmann rückt auf eine besondere Art zurecht. Es kommt etwas, was ihn von innen heraus



Giorgio Vasari, Lorenzo de Medici
Aus: Benvenuto Cellini, Lebensgeschichte. Deutsch von A. Semerau
(Propyläen-Verlag, Berlin)



Benvenuto Cellini, Bronzemodell des Perseus



Benvenuto Cellini, Merkur, vom Sockel der Perseusstatue



Franz I. Anonymer Kupferstich
Aus: Benvenuto Cellini, Lebensgeschichte. Deutsch von A. Semerau
(Propyläen-Verlag, Berlin)

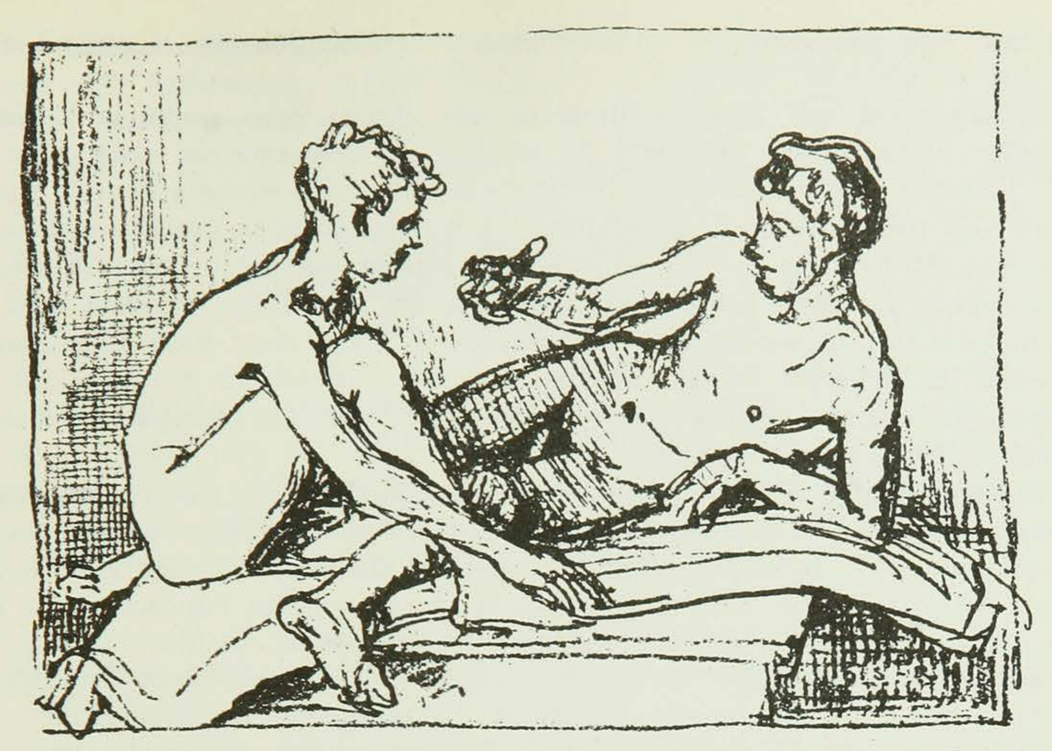
in Bewegung setzen wird. Wahrhaftig! Es geht lustig zu. Dieser Ulrich ist schon ein deutscher Kerl! Sitzt da im Palastsaal auf einem Holzpferd und treibt zum Nutz von Leib und Seele ritterliche Kurzweil. Er liebt eine schöne Frau in Tirol, umschwärmt sie mit Botschaft, erhält Kunde, die ihm wenig frommt, und ist doch Frohsinns voll. Das ist innig wie frühes Deutschland. Das strahlt wie Italien im Sonnenschein. Die Laune des Dichters entzündet sich daran, sie brennt in einem Zug. Jetzt spielen beide Hände mit. Sie falten sich, die Ausgelassenheit zu beschwören. Kichern hüpft durch den Saal. Ein Lied zum Preis der Heimat hallt nach. Manches wirkt nicht recht verständlich, wenn die Rede sprudelt. Das ist ja nur der erste Akt. Wozu sind die andern da, wenn nicht, den ersten verständlich oder vergessen zu machen. Hart, wie's zum Bruchstück paßt, schließt Hauptmann.

Jetzt gibt es Lärm. Die Überjagten danken einem der wenigen Zeitgenossen, die die Welt um Fabeldinge bereichern. Sie klatschen wild, und die anderen, die den Saal füllen helfen, tun dasselbe. Hauptmann dankt behaglich. Der Saal kann sich vom Jubel nicht trennen. Der Beifall wird ein starrer Zustand. Das dauert so lange, bis zwei Jungen aufs Podium springen und den Dichter entführen, damit er ihnen den Namen ins Buch schreibt.

(Berl. Tagebl.)

Der Verwaltung der **Bayreuther Bühnenfestspiele** wurde in diesen Tagen ein Schwan zugesandt, den der Prinzgemahl der Königin der Niederlande dem Hause Wahnfried zum Geschenk gemacht hat. Der Schwan wird bei den heurigen Parsifalvorstellungen Verwendung finden.

(Düsseld. Nachr.)



Otto Sohn Rethel

VON GEKRONTEN HÄUPTERN.

1. „Le Masque prophète".

An unknown story by the Emperor Napoleon Bonaparte.

Dans l'an 160 de l'Hégire. Mahadi régnait à Bagdad. Ce prince, grand. généreux, magnanime, voyait prospérer l'empire arabe dans le sein de la paix. Craint et respecté de ses voisins, il s'occupait à faire fleurir les sciences et à en accélérer les progrès, lorsque la tranquillité fut troublée par Hakem, qui du fond du Khorassan commençait à se faire des sectateurs dans toutes les parties de l'Empire.

Hakem, d'une haute stature, d'une éloquence mâle et emportée, se disait l'envoyé de Dieu. Il prêchait une morale pure qui plaisait à la multitude. L'égalité des rangs, des fortunes, était le thème ordinaire de ses sermons. Le peuple se rangeât sous ses enseignes. Hakem eut une armée. Le khalife et les grands sentirent la nécessité d'etouffer dans sa naissance une insurrection si dangereuse, mais leurs troupes furent plusieurs fois battues, et Hakem acquérait tous les jours une nouvelle prépondérance. Cependant, une maladie cruelle suite des fatigues de la guerre vint défigurer le visage du prophète. Ce ne fut plus le plus beau des Arabes. Ses traits nobles et fières, ces yeux, grands et pleins de feu, étaient défigurés. Hakem devint aveugle. Ce changement eut pu ralentir l'enthousiasme de ses partisans, il imagine de porter un masque d'argent. Il parut au milieu de ses sectateurs.

Hakem n'avait rien perdu de son éloquence. Ses discours avaient la même force. Il leur parla. Il les convainquit qu'il ne portrait ce masque que pour empêcher les hommes d'être éblouis par la lumière qui sortait de sa figure. Il espèrait plus que jamais dans le délire des peuples qu'il avait exaltés lorsque la perte d'une bataille vint ruiner ses affaires, diminuer ses partisans et affaiblir leurs croyances.

Il est assiegé. La garnison est peu nombreuse! Hakem, il faut périr ou tes

ennemis vont s'emparer de ta personne . . . Il assemble ses sectateurs et leur dit : —

Fidèles, vous que Dieu et Mahomet ont choisis pour restaurer l'empire et regrader notre nation, pourquoi le nombre de nos ennemis vous décourage-t-il? Ecoutez! La nuit dernière, comme vous étiez tous plongés dans le sommeil, je me suis prosterné et ai dit à Dieu: Mon père, tu m'as protégé pendant tant d'années! Moi ou les miens t'aurions-nous offensé puisque tu nous abandonnes?

Un moment après, j'ai entendu une voix qui me disais: Hakem, ceux seuls qui ne t'ont pas abandonné sont tes vrais amis et seuls sont élus! Ils partageront avec toi les richesses de tes superbes ennemis. Attends la nouvelle lune. Fais creuser de larges fossés et tes ennemis viendront s'y précipiter comme des mouches étourdies par la fumée.

Les fossés sont bientôt creusés. L'on en remplit un de chaux, l'on pose des cuves pleines de vin spiritueux sur les bords. Tout cela fait, l'on sert un repas en commun, l'on boit du même vin et tous meurent avec les mêmes symptômes. Hakem traine leur corps dans la chaux, qui les consume, met le feu eux liquers, et s'y précipite. Le lendemain les troupes du khalife veulent avancer, mais s'arrêtent en voyant les portes ouvertes. L'on entre avec précaution, et l'on ne trouve qu'une femme, maîtresse d'Hakem, qui lui a survécu.

Telle fut la fin d'Hakem, surnommé Burkai, que ses sectateurs croient avoir été enlevé au ciel avec les siens. Cet exemple est incroyable! Jusqu'où peut porter la fureur de l'illustration . . .

(Aus „The Sphere".)

2. Preisgericht und Auszeichnungen.

Der Vorstand der Ausstellung erhielt am 27. Juni 1907 von Sr. Exzellenz dem Herrn Kultusminister die Mitteilung, daß *Se. Majestät der Kaiser sich bereit erklärt habe, an solche Künstler, die sich innerhalb der deutsch-nationalen Kunstausstellung besonders hervortäten, drei große goldene Medaillen und sechs goldene Medaillen für Kunst zu verleihen.* Nach den Bestimmungen des Ministers soll das Preisgericht für die Aufstellung der Vorschläge zur Vergebung dieser Medaillen bestehen erstens aus den in Düsseldorf wohnenden Rittern der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite (für Kunst) und den daselbst ansässigen Inhabern der preußischen goldenen Medaille für Kunst; zweitens aus je zwei Delegierten — je einem Maler und einem Bildhauer — der Städte Berlin und München. Die Delegierten aus Berlin sollen ebenfalls Ritter der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite oder Inhaber der preußischen großen goldenen Medaille für Kunst sein; die Delegierten für München müssen entweder die preußische oder eine auf einer Münchener oder Dresdener Ausstellung erworbene große goldene Medaille besitzen. Unter Zugrundelegung dieser Bestimmungen wurde das Preisgericht wie folgt zusammengesetzt: Düsseldorf: Akademie-Direktor Professor Dr. Peter Janssen, Prof. Claus Meyer, Prof. Ed. v. Gebhardt und Prof. Christian Koerner; Berlin: Prof. Oscar Frenzel, Prof. Ludwig Manzel, und aus Leipzig: Prof. K. Seffner. Das Preisgericht trat am 24. und 25. Juni 1907 zusammen. Auf Grund der von ihm gemachten Vorschläge wurde den folgenden Künstlern *durch Se. Majestät die goldene Medaille für Kunst* verliehen: a) Maler: *Max Clarenbach,* Düsseldorf, *John Quincy-Adams,* Wien, und *Prof. Hans Olde,* Weimar; b) Bildhauer: *Fritz Klimsch,* Charlottenburg, *August Kraus,* Charlottenburg, und *Joseph Pallenberg,* Köln. Im Zusammenhange mit diesen Auszeichnungen mögen auch noch die anläßlich der Ausstellung er-

folgten Ordensverleihungen hier vermerkt werden. Graf Brühl, der erste Vorsitzende der Ausstellung, erhielt den Roten Adlerorden IV. Klasse, und dem Kastellan des Kunstpalastes, Reis, wurde das Allgemeine Ehrenzeichen verliehen.

(Bericht über die deutsch-nationale Kunstausstellung Düsseldorf 1907.)

3. Queen Marie Delighted.

Her book as a "Daily Express" serial.

"My mystic story."

Berne, Thursday, May 8.

"I am delighted the 'Daily Express' is going to publish my romance — don't call it a novel," said the Queen of Rumania to me last night when I interviewed her in the presence of a large cosmopolitan reception of several hundred diplomats, officers and officials of many countries in brilliant uniforms and of women in Parisian gowns, at the Hotel Bellevue.

Splendid pearls.

The Queen, who looked beautiful in white satin, wore her splendid pearls and diamond tiara.

" 'The Voice on the Mountain' is entirely imaginary," she said. '»All the characters, including Glava, the mystery girl of the mountain, are fictitious, while the scene is not placed in any particular country or place or century.

"I am more poet than writer, but at certain times I am forced to write down my feelings and thoughts and then again my people like to read my work, which pleases me.


Seit 130 Jahren
Ibach
Flügel · Pianos
Barmen
Berlin, Cöln, Düsseldorf, London

"In my own way."

"I don't want to compete against professional writers, nor my book to become what you call a 'bestseller.' I only want to tell my story in my own way."

The Queen stopped for some moments, and then added: "I believe, as stated in my mystic story, that the world can be lifted from the valley to the mountain, and then perhaps to the higher ideal."

Story with a soul.

The Queen of Rumania's romance has the alluring title, "The Voice on the Mountain." This remarkable work, if published anonymously, would arrest attention everywhere, and would be read with eagerness. It is an unusual story of the human emotions written with consummate skill and delicacy—a story with a soul!

It reveals a remarkable gift of vivid and sustained imagination, and the language at times becomes poetry in prose. The Queen tells a story of faith and love in a world which seems younger and brighter than our own.—(Advt.)

(Sunday Picton.)



E. Pinner. Fritzi Massarys Malteserhunde

4. Die Strickweste Karls des Ersten.

Es war ein kühler Morgen, an dem Karl I. von England aus dem berühmten Fenster des Whitehall-Palastes in London auf das draußen aufgestellte Schafott trat. Karl, der sehr wohl wußte, was einem König ziemte, mochte nicht den Anschein erwecken, daß er vor Furcht zittere, wenn es nur vor Kälte war, und hatte deshalb ein zweites Hemd gewünscht. Es scheint, daß er tatsächlich eine gestrickte Unterjacke aus blaßblauer Seide, die vorn mit kleinen Knöpfen geschlossen war, trug und darüber ein leinenes Hemd. Beide Kleidungsstücke sind von seinen Anhängern pietätvoll erhalten worden. Die himmelblaue Weste, die in der Herzgegend einen dunkelbraunen Flecken zeigt, war in den Besitz seines Leibarztes übergegangen, in dessen Familie sie blieb bis zum Jahre 1898. Sie wurde dann für 4200 Mark verkauft, wechselte aber noch öfter den Besitzer. Auf einer Stuart-Ausstellung vor einigen Jahren war sie zu sehen, ebenso auf einem englischen Kirchenkongreß, denn der Kirche galt Karl als Märtyrer. In der Form ist sie der modernen Ärmelstrickweste durchaus ähnlich.

(Frankfurter Zeitung.)

Italienische Zeppelin-Begeisterung. In Rom und ganz Italien wird nur vom Zeppelin gesprochen. Überall kommt ehrliche Bewunderung zum Ausdruck. Die Mittagsausgabe des „Giornale d'Italia" veröffentlicht Photographien der Offiziere des Luftschiffes sowie ein Bild des „Z. R. 3" unter dem Titel: „Die Gebeine des Grafen Zeppelin zittern vor Stolz im Grabe". Das Blatt schreibt, es anerkenne den grandiosen deutschen Erfolg ohne die geringste Spur des Neides . . .

(Bremer Nachrichten.)

George Grosz.

Par Pierre Mac Orlan.

L'Europe attentive, les passions dont elle dispose, la révolte assoupie, le jeu triomphant de filles sottement éprises de voluptés chimiques, les médiocres bourgeois lâchés en liberté et la rue elle-même ont trouvé leur poète dans l'étrange et puissante personnalité de George Grosz, que Frans Masereel et Joseph Billiet présentent aujourd'hui au public français, et pour la première fois.

Depuis la guerre, une sorte de fantastique social a été créé un peu partout chez tous les peuples européens qui se sont battus. Le sang des hommes a perdu sa valeur tragique et le mystère des visages s'est accru. Les classes sociales qui, il y a encore dix ans, possédaient des traditions respectives qui les différenciaient, se sont mêlées dans les nouvelles combinaisons des lumières de la rue, dans la malhonnêteté provisoire qui mène les hommes à la conquête du plaisir réalisé le plus rapidement possible. Si les hommes, depuis la guerre, peuvent se distinguer de ceux qui les précédèrent, c'est un peu par leur obéissance passive aux lois de la vitesse. Tout tourne plus vite. Et les anciens mots qui tournaient autrefois à 120 tours par exemple, tournent aujourd'hui à 2.000 tours. Le mécanisme de la langue ne peut les suivre. Nous manquons de mots pour réaliser l'«expressionisme» de notre époque.



Grosz a trouvé la langue nécessaire à l'épanouissement de sa vision. Qu'il découpe une photographie et qu'il l'associe à son extraordinaire intelligence du fantastique et de la misère homicide, c'est, par tous les moyens la lutte pour arriver directement au but. Il voit les choses et les hommes en transparence; il mêle aux éléments nobles de la révolution les odeurs essentielles de la vie populaire où le sang se chambre à la température de la rue. Je ne connais rien de plus tragique que l'œuvre de ce jeune homme émouvant et affectueux. Toute la rue et les intermédiaires de la rue s'animent dans une frénésie féerique, ordurière et brutale, celle de la vie quotidienne. Un homme, à la pensée très pure, à certaines heures, peut seul concevoir cette exaspération des passions et des attitudes. Grosz est le grand poète de la rue révoltée. Il en subit les joies et les gémissements; il connaît les maisons prédestinées aux assassinats, les chambres où le réchaud va s'allumer, les impasses désolées où la misère emprunte toutes les formes de la volupté littéraire. Devant une humanité secouée par des forces secrètes, devant un désir de pureté qui conduit aux formes géométriques d'une cellule d'abeille infiniment reproduite, l'homme n'est plus qu'une larve, plus ou moins mobile, qui hésite entre le couteau et la branche de muguet.

Tel apparaît le monde, celui des crapules internationales, celui de la misère internationale, de la bêtise internationale, quand George Grosz met de l'ordre dans ses sentiments en allumant en soi-même toutes les lampes à arc. Et l'ombre



Malik-Verlag

John Heartfield, Umschlag zu Jack Londons Büchern

Susanna im Bade

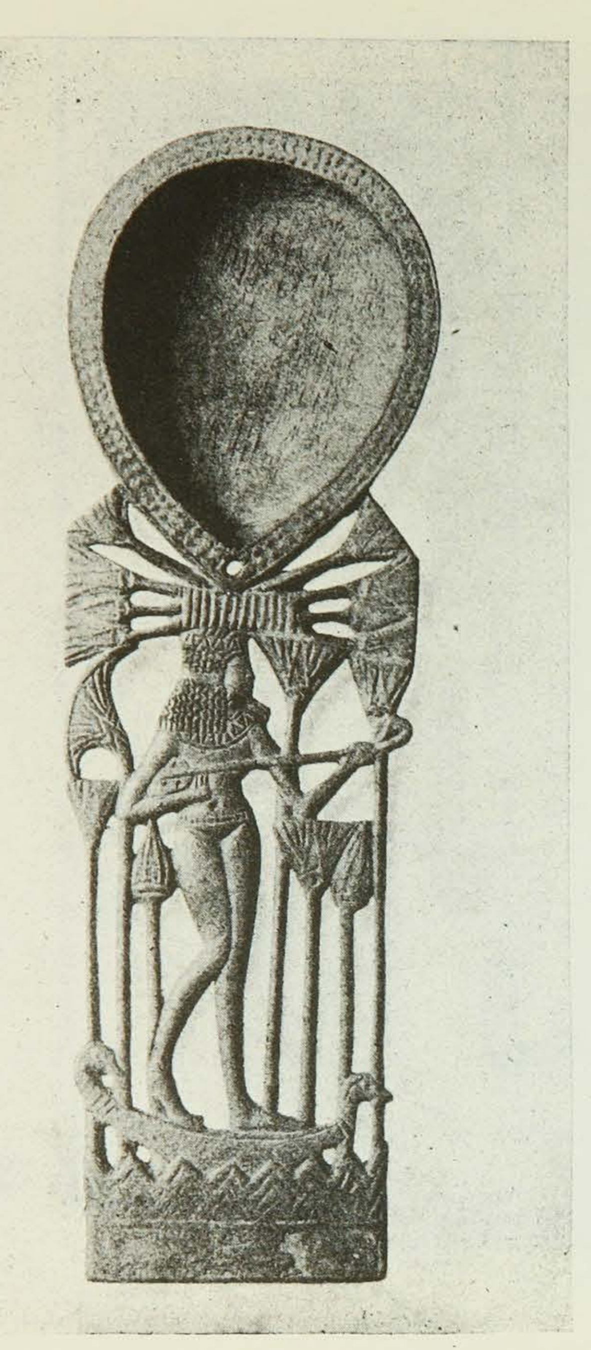
Berlin, Galerie Flechtheim

Jules Pascin

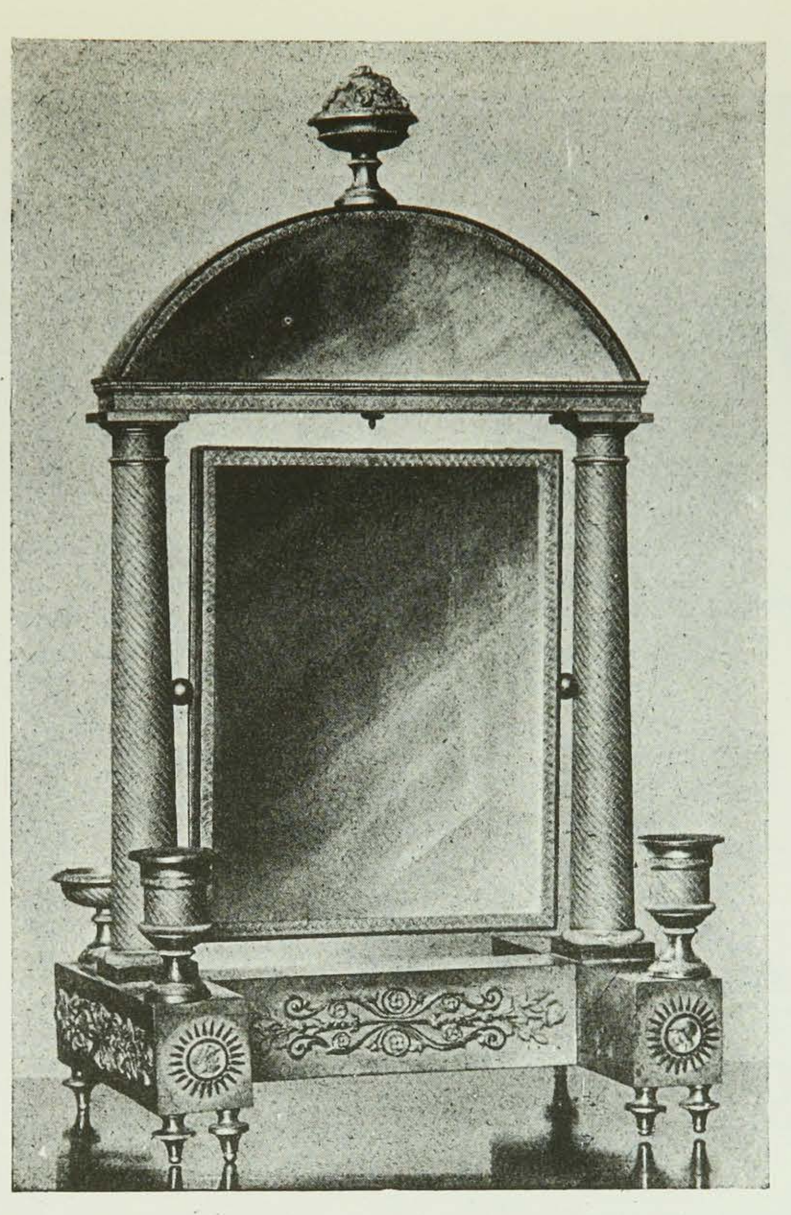
Berlin, Hugo Perls

Oskar Kokoschka

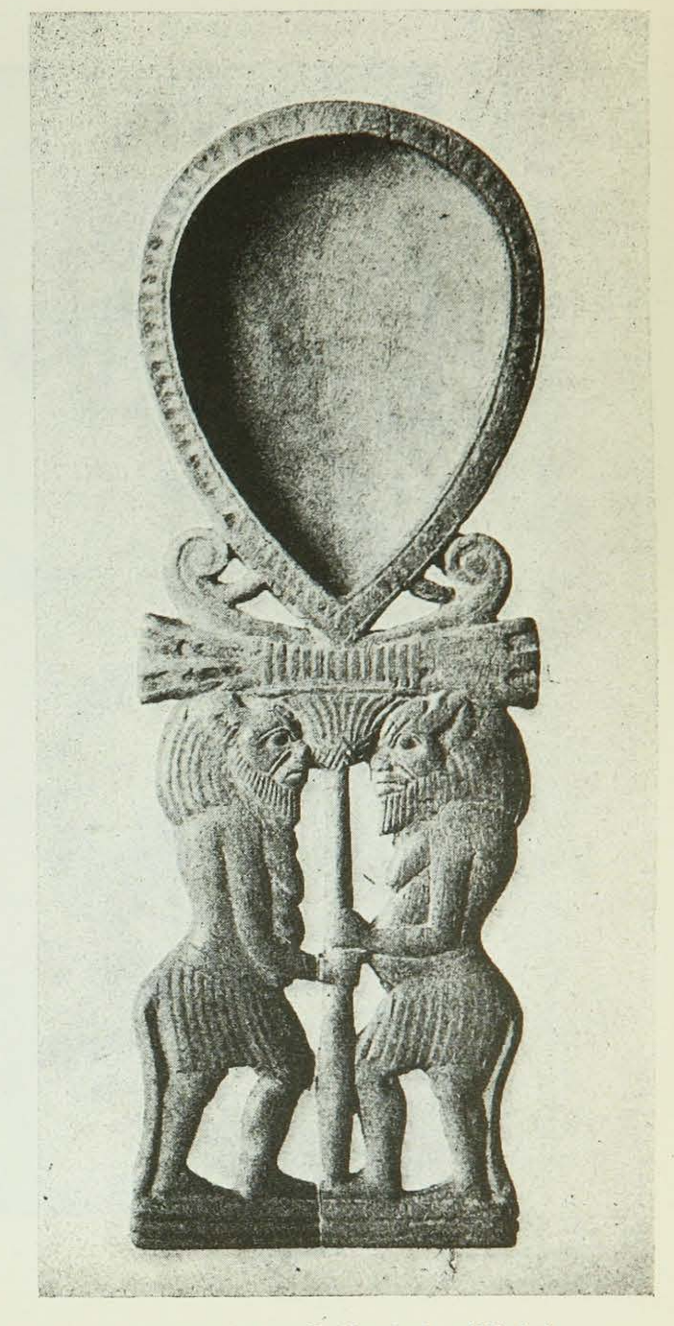
Mit Genehmigung von Paul Cassirer



Aegyptische Salbschale (Holz)
Propyläen-Kunstgeschichte



Empire-Spiegel in feuervergoldeter Bronze
Sammlung Flatow und Priemer, Berlin



Aegyptische Salbschale (Holz)
Propyläen-Kunstgeschichte


Was Du brauchst
kaufe bei
Tietz
HERMANN TIETZ
LEIPZIGERSTR.
ALEXANDERPLATZ
FRANKFURTERALLEE
TIETZ

lui livre son peuple: la fille, le pauvre, le riche, le mutilé, l'assassin aux bottines silencieuses, la rue qui sent toujours un peu le sang, le petit détail infâme sur la chaussée, quand tout fermente au crépuscule du jour.

Paralytisches Selbstgespräch.

(Im Sprechgesang zu rezitieren.)

Ein Kuß in Ehren ist kein Büstenhalter.
Der Ehebruch wirkt äußerst zeitgemäß.
Ein Embryo ist meist von zartem Alter.
Der Spucknapf ist zunächst kein Trinkgefäß. —

Dreh' dir den Kopf ab, falls du einen hast!
Auch ohne Kopf wirst du kein deutscher Denker.
Knüpf dich dezent an einen Lindenast.
Seit Zeile 5 wirst du davon nicht kränker ...

Wie wird man sich nach seinem Tode kleiden?
Ob auf dem Mars wohl Freudenhäuser sind?
Ob auch Minister an Erkältung leiden?
Ist wohl der Zufall nur per Zufall blind?

Das sind dabei nicht etwa alle Fragen!
Die meisten fallen einem gar nicht ein. —
Es nützt nichts, im Adreßbuch nachzuschlagen.
Das ist für diese Zwecke viel zu klein.

Ein Fräulein will sich mit mir trauen lassen.
Sie schätzt mich so. Weil ich so höflich sei ...
Ein Nachthemd hat sie. Und elf Untertassen.
Und einen Gasherd. Doch der ist entzwei.

Wenn ich elektrisch Licht im Munde hätte
Und, wo der Blinddarm ist, ein Grammophon —
Und Geld zu Schnaps und eine Zigarette,
Das wäre schön. Denn ich bin Gottes Sohn.

Irrsinn ist menschlich und hat Gold im Munde.
Fast jeder hat's; nicht jedem ist's bekannt.
Der Doktor sagt, ich bin sein längster Kunde.
Nachts bin ich meist ein roter Elefant.

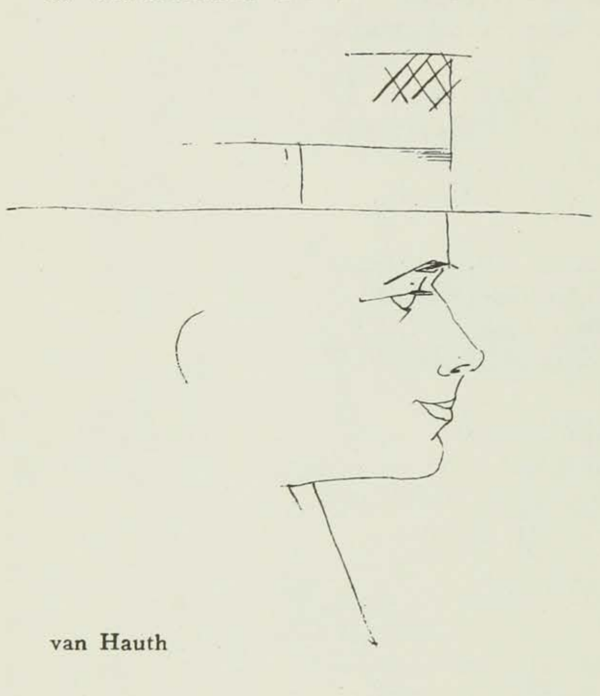
In Brüssel hat sich mancher kriegsverletzt.
Seit Mitte Juli kann ich nicht mehr lachen.
Wer Pech angreift, denkt an sich selbst zuletzt.
Wo steht doch: Selig sind die Geistesschwachen?

Erich Kästner.

Wer ist der zweitgrößte Dichter Deutschlands?

Der größte ist natürlich — Carl Sternheim.

Carl Sternheim läßt sich zurzeit in Paris als der große deutsche Dramatiker in literarischen Zirkeln herumreichen und hat sich für die Nouvelles Littéraires interviewen lassen. Maurice Betz gibt dieses Interview wieder, aus dem man mit Vergnügen sieht, daß Sternheim den Franzosen, weil doch einmal immer zwei Kerle sein müssen, vorgibt, der andere der deutschen Literatur sei Thomas Mann (aber nur mit Reserve). Sternheim und Betz verteilen im Gespräch die Größen. Sternheim bemerkt, niemand könne ihm eigentlich sagen, welches die entscheidenden, die wahren französischen Talente der Gegenwart seien. Betz bemerkt, es herrsche wohl auch in Deutschland eine gewisse Unsicherheit, worauf sich folgendes Dialöglein entwickelt. Sternheim erwidert überrascht:



van Hauth

„Pas du tout. On sait très bien. C'est vrai que vous ignorez ici . . ."

„Je cite quelques noms:
Kaiser, Werfel, Einstein, Unruh . . ."

„Qui ça?"

„Fritz von Unruh."

„Connais pas."

„L'auteur de ‚Opfergang'."

„On ne connait pas cet écrivain en Allemagne."

„Et Rilke?"

„Il y a peut-être encore des jeunes filles pour le livre. Il n'est pas, voyez-vous, de notre époque."

Et d'un geste décidé il rajuste le monocle sur son œil ironique et dur. —

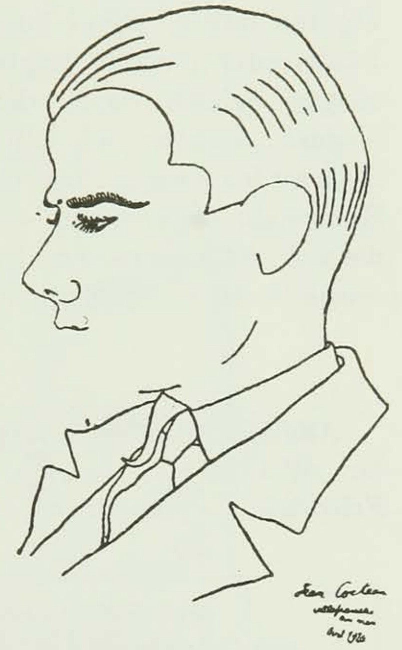
Es wäre an der Zeit, daß jemand nach Paris führe, um den dortigen Literaten einen Vortrag über — Carl Sternheim zu halten. *(Das 12-Uhr-Blatt.)*

Die Bürger von Calais.

Die Franzosen ringen sich auf dem Theater wenigstens zu einer von Voltaire beeinflußten, einzig richtigen Auffassung der Geschichte durch. In Paris gibt es jetzt in den Bouffes Parisiennes die Belagerung von Calais durch Eduard III. von England zu sehen, und anders als bei dem ollen ehrlichen Rodin und dem vor Spießbürgerachtung strotzenden G. Kaiser übernimmt in einem tollen Schwank „En Chemyses" eine Kokotte die Führung von sechs bei ihr im Hemd in flagranti erwischten bürgerlichen Notabeln direkt vor die englischen Majestäten, von denen besonders die durch den Anblick in ihren Grundfesten erschütterte Souveränin so gerührt wird, daß sie die Begnadigung der eroberten Stadt von ihrem erlauchten Gemahl erwirkt.

Wir weisen deutsche Dramatiker auf die Erfolgchancen hin, die eine Bearbeitung in solchem Sinn etwa des Nibelungenliedes und in der Regie Max Reinhardts mit Musik von Pfitzner bei uns haben könnte.

Carl Sternheim.



Jean Cocteau. Marcel Hérand

Proletarisches.

Ein deutscher Maler weilte in Paris und schrieb von dort unter Hinweis auf ein gutes Trinkgeld seinem Portier, da er noch länger in Paris bliebe, möge dieser auf den Gasbeamten achten und das Geld für die Rechnung auslegen. Darauf erhielt er folgende Postkarte: „Det mit Paris kennense halten wie Sie wolln. Von wegen des fürstlichen Trinkjeldes: so sehen Sie aus. Der Jas läufft sich die Beene ab."

Der *blinde Graf Hatzfeld* rühmte sich in einer kleinen Gesellschaft Bibliophiler, er besäße unter anderen seltenen Ausgaben auch das kostbare Buch „Maximin" aus dem George - Kreise, und nicht nur in einem Exemplar, sondern viermal. „Warum viermal?" — „Nur um andre zu ärgern"; er selbst lege keinen besonderen Wert auf das Buch, da ihm die vor dem Titel eingefügte „Lithographie" nicht gefiele . . .

Ein junger Künstler klingelt morgens um 10 Uhr an der Ateliertür eines befreundeten polnischen Kollegen, um bei ihm ein Bild zu betrachten. Dieser öffnet nur einen Spalt breit, sehr notdürftig bekleidet: „Impossible, cher ami, il y a du monde."

Eingesandt von Kurtheinz Schaefer (Charlottenburg).

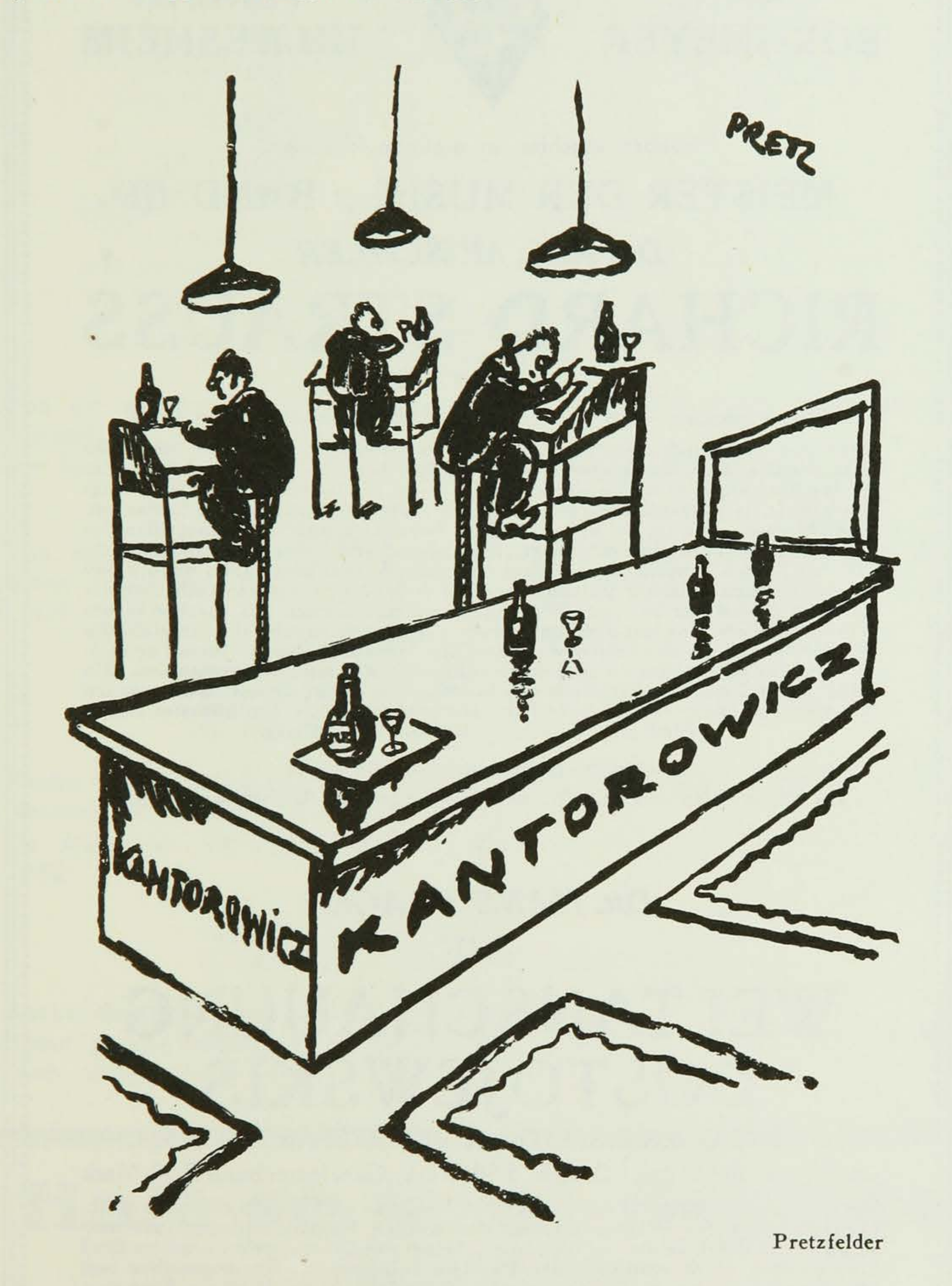
Lebendes Schach im Sportpalast. Die weite Halle im Sportpalast, in der sonst geboxt wird, hatte gestern abend eine Schar seltener Gäste aufzuweisen. Im Ring präsentierten sich nicht, wie gewöhnlich, halbnackte Kämpfer, sondern nicht weniger als 32 Gestalten, die durchweg in bunten, seltsamen Kostümen auftraten, lieferten sich nach den Weisungen ihrer Führer, der Schachmeister Emanuel Lasker und Rubinstein, auf den schwarzgelben Feldern eine Schlacht. Jede Partei hatte ihren Herold, der die gezogenen Figuren auf die Bestimmungsfelder und die Kampfopfer vom Feld führte. Die beiden Feldherren, Klassiker des Schachs, spielten ein abgelehntes Damengambit. Zu Anfang ging es sehr ruhig zu, später wurde die Partie, als der polnische Meister, der die weißen Figuren führte, einem Bauernopfer ein Läuferopfer folgen ließ, lebhafter. Einem Läuferopfer Laskers folgte ein Turmopfer Rubinsteins und wenige Züge später ewiges Schach durch die weiße Dame. Unentschieden im 24. Zuge. Die Gegner reichen sich auf dem Podium die Hände. — Der originelle Schachabend, bei dem Meister Kagan Lasker und der Russe Bernstein Rubinstein sekundierte, wurde durch musikalische Darbietungen des Blüthner-Orchesters unter Pietro Mascagni und Generalmusikdirektor Dr. Kopsch eingeleitet und beschlossen.

Eingesandt von Rudolf Gerhardt (Pankow).

Adolf Schrödters „Burgkneipe am Rhein" im Februarheft des Querschnitt ist Dr. Walter Cohens Buch „Hundert Jahre rheinischer Malerei" (Verlag Friedrich Cohen, Bonn) entnommen.

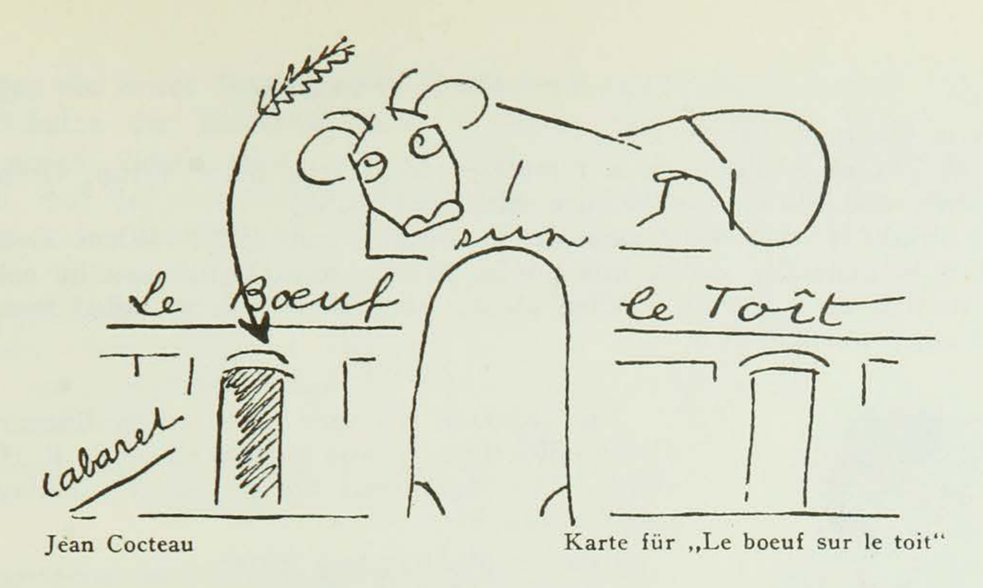
Von unserm Freund **Pierre de Massot** wird demnächst ein Buch erscheinen, betitelt: „Sans dessous de soie", mit einer Vorrede und Photos der entzückenden Pariser Schauspielerin Parisys (Spezialistin für übergeschnappte Stimme).

Hier finden sich zwei Wesen zusammen, die jeder schon für sich geeignet sind, die Welt in Erstaunen zu setzen.



Pretzfelder

Kunstversteigerung in Hannover. Das Kunsthaus H. v. d. Porten & Sohn in Hannover verweist durch eine Anzeige in diesem Heft nochmals auf seine dreitägige Auktion vom 16. bis 18. März, die am ersten Tag Gemälde, besonders gute alte Niederländer (Steen, van der Neer, N. Maes, J. Fyt, Judith Leyster, J. Breughel, J. van Ostade usw), am zweiten Tag gute Graphik, Handzeichnungen, japanische Farbholzschnitte, persische Miniaturen u. a. bringt.



Jean Cocteau — Karte für „Le boeuf sur le toit"

Cocktails.

Absinthe.

The art of mixing Absinthe is probably one of the most subtle and least understood.

We have the American style, the French style, the Swiss style.

Absinthe — American Style.

The Americans are very fond of the Absinthe Cocktail and the American Absinthe Cocktail is as follows: Fill the shaker half full of broken ice and add:

1 dash of Angostura Bitters.
3 or 4 dashes of plain Syrup or Anisette.
1/4 gill of Absinthe.
1/4 gill of water.

Shake these ingredients until frozen, strain into a cocktail-glass and squeeze the essence of a little lemon-peel on top.

To make an American Absinthe: Fill the shaker half full with broken ice, add:

1/2 gill of Absinthe Pernod.
1 1/2 gills of plain water.
A little Sugar Syrup according to taste.

Shake thoroughly and strain into a tumbler.

Some people shake the Absinthe without the water and strain it into a tumbler, adding cold Soda Water instead.

Absinthe — Swiss Style.

This is the most simple way:

Put $^1/_2$ gill of Absinthe in a tumbler, add a little plain Syrup, Grenadine, or Anisette, and fill up the balance with iced water.

This drink is also very popular in France and Italy. When Grenadine is used it is generally called une purée, or une tomate, because its colour is similar to that of a tomato. When plain Syrup is used it is called mominette by the French working-man.

Angler Cocktail.


Käthe Wilczynski

This cocktail is very popular in Bohemia and Czecho-Slovakia. It was introduced by V. P. Himmelreich. The ingredients are put in the mixing glass with broken ice:

2 dashes of Angostura Bitters.
2 dashes of Orange Bitters.
$^1/_6$ gill of Vantogrio (a local nonalcoholic Syrup).
$^2/_6$ gill of Gin.

Stir up with the spoon. Strain into a cocktail-glass. Squeeze lemon-peel on top.

Apple Jack Cocktail.

In the large bar glass, half full of broken ice, add:

1 or 2 dashes of Angostura Bitters.
2 or 3 dashes of Gum Syrup or Curaçao.
$^1/_2$ gill of Apple Jack Brandy.

Stir up well with mixing spoon, strain into a cocktail-glass, add olive or cherry and squeeze the essence of a lemon-peel on top.

In the U.S.A. Apple Jack Brandy is also called Jersey Lightning. In France they usually call it Calvados.

Bacardi Cocktail.

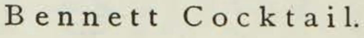
Fill the shaker half full of broken ice, and add:

$^1/_6$ gill of fresh Lime Juice.
$^2/_6$ gill of Bacardi.
Sugar Syrup according to taste.

Shake well and strain into a cocktail-glass.

When no limes handy, lemons are usually taken instead.

This cocktail is in great demand in London. In the U.S.A. it is undoubtedly more popular than any other cocktail.



Bennett Cocktail.

Fill the shaker half full of broken ice and add:

2 dashes of Angostura Bitters.
$^2/_6$ gill of Old Tom Gin.
$^1/_6$ gill of fresh Lime Juice.

Shake well and strain into a cocktail-glass.

This cocktail, which is very popular in Chili, is called after the well-known and popular landowner and millionaire of that country.

(Aus dem Buche „Cocktails how to mix them, by Robert of the Embassy Club", London 1922.)

Gegen ein neues Goetheaneum in Dornach. Die schweizerische Gesellschaft zum Schutze der landschaftlichen Schönheit hat Einspruch gegen den Bau eines neuen Goetheaneums in Dornach erhoben. Die Protesteingabe behauptet, daß der von Steiner geplante Bau mit seinen gewaltigen Dimensionen die Schweizer Landschaft verunstalten werde und durch seinen fremdartigen Stil einer kleinen Gruppe von Ausländern die Möglichkeit geben werde, für ihre Wesensart einen sichtbaren Ausdruck zu finden, der ihrer Bedeutung in keiner Weise entspreche.

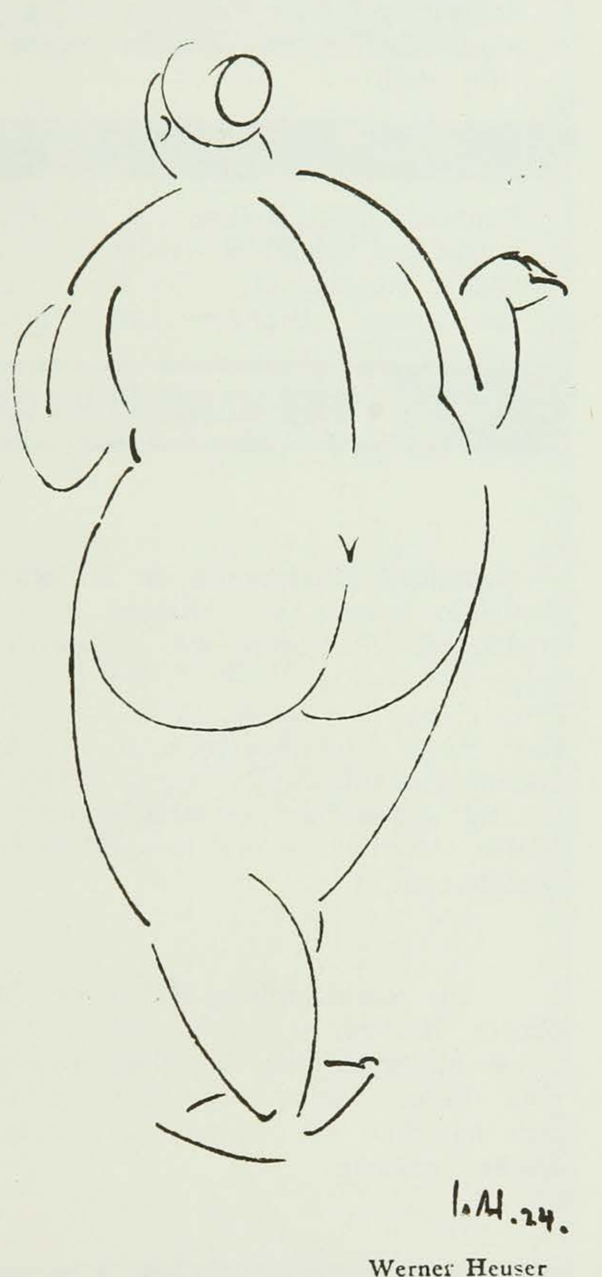
Eingesandt von Dr. Willibald Schröder (Zürich).

Generalintendant Gustav Hartung, der Leiter der Kölner Bühne, ist der Meinung, daß Nachwuchs wohl da sein wird, seine Befürchtungen gelten aber der Qualität dieses Nachwuchses. Er antwortet:

„Wer nicht anders kann — und nur auf solche Menschen lege ich Wert — wird trotz der „Not der Zeit" Schauspieler werden. Der Nachwuchs wird also da sein, aber wie er aussehen wird, darüber wage ich nichts zu prophezeien. Denn noch weniger als in den anderen Künsten wissen auf dem Gebiet des Theaters die Erzieher, worum es wirklich geht."

Die Dame mit dem Querschnitt.

In einem der preisgekrönten Schaufenster des Modehauses R. M. Maaßen in der Leipziger Straße, vor denen sich dauernd die Schaulustigen drängen, hält ein mit erlesenem Geschmack gekleidetes Mannequin den Februar-Querschnitt im Arm. Mit dieser Geste dokumentiert sich die Firma Maaßen als Modenhaus für Anspruchsvolle.



Werner Heuser

Brief des Malers Grimm an Flechtheim.

Wissen Sie, Herr Fl., es hat für mich vorläufig gar keinen Wert, Bilder nach Berlin zu schicken. Bahnarbeiter und Bauern kaufen meine Bilder von mir direkt — diese einfachen Leute. Es ist doch eine gewisse Übersättigung moderner, problematischer Kunst festzustellen. Es wird sich bald keine Sau mehr dafür interessieren, und jeder Prominente wird sein kleines Kreischen um sich haben. Wir gehen vielleicht einer Zeit entgegen, die, wie ich glaube, zur Wahrheit und Einfachheit neigt. Ich weiß nicht! Was sagen Sie?

Herzliche Grüße Ihr

Artur Grimm.

. und heute Celly de Rheidt Fledermaus

Atemlose Stille umfängt das vollbesetzte Haus. — Celly de Rheidt tanzt — Licht saugt den Körper auf — Rhythmus durchzittert die Luft. Jetzt wie dahinschwebender Blütenstaub: keusch-herbe — dann wie das Leben selbst: kraß, sinnlich-toll. Farben singen rauschende Frühlingskraft, Sehnsucht wird wach — — — — — — — — — — — —

Buntwirbelnder Reigen auf der Bühne. — Mit einer traumhaft, alles zu Musik und Schönheit werdenden Sprache, bewegen sich Leiber. Exotische Welten tauchen auf. — Die Seele träumt: Dumpfschwüle Nacht über Urwald und Steppe. Bronzene Leiber umlodert ein Feuer. — Kiami Bey tanzt

. und heute Celly de Rheidt Fledermaus

(Hannoverscher Anzeiger.)

Gemälde-Versteigerung zu Büderich-Meererbusch, Restaurant Ludwig Peter, Krefelder Straße 31. Morgen Freitag, den 30. Januar, vormittags 10 Uhr beginnend, versteigere ich in vorbenanntem Restaurant 1 große Partie Ölgemälde, u. a. Prof. Exzellenz E. v. Gebhardt, Prof. Hugo Mühlig, Prof. Heinr. Hermanns, Prof. Junghans, Prof. Volckhardt, Prof. Simmler, Prof. Kurt Hoppe-Kamphausen u. a. m., außerdem: Kunstgegenstände, wie Madonna mit Kind (Jahrgang 1500), echte Kelims, 1 Klavier öffentlich meistbietend gegen bar. — Besichtigung eine Stunde vor dem Termin. Wilhelm Kallen, Auktionator und Kommissionsgeschäft, Neuß, Promenadenstraße 77 und Josephstraße 120. *(Bödericher Zeitung.)*

Die **Buchhandlung Potsdamer Brücke G. m. b. H.,** Berlin W 35, Schöneberger Ufer 25, ist vor kurzem eröffnet worden. Sie unterhält ein reichhaltiges Lager ausländischer, besonders englischer und französischer Literatur und wird über dieses Gebiet auch Vortragsabende veranstalten; ebenso eifrig wird sie sich natürlich der Pflege des schönen, wie auch des wohlfeilen deutschen Buches widmen.



Was sagt man

über das Apollotheater
und die Revue
„Lache, lache, lache, bis Du zerspringst!“

?

Der echte Münchner Bierdimpfl:
Dees war a Hetz und a Gaudi — mir tuat heut no' der Bauch weh vo lauter lacha!

Der Student:
Ein tadelloser, fideler Abend ohne Politik und — als Student bezahlte ich nur halben Eintrittspreis.

Der Beamte:
Ich hab mich vorzüglich unterhalten. Keine Politik, keine Zoten, morgen gehe ich mit Familie hin.

Der Backfisch:
Papa, warum machen denn die Komiker im Publikum den Unsinn — haben die denn keinen Platz auf der Bühne?

Die alleinstehende Dame:
Ein Tag in der Woche gehört dem Apollo, dort kann ich mich herzlich auslachen und — Hauptsache — ganz allein hingehen, ohne belästigt zu werden.

Der Arbeiter:
Die Urviecher von München, die Hönle, der Sailer, der Wenninger, der Flemisch und der Schwarz, alle auf oan Hauta beinanander, da zreißt's di ja direkt und bist beim Verein oder bei der Gewerkschaft nacha zahlst blos 60 Pfennig auf der Galerie.

Der Schieber:
Kein Lokal für mich — so viele Menschen, welche alle Bier trinken. Kalbshaxen und Schweinebraten essen, an keinem Tisch gibts Sekt und die Komiker verlangen, daß man noch bei dem Blödsinn mitspielen soll. Nichts für Raffke.

Der Provinzler:
I geh ollerweil ins Apollo, da is alles gmüatli und leger beinander, da gibts a Hetz, a Gaudi, a guats Thomasbräu und in 3 Minuten bin i am Bahnhof.

Der Schwabe:
I ha gar net gwußt, was des ischt — a R e — v u e e. Jetzt woiß i's. Da muascht lacha, oelleweil lacha. Es ischt a Theater und es ischt koi Theater, es ischt a Kabaret und es ischt koi Kabaret, aber es ischt ebbes dumms — da kannscht Di' Kropfet lacha.

Der Berliner:
Mensch, hab ik jelacht im Apollo, da bleibt keen Ooge trocken. Für uns Berliner ist die urwüchsige Münchner Komik ein Jenuß — wenn wir ooch veräppelt werden. Wir freuen uns stets über die sojenannte „Viecherei“.

Der Ausländer:
Die Münchner Orgenale im Apollotheater muß man gesehen haben, sonst ist man rückständig.

Der Sachse:
Mei Gutester, waren Se schon im Abollo in München. Na, heern Se — da gann man aber lachen. Platzn gann mer.

(Münchener Neueste Nachrichten.)

AUS DER AUFRICHTIGEN ZEITUNG FÜR DIE BÖSEN BUBEN IN WIEN

1. Aus der Werkstatt des Schaffenden.

(Tiefblicke ins Mysterium der poetischen Produktion.)

Wir sind in der Lage, eine Schilderung des dichterischen Prozesses aus der Feder eines unserer führenden Dramatiker zu veröffentlichen, eine Schilderung, an deren Plastik und leidenschaftlichen Wahrheitsliebe man ihren Autor leicht erkennen wird.

Nur ungern lüfte ich den Vorhang vor dem Geheimnis meiner Geburtswehen. Ist doch das Publikum, das sich diese Dinge gern kindlich-romantisch denkt, allzuleicht desillusioniert. Doch pah! Es sei gewagt.

Das Wichtigste ist auch hier, wie bei allem, ein wohlerwogener, sorgfältig durchdachter Plan. „Genie ist Fleiß" hat schon Napoleon gesagt, und dies gilt ebensowohl vom Künstler wie vom Staatenlenker. Ich gebe mir also zunächst, ehe ich mich ans Schaffen verströme, genau Rechenschaft über den Fassungsraum des Theaters, in dem mein Werk zu blühendem Leben erwachen soll, multipliziere die Zahl der Plätze mit dem Durchschnittspreis der Billetts, berechne hiervon zehn Prozent, nehme von diesen das Zehn-, Fünfundzwanzig-, Fünfzigfache und sinniere ein Weilchen über die Zahlen, die sich da ergeben, so für mich hin. Hierauf verspüre ich einen Ruck oder ich verspüre keinen. Verspüre ich keinen, so weiß ich, daß das in Frage stehende Theater nicht die künstlerische Leistungsfähigkeit besitzt, die meine Dichtung zu vollwertigem Leben wecken könnte. Verspüre ich

den Ruck, so bin ich auch schon an meinem aus schlichtem Hartholz geschnittenen Schreibtisch und versenke mich, dem Alltag abgekehrt, in die Fundamentalfrage: Was schreibt man?

Zuerst einmal lege ich mir eine Liste aller möglichen Themen an und prüfe sie mehrmals und gründlich auf ihren Aktualitätsgehalt und ihre Publikumswirkung. Bei dieser wichtigen Vorarbeit pflegen Dilettanten oft zweierlei zu übersehen. Erstens, was die Aktualität anlangt, daß man zur Abfassung eines regelrechten Dramas mindestens vierzehn Tage braucht und dann bereits etwas ganz anderes aktuell sein kann. Diese Fehlerquelle kann nur durch Intuition korrigiert werden. Der zweite Fehler, dem Anhänger anheimzufallen pflegen, liegt in ihrer naiven Überschätzung des Publikums. Sie wollen nicht glauben, daß dieses schwachsinnig ist. Aber es ist schwachsinnig. Glauben Sie es einem Dichter, der auf lange Erfolgserien seiner Werke in Europa und sogar in Ungarn zurückblicken kann. Ein Ziel, das nur durch geduldiges Studium der Publikumsseele und männlich - unerschrockenen Mut zur Plattheit erreicht werden konnte.

Nach dieser, wie ich zugeben muß, selbst für einen Mann von meiner Sachkenntnis nicht leichten Arbeit schreite ich zur Einkleidung des Themas. Hier muß man wissen, ob Historie oder Gegenwart gerade mehr beliebt ist. Dies zu entscheiden ist Sache der Übung. Schwieriger ist schon die Frage: expressionistisch oder verständlich? Denn oft wirkt das, was gerade Mode ist, unoriginell, und auch das scheinbare „Gegen-den-Strom-Schwimmen" gehört mit zum Erfolg. Man sieht, diese Fragen sind viel zu kompliziert, um am grünen Tisch gelöst werden zu können. Da muß man sich schon bequemen, ins Volk hinabzusteigen und dessen schlichtem Bedürfnis zu lauschen, wie dies bereits unser großer Befreier Luther getan hat. Vorbei sind die Zeiten, da der Dichter weltfern in einsamer Klause schuf! Heute muß er ins Leben

---

Anspruchsvoll reißt die Zeit an unseren

NERVEN

Tobende Quälgeister pochen im Schädel.
Erschöpft suchen wir Hilfe

SATYRIN

heißt die Rettung

Der Arzt empfiehlt es / Der Apotheker führt es

SATYRIN GOLD für den Herrn

SATYRIN SILBER für die Frau

Jugendfrische. Lebensfreude
kehren zurück
Der Sieg der Wissenschaft!

AKT.-GES. HORMONA / DÜSSELDORF

hinaus und es an seinen sprudelnden Quellen packen: in der Redaktion, auf dem Jour, an der Börse...

Sind nun diese verantwortungsvollen Vorfragen erledigt, so ist das übrige eigentlich mehr Sache der Flinkheit der Stenotypistin, die imstande sein muß, so schnell mitzuschreiben, daß im Abfluß der Gedanken keine Verstopfung eintritt. Ist das aus diesem oder aus anderen internen Gründen der Fall, so können nur künstliche Stimulantien helfen. Ich erblicke darin keine Schande; auch Schiller bediente sich bekanntlich fauler Äpfel, Grabbe des Alkohols und andere anderen Obstes. Mein unfehlbares Inspirationsmittel — ich verrate da ein kostbares Ateliergeheimnis — ist die Lektüre der Kassenrapporte. Waren die meinigen im letzten Jahre nicht günstig genug, so wähle ich solche von glücklicheren Kollegen, und alsbald durchpulst mich ein befeuernder Ehrgeiz, fortan der Erste von allen zu sein und kühn nach dem Höchsten zu greifen. So viel über den ersten Teil des poetischen Gebärens. Ist dieser erledigt, beginnt erst die dornenvolle, aber köstlichen Lohn verheißende, die wahrhaft produktive Arbeit und echte Kunst, die Kunst nämlich, sein Stück anzubringen, die Presse zu bearbeiten, die entsprechenden Garantien zu erzielen. Hier zu siegen, ist den wenigsten gegeben, denn dazu muß man nicht bloß Ausdauer, gewiegte Sachkenntnis und eiserne Energie besitzen, sondern ein besonderes, unerwerbbares Talent, mit dem man geboren wird.

2. Grillparzer.

Wieder ein Gedenktag!

Wie mir der alte Fadian, schon in der Schule eine wahre Landplage, zum Halse heraushängt, kann ich gar nicht sagen. Zum Glück hat man da seine sieben Sachen rasch beisammen. Seine Dramen kenne ich natürlich nicht, da sie erfreulicherweise fast nie gespielt werden und ihre Lektüre auf dem Gymnasium in die Oberstufe fällt. Im Konversationslexikon stehen bloß die Titel. Aber darauf kommt es ja gar nicht an, sondern auf jene paar Phrasen, bei denen der Idiot von Leser nie merkt, daß er sie schon dreihundertmal gehört hat. Ich wiederhole daher, daß Grillparzer wahrhaft unser war und in seinem Lager sich Österreich befand, woran ich nicht versäumen will, die Bemerkung anzuschließen, daß der Österreicher ein Vaterland hat, es liebt und auch Ursach' hat, es zu lieben, was allerdings, wie ich letzthin durch die Freundlichkeit unserer Modeberichterstatterin erfuhr, von Schiller behauptet wurde, im übrigen aber doch in diesen Zusammenhang gehört; zum mindesten dürfte es schwer sein, das Gegenteil zu beweisen, sofern überhaupt je-

mand ein so unwahrscheinliches Viech sein sollte, über einen solchen Zusammenhang nachzudenken.

Ich füge noch pflichtgemäß hinzu, daß in Grillparzers Dramen ein eigentümlicher Duft weht, der schwer zu definieren ist; wer ihn zu definieren vermag, möge es von mir aus tun, bis er schwarz wird, ich kann es nicht und lege auch gar keinen Wert darauf, es zu können. Grillparzers Dramen sind außerdem ein Born, das kann man von allen Klassikern ohne Risiko sagen; von was ein Born, geht den Leser einen Dreck an. Ich könnte Grillparzer noch mit Schnitzler vergleichen, dessen „Reigen" ich tatsächlich zweimal gesehen habe. Es genüge aber der einfache Hinweis und die für solche Fälle unbezahlbare Bemerkung: Wozu dergleichen, da doch alles Schöpferische im Letzten unvergleichlich ist?

Man könnte noch etwas von Habsburg murmeln, und zwar: „Dank vom Hause Österreich". Da will ich aber doch zur Sicherheit im Büchmann nachsehen. Was mich übrigens die Beine unserer Stenotypistin mehr interessieren als Grillparzer, möchte ich in Zitaten Bescheid wissen. Soeben fällt mir noch ein, daß Salten einmal erzählt hat, Grillparzer habe ein typisch österreichisches Dichterschicksal gehabt. Etwas wird schon dran sein und im übrigen wollte ich, ich hätte keine größeren Sorgen.

3. Aus dem Burgtheater.

Das Burgtheater hat der nicht ausreichend beschäftigten und von der Presse deshalb wenig genannten Frau Senders gestattet, ihren Schmuck zu verlieren und auf romantische Art wieder zu finden. Frau Wohlgemut fühlt sich deshalb zurückgesetzt und verlangt von der Direktion die Zuweisung eines für den lokalen Teil der Blätter geeigneten Erlebnisses.

*

Die **Salubra A.-G.,** Grenzach in Baden, legt diesem Heft einen Prospekt in Form eines Tapetenmusters bei. Stimmungsvoll wie Seidentapeten wirken ihre Erzeugnisse „Tekka" und „Salubra", die außerdem den wesentlichen Vorteil haben, absolut licht-, farb- und waschecht zu sein, und dadurch alle staub- und bazillenfangenden Tapeten aus dem Felde schlagen.

Der Verlag **Klinckhardt & Biermann,** Leipzig, legt diesem Heft einen zwölfseitigen, reich illustrierten Prospekt über seine Kunstzeitschriften „Cicerone" und „Monatshefte für Bücherfreunde und Graphiksammler" bei.



Eingegangene Bücher

Besprechung vorbehalten.

ADAM, LEONHARD: Buddha-Statuen. Stuttgart, Strecker & Schröder. Ders.: *Nordwestamerikanische Indianerkunst* (Orbis pictus, Bd. 17). Berlin, Wasmuth.

ALFIERI: Leben des Vittorio Alfieri aus Asti. Von ihm selbst geschrieben. Frankfurter Verlagsanstalt.

AMALTHEA-ALMANACH 1925. Zürich, Amalthea-Verlag.

BARUZI, JEAN: St. Jean de la Croix et le problème de l'expérience mystique. Paris, Alcan.

BÖRNE, LUDWIG: Der Narr im weißen Schwan. München, Georg Müller.

BREHM, A. E.: Schönste Tiergeschichten. München, Georg Müller.

CENDRARS, BLAISE: Feuilles de route. I. Le Formose. Paris, Au Sans Pareil.

CHESTERTON: Was unrecht ist an der Welt. München, Musarion-Verlag.

COCTEAU, JEAN: Dessins. Paris, Librairie Stock.

COUCHOUD, P.-L.: Le Mystère de Jésus. Paris, Rieder & Cie.

DVORAK, MAX: Das Rätsel der Kunst der Brüder van Eyck. München, Piper & Co.

EBNER-ESCHENBACH, MARIE VON: Meine Kinderjahre. Wien, Österr. Jugend-Rotkreuz.

EMGE: Die Idee des Bauhauses. Berlin, Pan-Verlag Rolf Heise.

EPIKON. Sammlung klassischer Romane. Leipzig, List. — *Immermann, Münchhausen. — Jean Paul, Siebenkäs. — Meredith, Der Egoist. — Stendhal, Rot und Schwarz. — Turgenjew, Väter und Söhne.*

GALAHAD, SIR: Im Palast des Minos. München, Langen.

HAARDT U. AUDOUIN-DUBREUIL: Die erste Durchquerung der Sahara im Automobil. Berlin, Vowinkel.

HARDT, LUDWIG: Vortragsbuch. Hamburg, Gebr. Enoch.

HEINE: Reisebilder. Teil III und IV. Hamburg Berlin, Hoffmann & Campe.

KLEIN, FRITZ: An der Schwelle des vierdimensionalen Zeitalters. Darmstadt, Auriga-Verlag.

KOELSCH, ADOLF: Gottfried Mind der Katzen-Raffael. Zürich, Montana-Verlag.

KUHN, ALFRED: Aristide Maillol. Leipzig, E. A. Seemann.

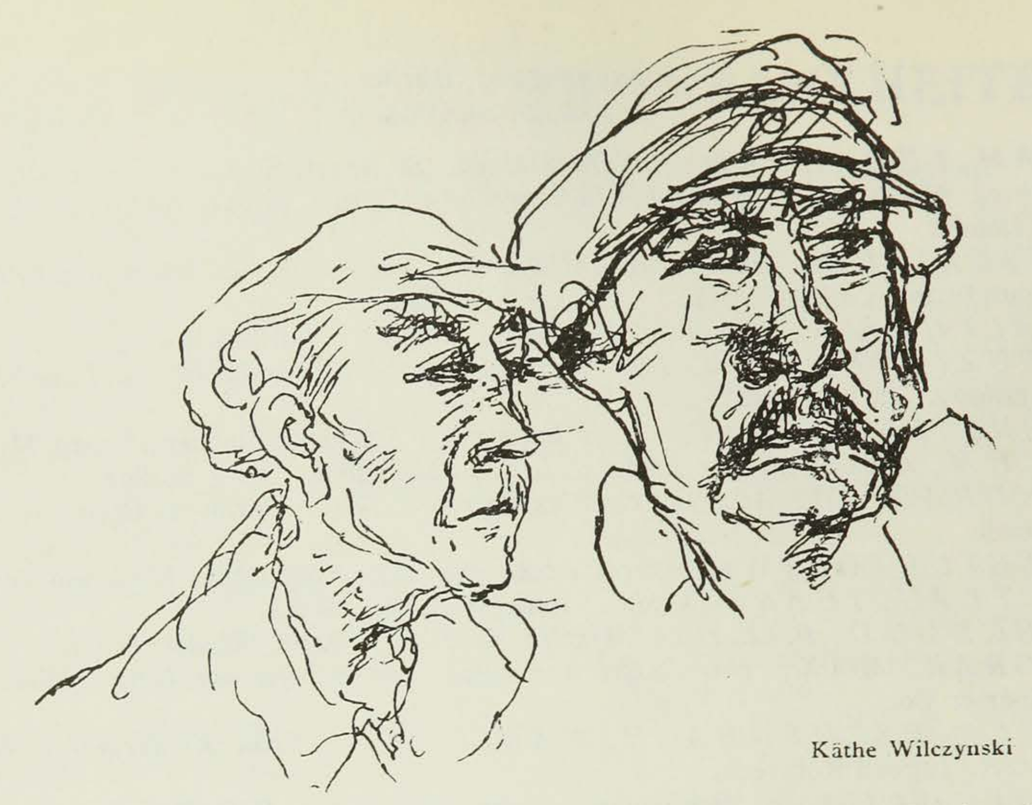
MUSCHLER, R. C.: Bianca Maria. Roman. Leipzig, Grunow.

NITHACK-STAHN, WALTHER: Florentins Bruder. Ein Künstler-Roman. Berlin, Gebr. Paetel.

OSTINI, FRITZ VON: Der Maler Edward Cucuel. Zürich, Amalthea-Verl.

RODA RODAS Roman. München, Drei Masken Verlag.

RÖSSLER, ARTHUR: Der Maler Viktor Tischler. Wien, Karl Konegen.



Käthe Wilczynski

SCHALEK, ALICE: *Japan, das Land des Nebeneinander.* Breslau, Ferd. Hirt.

SCHWITTERS, KURT und KÄTE STEINITZ: *Die Märchen vom Paradies.* Hannover, Apoß-Verlag.

STEVENSON, R. L.: *Der Selbstmörderclub u. a. Geschichten.* — *Der Junker von Ballantrae.* Roman. — *Die tollen Männer u. a. Erzähl.* München, Buchenau und Reichert.

Ders.: *Südsee-Nachtgeschichten.* München, Georg Müller.

UNGER, E. W. und F. A. ZIMMER: *Der Weg ins Dichterland.* Schul-Anthologie. Langensalza, Beltz.

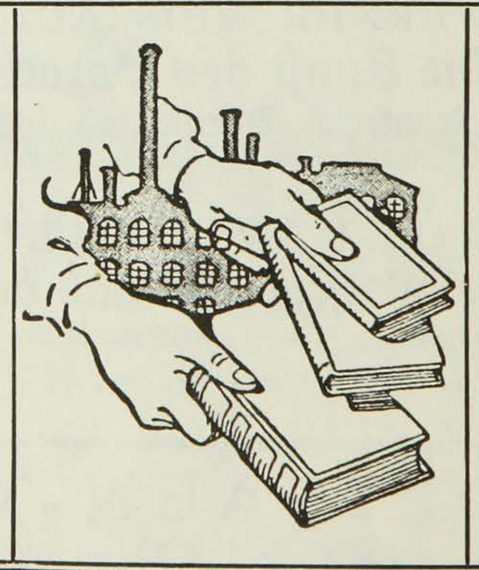
DIE VERGNÜGTEN BÜCHER. Berlin, Hoffmann & Campe. — Band 2: *Stettenheim, Lies und Lach!* — Band 3: *Moszkowski, Anton Notenquetscher läßt sie grüßen!*

VORST, M. VAN: *Bekenntnisse einer erfolgreichen Frau.* Berlin, Erich Reiß.

DER WELTENBUMMLER. Berlin, Kurt Vowinckel. — Band 3: *Powell, E. A.: Mit Auto und Kamel zum Pfauenthron.* — Band 4: *Obst, Erich: Russische Skizzen.*

WELTLITERATUR DER GEGENWART. Hrsg. v. Ludw. Marcuse. 1. Bd. *Deutschland.* Teil 1 und 2. Berlin, Franz Schneider.

WILHELM II.: *Erinnerungen an Korfu.* Berlin, de Gruyter & Co.




ADLER & STRASSER
G.M.B.H.
ANTIQUARIAT
BUCHHANDLUNG

DER QUERSCHNITT

V. Jahrgang Heft 4

INHALTS-VERZEICHNIS

Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln

*

Das Bild auf dem Umschlag zeichnete Laboureur

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. – Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Berlin
In Österreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich:
Ludwig Klinenberger, Wien



Pascin Zeichnung

ARABESKEN UM PLATO

Von

MAGNUS v. WEDDERKOP

Wo mein Plato Paradiese schuf.
Fr. Hölderlin.

Die älteste Plage der Welt sind ihre Verbesserer. An ihnen liegt es nicht, wenn sie heute noch steht. Sie sind im Gegensatz zu Mephisto „ein Teil von jener Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft". Böse Menschen wie Napoleon oder Machiavelli, die die guten Absichten nicht rechneten, verurteilten deshalb „die Ideologen". Gute Menschen, z. B. Schiller, priesen sie enthusiastisch bei ihrem Auftreten, hielten aber, wenn die Sache zum Klappen kam, nicht durch und sprachen später, wenn das Unheil ausgestanden war, nicht mehr gern davon.

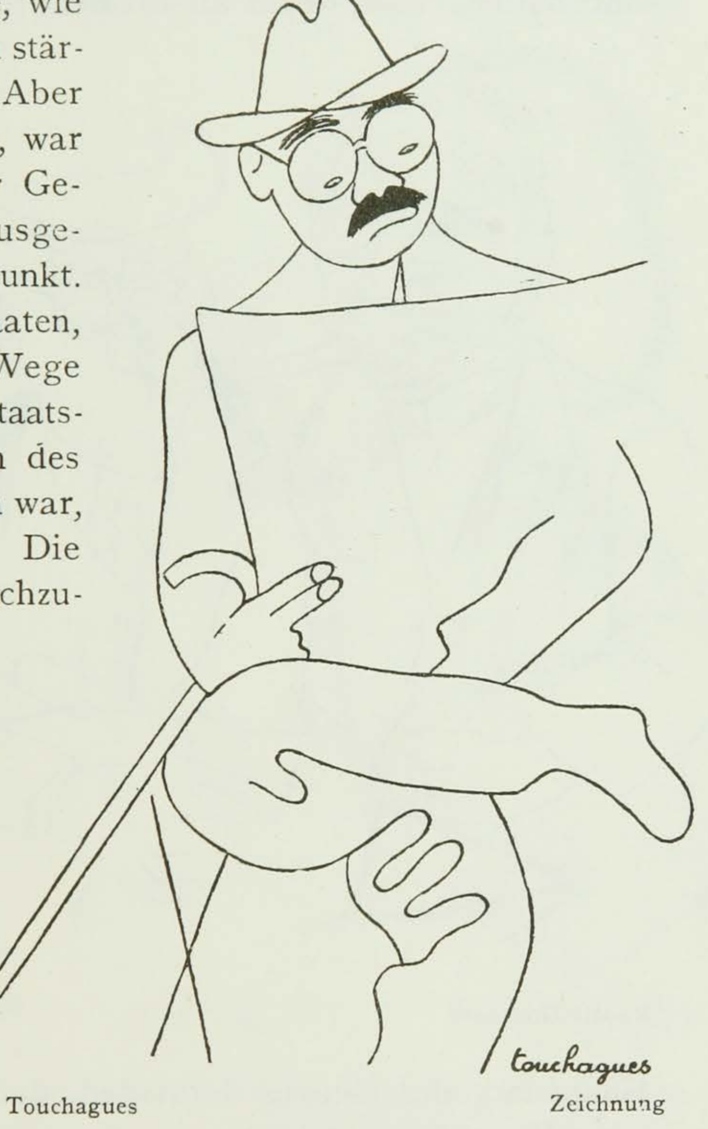
Der Erste, der sich auf dem Gebiete der Weltverbesserung Ruhm gewann, war Plato von Athen. Er schuf das Wunschbild eines Staates, die älteste Utopie. Schon früher hatte er Aufsehen erregt, als er die erstaunte Welt mit einer zweiten neuen Welt, einer Welt der Ideen und Ideale beschenkte, der größten Phantasmagorie, die man je gesehen, in die Luft gebaut wie jene Operettenstadt Wolkenkuckucksheim seines Freundes Aristophanes. Hierher nahm Plato die Bausteine zu seinem Idealstaate. Sein Fundament ist die Idee, die auf dem höchsten Gipfel

jener Illusionswelt thronte: das Gute. Im Aufschauen zu diesem Edelbegriff soll der Staat regiert werden, und zwar bestimmte Plato, der Aristokrat und Gelehrter war, daß die Regenten Philosophen bzw. daß Philosophen Regenten sein sollten. Sie führten die Amtsbezeichnung Phylax. Ihr Organ war ein Heer wissenschaftlich gebildeter Beamter. So entstehen drei Stände: Regenten, Beamte und Volksmasse. Es ist also ein krasser Klassenstaat. Ihm liegt vor allem die Aufzucht und Bildung der beiden oberen Stände ob, denn diese dürfen weder Familie noch Eigentum haben. Der staatliche Unterricht ist im wesentlichen musikalisch und athletisch. Die Erwachsenen lernen auch Mathematik. Die Regenten müssen bis an ihr Lebensende an Kursen in platonischer Philosophie teilnehmen. Der dritte Stand umfaßt die erwerbenden Berufe: Industrielle, Bankiers, Kaufleute u. dgl. Um diese Banausen bekümmert sich Plato überhaupt nicht. Unterricht und Bildung wird nicht an sie verschwendet. Sie dürfen Eigentum und Familie haben. Sie sind dafür verpflichtet, die beiden Oberklassen mit ihrer obskuren Tätigkeit standesgemäß zu unterhalten. Einem jeden dieser Stände ist auch eine besondere Tugend vorgeschrieben, den Regenten Weisheit, den Beamten Mut, dem Volk Bescheidenheit. Den Regenten gebührt unbedingter Gehorsam, denn sie vertreten Platos Lehre, die die eigentliche und oberste Herrscherin ist. Nur das Ganze, der Staat gilt, demgegenüber ist der einzelne und sein Wohlbefinden nichts. Die Menschheit und ihr Glück muß der Lehre geopfert werden. Dies Opfer ist angesichts der Herrlichkeit des platonischen Ideals keineswegs zu groß. Diese Art von grausam konsequentem Doktrinarismus scheint in der Psychologie der Weltverbesserer tief begründet zu sein. Er hat sich in allen Folgezeiten immer wieder gezeigt.

Plato hatte vorausgesagt, daß „eine Welle des Gelächters und der Verachtung" sich über seine Lehre, daß die Könige Philosophen oder die Philosophen Könige sein müssen, ergießen würde. Und so kam es: Athen lehnte seine politischen Phantasien ab. Aber er blieb unerschüttert. Indessen er machte Konzessionen. Nach Jahren innerer Kämpfe entschloß er sich zu einem gründlichen Umbau seines Staats. Womit er jetzt herauskam, war ein noch viel überraschenderes, ganz fabelhaftes Gebilde. Diese neue Konstruktion stellt sich dar als ein agrarischer Kleinstaat, bestehend aus 5040 Bürgern, nicht mehr und nicht weniger, und aus 1000 Soldaten. Er soll vom Meere und womöglich von jedem Außenverkehr abgeschlossen sein. Denn Plato hatte eine Idiosynkrasie gegen Flotten, Häfen, Seehandel und derartige Dinge, die nur Allotria ins Land bringen und vom Studium der Philosophie ablenken.

Über dieses neue Projekt war Athen und die Welt total konsterniert, und mit Recht. Denn jedes Kind damals konnte sehen, daß der grie-

chische Kleinstaat sich überlebt hatte und daß die Welt nach großen Staatenbildungen drängte. Athen selbst hatte ein mächtiges, freilich schnell wieder zerstörtes Reich gegründet. In Sizilien war ein großer griechischer Staat entstanden, der die Insel und einen Teil des italischen Festlandes umfaßte, Karthago wuchs mächtig ins Weite, und im Norden reckte sich die neue makedonische Macht unheimlich empor. Wie sollte man sich die Zukunft eines vom Ideal des Guten beherrschten binnenländischen Kleinstaats denken, wenn man täglich erlebte, wie die alten Stadtstaaten an diesen stärkeren Bildungen zerschellten. Aber all das war Plato gleichgültig, war für ihn, der das Studium der Geschichte von der Akademie ausgeschlossen hatte, kein Standpunkt. Wünschte die Welt große Staaten, so war sie eben auf falschem Wege und hatte umzukehren. Eine Staatstheorie, die aus den Begriffen des Guten und Gerechten geflossen war, war unwiderleglich richtig. Die Welt, nicht Plato, hatte nachzugeben.



Touchagues Zeichnung

Alles dies war erstaunlich, noch mehr aber, daß sich für Plato wirklich eine Gelegenheit bot, seine politischen Ideen zu verwirklichen und als Philosoph wenn auch nicht König, so doch vielleicht Minister zu werden. Es ist der große Wendepunkt in seinem Leben. Was er nun, in die rauhe Wirklichkeit hinabgestiegen, erleben mußte, war peinlich. Das Schicksal erwies sich ihm hier nicht nur feindlich, sondern auch voller Bosheit und Hohn. Seine Biographen gehen über diese Phase seines Lebens möglichst schnell und mit dem scheuen Respekt hinweg, den man einem zum Mythos und Ideal gewordenen Propheten schuldet. Das große Mißgeschick seines Lebens hat sich der Welt deshalb wenig eingeprägt und ist den meisten unbekannt.

Auf einer Reise nach Unteritalien kam Plato fast durch Zufall mit

den Machthabern des griechischen Weltreiches in Syrakus in Berührung. Es war dies ein Staat, der bei aller Machtentfaltung nach außen auf unsicheren Grundlagen ruhte. Er stützte sich im wesentlichen auf fremdländische, unzuverlässige, schwer zu handhabende Söldnertruppen, die einer unruhigen, zu Putschen stets bereiten Großstadtbevölkerung gegenüberstanden. Unterworfene, z. T. halbzerstörte Griechenstädte bildeten eine ständige Gefahr; dazu äußere Feinde, besonders die Karthager, die eine starke Stellung im Westen Siziliens inne hatten. Man denkt an Staaten von der Art wie das Italien der Renaissance sie kannte, und so war auch der Herrscher Dionys I., praktisch - energisch, gänzlich skrupellos, ein Signore nach dem Herzen Machiavellis, den Griechen unverständlich und unheimlich wie ein Cesare Borgia.



Rudolf Großmann Zeichnung

Plato erschien. Diese Komplikation hatte dem gefährdeten Staate gerade noch gefehlt. Dionys' Schwager Dion, der Führer der syrakusanischen Intellektuellen, begeisterte sich für die sanfte politische Zukunftsmusik des berühmten Gelehrten aus der Hauptstadt des Geistes dermaßen, daß er ihn baldigst dem Signore vorstellte. Dieser hörte einen einzigen Vortrag von ihm über Tugend und Gerechtigkeit als Fundamente des Staates und hatte sofort genug. Er lud ihn höflich dankend ein, eine Schiffsgelegenheit nach Athen sofort zu benutzen. Die Griechen erzählten sich, Plato habe dem Tyrannen so sehr mißfallen, daß er dem Kapitän Ordre gegeben hätte, ihn in einem Zwischenhafen als Sklaven zu verkaufen.

Dion aber blieb fest. Sein Eindruck von dem Staatsphilosophen war so stark, daß er zwanzig Jahre lang mit ihm korrespondierte, als sein

gelehrigster Schüler, wie der Meister selbst bezeugte. Als Dionys starb, berief Dion Plato sofort nach Syrakus, um den Sohn und Nachfolger des Herrschers, den jüngern Dionys, zum philosophischen König heranzubilden. Der große Europäer kam und trat sofort mit seinem bekannten Programm hervor. Der alte Dionys, verkündete er, kurzsichtig und unplatonisch wie er leider war, habe von diamantenen Ketten gesprochen, um freie Bürger zu fesseln, und habe damit Heer und Flotte, Furcht und Gewalt gemeint. Aber ein philosophisches Königreich werde nur zusammengehalten durch Tugend und Gerechtigkeit des Herrschers, durch Liebe und Dankbarkeit der Bürger. Das seien reichere, aber haltbarere Ketten als die des Vaters. Es müssen also baldigst Armee und Flotte aufgelöst und den unterworfenen Griechenstädten die Freiheit wiedergegeben werden.



Arthur Grimm Litho

Ganz Hellas jubelte diesem echt griechischen partikularistischen Freiheitsidealismus zu, und man fand „die Vereinigung der Großen Macht mit dem Großen Intellekt", die sich jetzt im Westen vollzog, begeisternd. Am Hof in Syrakus aber brach eine Panik aus. Die leitenden Männer aus der Schule des älteren Dionys sahen die Gefahr. Sie sagten, vor fünfzig Jahren hätten die Athener mit ihrer ganzen Kriegsmacht Syrakus nicht bewältigen können, jetzt tue es ein athenischer Sophist. Es gelang ihnen indessen noch einmal, das Schicksal zu wenden. Dionys, ein junger, wenig ernsthafter Mann, starker Alkoholiker, sollte in schnellstem Tempo Geometrie und Philosophie erlernen und seinen vergnügten Trinkgelagen entsagen. Da gab es bald Verdruß zwischen der Großen Macht und dem Großen Intellekt, und die Gegenpartei erreichte bei dem jungen Signore Dions Verbannung. Da mußte auch Plato, seiner Stütze beraubt, tief enttäuscht zum zweitenmal erfolglos nach Hause zurückkehren. Aber Dion gab den Kampf für die Ideale seines Heros nicht verloren, und wirklich, es gelang ihm, mit

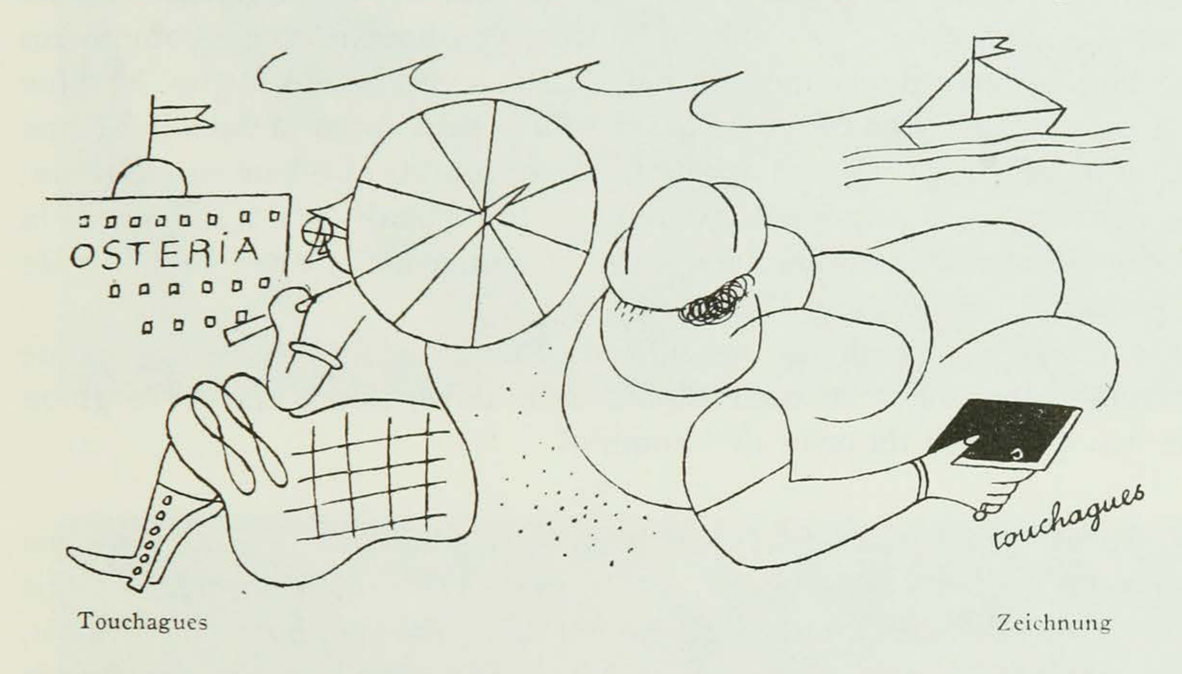
einer Handvoll zusammengeraffter Matrosen den lustigen Dionys zu überrumpeln und zu vertreiben. Jetzt war endgültig für Platos Idealstaat die Bahn frei. Die Morgenröte der neuen Weltordnung stieg herauf. Die Hoffnungen und Begeisterung waren groß. Aber wie es oft mit solchen Dingen geht, es ging nicht. Denn auch hier zeigte sich das allen Weltverbesserern eigene Verhängnis, daß sie in dem denkbar unpassendsten Zeitpunkt sich einstellen. Der Staat, der sich nur bei strafffster Anspannung aller Kräfte über Wasser halten konnte, geriet, durch die neuen Regierungsmethoden aufgelockert, ins Wanken, und damit war die tragische Notwendigkeit gegeben, zu den verrufenen Prozeduren des alten Regimes zurückzukehren. Nicht nur mußte der Auflösung von Heer und Flotte Halt geboten werden, auch die verhaßten Vermögenskonfiskationen und Ausweisungen mußte der fromme, in der Anschauung des Guten und Gerechten zwanzig Jahre lang geschulte Dion wieder aufnehmen und sogar zum Morde greifen. Denn auf andere Weise konnte er sich des Führers der Opposition, der keine Vernunft annehmen wollte, nicht entledigen. Aber jetzt nahte sich das Verhängnis. Dion starb — Ironie des Schicksals — den klassischen Tod der Tyrannen, er wurde seinerseits ermordet, und zwar — Schande über Schande — von einem Hauptschüler Platos, der die Akademie sozusagen als Gesandter am Hof von Syrakus vertrat.

Jetzt kam der Stein ins Rollen. Eine Revolution stürzte die Regierung. In der Hauptstadt wüteten die Parteien gegeneinander, die Armee meuterte, Bürgerkrieg breitete sich über das Land aus. Nun rührten sich auch die Karthager. Sie eroberten die ganze Insel und rückten bis Syrakus vor, das sie belagerten und zum Teil zerstörten. Der berühmte Palast im Stadtteil Ortygia, wo Plato seine Menschheitsbeglückungsträume geträumt, ging in Flammen auf, Sizilien war ein Chaos, die Griechenstädte, befreit zwar vom Tyrannen, rauchende Trümmerhaufen in der Hand des Erbfeindes; der syrakusanische Staat, das letzte Bollwerk des Griechentums im Westen, lag zertrümmert.

Plato war tief betroffen. Denn jetzt, angesichts der großen Katastrophe, erhob sich ein Sturm von Anklagen und Vorwürfen gegen ihn, und — was ihn am schmerzlichsten bewegte — allgemein maß man ihm die Schuld an Dions Untergang bei. Er sah sich genötigt, eine Schrift in eigener Sache zu veröffentlichen, worin er sich und Dions Manen mit einem alten Ladenhüter aus seinen Jugendwerken tröstete, daß Unrecht leiden besser sei als Unrecht tun. Im übrigen befreite er sich mit einem sehr hübschen kleinen Gedicht, das uns erhalten ist, von dem Schmerz um den toten Freund.

Als während der wilden Kämpfe, die die letzten Zuckungen des sterbenden Staates bildeten, noch einmal vorübergehend die Partei des

Idealismus in Syrakus ans Ruder kam, rief sie wieder Plato herbei. Zwar den Mut, selbst dort nochmals Hand anzulegen, konnte er nicht aufbringen, aber er gab sich nicht besiegt. Er sandte neue Verfassungsentwürfe und Gesetze nach Syrakus. Nur durch sie, schrieb er dabei, wären die Sikelioten noch zu retten. Es bliebe ihnen nur die Wahl Platoniker zu werden oder unterzugehen. Mit der unbeugsamen Starrheit, wie sie nur Philosophen eignet, hielt er an seiner Theorie fest. Sie war richtig, also hatte sie recht. Eine Welt, die ihr nicht gehorchen wollte, mochte zugrunde gehen. Es war nichts an ihr gelegen. Die Politik aber hatte zu bleiben, was sie ist, die Kunst des Unmöglichen.



Touchagues Zeichnung

MADEMOISELLE PARIS

Par

JOSEPH DELTEIL

C'est dans un music-hall que je la vis. Elle était au promenoir, accoudée à la barrière, et son bras nu semblait saigner tout le velours rouge. Elle penchait la tête. Et tentante dans la pénombre, tentante de blancheur et de nudité, cette nuque rasée . . . ciel ouvert . . . la nuque, la plus folle partie de la femme . . .

Je m'arrêtai, et dans le tohu-bohu, j'appuyai mes lèvres sur cette nuque . . .

Elle se retourna d'un coup, comme un ressort de peau. Elle me regarda sans un mot.

C'était une enfant, une de ces enfants incarnadines à la légèreté ailée, que l'on rêve conçues en des circonstances atmosphériques extraordinairement claires, dans une sorte de privilège de la chair.

A travers sa bouche, on voyait toute son âme
— Comment t'appelles-tu, belle gosse ?
— Mademoiselle Paris !

*

Il y a beaucoup de Mademoiselles Paris à Paris. Et il y a beaucoup de Paris au monde. Qu'est-ce que Paris, sinon la localisation de nos plus chers instants, de nos plus secrètes pensées ? Paris, tantôt c'est un centimètre cube d'air ivre que l'on respire un jour de bonheur dans la plus jolie rue du soleil, tantôt c'est un petit moineau qui fait caca sur votre casquette, tantôt c'est cette belle auto de silence, fabuleuse comme un ange, tantôt c'est une simple bouche, une bouche rouge comme ces Enfers en terre de sienne que peignaient à coups de palettes les plus violents imagiers du Moyen-Age; car Paris ne se situe ni dans le Temps ni dans l'Espace; il ne comporte ni signe spécial ni odeur surnaturelle; il se defend de l'étroitesse et se refuse à toute analyse; il a le goût de la vie et il met sa complaisance dans le mouvement; c'est un point de l'Univers, et il vaut tout l'Univers.

Car Paris ce n'est pas une ville de France, mais la ville de chaque homme dans toutes les dimensiones de la terre, c'est à travers le globe le lieu d'élection du cœur de l'homme !

*

Je sus gré à cette fille de porter sans défaillance ce nom un peu solennel de Mademoiselle Paris. Je mis en elle mon amitié, et je fis bonne mesure. Elle me rendait bien. Elle ne manquait pas d'esprit, et son corps possédait toutes les résonances. Et ce que peut-être je chérissais le plus en elle, c'était ayant coupé ses cheveux, d'avoir coupé par la même occasion toute sentimentalité. Dieu me préserve des femmes sentimentales ! Cette engeance délaye dans les larmes les plus magnifiques fruits de la chair. Ça noie le corps dans un verre d'eau.

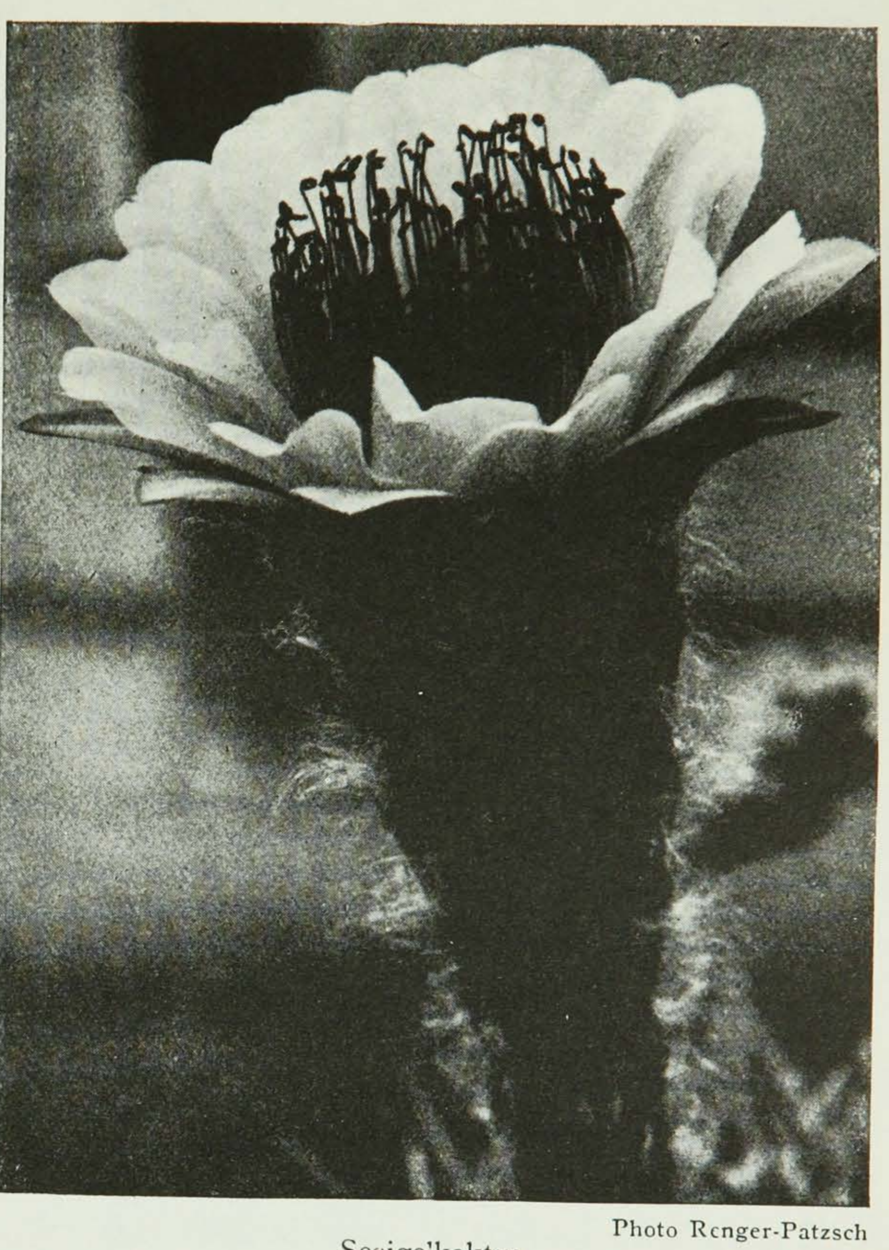
Mademoiselle Paris se gardait de toute dispersion. Et longu'elle s'abandonnait à quelque nonchalance, c'était de concert avec son imagination . Ses nerfs qu'elle avait vifs, loin de bondir dans l'espace, s'employaient de préférence à soulever ses muscles. Toujours elle tenait dans sa petite main le réel.

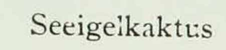
J'ai souvenance qu'un soir du mois d'août, nous promenant sur la berge de la Seine, dans la pénombre toute moite de chaleur, à l'heure où les mélancoliques se jettent éblouissamment à l'eau du haut des ponts pleins de lune, j'ai souvenance, j'ai souvenance que la bouche de Mademoiselle Paris, ralliant en elle toutes les ardeurs éparses dans la tendre nuit, ravissant de toutes parts l'éclat et la substance de la ville, fut vraiment pour moi l'espace d'une seconde la bouche de Paris.

*

Löwenzahn

Photo Renger-Patzsch





Seeigelkaktus

Photo Renger-Patzsch





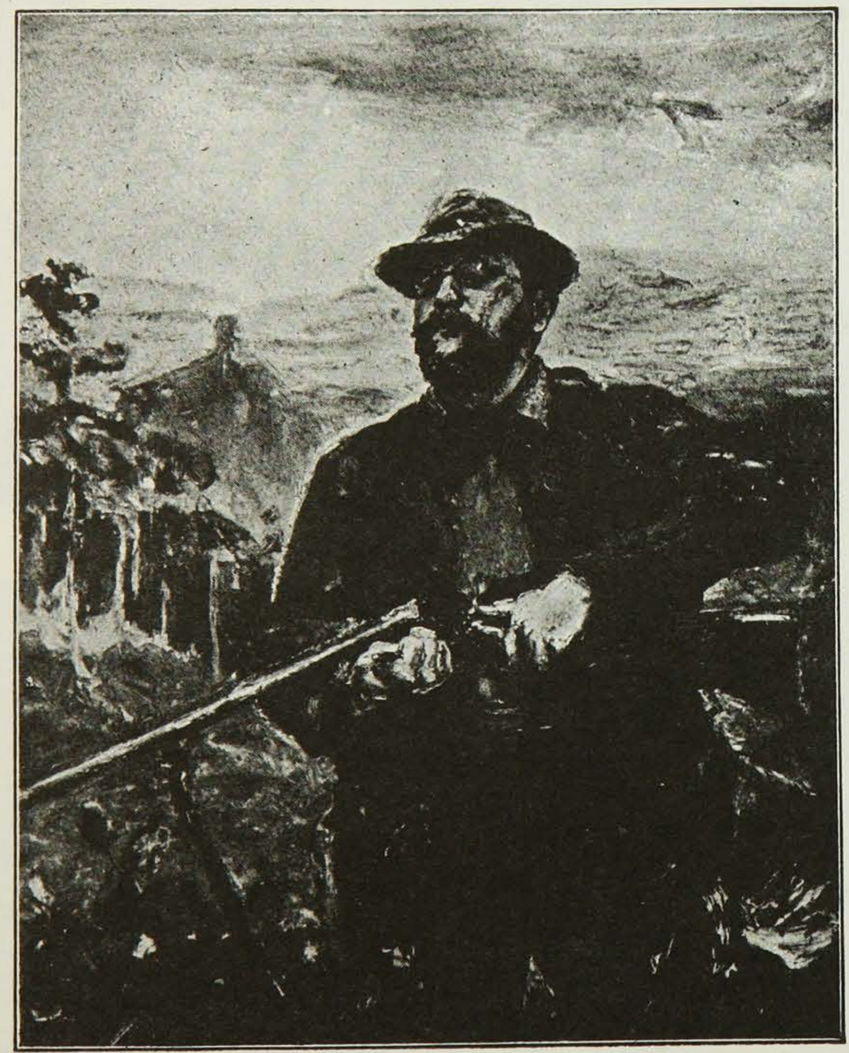
Benjamin Férenczy, Marionetten für die Commedia dell' Arte

Photo Bonney

Paul Poirets neueste Modeschöpfung

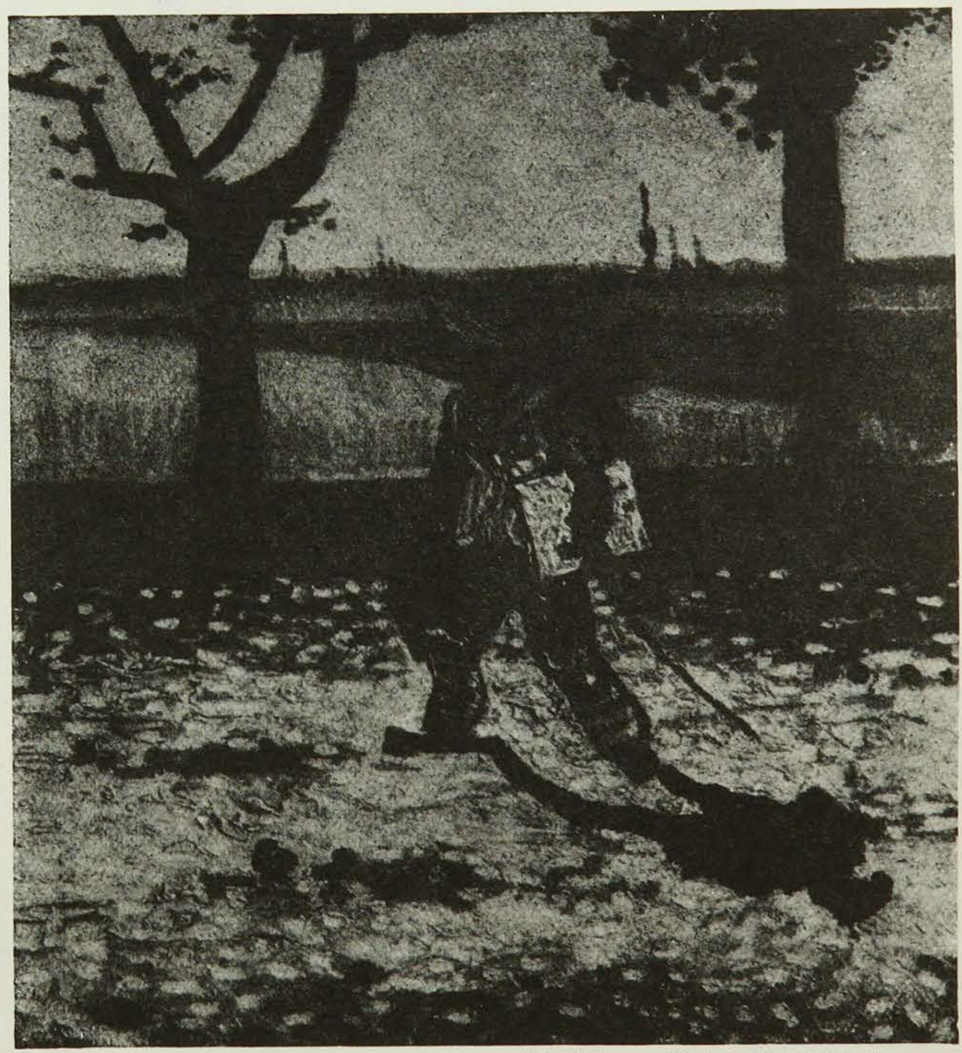
Photo Flechtheim

Ernesto de Fiori, Schlenderndes Mädchen. Stein



Berlin, Max Slevogt

Max Slevogt



Magdeburg, Kaiser-Friedrich-Museum

Vincent van Gogh

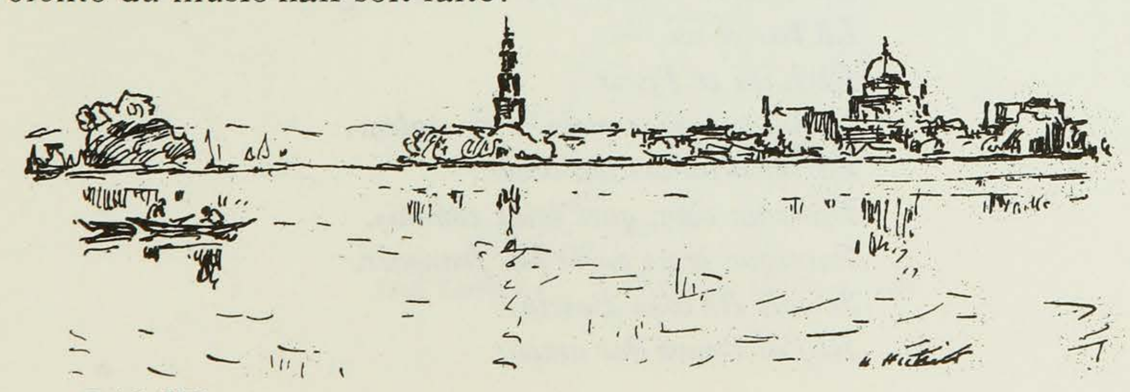
Un peu de folie ne me deplaît pas chez les êtres assez sains pour enfreindre sans danger, un jour de jeu, les lois fondamentales de l'harmonie . Il est bon que l'homme par intervalles déverse d'un geste négligent le trop plein de son intelligence sur le plus médiocre sujet. C'est à tels absurdes accouplements que se reconnaît la puissance de l'esprit, et certes rien ne vaut pour une âme un peu fine comme parfois quelque faux-pas dans les domaines de l'abominable. Le goût du risque s'y concilie avec la nécessaire recherche de ses limites. C'est une bien sûre pierre de touche que le monstre.

A ce titre, nous portions souvent nos pas du côté de ces Boulevards Extérieurs où tout de même se sont pour un temps réfugiés les gestes les mieux faits pour donner de la vie une image quelque peu magnifique. Là, dans les parages de la Place Pigalle et de la rue Blanche, vivent des êtres encore en proie à l'imagination, des hommes pour tout dire capables d'éxtérioriser les plus folles conceptions des cerveaux terrestres, des aventuriers absolus vraiment épris de l'une des quatre ou cinq belles histoires qui sont la parure de la vie. C'est là que je me plaisais à emmener Mademoiselle Paris, là que le plus volontiers je m'abandonnais au charme de ses doigts me grattant pathétiquement le crâne. Il y a des actes d'une simplicité affolante que l'on ne peut impunément accomplir que dans un seul endroit du monde. Et c'est pourquoi à Pigalle accourent ces gros types de Montevideo et de Scandinavie, ces macaques du monde entier à la recherche des pissotières de l'âme. C'est seulement dans telle rue, dans telle boîte qu'ils pourront délivrer enfin au monde un de ces instants éperdument ardents que des coutumes millénaires enferment à clef au fond de leurs consciences. Je ne sache pas que tel geste puisse contenir en tout autre lieu qu'à Montmartre autant de pâle poésie, autant de libre beauté.

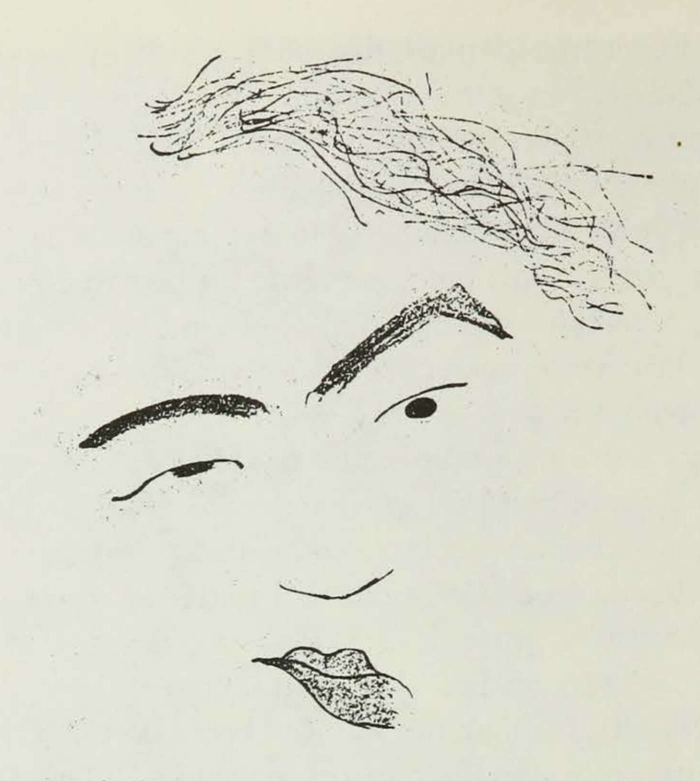
*

C'est là qu'une nuit Mademoiselle Paris fit la rencontre d'un vieux directeur de music-hall. Je ne l'ai plus revue. Si, je l'ai revue au music-hall, mais sur les planches.

Le music-hall me l'avait donnée; le music-hall me l'a ôtée; que la volonté du music-hall soit faite!



Ulrich Hübner



Pierre Bildnis Pascin

ABSCHIED VON PARIS

FÜR PASCIN

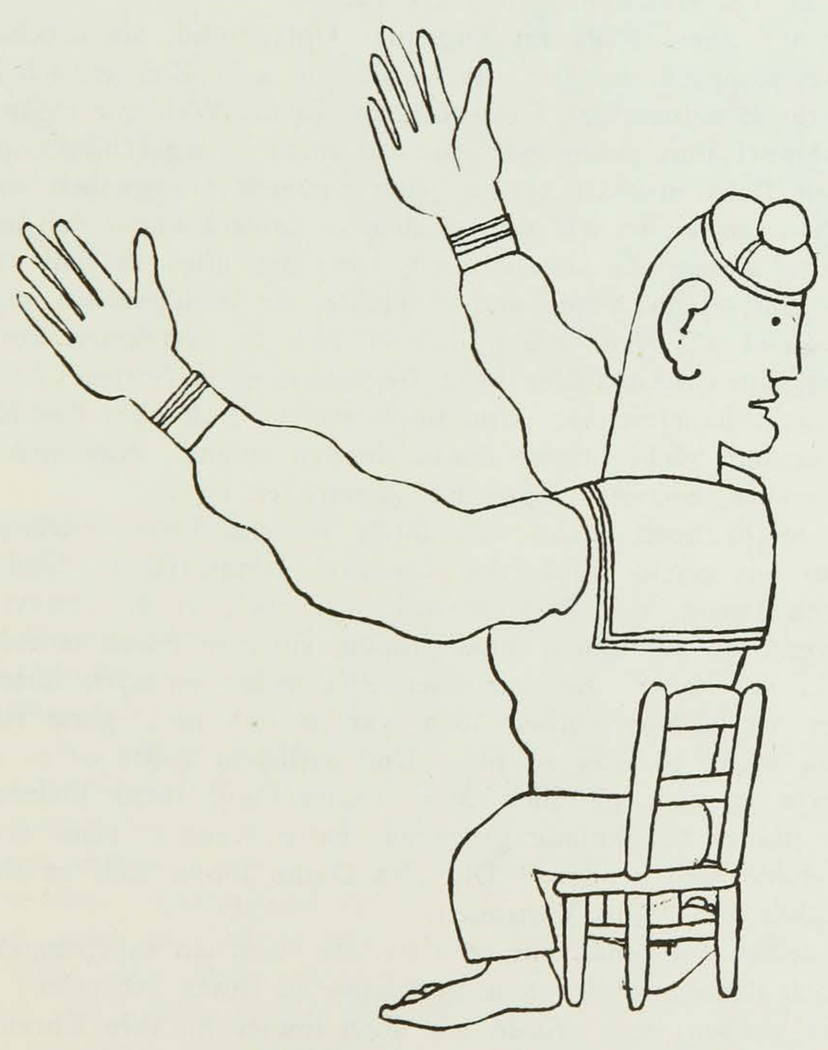
Je suis été à Paris,
Et c'etait le premier fois.
Et j'ai vue au Jockey Kiki,
Belle en couleur et froide
Et amusante et coquette,
Et froide — je disais —
Froide comme mon Bett;
Parceque je ne parle pas français.

Je suis été dans la Vache Enragée
En Louvre et allwo pour les etrangers
Là bas et ici. —
Et Kiki et Paris
Ils ont la même melodie et couleur.
Paris, et ou est ton coeur?
Dans un coin, quel je ne connais,
Parceque je ne parle pas français.
Je suis été chez Pascin.
Et j'ai trouvé des amis;

Et un des plus bons s'appelle vin. —
J'aime Paris.
Pour vous, Pascin, merci bien!
Et je voudrais vous trés plus dire, mais — mais
Je parle trop peu français.

Je suis beaucoup travaillé. —
Arriver — partir — rester et aller —
J'aime la monde sur la mars et jusque dieu.
Et dieu est comme merde très près de mois.
Aujourdhui j'ai froid. —
Pascin, lebe wohl und adieu!
Und lieben auch Sie mich ein klein petit peu.

JOACHIM RINGELNATZ
16. Jan. 25



Jean Cocteau Zeichnung für Ringelnatz

MARC KRANZ

Von

NATHAN ASCH (New York)

Einzige autorisierte Übersetzung von Werner Joachim Heimann

Eine unbekannte, schwere Stimme antwortete auf den Anruf: „Hallo!"

„Glymmer, Read?"

„Die gibt's nicht mehr!"

Er verachtete die Spötter. Immer schon haßte er solch aufgeweckte Burschen; versuchten doch nur Seichtigkeit als Tiefe vorzutäuschen. —

Er hatte Eile. — Die Transaktion verlangte Eile — schnell nannte er seinen Namen und fragte nach Mr. Read.

„Oh, der Dichter", antwortete eine Stimme, die er als die Charlies erkannte. „Ja, ja, Junge, es ist alles vorbei."

Was meinte er, zum Teufel?

„Ich meine: ist geplatzt, Pleite", sagte Charlies verärgerte Stimme. „Das Spiel ist aus. Vorüber. Kannst zurückgehen in deine Dachstube und Gedichte machen."

So enthüllte er den Zusammenbruch der Firma.

Jetzt saß er auf einem Platz im Zuge der Untergrund, die kroch, keuchte, vor jeder Kurve stoppte; ein Zug, der wohl nie sein Ziel erreichen würde. Die Fahrgäste trugen unbeteiligte Gesichter, als ob die Welt gar nicht am Ende sei. Und ein Mädel ihm gegenüber, mit zu hoch übergeschlagenen Beinen, ein Mädel, deren Bekanntschaft er bei jeder anderen Gelegenheit zu machen versucht hätte, sah ihn an, so wie sie ihn auch zu jeder anderen Zeit angeschaut hätte. Und trotz diesem Zusammenbruch, trotzdem alles in ihm eingestürzt war, maß er sie mit seinen Augen und versuchte, ihr Wohlgefallen zu erringen. Und er war wütend auf sich selbst, daß er sich so benehmen konnte. Es war zum Lachen, wie ein Gelächter beim Begräbnis eines Gottes. Noch immer konnte er sich nicht beherrschen. Und doch war er froh über das Mädel ihm gegenüber, da er nun nicht immer daran denken konnte, was sich ereignet, bis er wirklich wußte, was sich eigentlich zugetragen hatte.

Das Mädel zeigte noch mehr von ihren fleischfarbenen Strümpfen und streifte ihn dann mit einem Blick, den Eindruck festzustellen. Und er hatte den unerklärbaren Drang, den Zug zu verlassen, dort, wo sie ihn verließ, sie anzusprechen, wenn sie zusammen hinausgingen, sie zum Essen einzuladen und dann ... dann ... vielleicht? Er war über sich selbst entsetzt, überhaupt an so etwas denken zu können. Aber doch war er sich nicht ganz sicher, daß er wirklich fähig wäre, so was zu tun. Und vielleicht sollte er es doch tun.

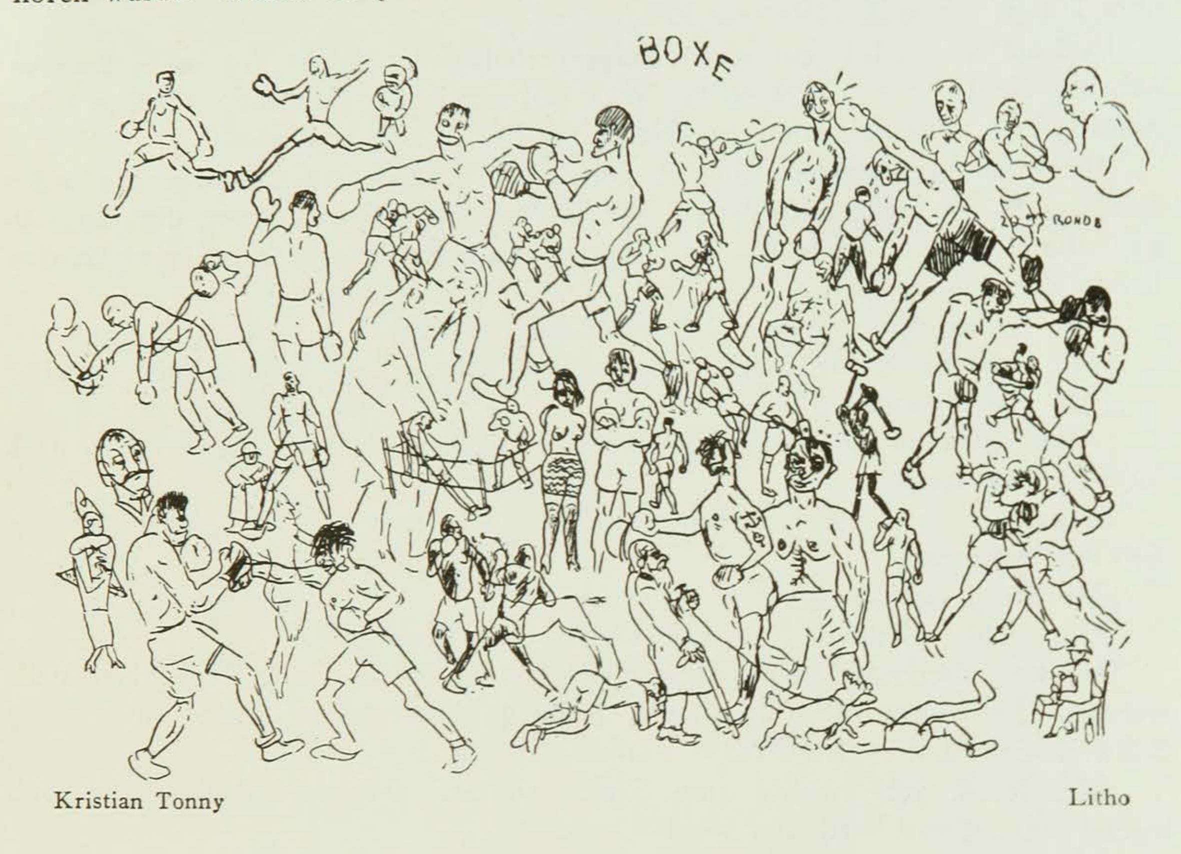
Dann erinnerte er sich plötzlich Mrs. Collins und ihres kleinen Enkels George, dem er immer Schokolade geschenkt hatte, wenn er seine Großmutter besuchte. Das hatte sich rentiert. Die alte Dame fühlte sich zu ihm hingezogen und schenkte ihm volles Vertrauen.

„Mr. Kranz, selbst wenn man mir erzählte, Sie seien ein entsprungener Sträfling, so würde ich doch niemals mein Vertrauen zu Ihnen verlieren. Ja gegen die Meinung der ganzen Welt würde ich doch immer an ihre Ehrenhaftigkeit glauben."

Sie war eine seltene Seele. Als Zuckor ihm das erstemal auftrug, sie aufzusuchen, um ihr eine Anfrage zu beantworten, war sie sehr mißtrauisch und

erzählte ihm, ganz Wallstreet sei voller Diebe; sie würde niemandem dort vertrauen. Ihr Mann war früh gestorben und hatte ihr eine unaufgeschlossene Kohlenzeche hinterlassen, und sie opferte ihr ganzes Leben, die Mine aufzuschließen, bis sie sich eines Tages als ungeheuer ertragreich erwies. Ihre verheiratete Tochter starb und hinterließ einen kleinen Jungen. Sie verwaltete seine Erbschaft und zog nach New York, ihn zu erziehen. Nach langen Überlegungen gestattete sie ihm, zu spekulieren. Sie wollte George reich sehen. Und sie spekulierten, gewannen Geld und verloren es, aber ihr Vertrauen wurde niemals erschüttert.

Er lachte. Er war gespannt, was sie sagen würde, wenn sie die Neuigkeit hören würde. Würde sie jetzt immer noch seine Unschuld verteidigen und Ver-



Kristian Tonny — Litho

trauen zu ihm haben? — Ich werde immer zu Ihnen halten, hatte sie gesagt. — Würde sie's heute noch?

Der Zug hielt wieder. Man war nahe Chambersstreet und bald würde man an der Wallstreet sein. Und dann wird er ins Bureau stürzen und wird sich Klarheit verschaffen. Er wußte noch nichts. Er wußte nicht, was kommen würde. Er wußte, daß er im Zug saß, dem Geschäft entgegenfuhr; dem Geschäft, in dem er als Vertreter angestellt war. Daß das Geschäft bankrott war und alle Kunden ihr Geld verloren hatten. Und damit war alles zu Ende. „Das Spiel ist aus", hatte Charlie gesagt. Er war nun soweit, nach Hause zu gehen und Gedichte zu machen. An Chatterton dachte er: Sterben in einer Dachkammer, inmitten einer gleichgültigen Welt.

„Ja", sagte er. „Aber nicht jetzt. Nicht in Amerika. Nicht heute. Man stirbt nicht. Man kann arbeiten. Kann Geld gewinnen. Geld und Weiber und Alkohol. Und dann kann man nach Hause gehen und Verse machen. Fieberverse. Schreiben über Eisenbahnen, über Kohlenzechen, über Sklavenquetschen. Und schreiben, wie das Blut schneller geht durch das Singen der Telegraphen. Und über den Untergrundbahnzug, dessen Gesumme auf jedes Lied paßt. Über

blödes Volk, das wunderbare Dinge schafft. Über Keuschheit, die träumt von weißen Schenkeln und von brennenden Umarmungen. Über Religion, die lügt und unwahrhaftig ist. Über Wohltätigkeit, die ein Zehntel gibt von dem, was sie ergaunert. Über Macht, über Kraft."

Dann rief der Zugführer: „Wallstreet!" Er stieg aus. Und als er zur Straße hinaufstieg und sich im Schatten der großen Massen von Stahl und Marmor wiederfand, zwischen andern Leuten, die gehetzt waren, fühlte er sich ergriffen. Das war's, worüber er schreiben wollte. Über Menschen, die kleine Fetzen Papier unterschreiben, und es entstehen Bahnen, und Städte werden geboren. Über Unterschriften, die einen reich machen, oder an den Bettelstab bringen. Nicht über Blumen, noch über Bienen, noch über den Duft der Veilchen; doch über Dinge, die sind. Die sein müssen.

Und als er den Lift auf seiner Etage verließ und sich der Tür seines Bureaus näherte, fühlte er sich glücklich. Was war schon ein Bankrott? Einige Leute würden ihre Stellung verlieren. Einige ihr Geld. Das war alles.

Aber die abgerissenen Bündel der Telegraphendrähte brachten ihn außer Fassung. Und mehr noch Volpe, der italienische Gewürzkrämer, der ihm entgegenkam, gerade, als er die Tür geschlossen hatte. Volpe hatte einen unheimlichen Zug im Gesicht.

„Mr. Kranz, was ist los? Was soll das bedeuten?"

„Ich weiß nicht, Mr. Volpe", sagte Marc eilig. „Ich komme auch gerade."

„Aber mein Geld ..."

„Alles wird in Ordnung kommen", versicherte Marc. „Lassen Sie mich bitte zu Mr. Read."

Er ging in das hintere Bureau und klopfte an Reads Tür; der jüngste Inhaber ließ ihn eintreten.

„Mr. Read, was ist los?"

„Oh, nichts, Kranz. Nur eine kleine Unpäßlichkeit."

Das war überhaupt keine Antwort! Und die Sache mußte doch klargestellt werden. Er wollte nicht alle seine Kunden verlieren; sie hatten ihm genug Schweiß gekostet. — Und Volpe wartete draußen.

„Mr. Read, ich möchte eine Frage an Sie richten. Glauben Sie, daß irgend jemand voll befriedigt werden wird?"

„Kranz, ich kann versichern, 100 Cents für einen Dollar."

Er ging hinaus. Read hatte gelogen, aber was war da zu tun. Was konnte er gegen diesen Mann machen.

Da war Volpe. Derselbe Blick.

„Mr. Kranz ..."

„Ist nicht meine Schuld, Mr. Volpe. Ich weiß überhaupt nicht das geringste. Sie sehen ..."

Volpe sah ihn an, als ob er ihm Gift ins Gesicht spucken wollte und schrie:

„Du Gauner!"

O Gott!

„Du bist ein Gauner! Ein Lump, nichts als ein Lump! Du stehlst mein Geld. Ich wisse nicht über das Mensch da. Du bist es, der mich bestehlt. Mein Geld, für das ich arbeitete. Ich eß nicht. Mein Weib eßt nicht. Meine Kinder eßt nicht. Wir rechneten. Du stehlst. Du bist ein Gauner!"

„Mein Weib eßt nicht. Meine Kinder eßt nicht. Du bist ein Gauner", sang Marc leise vor sich hin, als er zur Oberstadt ging. „Ich wisse nicht über das Mensch da ..."

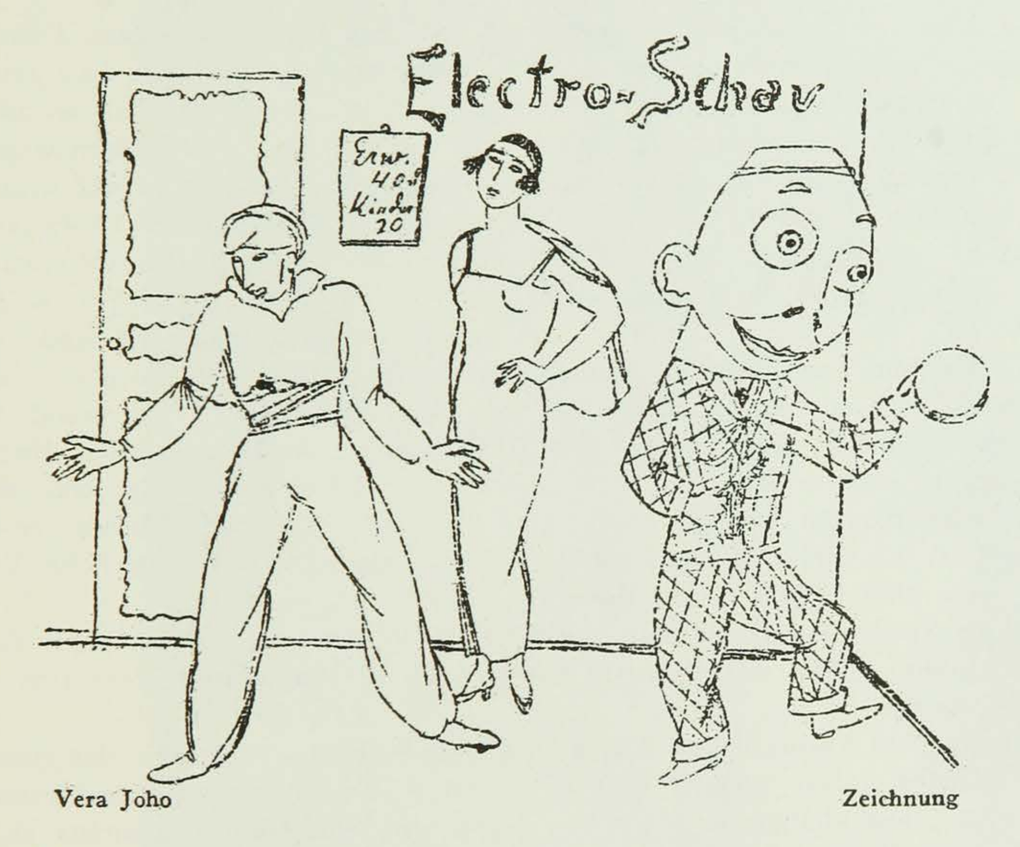
Gefühlchen. Wozu sollte er sich quälen, ob Volpes Weib ißt? Oder gar Volpes Kinder. Was hatte er überhaupt damit zu tun?

Er hatte Volpe aufgesucht. Volpe wollte keine Anleihen kaufen. Er sprach mit Volpe. Süße Phrasen. Volpe kaufte Anleihen. Die Firma verkrachte. Volpes Kinder hatten nichts zu essen.

War es seine Schuld, daß die Firma verkrachte? Hatte er irgend etwas davon gewußt? Hatte er irgend etwas dabei profitiert?

Und dann, zum Teufel, mußte er sich vor sich selbst entschuldigen? Hatte er die Pleite gemanagt? Hatte er dabei gewonnen? Es war auch für ihn ein Schicksalsschlag. Da war eine Chance. Volpes Chance. Jeder ist sich selbst der Nächste, und der Teufel holt den Letzten.

Er wollte dichten und mußte alles Geld in kürzester Zeit verdienen. Und niemand konnte ihn aufhalten, es zu tun. Er weigerte sich, zu verhungern.



Vera Joho Zeichnung

Laßt andere verhungern. Und wenn er sich selbst nicht ernähren konnte, war er auch bereit, sich von anderen ernähren zu lassen.

Nebenbei hatte er Volpes Kinder gesehen. Eine dreckige Brut von Bälgern, die sich zwischen den Fischen in ihres Vaters Laden herumwälzten; und sooft er auch hereinkam, den Händler zu besuchen, bettelten sie um einen Penny. Und von solchem Dreck sich aufhalten lassen?!

Er war jetzt an der Weststreet, zwischen den Docks, überfüllt mit Schiffen und Waren. Rundherum große Motorlastzüge, Wagen mit ungeheueren Pferden. Fahrer fluchten. Menge brüllte. Geruch von Waren, von Wasser und Schiffen, vermengt mit Gestank von Pferdedreck. Das erheiterte ihn. Er vergaß den Bankrott und Volpe und Volpes Kinder und schritt innerlich glücklich weiter. Dann sah er an einem Dock ein altes, verlassenes Schiff liegen. Er erklomm es, setzte sich auf einen Kasten an Deck und sah sich um. Und er sah Leben, das fiebernde, hetzende Leben auf den Wasserstraßen und darüber hinaus das gebundenere Leben der Stadt, versinnbildlicht durch die Stahlriesen

und durch die donnernden Hochbahnzüge, die durch ihren Leib stürmten und sie fütterten. Und gefesselt beobachtete er, und durch seine Sinne rollte eine Rhapsodie von Eile und Macht.

Die Sonne versank hinter den qualmenden Schornsteinen von Jersey. Es wurde dunkler. Ein Nebel von Rauch hing über der Stadt. Lampen leuchteten auf. Lastzüge und Wagen verschwanden langsam, und Menschen gingen heraus auf die Straßen und gingen langsamen Schrittes.

Das war es, worüber er schreiben wollte. Menschen arbeiten hart und leben hart und lieben hart. Alles tun, mit aller nur möglichen Kraft. Ein ganzes Leben leben, nicht mit halben Gefühlen. Ohne Sentimentalität!

Der einzelne zählt nicht. Was war das Leiden eines einzelnen, gemessen an dem Leben einer ganzen Stadt? Ein einzelner konnte nicht den Fortschritt aufhalten, nur die Anstrengung aller.

Und dann wunderte er sich. Als er so an Deck eines verlassenen Dampfers saß und die ruhende Stadt beobachette, wunderte er sich, ob er all d a s gemeint hatte. Und dann fragte er sich, ganz tief, im Innern, ob er wirklich an all das glaubte. Ob die Vollendung von vielen wert war das Leid von einigen wenigen, Ob er überhaupt fähig war, irgendeinen aus der Masse zu vernichten, der nicht den geringsten Wert zu haben brauchte, damit er wundervolle Gedanken fassen könne.

Und er war sich nicht sicher. Manchmal konnte er sich's nicht vorstellen. Er konnte es nicht in Worte fassen. Aber wenn er sein Innerstes fragte, ob er so handeln könnte, wurde es ihm klar, daß er's nicht tun könnte. Er fand keinen Grund. Er fand keine Worte. Vielleicht war es die falsche Atmosphäre, in der er erzogen war, oder die paar gebliebenen Bindungen, die der Verstand schon abgeschüttelt hatte, während noch das Herz davon beherrscht wurde. Und obgleich er auf sich selbst böse war, so zu sein, obgleich er sicher war, nichts in sich aufnehmen zu können, was er sich nicht erklären konnte, konnte er doch nicht anders. Es ekelte ihn. Es war wie Homosexualität. Das sollte keine Verurteilung sein, aber es widerstand ihm.

Und er versuchte, darauf eine Antwort zu finden. Er fühlte, wenn er das ordnen könnte, würde das Problem gelöst sein. Dann konnte er es tun, dann wollte er es tun.

Er hatte kein Vorurteil gegen Lügen, gegen Stehlen. Er könnte das eine tun, so gut wie das andere, wenn ihn nicht die Angst, die Angst gefaßt und verurteilt zu werden, zurückhalten würde. Das hatte aber mit Gewissen nichts zu tun. Es gab kein Gewissen!

Aber wenn er sich die Leute vorstellte, denen er geschadet hatte, wenn er sich die Klagen und Sorgen ausmalte, wenn er jetzt Mrs. Collins sehen könnte, die ruiniert war, und ihren Enkel, der gezwungen war, zu arbeiten; wenn er Volpes Kinder sehen würde, ihrer Nahrung beraubt, so fühlte er, daß da irgend etwas verkehrt war. Er hatte kein Bedauern für den kleinen George — warum gerade er; er hatte von der Stunde ab, da er die Schule verlassen hatte. gearbeitet. Auch war es nicht die Anständigkeit Volpes, des Italieners, Geld zu sparen, es war das eine Rassenleidenschaft, die Volpe gar nicht beherrschte. Aber doch war irgend etwas unrichtig. So etwas durfte nicht sein. So etwas gab es, aber durfte es nicht geben.

Und er wußte, solange er dies Problem nicht gelöst hatte, würde er nie mehr Ruhe finden. Es würde ihn verfolgen. Aber er brauchte doch den Frieden seiner Seele. Er konnte nicht ewig diese höllisch - schmutzigen Bälger Volpes vor Augen haben. Er hatte kühl und ruhig zu sein. Er hatte nachzudenken.



Assyrischer Wandziegel, mit Schmelzfarben bemalt

Aus Heinrich Schäfer und Walter Andrae „Die Kunst des Alten Orients" (Propyläen-Verlag)

Hatte selbst zu fühlen — Herr der Menge —, um fähig zu sein, von ihren Träumen zu singen, von ihren Idealen.

Und er wollte nicht leiden, während er dichtete. Er wollte nicht hungern, einer von den langen, bleichwangigen Schatten sein, die vorüberhuschen aus einer andern Welt. Er wollte leben, lieben, wie die andern, sich des Lebens freuen, wie die andern. Einen klaren Kopf haben, wie sie.

Und was taten die? Hatten die wirklich ein ruhiges Gewissen, während sie von dem lebten, was sie andern genommen hatten? Wenn sie den kleinen George und Volpes Kinder gesehen hätten, würde sie das nicht beunruhigt haben? Konnten sie fröhlich sein, nachdem sie das gesehen hätten?

Sie konnten es. Sie dachten nicht nach. Sie hatten keine Einbildungskraft, nicht die Fähigkeit, zu fühlen, was andere fühlten. Das war's, was er konnte; sich die Gefühle der Menge ausmalen, die sein Verstand erschuf. Das war es, warum er dachte, dichten zu können. Das war es, warum er ein Dichter werden wollte.

Und er brütete über diese Frage, um zu versuchen, eine Lösung zu finden, eine Antwort, die ihm Seelenruhe gäbe, die ihm erlaubte, ruhig zu werden und in sich abgeschlossen.

Die Nacht war warm; ein dünner, leichter Nebel hing über der Stadt, ihre Umrisse in Basreliefs verwandelnd. Lichter hier und dort. Man hörte eines Schutzmanns Gummiknüttel, der an die geschlossenen Rolläden bumste. Das Gellen eines verspäteten Schleppers, der stromabwärts schoß mit blendendhellen Scheinwerfern. Ein einzelner Hochbahnzug donnerte durch die Eingeweide der Stadt. Ein Motorzug rumpelte über das holprige Pflaster. Sonst alles voller Ruhe, gerade noch ein paar Lichter und Ruhe. Die Stadt war eingeschlafen.

Und Marc saß da an Deck eines alten Schiffes und versuchte seine Fragen zu beantworten, und war unfähig, Antworten zu finden.

Und dann begann er zu überlegen, daß Charlie vielleicht recht gehabt hätte, bedingungslos recht, als er die Bemerkung am Telephon gemacht hatte. „Geh wieder in deine Dachkammer und mach Gedichte", hatte er gesagt. Vielleicht war das die Antwort auf alles: Die Stadt zu betrachten und das Leben von ganz weit ab. Ein Eremit, lebend in der Wüste einer großen Stadt!

Und er begann zu träumen von einer Dachstube, irgendwo in der Stadt, hoch oben, von wo er die ganze Stadt übersehen konnte und das ganze Leben in ihr. Wo er bleiben konnte und singen von den Menschen, die sich unten in den Straßen drängten, von den großen Gebäuden Downtown, von den qualmenden Schloten Jerseys. Und sich auf nichts verlassen; so würde er Herr sein über alles.

Er würde eine Hymne singen von Kraft und Kräften, in die er das Tuten der Automobile und das Ticktick der Telegraphen mischen würde. Sie würde erfüllt sein von den Hieben der Boxhandschuhe und von den Schlägen der Ballspieler. Hiebe auf einen zu früh aufgesetzten Strohhut. Die wollüstigen Tänze der Huren in den Broadway-Kabaretten, und die geilen Tänze der Huren in Harlems Spelunken. Die 5-Uhr-Tees in den 5.-Avenue-Hotels. Der seltsame Blick der Sinnenden, die Sonntags zur Kirche gehen, und die gereinigt und gerechtfertigt herauskommen. Der Tanz um das Geschlecht. Der Tanz ums Geld. Der Tanz ums Leben. New York würde über das alles aufbrüllen. Es würde über das alles kreischen. Und New York wird leben gerade durch das!

Und dann lachte er. Und dasselbe New York, das er besingen wollte, wollte ihn dann vernichten. Es gestattet alles, aber nicht: anders zu sein. Es erlaubt

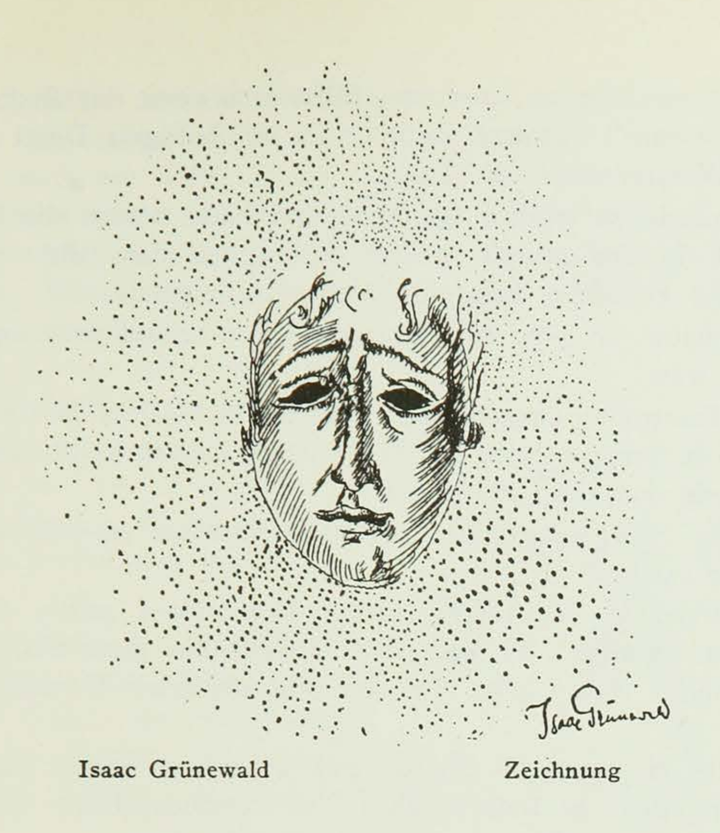
alles im geheimen, aber nicht offen. Es würde eines jeden Feind sein, der Feind des irischen Schutzmannes und des Kleiderjuden und der englischen Bankiers, der Huren aller Nationen und der Pastoren aller Länder. Es würde sein Leben aufhalten, und er würde erdrückt werden. Er würde einen Vergleich schließen müssen.

Er wollte den Erfolg! Er wollte Anerkennung! Er wollte, daß sie über ihn schreien sollten und ihn bewundern. Er wollte angebetet werden und ermutigt und verehrt. Die Menge sollte die Knie vor ihm beugen. Er war ein Prophet. Er sah ihr Schicksal, ihren Weg in die Zukunft.

Und er konnte nichts tun. Er konnte sich nicht aufbäumen, er konnte nicht jubeln. Sie würden auf ihn blicken mit einem dummen Ausdruck in ihren Fratzen und mit blödem Grinsen. Er würde eine Sehenswürdigkeit sein, ein Monstrum. „Sieh den Kerl, ist das ein Idiot. Das ist einer von den Spartakisten, glaube ich. Freie Liebe. Und was dein ist, ist mein, und mein ist auch mein. Ein Hohlkopf." Überschrift der Sensationsblätter: „Börsenvertreter. Verlacht die Fesseln der Liebe. Jugendverderber. Verfluchter Ausländer. Geh hin, woher du gekommen!"

Eine Wand grauer Schatten kam vom Süden herauf. Die Reinemachefrauen, die mit dem Säubern der Bureaus Downtown fertig waren, gingen nach Hause und eine nach der andern tropfte durch die Löcher in das Innere der Mietkasernen. Der Milchzug lief ein, und mit großem Lärm wurden die Kannen auf Pferdewagen umgeladen, die fortruckelten. Ein Licht leuchtete auf. Die Wolkenbank hinter den Geschäftshäusern färbte sich purpurn und ging in Rosa über. Die erste Fähre suchte mit ihrem großen Auge die Stadt, kreischte am Dock, und einige Fahrgäste zerstreuten sich in die Straßen. Ein Motorlastzug dröhnte, das Licht in einer frühen Imbißstube wurde angesteckt, und der Besitzer in einem weißen Kittel kam vor die Tür, die Müllkästen hereinzuholen, Mehr Lichter. Die Wolkenwand wurde heller. Das Wasser des Hudson wechselte von Schwarz zu Blau. Dann leuchtete weißer Schaum, als der Schlepper das Wasser durchschnitt. Ein Kind weinte irgendwo. Ein anderer Laden wurde geöffnet. Dann noch einer. Die Fähre fuhr ab nach Jersey. Der Lärm wurde lauter, ein dumpfer Herzschlag, der von überall herkam. Das Kind schrie weiter. Ein Telephon läutete. Eine Tür öffnete sich, und eine Hausfrau, in einen Shawl gehüllt, schlürfte in den nächsten Laden. Einen Augenblick später kam sie mit einem Paket unterm Arm heraus. In einer Stube, die auf den Hudson sah, umarmten sich ein Mann und eine Frau das letztemal. Menschen kamen auf die Straße. Ein Taxi eilte vorbei. Ein andrer Motorzug. Ein andrer Karren. Ein Zug Arbeiter, spatenklirrend, kam heraus. Durch den dünnen Nebel schien die Sonne, rot, heiß, geschmolzen. Die Stahlgiganten zur Rechten waren Schatten. Mehr Volk. Mehr Lärm. Motorzüge donnerten. Sirenen schrillten. Ein lautes Lachen. Das Kind weinte. Eine Alarmglocke. Eine andere. Noch eine andere. Mehr Lichter. Mehr Volk. Mehr Fähren. Die Luft heiß, trocken, staubig. Kinder spielen. Eine Untergrundstation verschluckte und spie schwarze Massen aus, die manchmal rot oder grün getupft waren. Die Docks öffneten sich. Dann kam ein Briefträger mit einer Tasche. Imbißhallen voll. Die Luft klarer. Es wurde schwüler. Die Lichter in den Fenstern verlöschten. Die Fenster wurden schwarz. Lärm. Volk. Licht. Die Stadt war erwacht.

Marc kletterte vom Kasten, auf dem er gesessen, und ging langsam nach Hause. Sein Geist war erwacht. Er ging fort. Fort . . . nach Paris!!



Isaac Grünewald Zeichnung

DAS BILD IN DER TEETASSE

Von

LAFCADIO HEARN)*

Hast du jemals die Treppe irgendeines alten Turmes erklommen, die sich in der Dunkelheit emporwindet, und kennst du das Gefühl, das einen da beschleicht, mitten im Herzen tiefer Finsternis, am spinnwebdünnen Rande des Nichts?

Oder hast du einmal einen Küstenpfad verfolgt, der sich an einer Klippe hinzieht, um dich plötzlich auf dem zackigen Rand eines schmalen Dammes zu entdecken?

Der Gefühlswert einer solchen Erfahrung läßt sich nur messen an der Wucht der Empfindungen, die da in einem aufwachen, und an der Lebendigkeit, die sie in unserer Erinnerung einnehmen.

Ähnlich seltsame Eigenschaften wohnen gewissen Phantasiefragmenten inne, die wir in alten japanischen Geschichtenbüchern finden; — sie erwecken in uns ähnliche Gefühle wie die oben erwähnten. —

Mag sein, daß der Erzähler faul und nachlässig war, vielleicht wurde er plötzlich vom Schreibtisch weggerufen und kam nicht mehr zurück, vielleicht hatte er einen Streit mit seinem Verleger; vielleicht hat ihm mitten im angefangenen Satz der Tod den Schreibpinsel aus der Hand geschlagen!?

Kein Sterblicher vermag uns genau anzugeben, aus welchem Grunde derlei Erzählungen wohl unvollendet geblieben sind. —

Ich führe hier ein typisches Beispiel an:

Am vierten Tage des ersten Monats im dritten Tenwa, was so viel heißt wie: ungefähr vor zweihundertundzwanzig Jahren — machte der Graf Nakagawa Sado, als er gerade auf dem Wege war, eine Neujahrsvisite abzustatten, mit seinem Gefolge vor einem Teehause in Hakusan im Hongödistrikt von Yedo halt.

*) Aus: Japanische Geistergeschichten von Lafcadio Hearn. Deutsch von Gustav Meyrink. Propyläen-Verlag, Berlin.

Während die Gesellschaft ausruhte, füllte sich einer der Begleiter des Grafen, ein adeliger „wakato" namens Sekinai, da er heftigen Durst empfand, selber einen großen Wasserbecher mit Tee.

Er wollte gerade zu trinken beginnen und hatte bereits die Lippen angesetzt, als er plötzlich in der klaren, gelben Flüssigkeit das Bild oder vielmehr die Spiegelung eines Gesichtes sah, das nicht sein eigenes war.

Verblüfft schaute er sich um, konnte aber niemand erblicken, der in seiner Nähe gewesen wäre.

Nach der Haartracht zu schließen schien das Gesicht in dem Teebecher das eines jungen Samurais zu sein; es war seltsam ausdrucksvoll und überaus schön — dabei zart wie das eines Mädchens.

Es schien die Spiegelung eines lebenden Antlitzes zu sein, denn Lippen und Augen bewegten sich.

Verwirrt durch die Seltsamkeit dieses Begebnisses prüfte Sekinai sorgfältig das Äußere des Gefäßes. Es war ohne Zweifel ein ganz billiger Wasserbecher und trug keinerlei Anzeichen, die auf künstlerische Herstellung hingewiesen hätten.

Sekinai füllte ein anderes Gefäß, und wiederum blickte ihm aus dem Tee das Gesicht entgegen; er ließ frischen Tee kommen, füllte ihn in den Becher ein — und abermals erschien das fremde Gesicht darin.

Diesmal mit einem unverkennbar spöttischen Ausdruck.

Aber Sekinai war nicht leicht zu erschrecken und hatte sich vollkommen in der Gewalt. — „Wer du auch seist," murmelte er, „lange sollst du mich nicht zum besten haben" — dabei schluckte er den Tee, das Gesicht und was sich sonst noch gespiegelt hatte hinunter und ging seines Wegs, gewissermaßen neugierig, ob er vielleicht am Ende gar einen Geist verschlungen habe.

Spät am Abend desselben Tages wurde Sekinai, als er im Schlosse des Grafen Nakawa noch wach war, durch das geräuschlose Eintreten eines Fremden überrascht. Dieser Eindringling, ein reich gekleideter junger Samurai, setzte sich ohne weitere Umstände ihm gegenüber, nachdem er ihn mit einer leichten Verbeugung begrüßt hatte.

„Ich bin Shikibu Heinai," begann er, „und bin Ihnen heute zum erstenmal begegnet. — — Sie scheinen sich aber meiner nicht mehr zu entsinnen."

Er sprach mit sehr leiser, aber ungemein durchdringender Stimme.

Sekinai war erstaunt, dasselbe böse, wenn auch schöne Gesicht wiederum vor sich zu sehen, das er bereits in der Teetasse erblickt und — getrunken hatte. Es lächelte auch jetzt — genau so, wie es als Phantom gelächelt hatte, aber der unverwandte fixierende Blick der Augen war — im Gegensatz zu dem Lächeln der Lippen — eine Herausforderung und eine Beleidigung zugleich.

„Nein, ich entsinne mich Ihrer nicht," erwiderte Sekinai, innerlich wütend, jedoch äußerlich kalt, „aber vielleicht haben Sie die Güte, mir mitzuteilen, wer Ihnen erlaubt hat, in das Zimmer hier zu kommen!" — Er glaubte sich zu dieser Frage um so mehr berechtigt, als in den damaligen feudalen Zeiten die Residenz eines Grafen zu jeglicher Stunde aufs strengste bewacht war und niemand unangemeldet eintreten konnte, es sei denn infolge unverantwortlicher Nachlässigkeit seitens der waffentragenden Dienerschaft.

„Ah, Sie erkennen mich also nicht!" höhnte der Fremde und rückte ein wenig näher, „natürlich, Sie erkennen mich nicht! Trotzdem Sie mir heute morgen eine tödliche Beleidigung zugefügt haben! — — —"

Sekinai griff sofort nach seinem „tanto“ — dem kurzen Schwert, das jeder Samurai neben dem langen Schwert im Gürtel trägt — und führte einen blitzschnellen Stoß nach der Kehle seines Gegners aus. —

Aber die Klinge traf nicht auf stofflichen Widerstand. —

Im selben Augenblick und geräuschlos, wie er gekommen, sprang der Eindringling in die Wand des Zimmers, gewissermaßen durch sie hindurch, ohne einen Riß oder dergleichen zu verursachen. Ähnlich wie das Licht einer Kerze über die Wandung einer Papierlaterne hinhuscht. — — —

Als Sekinai den Vorfall meldete, erregte seine Erzählung die höchste Verwunderung und Bestürzung bei den Zuhörern.

Niemand im Schlosse wollte einen Fremden kommen oder gehen sehen haben, gar zur Stunde des Begebnisses, und niemand im Gefolge des Grafen hatte jemals den Namen „Shikibu Heinai“ gehört.

In der darauffolgenden Nacht hatte Sekinai keinen Hofdienst und weilte zu Besuch bei seinen Eltern.

Zu ziemlich vorgerückter Stunde wurde ihm gemeldet, daß einige Fremde vorgesprochen und gewünscht hätten, ihn einen Augenblick sprechen zu dürfen.

Sekinai nahm sein Schwert, ging hinaus und sah drei bewaffnete Männer vor der Eingangstür stehen, anscheinend Diener oder Boten eines Adeligen.

Die drei verbeugten sich respektvoll vor Sekinai, und einer von ihnen ergriff das Wort:

„Unsere Namen sind Matsupka Bungo, Tsuchibashi Bungo und Okamura Heiroku. — Wir sind Diener des Ritters Shikibu Heinai. — Als unser Herr Ihnen gestern nacht einen Besuch abzustatten geruhte, haben Sie ihn mit einem Schwerte verwundet; er ist schwer verletzt worden und war infolgedessen genötigt, die heißen Quellen aufzusuchen, wo seine Wunde zur Zeit behandelt wird. Aber am 16. Tage des kommenden Monats wird er zurückkehren und Ihnen sodann die Beleidigung, die Sie ihm zugefügt haben, gewissenhaft heimzahlen — — —“



Vera Joho Zeichnung

Sekinai ließ den Sprecher nicht ausreden — er hatte keine Lust, noch weiteres zu hören —, stürzte mit dem Schwert in der Hand vor und teilte links und rechts Hiebe aus.

Die drei Männer jedoch sprangen in die Wand des anstoßenden Hauses, glitten wie Schatten daran entlang und . . .

*

Hier endet die alte Erzählung, ihr Schluß ist begraben mit den Gehirnen, die ihn gekannt haben, aber zu Asche geworden sind vor Jahrhunderten.

Ich könnte mir leicht so manchen Schluß der Geschichte ausdenken, aber schwerlich würden sie dem Geschmack eines europäischen Lesers gerecht werden. Daher überlasse ich es jedem einzelnen, sich selber auszumalen, was alles dabei herauskommen kann, wenn man eine Seele hinunterschluckt.

(Deutsch von Gustav Meyrink.)

INS STAMMBUCH

Von

CARL STERNHEIM

Neulich schickte man mir ein Stammbuch ins Hotel, meinen Namen und einen Spruch einzuzeichnen.

Von Gerok über Dahn, Gerhart Hauptmann bis zu Georg Kaiser hatte sich alles Prominente verewigt. U. a.:

Thomas Mann 1922:

„Ein Dichter sein, heißt nicht, sich etwas ausdenken,
Sondern es heißt: Sich aus den Dingen etwas machen.“

Richard Dehmel meint:

„Gib dich hin dem Weltgetön
Und das Wildeste wird schön.“

während *Hermann Hesse*

„Kunst bringt Gunst,
Gunst — verhunzt.“

Arno Holz:

„Das Einmaleins und das Abc
Sind die Weisheit im Negligée.“

Fritz von Unruh:

„Und türmte Unmöglichkeit
Sich bangend zum Berg,
Wir fühlen die Fröhlichkeit
Der Liebe zum Werk.“

Herbert Eulenberg:

„Ob rechts, ob links, wenn es nur vorwärts geht
Zur Menschlichkeit als höchster Majestät.“

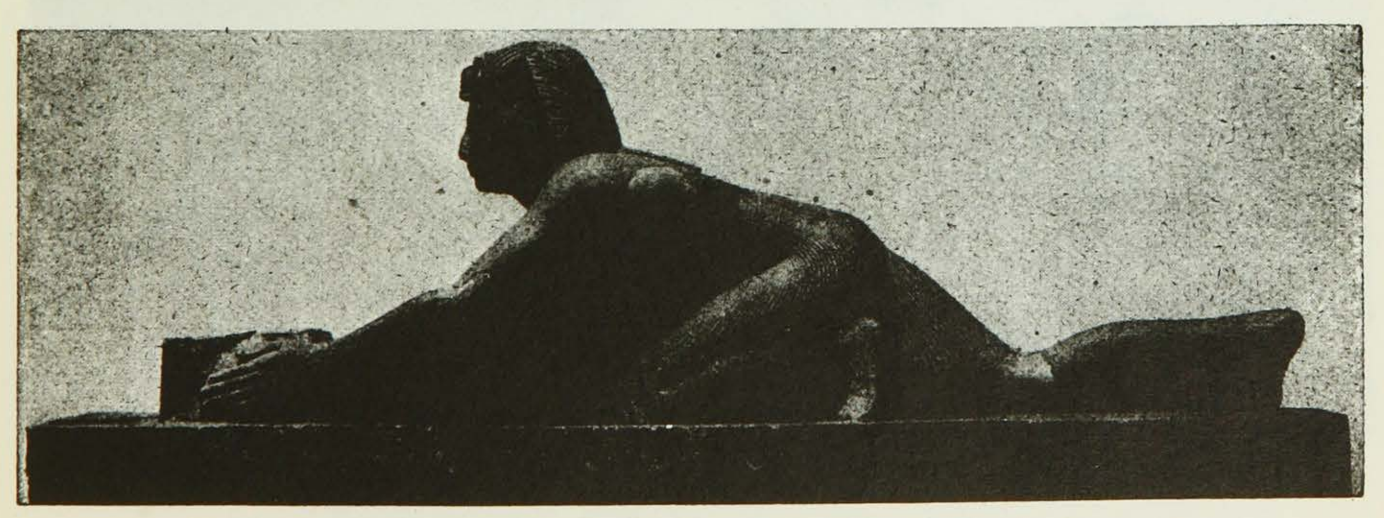
und *Georg Kaiser:*

„Macht ist Wahnsinn“ (aus „Die Koralle“).

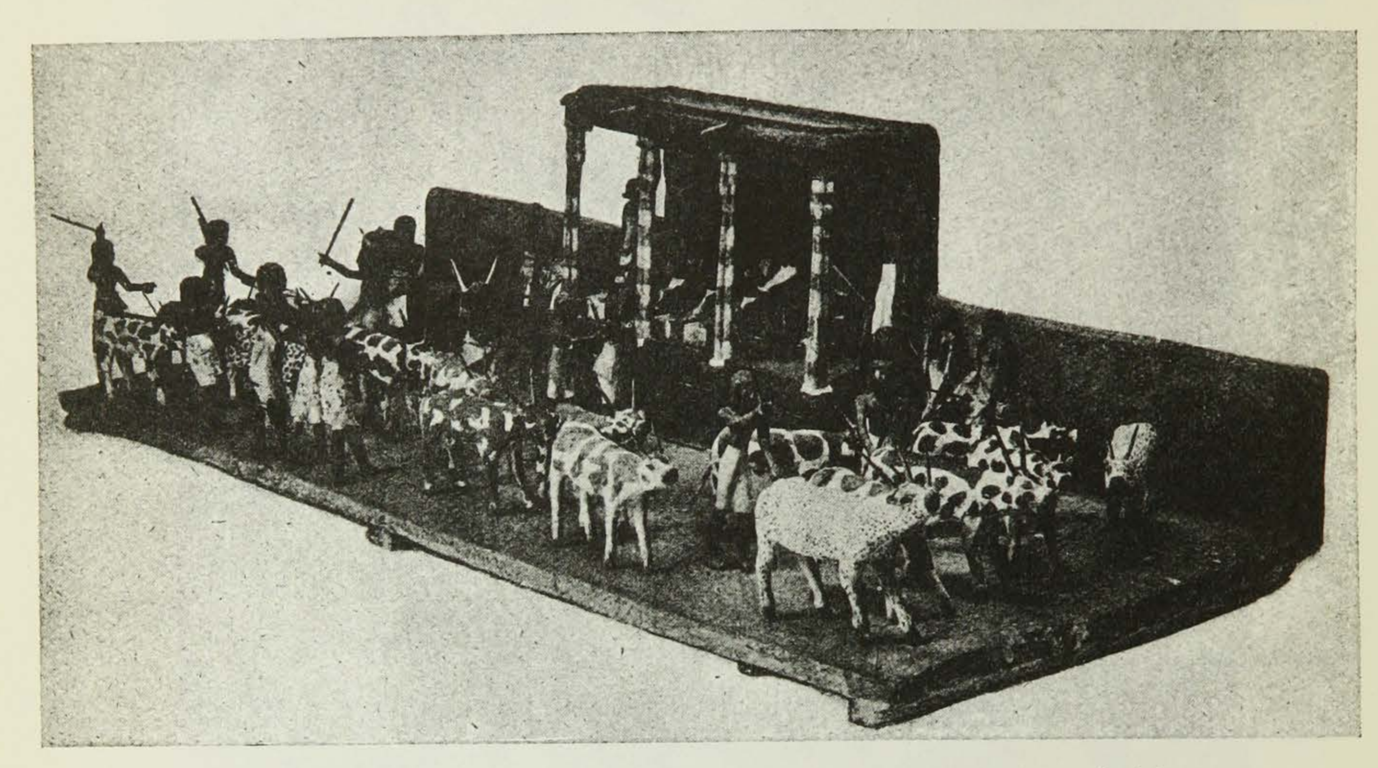
Ich schrieb auf die letzte Seite des Buches das Wörtchen: „Immerhin!“ mit Ausrufungszeichen, und meinen Namen darunter.

Aus Heinrich Schäfer und Walter Andrae
„Die Kunst des Alten Orients“ (Propyläen-Verlag)

Kalksteinstatue eines Schreibers. Altes Reich



Schieferfigur Ramses II., den Sockel eines Götterbildes haltend. Neues Reich



Vorführen der Rinderherden. Holzgruppe aus dem Mittleren Reich

Kalksteinfigur einer Korn mahlenden Frau. Altes Reich

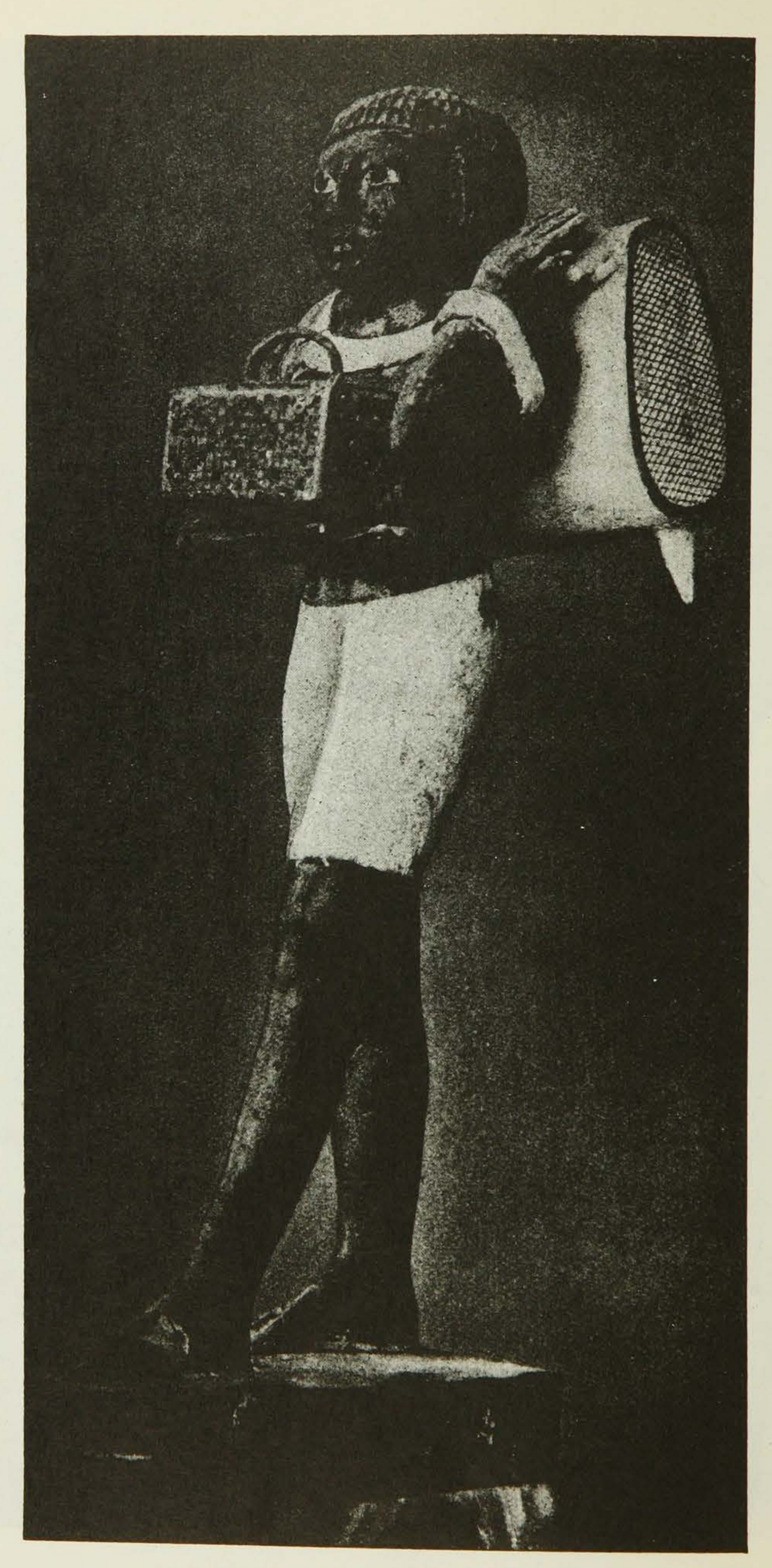
Aus Heinrich Schäfer und Walter Andrae „Die Kunst des Alten Orients“ (Propyläen-Verlag)



Granitgruppe eines Ehepaares. Neues Reich

Aus Heinrich Schäfer und Walter Andrae „Die Kunst des Alten Orients“ (Propyläen-Verlag)

Aus Heinrich Schäfer und Walter Andrae
„Die Kunst des Alten Orients“ (Propyläen-Verlag)



Holzfigur eines Dieners. Mittleres Reich

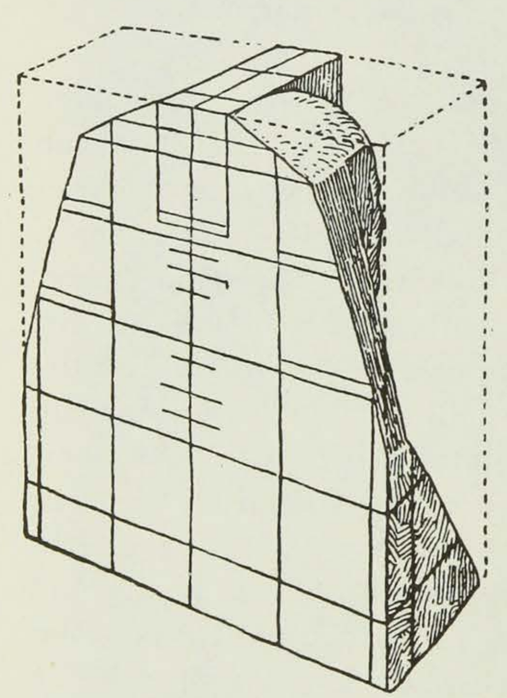
stellung von Verkürzungen frei ist, und an diese die andern Ansichten im rechten Winkel anschließen. Erst die griechische Kunst des fünften Jahrhunderts ist unter ganz bestimmten, mit der geistigen Gesamtsituation zusammenhängenden Voraussetzungen dazu übergegangen, nicht mehr aus der Vorstellung, sondern aus der Wahrnehmung heraus zu schaffen, oder, was dasselbe bedeutet, die Gesetze der Perspektive in die Naturwiedergabe einzuführen. An sie anknüpfend hat dann die Renaissance diese Gesetze in einem Maße zur Anwendung gebracht, daß wir sie heute als selbstverständlich hinnehmen und infolgedessen zu einem ungetrübten Genuß „vorstelliger" Werke erst dann gelangen können, wenn wir uns deren psychologische Grundlagen rein verstandesmäßig klar gemacht haben.

Diese Überlegungen hat neuerdings Heinrich Schäfer, auf Lange und Löwy fußend, aber gleichzeitig über sie hinausgehend, von neuem angestellt.*) Sie haben ihn dazu geführt, das Gesetz neu zu formulieren. Es lautet in seiner Fassung: „Die Rundbildwerke nach Menschen und Tieren unterliegen bei allen Völkern und Einzelmenschen, die nicht von der griechischen Kunst des fünften Jahrhunderts berührt sind, dem aus der Art der Naturbetrachtung folgenden Gesetze, daß die Ausgangsebene in gerader Aufsicht vorgestellt ist, und die Teile (beim Menschen Kopf, Rumpf und die Glieder, unter diesen vor allem Oberarme und Oberschenkel) sich mit mindestens je einer ihrer geraden Aufsichten in ein Kreuz rechtwinklig sich schneidender oder gleichlaufender Ebenen fügen." Das klingt zunächst ein wenig doktrinär und scheint auf den ersten Blick auf die reiche Typenfülle der ägyptischen Plastik nicht recht passen zu wollen. Machen wir aber an einer Reihe von Abbildungen ägyptischer Rundbilder einmal die Probe, so wird sich seine Richtigkeit ergeben; es wird sich aber auch herausstellen, daß die Einhaltung dieses Gesetzes für den ägyptischen Künstler kaum eine Beschränkung bedeutet und daß auch in seinen Grenzen die sich bietenden Möglichkeiten unzählbar sind. Insbesondere wird das ein Blick auf die sogen. Dienerfiguren erweisen, die im Alten und Mittleren Reiche dem Toten in großer Zahl mit ins Grab gegeben wurden. Sie stellen Diener und Dienerinnen dar, die mit Kornmahlen und Bierbrauen, mit der Herstellung von Ziegeln, mit Schlachten und Backen, mit dem Anschüren des Herdfeuers oder dem Auspichen von Krügen, mit Tischlerei und Weberei, mit Lesen und Schreiben und mancherlei anderen Arbeiten beschäftigt sind. Alle diese Figuren bieten einen Anblick frischesten Lebens in seinem ganzen, unerschöpflichen Reichtum dar; es finden sich unter ihnen eine Unmenge voneinander völlig ver-

---

*) Vergleiche hierzu Schäfers ausführliche Darstellung der ägyptischen Kunstentwicklung in dem Mitte April erscheinenden Band der großen Propyläen-Kunstgeschichte: „Die Kunst des alten Orients. Von Heinrich Schäfer und Walter Andrae."

schiedener plastischer Typen, und sie alle sind, wenn wir näher zusehen — kaum glaublich — ganz und gar nach den Regeln des oben bezeichneten Gesetzes gebildet worden. Ich glaube nicht, daß die Anzahl ihrer Typen von der „richtungsfreien" (Schäfer) griechischen Kunst, die sich ja im Verlauf ihrer Geschichte immer wieder die Durchbildung einer beschränkten Anzahl von Typen als Aufgabe stellte, übertroffen oder gar erreicht wird. Diese Überlegung allein dürfte genügen, die Annahme zu widerlegen, als ob das vorstellige Arbeiten eine Beschränkung in der Auswahl der Typen bedingte. Es soll übrigens nicht verschwiegen werden, daß es hier und da auch einmal Ausnahmen gibt, daß also z. B. ein Schreitender eine Schulter etwas aus der Rumpfebene herausdreht oder eine Dienerin sich unter der Last ihres Kruges schräg beugt; aber das alles sind und bleiben eben Ausnahmen, die sich zwar während gewisser Abschnitte der ägyptischen Kunstgeschichte häufen, die aber, eben weil sie nie zum Durchbruch führen, nur zur Bestätigung der Regel dienen können.

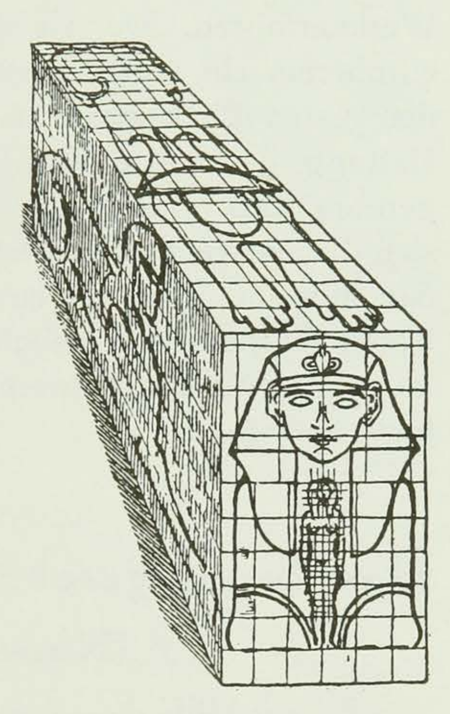


Lehrmuster für einen Königskopf, von der Rückseite gesehen. Die punktierten Linien ergänzen die Kanten des ursprünglichen Blocks

Es war schon mehrfach die Rede davon, daß die „wahrnehmige" Naturwiedergabe erst durch die Griechen des fünften Jahrhunderts in die Kunst eingeführt worden ist und daß überall da, wo wir sie sonst noch finden, ihre Einführung unter dem unmittelbaren Einfluß griechischer Kunst erfolgt ist. Man muß sich, um das zu verstehen, klarmachen, in welcher Breite der Strom griechischer Kunst sich seit den Tagen Alexanders des Großen in die Welt ergossen hat. Wahrnehmige Naturwiedergabe liegt durchaus nicht etwa von vornherein im Menschen darin. Kinderzeichnungen zeigen aufs deutlichste, daß jedes Kind durch den Zeichenunterricht, aber auch durch tausenderlei täglich auf es einwirkende, perspektivisch gezeichnete Bilder zur wahrnehmigen Sehform erzogen wird.

Das Gesagte wird in noch hellerem Lichte erscheinen, wenn wir einen Blick auf das Werkverfahren des ägyptischen Künstlers werfen. Wir werden in ihm die schönste Bestätigung der vorgetragenen Schäferschen Theorien antreffen. Die Ausgrabung von Bildhauerwerkstätten gelegentlich der deutschen Ausgrabungen in El Amarna haben unter

anderm eine Anzahl unfertiger Bildwerke ans Licht gebracht und damit für die Fragen, die uns hier interessieren, unschätzbares Material geliefert, zumal wir Grund zu der Annahme haben, daß das dort festzustellende Werkverfahren nicht etwa erst zur Amarnazeit, also im 14. Jahrhundert v. Chr., sondern schon in wesentlich älteren Perioden ägyptischen Kunstschaffens Anwendung gefunden hat. Da finden wir z. B. bei einer unfertigen Figur eines knienden Königs die Umrisse der Seitenansicht mit schwarzer Tusche auf den Block aufgezeichnet. Mehr noch lehren eine große Anzahl halbfertiger Rundbilder, die aus der Spätzeit der ägyptischen Geschichte auf uns gekommen und vielfach absichtlich unvollendet gelassen sind, um dem Schüler die einzelnen Zustände eines werdenden Rundbildes vorzuführen. Sie ermöglichen es uns, dem ägyptischen Bildhauer gewissermaßen bei seiner Arbeit auf die Finger zu sehen und das Entstehen seiner Werke zu verfolgen. Danach ging er an seinen von rechteckigen Flächen begrenzten Block heran, indem er zunächst einmal auf einer Seite eine „vorstellig-richtungsgerade" Ansicht seines Werkes aufzeichnete. Natürlich wählte er hierfür eine Ansicht, die ihm als besonders charakteristisch erschien. Das war für den Ägypter fast immer die reine Seitenansicht, die reine Vorderansicht zu zeichnen, war ihm offensichtlich unbehaglich, denn wir finden in der gesamten ägyptischen Kunst so wenige reine Frontalansichten, daß wir die vorhandenen Beispiele an den Fingern herzählen können. Aus Gründen, die wir nicht zu übersehen vermögen, die aber wohl mit der Richtung der Hieroglyphenschrift zusammengehen, deren Bilder unter normalen Verhältnissen stets nach rechts sehen, stellt er den Menschen nach rechts blickend dar, und da er weiterhin stets das vom Beschauer entfernte Bein voranzustellen pflegt, ergibt sich die Tatsache, daß die ägyptischen Statuen immer das linke Bein vorstellen, eine Gewohnheit, in der ihnen die griechischen Apollines gefolgt sind. Diese gleichfalls zuerst von Schäfer gewonnene Erkenntnis ist höchst einfach und deshalb unbedingt einleuchtend. Hatte der Künstler seine Zeichnung auf der Ausgangsebene beendet, so trug er auf den andern Seiten die übrigen Ansichten auf, um dann ans eigentliche Werk zu gehen. Man ersieht aus alledem, daß der Ägypter sich ein wohl-



Vorzeichnung zu einem Sphinx, nach den Bildern auf einem Papyrus auf einen Block übertragen

durchdachtes Werkverfahren geschaffen hatte, das in allen Punkten seinem vorstelligen richtungsgeraden Schaffen aufs beste entgegenkam. Falsch wäre es natürlich, den umgekehrten Schluß zu ziehen, als ob die Werkform das Primäre wäre, die von sich aus das richtungsgerade Arbeiten erst bedingt hätte. Wir verstehen jetzt, daß der archaische Grieche, der als ein Lernender mit dem ägyptischen Kunstschaffen bekannt wurde, dieses jahrtausendelang bewährte Verfahren aufgriff, als er sich seinerseits an die Aufgabe machte, den menschlichen Körper in den Marmor zu bannen. Er nahm allerdings nur gewissermaßen die Schale der Frucht, die ihm der Ägypter bot, eben dieses Werkverfahren. Der Geist, mit dem er seine Werke erfüllte, war von vornherein ein vollkommen anderer. Die Apollines erinnern zwar auf den ersten Blick stark an ihre ägyptischen Vorbilder. Die aufrechte Haltung, das vorgesetzte linke Bein, das ja tatsächlich etwas zu lang geraten muß, weisen auf sie hin. Und doch! Unter der Haut beginnen sich die Muskeln zu strecken und die Gelenke abzuzeichnen, wir fühlen, daß hier eine neue, die europäische Auffassung vom Adel des menschlichen Körpers sich anbahnt, die mit beispielloser Schnelligkeit sich Bahn brach und die ihrem innersten Wesen fremde ägyptische Werkform überwand.

Das Kriegsgeschrei der berühmten All Blacks

(Neuseeländer Rugbymannschaft)

mit Hilfe dessen sie in diesem Jahre alle Gegner besiegten

Der Führer: Kia whaka ngawari au ia hau.

Lasset uns die Vorbereitungen zum Kampfe treffen.

Mannschaft: I.... AU..... E..... HEI.

Wir sind bereit.

Der Führer: Ko Niu Tireni e haruru nei.

Gleich bricht der Sturm Neuseelands los.

Mannschaft: AU.. AU.. AUE. HA... HEI.

Das Geräusch des Sturmes.

Der Führer: Ko Niu Tireni e haruru nei.

Der Sturm Neuseelands heult.

Mannschaft: AU.. AU.. AUE. HA... HEI.

Der Höhepunkt des Sturmes.

Der Führer: A — HAHA.

Nun los.

Mannschaft: *Katu te ihi i hi.*
Katu te wanawana
Karunga te rangi
E tu iho nei
AU!! AU!! AU — !
Wir werden als Kinder der Sonne dastehn.
Wir klettern voll Begeisteruug gen Himmel.
Wir werden den Zenith erreichen.
DIE MACHT!! DIE MACHT!!

Der Führer: *Tena ipoua —*
O Rongo Ingarangi hauana ite ao e.
Bleibet bereit.
Die Kraft Englands ist auf der ganzen Welt bekannt.

Mannschaft: *A — HAHA.*
Hora hia mai o mahi kia hau.
Hora hia mai o tiima kia hau.
Omahi aku mahi me hui — !!
Nun los!
Laßt uns sehn was England leistet.
Heraus mit euren starken Spielern.
Wir wollen uns messen in freundlichem Kampf.

Der Führer: *Nga mahi tinihanga me kiki.*
Unritterliches treten wir beiseite.

Mannschaft: *AU . . AU . . HEI.*
Die Kraft des Tritts.

Der Führer: *A — HAHA.*
Nun los.

Mannschaft: *Ka mutu nga mahi haramai ki Tireni.*
Nach unsern Schlachten kommet nach Neuseeland.
. . AU . . . !! AU . . . !! AUE HA!
ES IST VORBEI.

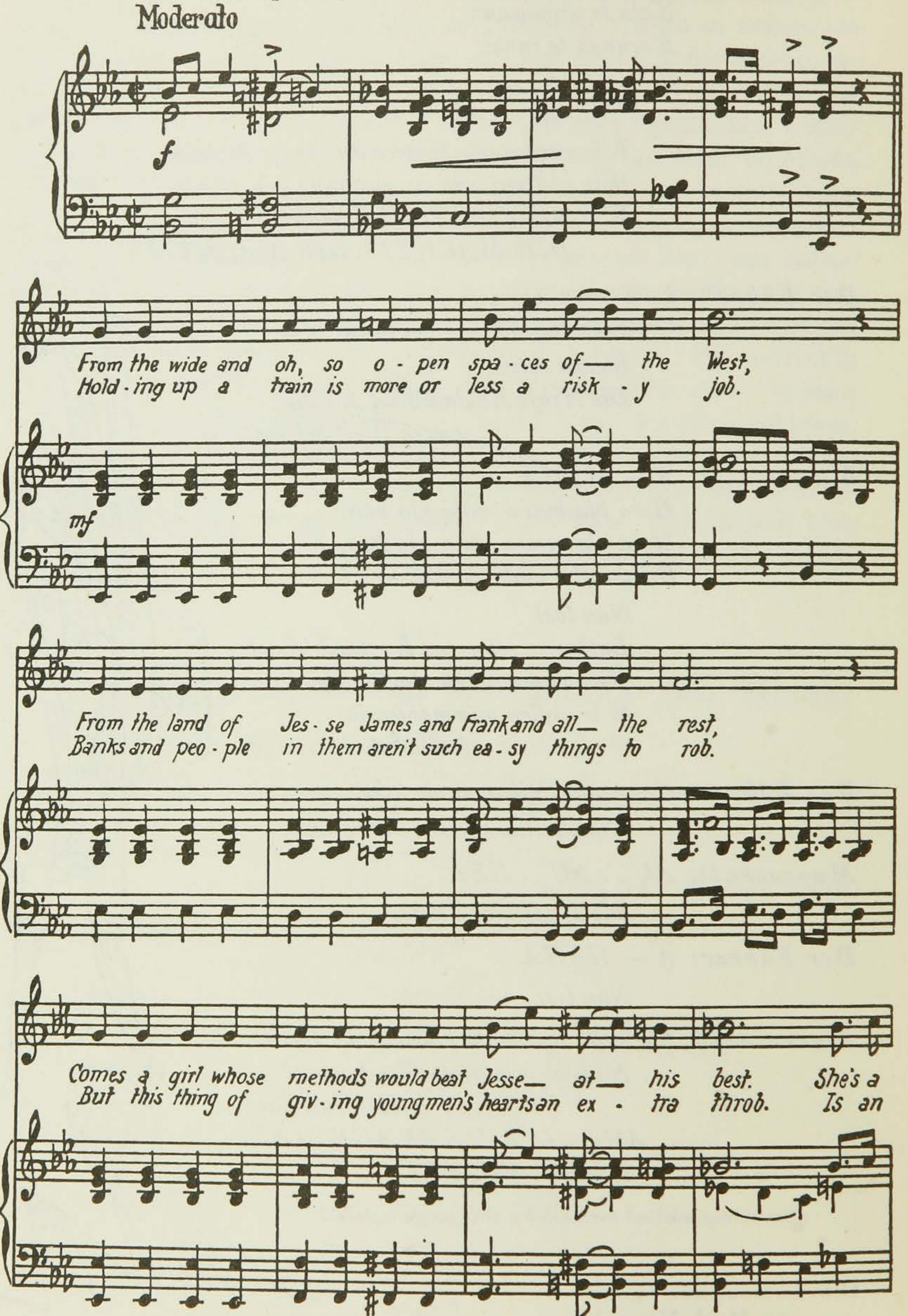
(Der Gesang wird mit tanzähnlichen Bewegungen begleitet.)

(Übersetzung aus dem Maori
von Mark Neven.)

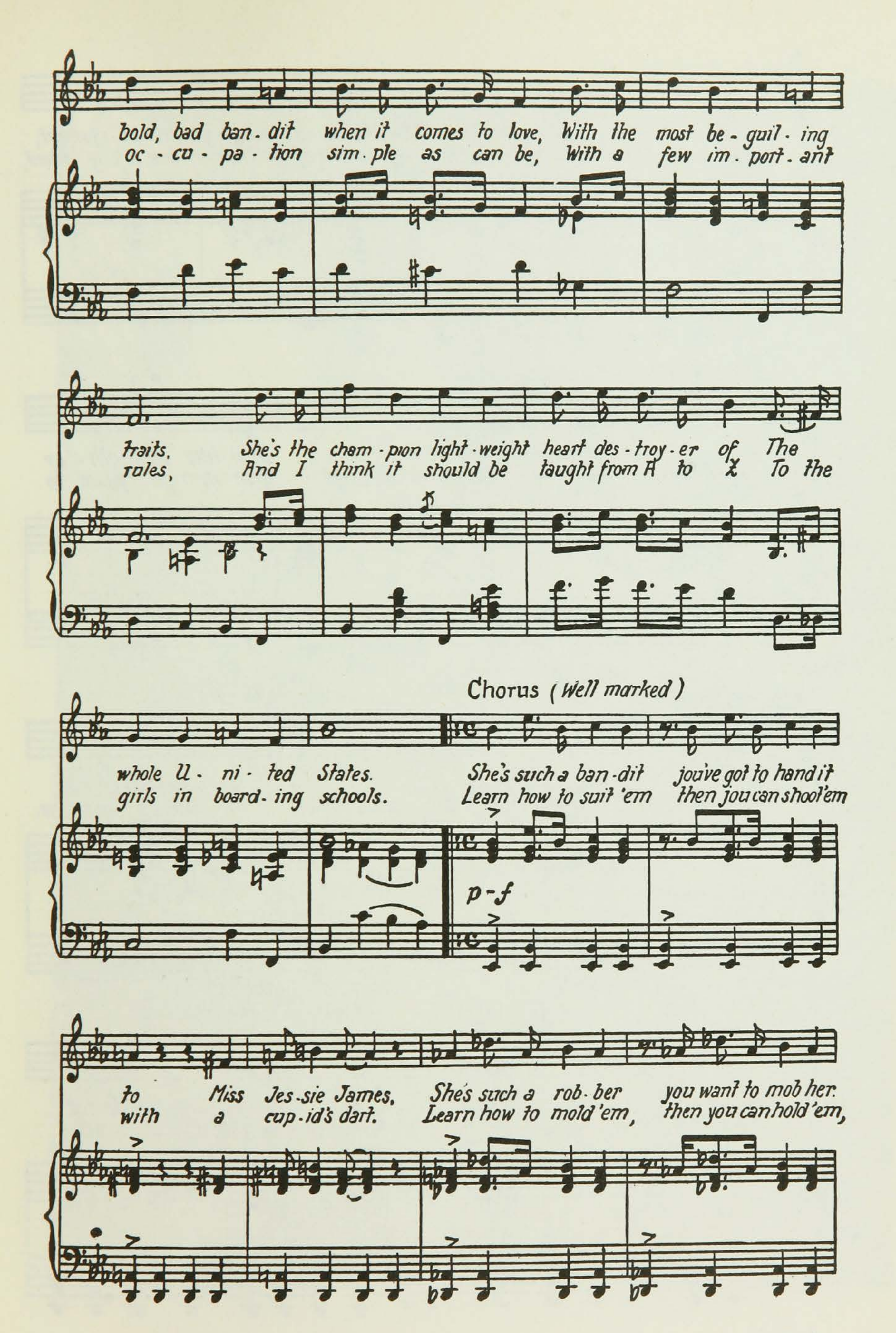
Paul Klee. Mit Genehmigung des Goltz-Verlages, München

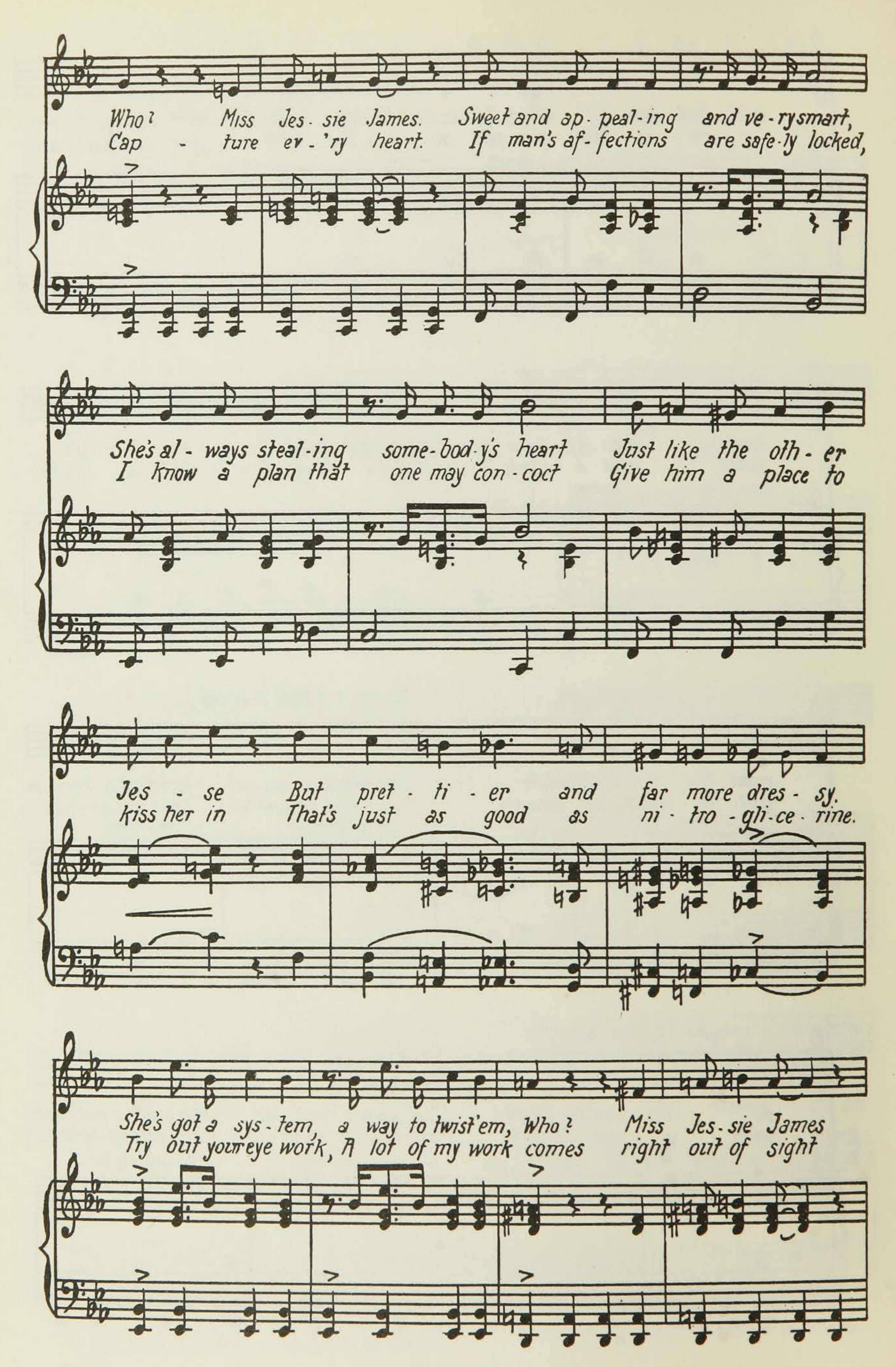
LITTLE JESSIE JAMES*)

Music by Harry Archer / Lyric by Harlan Thompson



*) Copyright 1923 by Leo Feist, Inc., New York. Aus der gleichen Operette erschien im Wiener Bohème-Verlag der Weltschlager „I love you".


bold, bad ban-dit when it comes to love, With the most be-guil-ing
oc-cu-pa-tion sim-ple as can be, With a few im-port-ant
traits, She's the cham-pion light-weight heart des-troy-er of The
rules, And I think it should be taught from A to Z To the
Chorus (Well marked)
whole U-ni-ted States. She's such a ban-dit you've got to hand it
girls in board-ing schools. Learn how to suit 'em then you can shoot 'em
p-f
to Miss Jes-sie James, She's such a rob-ber you want to mob her.
with a cup-id's dart. Learn how to mold 'em, then you can hold 'em,


Who? Miss Jes - sie James. Sweet and ap - peal - ing and ve - ry smart,
Cap - ture ev - 'ry heart. If man's af - fections are safe - ly locked,
She's al - ways steal - ing some - bod - y's heart Just like the oth - er
I know a plan that one may con - coct Give him a place to
Jes - se But pret - ti - er and far more dres - sy.
kiss her in That's just as good as ni - tro - gli - ce - rine.
She's got a sys - tem, a way to twist'em, Who? Miss Jes - sie James
Try out your eye work, A lot of my work comes right out of sight



Zwei Töchter Amenophis' IV. Wandmalerei aus El-Amarna

Aus Heinrich Schäfer und Walter Andrae „Die Kunst des Alten Orients" (Propyläen-Verlag)


All of her vic-tims would let her take their names.
So when you vamp him Be sure you lamp him right.
How that girl can wreck a train of thought,
Make him come a cross and spend some dough,
One of her fav-o-rite games,
One of your prin-ci-pal aims,
Lov-a-ble loot-er,
With this i-de-a
no' one's cut-er than Miss Jes-sie James.
you can be a Lit-tle Jes-sie
1.
2.
James.

DER MARQUIS DE SADE

Von

ALEXANDER BESSMERTNY

I.

Er ist Vorkämpfer der letzten Möglichkeiten des Sexus, der zwangsläufige Ausschreier erdachter und geheimer Sprachen, letzter Ausdruck einer Zeit, die allen menschlichen Möglichkeiten letzte Ausdrucksform verlieh. Seine Bücher sind langweilig, weil sie aus dem Wunsch restloser Vollständigkeit Abwandlungen und Kombinationen aller Sexualeinstellungen überhaupt geben wollen und so ins Abstrakte bringen, was nur im Individuellsten Tatsachenreiz hat. Um dieser letzten Möglichkeiten willen werden bei den Menschen sexuelle Kräfte postuliert, deren Figurenträger lächerlich werden müssen.

Sades Romane sind extreme Erzählerfälle, deren abstrakte Vollständigkeitsattitüde an den Sammler erinnert, der alle Marcolini-Tassen oder Bodoni-Drucke oder Stollwerck-Bilder oder sonst was haben muß. Aber aus Mangel an individueller Sexualgeschichtskenntnis, d. h. aus Mangel an Kenntnis menschlicher Geschehnisse, oder aus Mangel an der Fähigkeit, Menschen darzustellen, kann Sade nur neue Variationen erfinden, deren Zahl mathematisch errechenbar ist. Und er, der nur ein Kompilator von Situationen, nicht ein Gestalter von Wesen ist, findet seinen Höhepunkt in der Sentenz, als dem letzten Ausdruck eines Gehirns ohne Anschauung.

Für die Qualität seines Intellekts, für die Fähigkeit seines Denkens und für seine Bedeutung als geistiger Vorläufer des Anarchismus (an Stirner und Nietzsche wird man genügend oft erinnert) zeugen einige Stellen aus seinen Schriften (nach der vortrefflichen Auswahl von Ernst Ulitzsch: Der Mensch ist böse; Lehren und Sprüche des Marquis de Sade, im Alfred-Richard-Meyer-Verlag):

„Die Natur will nicht, daß man eine Anlage, die sie uns eingeimpft hat, unterdrücke — und den lächerlichen Vorwand, daß wir widernatürlich handeln, wenn wir leidenschaftlich sind, überlasse man den Dummköpfen.

In Kleinigkeiten wundern wir uns nicht über Geschmacksunterschiede, aber sobald es sich um die Wollust handelt, geht der Lärm los. Gerade diejenigen Frauen, welche infolge ihres geringen Wertes ängstlich darüber wachen, daß man ihnen nichts wegnehme, ereifern sich am meisten, wenn man auch noch so wenig an der von ihnen geforderten Verehrung abweicht. Und warum sollte der Mann gerade in der Zeugungstätigkeit, in der Sinnenlust weniger Geschmacksschwankungen unterworfen sein als in den anderen Vergnügungen? Kann er dafür, daß ihn das anwidert, was anderen gefällt, und er das aufsucht, was andere abscheulich finden?

Was ist das Ziel des Mannes bei seiner Lust? Doch gewiß nur, seinen Nerven jene Erregung zu geben, die die letzte Krise so heiß als möglich gestaltet. Ist es daher nicht lächerlich, zu behaupten, sie müsse, um voll genossen zu werden, auch der Empfindung der Frau nahekommen? Es bedarf keines Beweises, daß uns die Frau ebensoviel nimmt, als sie gibt. Werden wir nicht ein höheres Vergnügen darin finden, die Frau zu zwingen, nur unserer Lust zu dienen, ohne Rücksicht auf ihre Freuden zu nehmen?

Die Zerstörung, das oberste aller Gesetze, weil nichts ohne sie geschaffen werden kann, gefällt der Natur weit mehr als die Fortpflanzung, die von einer griechischen Philosophenschule mit Recht das Ergebnis von Morden genannt wird.

BUREAU

On est invité à rappeller ce Bureau en marge de la réponse, ainsi que le N.°



BUREAU CENTRAL
DU CANTON DE PARIS.

Paris, le 15 ventôse *an* neuf *de la République française, une et indivisible.*

Le Préfet de Police a découvert aujourd'hui un dépôt d'ouvrages obscènes, et de Manuscrits d'ouvrages licencieux. Ces Manuscrits sont tous de la main de l'Ex-Marquis de Sade que l'on a toujours regardé comme l'auteur de Justine ou des Malheurs de la Vertu, l'ouvrage le plus affreusement obscène qui ait paru en ce genre, et que Desade a désavoué dans tous les journaux. Parmi ces Manuscrits on remarque ceux qui ont pour titre:

Juliette soeur de Justine ou les prospérités du Vice.

le Boccace français

Les délassemens du Libertin, ou la neuvaine de Cythère, avec douze dessins de gravures licencieuses +

+ Avec ces Manuscrits, il en est un qui a pour titre Mes caprices ou un peu de tout. C'est un ouvrage politique.

On a trouvé en outre des volumes de la nouvelle Justine avec gravures obscènes, et des additions et corrections manuscrites de la main de Desade.

le dixième et dernier volume de Juliette ou les prospérités du Vice; et un exemplaire de la nouvelle Justine avec des notes marginales écrites de la main de Desade.

Le dépôt de ces ouvrages s'est trouvé chez le Cen Massé que l'on présume en être l'Editeur. Desade étoit chez Massé, au moment où s'est faite la perquisition. Au même instant, d'autres Agens faisoient des recherches

Vorderseite des Protokolls der Haussuchung bei de Sades Verleger Massé

dans la maison où Desade a un pied à terre; chez une femme qui passe pour sa maîtresse, et chez un autre particulier que l'on sait avoir des rapports intimes avec lui.

On n'a trouvé de papiers suspects que dans l'appartement de Desade, mais ces papiers parmi lesquels on a remarqué des manuscrits d'ouvrages obscenes, n'ont pu être examinés sur le champ, et ils sont mis sous les scellés. On ne peut en faire l'ouverture que quand Desade que l'on vient de transporter à St. Ouen pour assister à la perquisition qui doit avoir lieu dans son cabinet secret, sera ramené à la Préfecture.

en marge ...
ainsi que le N.°

Liberté. Egalité.

Paris, ce quatre ventôse an neuf de la République française, une et indivisible.

8 h. du soir. on arrive à St Ouen/

La perquisition faite à St Ouen chez l'ex-Marquis Desade n'a fait découvrir aucun manuscrit. Le cabinet secret étoit garni d'une tenture de tapisserie représentant les sujets les plus obscenes, tirés la plupart du roman de Justine. Ces tableaux sont apportés à la Préfecture. Il y avoit en outre quelques plâtres licencieux.

Pour rapport.

Rückseite des Protokolls der Haussuchung bei de Sades Verleger Massé

Eine Frau ist erst dann glücklich, wenn sie ihren guten Ruf verloren hat; dann ist sie keiner Gefahr mehr ausgesetzt.

Nicht der Fehltritt stürzt eine Frau ins Verderben, sondern der Skandal; und zehn Millionen unbekannte Verfehlungen sind weniger gefährlich als ein leichtes Versehen, von dem jedermann erfährt.

Eine Frau sollte sich lieber mit einem gekauften Kerl als mit einem Geliebten einlassen. Der erste wird in der Regel verschwiegen sein, während der zweite sich rühmen und ihren Ruf aufs Spiel setzen kann. Ein Kutscher, ein Packträger — da merkt man nichts. Fällt die Frau aber einem Mann der Gesellschaft anheim, so ist sie verloren.

Schließlich kann es einem Manne ganz gleichgültig sein, wieviel Liebhaber seine Frau hat, er wird beim tausendsten nicht mehr entehrt als beim ersten. Es scheint im Gegenteil, als ob der Fehltritt durch häufige Wiederholung verringert würde — denn einer verwischt das Gedenken an den anderen.

Foltern aus den Fenstern warf, so gehört doch schon die um geschichtliche Kausalzusammenhänge unbesorgte Phantastik eines zeitgenössischen Stilisten dazu, den Marquis de Sade mit seinen Kassibern als Erreger des Bastille-Sturmes zu bezeichnen.

Sade war von 1784 bis 1790 in Charenton. Hier und schon in früheren Gefängnissen betrieb er seine Schriftstellerei mit der Produktivität eines Erotomanen und Graphomanen. Außer seinen Romanen schrieb er vier unwesentliche und wesenlose Komödien, von denen eine — „Les Malheurs de Libertinage" — sogar Bühnenerfolg hatte. Berühmt bis heute wird er durch die Produkte seiner Pornographomanie: „Justine" (1791), „Philosophie dans le Boudoir" (1795), „Juliette" (1796). Erst 1904 veröffentlichte Iwan Bloch das vom ihm entdeckte Manuskript der „120 Tage von Sodom", das vor kurzem auf einer Berliner Auktion ausgeboten wurde, ohne einen Käufer zu finden.

Im Jahre 1800 erscheint der Roman „Zoloe et ses deux Acolytes". Unter durchsichtigen Namen schildert er durchaus von ihm erfundene Orgien Napoleons, der Josephine Beauharnais und anderer Personen des Direktoriums. Auf direkten Befehl Napoleons unternimmt der Polizeipräfekt Dubois eine Haussuchung bei Sades Verleger Massé, findet obszöne Bücher und eigenhändige Manuskripte de Sades, darunter das Manuskript der „Juliette", dessen Fund für Sade um so kompromittierender ist, als er die Autorschaft dieses Romans gerade in Pariser Zeitungen abgeleugnet hatte. Es werden außerdem noch andere, unbekannt gebliebene Manuskripte, darunter auch ein politisches, „Mes Caprices ou un peu de Tout", gefunden. Auch in Sades Landhaus in St. Quen werden pornographische Manuskripte und Gobelins mit obszönen Darstellungen aus der „Justine" gefunden. Die beiden Haussuchungsprotokolle, die aus dem Nachlaß Iwan Blochs stammen, geben über diese Vorgänge genaue Auskunft. Die Gegnerschaft Sade—Napoleon endet damit, daß Sade am 2. April 1801 auf administrativem Wege interniert, schließlich im Mai 1801 wieder in die Irrenanstalt Charenton übergeführt wird, wo er bis zu seinem im Dezember 1814 erfolgten Tode bleibt. Dort hatte er übrigens Gelegenheit, unter dem Schutze des Direktors der Irrenanstalt, der Abbé, Sade-Verehrer und hinreichend spleenig war, mit Internierten als Darstellern seine Komödien aufzuführen.


Georges Papazoff

Im ganzen hat Sade von den über 70 Jahren seines Lebens 27 in Gefangenschaft zugebracht.

Sein Ruhm mag ebenso wie der Sacher-Masochs all denen ein Ansporn sein, die durch eine nur hinreichend betriebsam publizierte Spezialität unsterblich werden wollen.

DIE SCHULE DER STARS

Von

N. N. JEWREJNOFF

EINE GROTESKE PARODIE IN EINEM AUFZUGE

Handelnde Personen:

Direktor der „Starschule"	Apache
Lehrerin	Apachin
Der Varieté-Direktor	Duncan-Schwärmerin
1. Bé-Bé } Trio	Chansonette
2. Bé-Bé } Trio	Annuschka
3. Bé-Bé } Trio	Dienstmädchen.

Direktor *(brüllend):* Nicht so, nicht so! Der Teufel soll Euch reiten! . . . Wie oft soll ich es noch wiederholen, verfluchte Bälger Ihr! . . . Ein einjähriges Kind kapierts, wenn man das rechte Bein hochhebt, muß man auf dem linken feststehen! Wollt ihr Euch zur Waschfrau ausbilden, was!? Dann hättet Ihr Euch durchaus nicht in meine Schule bemühen brauchen. Ich lasse mich nicht blamieren. *(Klatscht in die Hände.)* Von vorne! . . . *(Zu den Musikanten):* Los! . . . *(Zu den Bébés):* Na, lächelt endlich. Der Teufel soll Euch reiten! Grinst! Ihr seid nicht zum Begräbnis gekommen. Und wenn Eure Großmutter oder das Tantchen gestorben ist, dann geht beten, aber bringt mich nicht um die letzte Geduld.

Lehrerin *(zu den Bébés):* Lächelt doch! Es ist Euch doch gesagt worden: Lächelt. Leichter die rechte Hand! Neigen den Kopf!

Direktor *(brüllend, in die Hände klatschend):* Von Anfang. *(Die Musik spielt.)*

Das Bébé-Trio *(singt und tanzt):*

Öd ist uns Cake-walk und Maxitsche,
Ein neuer Tanz berauscht uns ganz.
Mit Zappeln und Gequietsche
Wird er getanzt, der „Rockschoßtanz".
Er ist Ekstase und Faszination
In dem modernen Babylon.
Stets schlägt er den Rekord
In Ost, West, Süd und Nord.
Jeder Franzos ist stolz auf ihn,
Die ganze Welt wird er durchziehn.

Direktor *(Halt gebietend):* Stopp! Vor allem sehe ich, daß Ihr überhaupt nicht versteht, was Ihr singt! *(Zur Lehrerin):* Claudia Iwanowna, haben Sie ihnen den Sinn erklärt?

Lehrerin: Lieber Gott, Heinrich Oskarowitsch, tausendmal doch. Sie wissen doch, wie heilig mir mein Beruf ist.

Direktor: Ja, aber sie singen, als ob es sie nicht *(mit entsprechender Geste)* so viel angeht, was sie singen.

Lehrerin *(zu den Bébés):* Wo bleibt denn Euer Vortrag, Ihr Gottverlassenen? . . . Habe ich nicht jeder von Euch einzeln vorgemacht, daß . . .



Die Wandlungen der Tilla Durieux als Wedekind's Franziska
im Theater in der Königgrätzer Straße



Iris Delysia vom Londoner Colosseum

Die Jackon Girls vom Alhambra-Theater, London



Iris Delysia vom Londoner Colosseum
Vom König für die Royal Command Performance nicht befohlen

Die zwölf Jackon Girls vom Alhambra-Theater, London
Vom König für die Royal Command Performance ausgewählt



Rigoulot,
der stärkste Mann der Welt

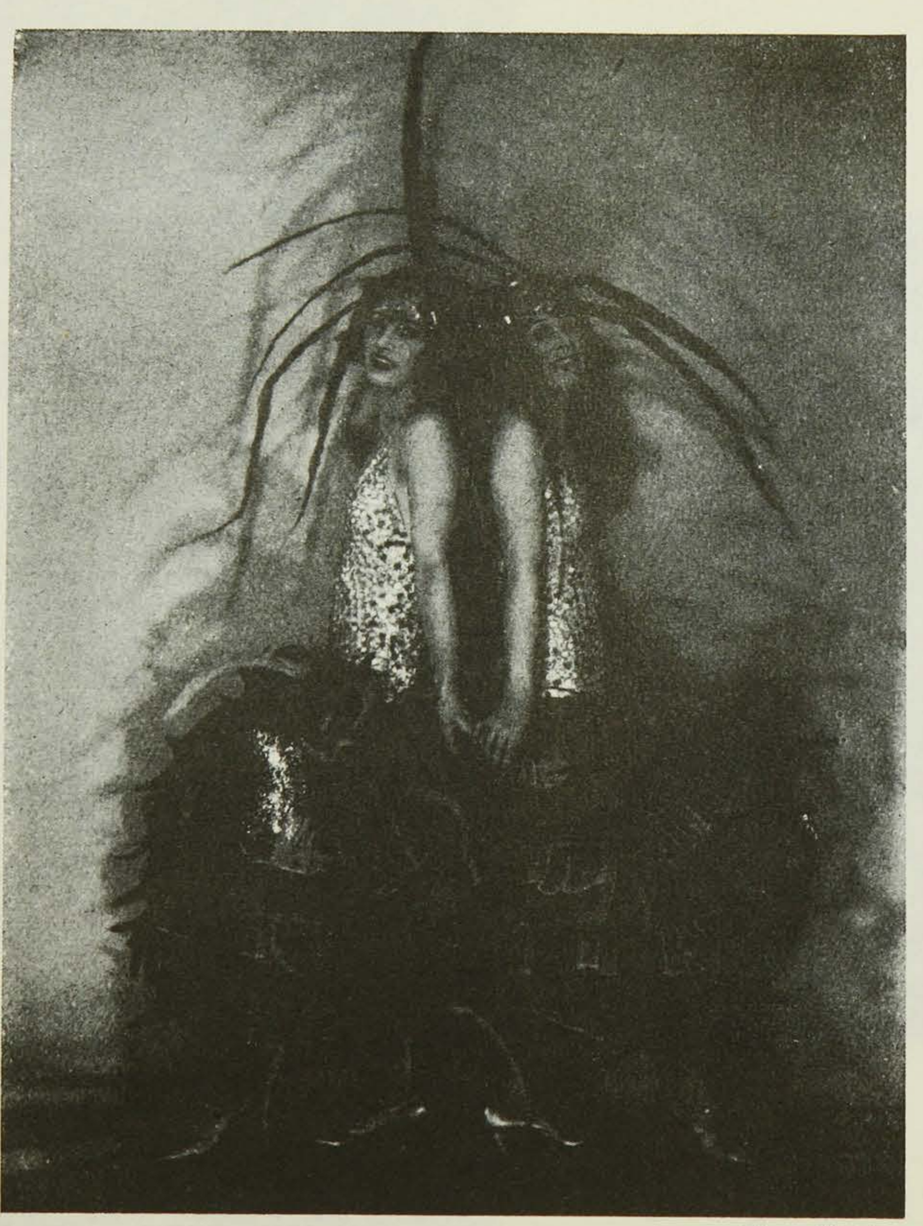


Photo Waléry

Die Goode-Sisters in Biarritz



Photo Wide World

Rigoulot in der Kaserne

D i r e k t o r *(fortfahrend):* Ich weiß bloß nicht, was man da machen soll? Gleich kommt der Varieté - Direktor. Ich habe ihm versprochen, daß das Trio fertig sein wird. Er reflektiert auf zwei Schlußnummern. Also kommt es darauf hinaus, daß ich ein Schwindler bin.

L e h r e r i n *(in Tränen zu den Bébés):* Ich frage Euch, wo bleibt Euer Vortrag?

D i r e k t o r *(zu ihr):* Das hätten Sie früher fragen sollen, aber nicht, wenn das Debüt schon vor der Türe steht!

L e h r e r i n: Heinrich Oskarowitsch, ich habe meine Kräfte wirklich nicht geschont.

D i r e k t o r *(zu den Bébés):* Ihr stellt Euch an wie die Kühe, oder versteht Ihr das Lied nicht? *(sie schweigen).* Um was handelt es sich in dem Lied? Antwortet ... *(sie schweigen).* Jugilewa! ... Wovon ist hier die Rede?

J u g i l e w a *(eine aus dem Trio, verschüchtert):* Ja — also — da — daß der „Rockschoß" ein sehr — ... ein moderner Tanz geworden ist, und daß die Franzosen, welche ihn, den „Rockschoß" ... das ganze Leben tanzen, — darauf sehr stolz geworden sind.

D i r e k t o r: Das ist alles? — Sehr geistreich ... Merkwürdig. Ich sehe, Ihr versteht nicht einmal die Worte, welche auswendig zu können Eure heiligste Pflicht und Schuldigkeit wäre!

J u g i l e w a: Erbarmen Sie sich, Heinrich Oskarowitsch!

„Öd ist uns Cake-walk und Maxitsche!
Ein neuer Tanz berauscht uns ganz."

(Spricht bis zu Ende.)

D i r e k t o r *(umständlich auseinandersetzend):* Öd ist uns Cake - walk und Maxitsche, ein neuer Tanz berauscht uns ganz, mit Zappeln und Gequietsche wird er getanzt, der „Rockschoßtanz", er ist Ekstase und Faszination, in dem modernen Babylon. Zeigt doch, daß es Euch öd ist, daß Ihr Euch langweilt dabei. „Ein neuer Tanz berauscht uns ganz." Das ist doch ein neuer Einfall! So macht bitte den Eindruck, daß er Euch in Ekstase bringt, daß er Euch fasziniert. Oder zum Beispiel: „Babylon!" Was ist das, Babylon? Antwortet! *(sie schweigen).* Sidorowa ...

S i d o r o w a *(eine aus dem Trio):* Das ist eine Stadt.

D i r e k t o r: Was für eine Stadt?

S i d o r o w a: Babylon.

D i r e k t o r: Na und was ist Babylon?

S i d o r o w a: Nun, ich habe doch gesagt: eine Stadt.

D i r e k t o r *(verächtlich lachend):* Das ist Paris! ... *(Alle verständnislos verblüfft.)* So wird Paris genannt. Das moderne Babylon.

S i d o r o w a: Davon ist doch hier gar nichts gesagt. Woher soll ich denn das wissen?

D i r e k t o r: Das muß man eben riechen. Wozu hat denn Gott Euch den Verstand gegeben. Antwortet.

S i d o r o w a: Paris, jetzt weiß ichs.

D i r e k t o r: Nun und was ist das „Paris"?

S i d o r o w a: Das moderne Babylon.

D i r e k t o r: Habt ihr es jetzt begriffen?

D a s B é b é - T r i o: Jawohl Heinrich Oskarowitsch.

D i r e k t o r *(zur Lehrerin):* Warum haben Sie ihnen denn das nicht auseinandergesetzt?

Lehrerin: Ich hab's ihnen ja auseinandergesetzt. Aber sie haben es eben wieder vergessen.

Das Bébé-Trio: Nein, Claudia Iwanowna — vom „modernen Babylon" haben Sie nichts gesagt.

Lehrerin: So eine Unverschämtheit! Ich bin sogar auf die babylonischen Buhlereien eingegangen.

Das Bébé-Trio: Auf die babylonischen Buhlereien sind Sie reichlich eingegangen, obwohl das noch die Frage ist, wer von uns die Buhlerin ist, aber über Paris haben Sie sich ausgeschwiegen.

Direktor: Weiter! ... Nochmal „er ist Ekstase und Faszination in dem modernen Babylon." Warum ist da Ekstase und Faszination? Habt Ihr das verstanden?



Jugilewa: Weil es Paris ist.

Direktor: Gott sei Dank. Hier steht ein Punkt, aber ihr singt ein Komma. Claudia Iwanowna, haben Sie ihnen den Unterschied von Punkt und Komma klargemacht?

Lehrerin: In der ersten Strophe nicht, aber in der zweiten, da habe ich es ihnen sogar vorgezeichnet und habe es nachzeichnen lassen.

Direktor: Ja, Sie sind immer theoretisch, Claudia Iwanowna. Aber es ist ja nicht unser Ehrgeiz, einen Lehrstuhl für Grammatik einzurichten. Von Anfang ... Und die Beine hoch. Die Beine höher! — Ich lasse mich nicht blamieren! — Fangt an! ... Lächelt, der Teufel soll euch reiten! ...

(Das Bébé-Trio singt und tanzt.)

Direktor *(springt, das Finale unterbrechend, wutschnaubend aufs Podium):* Sidorowa!!! Schon wieder danebengehauen! Wie oft sollen wir das noch wiederholen. Zum Teufel mit dem Katzenbuckel! Nachgeben! So eine Idiotin! *(Bearbeitet ihre Schultern derartig, daß sie zusammenklappt und heult.)* Der Teufel soll Euch reiten! Ins Grab wollt ihr mich bringen. Ich laß mich nicht blamieren. *(Steigt herunter und wischt sich den Schweiß ab, spielt mit den Brillanten an seinen dicken Fingern.)*

Lehrerin *(beruhigt Sidorowa):* Na, na, wollen die Augen mal wieder trockenlegen. Nicht so zimperlich, nicht mehr heulen. Sie sind ja selbst schuld.

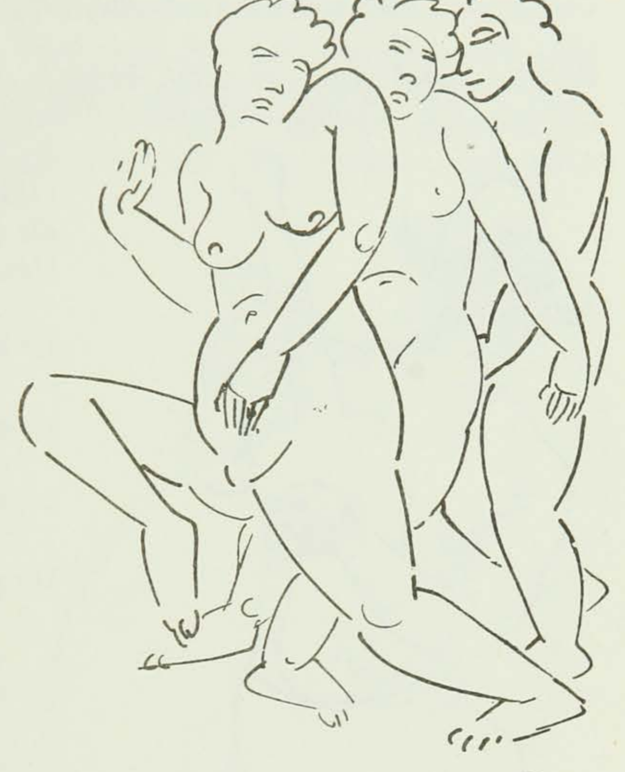
Sidorowa *(weinend):* Ich bin keine Idiotin, und wenn mein Rücken so gemacht ist ...

Jugilewa *(zu Sidorowa):* Hör doch auf zu heulen! Was muß man nicht alles für die Kunst ertragen. Die Kunst verlangt ihre Opfer.

Direktor *(klatscht in die Hände):* Vorspiel! *(Die Musiker spielen das Vorspiel, die Bébés tanzen. Nach Beendigung der „Nummer"):* Jugilewa! ... Hm ... Sagten Sie nicht, daß es Sie unterm Arm spannt?

Jugilewa: Ja...

Direktor: Claudia Iwanowna, sagen Sie doch endlich dem Kostümschneider, was das für eine Anprobe ist. Ein paar um die Ohren kriegt er dafür... Ja, Jugilewa! *(Winkt ihr mit dem Finger, sie kommt vom Podium herunter, halblaut):* Komm heut' abend nicht, mir ist nicht ganz richtig um den Magen herum.


Werner Heuser

Jugilewa: Sehen Sie, Sie wollten doch die Leibbinde nicht anziehen. Das kommt von der Eitelkeit.

Direktor: Nein das kommt vom Fisch. Bei Arigina habe ich irgend etwas Verfaultes zu Mittag bekommen. Und dazu noch der Genuß, diese Stunden zu halten.

Jugilewa: Ekel!

Die zurückgelassenen Bébés: Dürfen wir gehen?

Direktor: Geht. Die Nächste!...

Lehrerin: Urikina!

(Das Bébé-Trio geht fort. Auf das Podium tritt eine Chansonette im herkömmlichen Kostüm.)

Direktor: Geübt?

Urikina: Ja.

Direktor (zu den Musikern): Nun!

Urikina *(singt):*

„Die reizende Kathrine spazierte oft und gern,
Mit süßem, holdem Lächeln
Sah sie nach allen Herrn.
Sie zeigt des Röckchens weißen Saum,
Und Spitzen, ein Gedicht, ein Traum,
Und rosa Bandelei.
Und Strümpfe, ach entzückend,
Und Höschen, nein berückend,
Und sonst noch mancherlei.

Die reizende Kathrine erregte Liebesglut
In allen Männerherzen.
Ein Jüngling faßte Mut,
Er kniete stürmisch vor sie hin,
Nur Heirat hatte er im Sinn.
Sie war sofort dabei.
Sie schwärmten ungeheuer,
Und Küsse gab's voll Feuer
Und sonst noch mancherlei.

Die reizende Kathrine, sie wurde seine Frau,
Nun kränkt er sich nicht wenig,
Warum, weiß er genau.

Sie ist verwandt so plötzlich
Fast mit der ganzen Stadt,
Und wenn Cousinbesuch sie hat,
Dann sitzt er nicht dabei.
Er hört nur durch die Türe
Gekose, Liebesschwüre,
Und sonst noch mancherlei."

Dienstmädchen *(kommt herein):* Da sind Neue gekommen . . .

Direktor: Claudia Iwanowna, nehmen Sie sie auf, mein Engelchen.

Lehrerin: Gleich. *(Läuft nach links.)*

(Die Lehrerin kommt mit den beiden Neuen, die eine aufgedonnert, die andere mit dem Umschlagetuch. Der Direktor mustert sie feierlich.)

Lehrerin: Gestatten Sie, Herr Direktor, daß ich Ihnen die Neuen vorstelle?

Direktor *(großspurig):* Ist denn noch Vakanz bei uns?

Lehrerin: Es trifft sich grade gut, für zwei noch.

Direktor *(zu den Neuen):* Was für ein Genre haben Sie sich gewählt? *(Sie schweigen.)* Auf was wollen Sie sich verlegen? *(Sie schweigen und winden sich befangen.)* Chansonette, lyrische Sängerin, Spanierin, Parodistin, Exzentrik - Komikerin, lebendes Bild, Zigeuner-Romanzen, Bé-Bé, Genre Duncan?

Duncan-Schwärmerin: Ja, das . . .

Direktor: Genre Duncan?

Duncan-Schwärmerin: Duncan, oder amerikanischer Tanz mit dem Neger.

Direktor: Alle Tänze mit dem „Neger" sind bei uns schon besetzt. Aber wenn Sie einverstanden sind, ohne Ihren „Neger" . . .



Picasso Zeichnung

Duncan-Schwärmerin: Nein, dann schon lieber Duncan.

Direktor: Gut. *(Zur anderen.)* Und Sie?

Annuschka: Ach, ich weiß gar nichts. Aber wie ich so gehört hab, daß das so ist, wenn eine Schauspielerin so engagiert wird und singt und tanzt, und daß sie dann dafür ihr gutes Geld bekommt, da hab ich mir gesagt, wie mir das so die Köchin aus der Zeitung vorgelesen hat, ich bin nämlich Abwaschmädchen im Restaurant dort, und daß man das bei Ihnen lernt und dann bekommt man auch eine Empfehlung und dann wird man doch auch an seinen Platz gestellt und so bin ich eben gekommen und will eben mal sehen, ob es vielleicht auf die Art geht.

Direktor *(nachdenklich):* Sie haben das in der Zeitung gelesen? *(Selbstzufrieden.)* Ja, ja, die Zeitung bringt sehr viel über meine Anstalt.

Annuschka: In den Annonksen hat es gestanden . . .

Direktor: Ja, ja, das ist ja dasselbe. Ja, was soll ich Ihnen da sagen. Wissen Sie was, sehen Sie sich's mal an. Es trifft sich grade gut, gleich wird probiert. Zwanzig Millionen für die Stunde und 25 % vom Gehalt bei Antritt des Engagements. Nur haben Sie falsch gewettet, wenn Sie denken, daß es so leicht ist, ein Stern am Himmel der Kunst zu werden! Da bedarf es einer großen Schulung, ernsthafter Arbeit, fester Prinzipien. Dafür allerdings, hat man Erfolg, wird man ein Star, verdient man sich Milliarden. *(Zeigt auf die umher hängenden Plakate).* Da, alles meine Schülerinnen, mit Auszeichnung abgegangen! — Fanny Edgard, internationale Tänze! — Hat auf der Bank fünfzigtausend in Gold. Die Toiletten, Brillanten usw. nicht mitgerechnet. Eleonora Tremblinskaja, polnische Diseuse, hat ein Gut, Valuten, einen Persianermantel usw. Olga Lastotschkina, russische Coupletsängerin, war früher das Verhältnis von Gulkin, dem Petroleumkönig, will nach Amerika und hat für den Paß allein schon zwanzig Goldrubel bezahlt. Klara Fischer, Parodistin und Chansonette, vor kurzem gestorben, allein ihr Begräbnis kostete über zweihundert Friedensrubel . . . Die andern — alles ähnliche Fälle. Lassen Sie sich nachher im Büro einschreiben — Angabe drei Rubel und jetzt gleich bekommen Sie eine Probestunde. *(Geht nach links ab. Es überfällt ihn der Apache.)*

Apache: Wann kommt denn unser Apachentanz? Sie haben doch versprochen, daß Sie ihn sich ansehn und ihn dann so bald wie möglich auf die Bühne bringen werden!

Direktor: Gleich! Gleich! Lassen Sie mich nur fünf Minuten in Ruh! *(Sich die Ohren zuhaltend.)* Ich bin doch auch nur ein Mensch. *(Geht hinaus, hinter ihm der Apache.)*

Werner Heuser Zeichnung

Lehrerin *(zu Annuschka):* Wollen Sie beginnen, oder . . .

Annuschka: Einerlei.

Lehrerin *(zur Aufgedonnerten):* Bitte! *(Deutet auf das Podium.)* Sie wollen den Duncan-Tanz, ja? Da ist es am wichtigsten, daß Sie barfuß sind.

Duncan-Schwärmerin *(sich geziert aufpflanzend):* Ach, wie schrecklich! *(Zieht die Stiefel aus.)* Die Strümpfe auch ausziehn?

Lehrerin: Na, etwa nicht?! Wenn Sie die Duncan-Methode wählen, dann müssen Sie schon auf die Strümpfe verzichten. Das ist die Grundbedingung.

Duncan-Schwärmerin *(ohne Schuhe und Strümpfe):* Ach, wie kalt!

Lehrerin *(begibt sich mit ihr aufs Podium):* Bitte, hier haben Sie eine Nadel. Stecken Sie das Kleid hoch und machen Sie nach, was ich Ihnen zeige. *(Sieht ihr auf einmal starr auf die Füße.)* Sie haben ja Hühneraugen!

Duncan-Schwärmerin: Da ist der Schuster dran schuld.

Lehrerin: Ja, aber mit Hühneraugen muß man zuallererst zum Pedikure. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie sich noch heute zu unserm Pedikure begeben werden. Maratastraße 24. Sagen Sie, daß Sie von unserer Schule sind.

Duncan-Schwärmerin: Gut.

Lehrerin *(macht ihr die „Schönheit" vor):* Erste Pose: „Dem Ideal zuwenden". Nehmen Sie die Locken zurück. Weicher die Schultern halten. So. Zweite Pose: „Dieses Opfer nehme ich nicht an." Weichen Sie zurück. Da, hier haben Sie ja ein Fettpolster. Das müssen Sie sich wegmassieren. Das ist unumgänglich notwendig. Dritte Pose: „Ich bete dich an, mein Geliebter." Mehr Ausdruck. Versinnbildlichen Sie mehr die Schönheit. Ferse tiefer. Gott, wie hölzern! Also nicht vergessen: Maratastraße 24. Das Erste ist „dem Ideal zuwenden." So. „Dies Opfer nehme ich nicht an — ich bete dich an, mein" — — —

Direktor *(kommt mit dem Apachen):* Aber wenn Sie wieder ohne Rhythmus tanzen, dann werde ich Ihnen wieder sagen, Sie tanzen ohne Rhythmus.

Apachin: Und ich?

Direktor: Sie? Ach ja, ich wollt' Ihnen da was sagen *(nimmt sie beiseite, halblaut):* Um Gottes willen, kommen Sie heute nicht. Weiß der Teufel, seit zwei Tagen ist es mir nicht so ganz richtig um den Magen herum, so ein Kneifen und Brennen. Der Arzt verlangt „vollkommene Ruhe".

Apachin: Wie es Ihnen beliebt.

Direktor *(klatscht in die Hände):* Claudia Iwanowna, überlassen Sie uns das Podium. *(Die Lehrerin steigt mit der Duncan-Schwärmerin herunter.)* Musik! „Apachentanz". *(Sie tanzen den Apachentanz. Der Direktor gibt mit den Füßen den Takt und kreischt mehrmals dazu.)* Leiser! Deutlicher! Mehr Sadismus! Sadismus! Ich flehe Sie an, mehr Sadismus, — darin liegt die ganze Wirkung! Ausdruck! Psychologie! Vergessen Sie nicht die Psychologie.

Apachin *(schreit auf):* Ahhh. Er reißt mir den Schopf aus!

Direktor *(zu ihr):* Bei der Sache bleiben! Takt halten! Eins, zwei! Psychologisch! *(Nach Beendigung des Tanzes):* Wenn ich nun auf alle Ihre Fehler eingehen wollte, — in sechs Wochen würde ich damit nicht fertig werden. Vor allem, meine Teuerste, Sie haben viel zu wenig Schamlosigkeit! Wenn Sie „Rühr mich nicht an" spielen wollen, dann gehen Sie ins Kloster, aber reiten Sie nicht auf meinen Nerven herum.

Apachin: Was für Schamlosigkeiten wollen Sie denn noch von mir haben?

Direktor *(zur Lehrerin):* Haben Sie in Ihrem Unterricht klargemacht, was an Scham geopfert werden muß?

Lehrerin: Lieber Gott, Heinrich Oskarowitsch, Sie wissen doch, wie heilig mir die Kunst ist!

Direktor: Ich warte auf die Resultate.

Lehrerin *(zur Apachin):* Machen Sie eine „Grätsche"! Nichts als Unannehmlichkeiten hat man mit Ihnen!

Apachin *(macht eine Grätsche).*

Direktor: Ja, das ist zwar schamlos, aber das wirkt unanständig. Man muß es eben so machen, daß auch das Publikum zufrieden ist. Ich rate Ihnen ernstlich, überlegen Sie es sich noch einmal, ehe Sie sich der Kunst ver-

schreiben. Ihre Schamlosigkeit ist zu unkultiviert! *(Zu den Musikanten, die laut redend auf den Tasten des Klaviers Karten spielen):* Stören wir Sie nicht? *(Sie verstummen verwirrt.)* Hier ist eine Schule, aber keine Kneipe! *(Zur Apachin):* Was ist das, der Apachentanz? Im Tanz der Apachen geht Folgendes vor sich: er schlägt sie, und es tut ihr wohl, er zerrt sie an den Haaren, und sie lächelt, sie ist verliebt in ihn, noch im Augenblick wo er sie erwürgt. Sehen Sie, das ist der Apachentanz! Das ist die psychologische Grundlage! *(Zum Apachen):* Aber was kümmert Sie das alles, Kollege Merinow, Sie sind doch von nichts besessen!

Apache: Wie meinen Sie das?

Direktor: Na, bringen Sie die Leidenschaft eines Strolches doch zum Ausdruck. Aber so, daß Ihre Leidenschaft auch über die Rampe hinaus von Wirkung ist. *(Der Apache mimt Leidenschaft eines Strolches.)* So, nun will ich Ihnen mal zeigen, was Leidenschaft ist. *(Macht es ihm selbstzufrieden vor.)* Haben Sie den Unterschied bemerkt? Das ist einmal das Erste, und zweitens haben Sie eben zu wenig von einem Strolch. Das wirkt alles nicht überzeugend!



George Grosz — Zeichnung

Apache *(beleidigt):* Das hat alles nichts mit „Leidenschaft" zu tun; und was das „Strolchsein" anbelangt, ist mir daran durchaus nichts fremd, sondern ich hab' sogar in meinem Leben zwei Laternen zertrümmert, einem satten Bürger, wie Sie es sind, hab' ich den Paletot zerschnitten und einmal . . .

Direktor: Ja, das kommt aber in Ihrem Tanz nicht heraus, dann verstecken Sie eben Ihr Temperament.

Apache *(jähzornig):* Zum Kuckuck, soll ich ihr denn wirklich den Schädel abreißen?!

Direktor: Das wäre schon wieder die Grenze überschritten.

Apache *(ernsthaft):* Ich weiß überhaupt nicht mehr, gibt es da eine Grenze, oder gibt es keine. Aber ich sage Ihnen zum letztenmal: wenn Sie mir in

dieser Woche kein Theater verschaffen, in dem ich debütieren kann, bin ich zu allem fähig! Ich habe einem satten Bürger, so wie Sie einer sind, den Mantel zerschnitten, drei Monate hab' ich im Loch gesessen . . .

Direktor: Lieber Gott, Peter Iwanowitsch, Sie sind direkt, entschuldigen Sie schon, wie ein Kind. Ich spreche doch in Ihrem Interesse.

Apache: Und das alles für zwanzig Millionen die Stunde.

Direktor: Hm . . . So ein Hitzkopf . . . Nun gut, wie Sie wollen. Ich wünsche niemand was Böses. Übermorgen treten Sie auf, wenn ich es noch einrichten kann. Ich, der ich so viel Dankschreiben bekommen hab'! Musik! Anfangen! *(Wutschnaubend beginnt er den Apachentanz.)*

Dienstmädchen *(kommt hereingelaufen):* Genadin Potanowitsch! *(Die Musik stockt, der Direktor läuft nach links, um den eintretenden Varieté-Direktor zu begrüßen. Die Apachen gehen ab nach rechts.)*

Varieté-Direktor *(ein dicker, schlauer Unternehmer, bestrebt, weltmännisch zu wirken. Fliegt auf den Direktor zu):* Hab' ich nichts versäumt?

Direktor: Was denken Sie, erlauben Sie, grade der richtige Moment!

Varieté-Direktor *(zeigt auf Annuschka):* Was ist denn das für eine Pflanze?

Direktor: Eine Neue.

Varieté-Direktor: Komikerin?

Direktor: Ich hab' sie noch nicht geprüft.

Varieté-Direktor: Na, dann genieren Sie sich nicht. Unterdessen die Bé-Bés sich anziehen, wollen wir einmal sehen, was sie auf dem Herzen hat.

Direktor: Wenn es Sie interessiert . . . *(Zu Annuschka):* Bitte schön. *(Sie begibt sich aufs Podium. Zum Varieté-Direktor):* Es ist mir sogar sehr angenehm. So können Sie sehen, wie sie jetzt ist, und dann passen Sie einmal auf, was ich in drei Monaten aus ihr gemacht habe. *(Zu ihr):* Tanzen, singen Sie, deklamieren Sie? Zeigen Sie, was Sie können!

Annuschka: Ich sing' auch, aber ich kann nur so Schmachtfetzen, so das . . .

Varieté-Direktor: Nun, was können Sie? *(Zum Direktor):* Ich hab' eine Idee!

Direktor: Was Sie sagen! *(Zu ihr):* Nun, lassen Sie sich nicht ablenken. Der Maestro wird Sie begleiten. Maestro, bitte ein paar schmissige Akkorde.

Annuschka *(singt am Flügel ein Chanson).*

Varieté-Direktor *(springt in unbeschreiblichem Entzücken auf):* Aber das ist ja genial! Das wird ja ein Weltschlager! Hol' mich der Teufel! Alle steckt sie in die Tasche! Alle, alle! Ich hab' Ihnen doch gesagt, der Pöbel will jetzt was für die „Volksseele" — erdhaft — nichts von der Kultur Belecktes — Dungduft! Da ist er! Da steht sie! E viva! E viva!

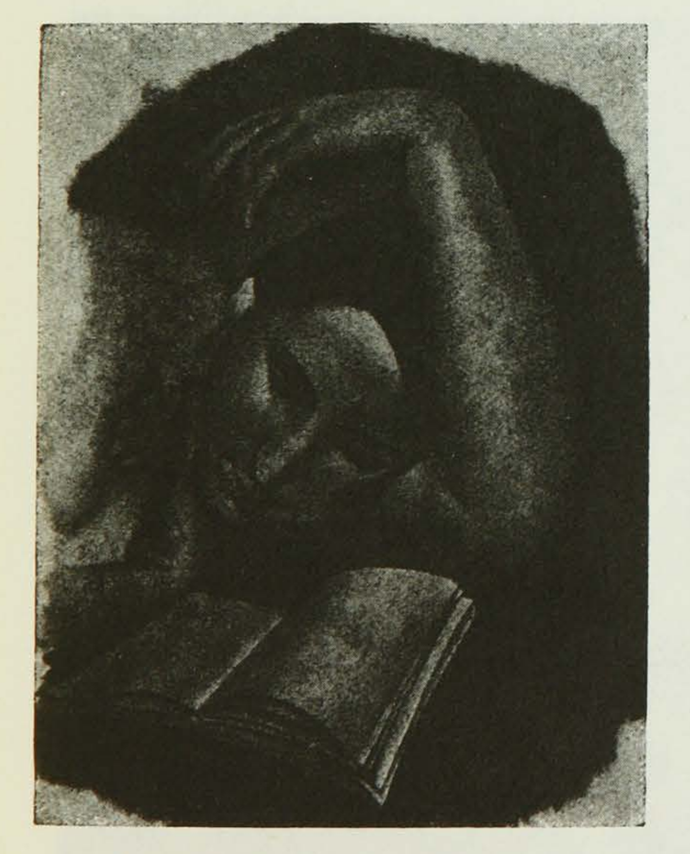
Vorhang.

Deutsch von Ida Orloff



Photos Galerie Simon

Balgende Knaben. Ölgemälde



Lesendes Mädchen. Ölgemälde



Bei der Toilette. Ölgemälde

Der Nil (Revue der Folies Bergère)

Photo Waléry

Das Römerbad (Ufa-Film „Wege zu Kraft und Schönheit")

Photo Bonney

Die amerikanische Tänzerin Viola Welles läßt sich ein Kreuzworträtsel auf den Rücken malen



Photo Frau Gerda Engel

Hof einer Klosterruine in Antigua, Guatemala





Photos Bonney

Neue Modeplastiken für Hüte, Kleider, Handschuhe von André Vigneau, Paris

KRÄNKE

Von

CARL EINSTEIN

I

Höhle knäuelt
Augapfel brandet in barometrigem Kanal.
Verrostet schwimmt ein hohler Hammer in den Adern.
Luft entzündet kuglig,
Erstickt in Bändern Schlamms.
Schlingt bleiern hoch zur Schädelbrücke
Faltet an Zimmerdach
Verwirrten Kinderdrachen.
Ich klimme an der Schnur
Quirliges Insekt.
Entschäle den Rüssel
In kurzbodigen Teich.
Mich ebnet Kränke in verspiegeltes Zergrauen.

II

Angst um den blinden Mond
Röstet das Auge kurvender Eidechse.
Aufschwillt mein Herz,
Ballont über Pflasterstein;
Eitriger Erde
Einpreßt er den Nabel.
Ich werfe in den Schrecken wutflatterndes Herz
— Querüber die Sichel —
In zackiges Seufzen des Skorpions.
Es verwankt verdorrten Horizont
Auf Seilen.

III

Gitter umbohren Löcher
Der Gedanken.
Vages Verwildern.
Hin.

EDELLEUTE UND BÜRGER*)

Von

MAX JACOB

In mächtigen Türmen sind sie aufgewachsen, diese jungen Männer, nicht über einem Kaufladen wie ich; in den mächtigen Türmen des Schlosses Lyser in der Bretagne. Bodenräume wie zwei Stockwerke hoch, ganze Stockwerke, die leer stehen wie Bodenräume oder auch ebenso überfüllt sind wie solche, alle möglichen Treppen, die nirgendshin führen, das ist Schloß Lyser! Und dann die „Scharten"! Wißt ihr, was das ist? Man hat Gänge angelegt mit „Scharten": der Stein des Fußbodens hat Lücken, durch die man das Wasser der Gräben sieht: das ist sehr gefährlich für die Kinder, bah, was tut's! ... Hier und da



Otto Pankok — Addio Positano, Radierung

gibt es auch bewohnbare Zimmer mit schönen eingelegten Fußböden und großen Familienbildern, aber alle übrigen Räume sind entweder verschlossen und verriegelt, weil sich Archive darin befinden, oder es sind ganze Zimmerfluchten, die als Rumpelkammern dienen. Und dabei gibt es darin alte Möbel und alte Wandteppiche aus allen Zeiten, die jeden Antiquar Europas oder Amerikas vor Neid erblassen machen würden. Und es gibt große leere Zimmer und Schlupfwinkel, in die man flüchten und in denen man sich verstecken kann. Und der Wald, den man hinter den Mauern sieht! Und die Schloßterrassen mit dem Blick auf den Fluß!

Als man sich dazu entschloß, die Jungen Lesen und Schreiben lernen zu lassen, waren sie acht und zehn Jahre alt: der Vikar aus der Pfarre kam aufs Schloß, um sie zu unterrichten! Der unglückliche Vikar! Um sie zu unterrichten, hätte er sie zunächst einmal irgendwo im Schlosse erwischen müssen! Das reinste Versteckspiel! Brrr! In der Hoffnung, daß sie sich im Freien weniger langweilen

---

*) Auszug aus einem demnächst im Verlag der Nouvelle Revue Française erscheinenden Buch: Tableau de la Bourgeoisie.

natürlich. Die Verachtung all dessen, was nicht „né" ist. Der Zynismus, den er sich gestattet, ohne ihn anderen zu gestatten, gibt euch recht. Schreiben wir also diese Verachtung auf die Aktivseite. Einen Augenblick! Was haltet ihr von einer Verachtung, die euch vor den gewöhnlichen Fehlern einer Mme. Gagelin, eines Cornuchet bewahrt? Wenn man das Unrecht verachtet, so gibt es keine Hinterhältigkeiten! Und keine Schimpfereien, wie bei Cornuchet, diesem Murrkopf! Keine beißenden Worte, wie die Empfindlichkeit und die Touren der Mme. Gagelin sie hervorbringen! Wollen wir also jetzt unsere Schlüsse ziehen und unsere Meinung abgeben? Einen Augenblick noch! Tragt auch noch der berühmten Dienstfertigkeit und Gefälligkeit des Barons Bernard Rechnung! Ich sage „berühmt", weil sie es unter den Bauern wirklich ist. Seid ihr wirklich der Meinung, man könne dienstfertig sein und dabei gleichzeitig hochmütig? Könnte ein Edelmann, der nicht gottesfürchtig wäre, aus vollem Herzen heraus einem Arbeiter oder gar einem Übeltäter einen Dienst erweisen? Nun also, so seht ihr denn, daß Bernard, sei er nun hochmütig oder nicht, jedenfalls gottesfürchtig ist. In der Tat: entweder ist er dienstfertig, weil er die Arbeiter liebt, dann ist er gottesfürchtig; oder er ist dienstfertig, trotzdem er die Arbeiter nicht leiden kann: dann ist er erst recht gottesfürchtig. —



F. Remak Zeichnung

Ich würde gern, hätte ich kein Auto, trotz all meiner Krankheiten zwanzig Kilometer zu Fuß laufen, um einen wirklich natürlichen und aufrichtigen Mann zu treffen. Einen solchen unverfälschten Mann muß man neben einem unserer akademisch gebildeten jungen Leute sehen, um ihn wirklich zu schätzen. Ist es der eine nicht wert, daß man zwanzig Kilometer macht, um in seine Nähe zu gelangen, und der andere zwanzig Kilometer wert, um ihn zu fliehen? O Universität, du meine Mutter! Du gabst vor, mich von allen unwissenschaftlichen Vorurteilen befreien zu wollen; ob dir das gelungen ist, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß du mich mit allen wissenschaftlichen Vorurteilen belastet hast. Adieu Natur, wenn erst die Bücher ins Spiel kommen. Und wird man erst unfromm, dann — nur allzuoft leider — adieu Gefühl! Kehren wir zu Bernard zurück: glücklicherweise beschäftigt er sich weder mit Büchern, noch hat er seinen Gottesglauben verloren, und so ist er natürlich geblieben und gefühlvoll. Es ist möglich, daß wir auf den Akademien der Heiden unsere Gefühle bewahrt hätten, wir, die wir im geheimen Verse machten; ich erinnere mich jener hochtrabenden, aufgeplusterten Gefühle sehr wohl. Nein! Das waren doch eigentlich mehr Gefühle im Sporttrikot, in der Anarchistenbluse, mit Brillen, mit langem Bart und Haar: kurz, lauter Gefühlchen des modischen Geschwätzes. Wie hätten sie uns ausgelacht, Herr Baron! Dieser adlige Herr, der Freimaurer war und Höfling, Jäger, Katholik und Landwirt, wie hätte er die romantischen Studentchen ausgelacht. Und wir! Welches Lachen kommt dem der mit allen Wassern gewaschenen Studenten gleich! Sie wissen alles, verstehen alles und machen sich infolgedessen über alles lustig, nicht wahr? Seid euch klar darüber,

daß das Lachen eines Cornuchet ein Grinsen ist, ein lärmendes Grinsen. Bernards Lachen ist heiter. Den Frieden haben jene, die weder Victor Hugo unter dem Arm tragen, noch Sporttrikots, weder Bergson, noch Nietzsche oder Freud, weder die Blusen noch die Brillen, die das neunzehnte Jahrhundert eigens erfunden hat, um Cornuchet und mich unser ganzes Leben lang zu hemmen. In Wirklichkeit verehrt Bernard die Männergestalten auf den alten, großen Familienporträts! Ihre eisernen Sturmhauben, Flamberge, Harnische, Beinschienen, Koller und Schnabelschuhe, ihre Pallasche, Partisanen und anderen veralteten Waffen, die von längstverstorbenen Malern auf der Leinwand festgehalten worden sind, ebenso wie der Hermelin der Überwürfe, die gekräuselten oder glatten Perücken, die großen Kragen, Krägelchen, Krausen und Rüschen, die Stöckelschuhe und Paniers der Damen, die entweder mit kleinen Hündchen im Arm oder als mythologische Figuren dargestellt sind, dies alles auf einem Hintergrund mit befestigten Schlössern (Monden, Halbmonden, Terrassen, Schießscharten und Brustwehren), Schlachten in heroischen Landschaften und Wappenabzeichen aus dem Wappenbuch. Man ahnt gar nicht, was es alles bei den Lysers gab. Aber gegenüber diesen Zeugen und Zeugnissen der Geschichte fühlt sein Herz sich nur um so wohler, denn während in der Schule der Unterschied zwischen der Intelligenz des Historikers und der eingeschüchterten Kinder diesen die Gefühle nimmt, welche ihre armen Lehrer vielleicht gerade gerne pflegen möchten, gibt Bernards Glaube an die Größe seiner Vorväter ihm eine Ernsthaftigkeit, die mit seiner Empfindsamkeit zusammenstimmt und die man nur in seiner zurückhaltenden Art, sich mitzuteilen, wahrnimmt. Dieser Glaube ist es auch, der ihm jene Neigung für alles Erhabene gibt, für die großherzigen Helden und ihre heroischen Taten, und seien diese Helden auch sein Bruder oder sein Diener, der ihm alles in allem jenen gewissen Ton, jene Umgangsformen gibt, denen dieser prächtige Junge seine allgemeine Beliebtheit verdankt.

Schon als kleines Kind besaß dieser Cherub Taktgefühl. Wenn er z. B. schwierige Diskussionen voraussah oder fühlte, daß Papa und Mama Kummer hatten, so heiterte er schnell die ganze Familie durch seine liebenswürdigen Einfälle wieder auf. Wie oft führt Cornuchet, der, unter uns gesagt, nichts als ein Schwätzer, das Wort „Takt" im Munde; d. h. er zieht den Ausdruck „Feingefühl" vor. „Das ist eine Frage des Feingefühls", oder „Mit ein bißchen Feingefühl ist das ganz leicht", oder „Ich, der ich mir schmeichle, ein gewisses Feingefühl zu besitzen". Nun will ich nur Folgendes sagen: Es ist sehr wohl möglich, daß der Herr Baron de Lyser in seinem Gehirn weder das Wort „Takt", noch das Wort „Feingefühl" bewahrt, ganz sicher ist es, daß er „sich nicht schmeichelt", Finesse zu besitzen, wenn er Cornuchet Beine macht. Trotzdem entwickelt er bei solcher Gelegenheit so viel Takt und Feingefühl, ja eine solche Grazie des Hinauswerfens, möchte ich sagen, daß Cornuchet höchst erstaunt ist, sich draußen und ohne Vorwand zu finden, um wiederzukommen. Nach einigem Nachdenken rächt sich Cornuchet durch einen Wahlzettel und durch die tiefe Liebe zur Revolution von 1789, die ihm diese Liebe pränumerando bezahlt hat.

Deutsch von Bertha Beßmertny.



Photo Bonney

Der Modekönig Jean Patou mit den amerikanischen Gelbsternen



National-Film

Die amerikanische Filmschauspielerin Gloria Swanson in „Zaza“



Die chinesische Schauspielerin Kock Ling Schien
Aus dem Hagenbeckfilm „Wettlauf ums Glück“

Photo Renger-Patzsch

Orchideenblüte (Cattleya labiata)

Perls-Ausstellung, Berlin

Auguste Renoir, Stilleben. Ölg.



Wilhelm Wagner Holzschnitt

BÜCHER-QUERSCHNITT

Von ALEXANDER BESSMERTNY

ST. KRAMRISCH, Grundzüge der indischen Kunst. Avalun-Verlag, Hellerau bei Dresden.

Die Absicht, die konstanten Elemente indischer Kunst zu veranschaulichen, ist wohl gelungen. Keine Geschichte indischer Kunst, kein Verfolgen ihrer Abwandlungen in der Zeit ist beabsichtigt, vielmehr ihr Gesicht festzuhalten, ist die erreichte Aufgabe. Der intelligible unveränderliche Charakter enthüllt sich in der Konstanz von Rhythmus und Ausdrucksform, dargestellt an einem unerhört reichen, bisher nur zum geringen Teil verarbeiteten Bildermaterial. Mythos und Form, Natur, Raum, Rhythmus, Entwicklungsmomente sind die zerstreuten, ohne principium individuationis genannten Glieder der textlichen Untersuchung, deren üppige Kenntnisbelastung seltsam dem indischen Material entspricht.

TEMPEL-KLASSIKER: Klassische deutsche Erzähler. Tempel-Verlag, Leipzig.

Mit bemerkenswerter Sicherheit greift der Tempel-Verlag aus der aufgehäuften Menge deutscher Erzählungen das Markanteste heraus und ordnet es in vier Bänden nach dem stofflichen Akzent in Liebesgeschichten, merkwürdige Geschichten, Verbrechergeschichten und wunderbare Geschichten. Wenn sich die alten und neuen Snobs unserer Zeit durch das Sammeln von Gesamtausgaben den Gestus der Universalität geben, so ist hier eine Sammlung zusammengebracht für jene Leute, die wirklich gern lesen. Vielleicht schleicht sich in diese Gesellschaft auch mancher Sammler ein, weil die Gesamtausgaben es ihm zu schwer machen, zu finden, was er sucht, aber nicht kennt. So führt diese Sammlung fremder Wahl zum eigenen Literaturbesitz.

CORNELIUS GURLITT, August der Starke. Ein Fürstenleben aus der Zeit des deutschen Barock. Sibyllen-Verlag, Dresden.

Die Legende dieser großen historischen Figur wird zerstört, ihre nachwirkende Aura, die Erotik, wird vertrieben. Eine wirklich materialistische Geschichtsschreibung, verankert in Volk, Kirche, Wirtschaft, Kunst, Fürstenrecht und Aristokratendasein, bildet aus den wirkenden Fermenten der Zeit eine neue Figur als deutlichen Exponenten uns längst undeutlich gewordener geschichtlicher Einzelheiten, der bildende Wert der richtig placierten Anekdote sind das Wichtigste und Interessanteste an diesem vorzüglichen Buch.

EUROPA-ALMANACH. Herausgeber Carl Einstein, Paul Westheim. Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.

Europa, gezeichnet von einem Irren, heißt die unbeschreibliche Schlußvignette im Vereinsabzeichen unseres tiefen Irrsinns. Georg Kaiser, Sternheim, Léger, George Grosz, Gino Severini äußern sich über allerlei, über hundert Abbildungen zeigen sich vor, eine Orgelfuge des Malers Feininger, Gedichte der Lasker-Schüler, von Alexander Block und ein unveröffentlichtes Sonett von Rimband sind da — ein Durchschnittsversuch durch das, was ist. Es gibt viele Durchschnitte, aber nur einen Querschnitt.

GUY DE MAUPASSANT, Werke, 6 Bde. Verlag Ullstein, Berlin.

Eine vorzügliche Ausgabe, besonders gut die Übersetzungen Paul Wieglers.

M. BEER, Allgemeine Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe. Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin.

Vielleicht zu weit ausholend, mit Begriffsbestimmungen sehr deutsch fakultätskritisch beginnend, umfaßt dieses fleißige Buch die Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe im allgemeinsten Umfange. Es orientiert mehr über diesen ganzen Gedanken- und Geschichtskomplex, als daß es das einzelne Problem erschöpft. Aber es unterrichtet eben über die Einzelfrage und die Gesamtgeschichte der Grundfragen aufs beste. Das Werk hat nicht den mitreißenden Rhythmus Franz Mehringscher Diktion in seiner Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, wohl aber die nachhaltende Wirkung objektiver Berichterstattung.

FRIEDRICH WENDEL, Der Sozialismus in der Karikatur. I. H. W. Dietz Nachfolger, Berlin.

Die Schilderung des karikaturistischen Kampfes gegen die sozialistische Ideenwelt ist eine interessante Ergänzung zur Geschichte der Arbeiterkämpfe. Der Text ist vorzüglich geordnet, knapp und doch erschöpfend. Das Bildermaterial zeigt trotz aller Stil- und Kunstunterschiede im wesentlichen, daß die Karikatur gegen den Sozialismus schwächlich ist, weil sie nicht die ethische Fundierung des Angegriffenen hat und bestenfalls ein Mißlingen von Verwirklichungsversuchen, aber nicht das Ethos der Idee zu treffen vermag.

LEBEN DES VITTORIO ALFIERI, von ihm selbst erzählt. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt.

Stendhal schrieb 1817 in seiner italienischen Reise: „Piemont und Corsica können noch große Männer erzeugen. Alfieri ist ihr Typus". In der Selbstbiographie Alfieris wird das typische Heranwachsen eines Grand-Seigneurs des achtzehnten Jahrhunderts geschildert mit dem Wissen eines Menschen, der alle Leidenschaften kennt und den alle langweilen, weil er sie verachtet. Das wäre nicht so bemerkenswert, wenn nicht die plötzliche Wandlung einsetzte, die Alfieri unter ungeheurem Willensaufwand zum ersten italienischen dramatischen Dichter seiner Zeit gemacht hat.

Das interessante Buch ist besonders schön gedruckt und illustriert.

HANS FEHR, Massenkunst im sechzehnten Jahrhundert. Herbert Stubenrauch Verlag, Berlin.

Eine famose Idee, Flugblatt und Flugschrift, die die Zeitungen des sechzehnten Jahrhunderts waren, zum Ausgangspunkt einer Sammlung von Denkmälern der Volkskunst zu machen. Sternglaube, Himmelserscheinungen, Wundergeburten, Türkengreuel, Dämonen, Hinrichtungen, Mordgeschichten, religiöse Kämpfe, alles wird durch Text und eine Unmenge Abbildungen lebendig. Eine von Pest, Krieg und Hunger geängstigte Bevölkerung wird von Priestern und Politikern gehetzt und nicht zum wenigsten von den Verlegern solcher Flugblätter ausgebeutet.

DE AGOSTINI, Zehn Jahre im Feuerland. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

Der Verfasser ist Priester und wie Pius XI., sein Landsmann, ein hervorragender Bergsteiger und Schilderer seiner Fahrten. In diesem Buche sind die Darstellungen der absonderlichen Eingeborenengebräuche interessant, aber diese Wilden selbst erscheinen viel harmloser und sympathischer als die Pioniere der Zivilisation, die als Goldgräber zuerst ins Land kamen.

STEVENSON, R. L.: Gesammelte Werke. 12 Bde. Buchenau u. Reichert, München.

Robert Louis Stevenson (1850—1894), der selbst für einen Engländer jener Zeit ein seltsam unruhiges Wanderleben führte, gehört zu den beliebtesten und gleichzeitig auch zu den literarisch höchststehenden Schriftstellern der angelsächsischen Welt. Es ist verwunderlich genug, daß er erst jetzt zu uns kommt. Diese Ankunft vollzieht sich mit Vehemenz, denn man hat auf seinesgleichen gewartet. Seine Fähigkeit ist, abenteuerliche Situation und scheinbar widersprechende Sachlichkeit in einem atemlosen Erzählungsaufbau kulminieren zu lassen. Aus Kolportage und unsentimentalem Wissen um Dinge und Menschen bereitet er das Abenteurerbuch, das bei ihm ganz Romantik des Realismus und große Literatur ist. Am bewundernswürdigsten erscheint mir immer seine „Schatzinsel". Erst beim Zuklappen des Buches fällt einem auf, daß keine Frau darin eine Rolle spielt und daß es doch ein wunderbarer Roman ist. Stevenson weiß um das Erotische in jeder Leidenschaft und Sucht; das ist wohl sein Künstlergeheimnis und das Geheimnis seiner für uns auffallenden Distanz zur Sexualität.

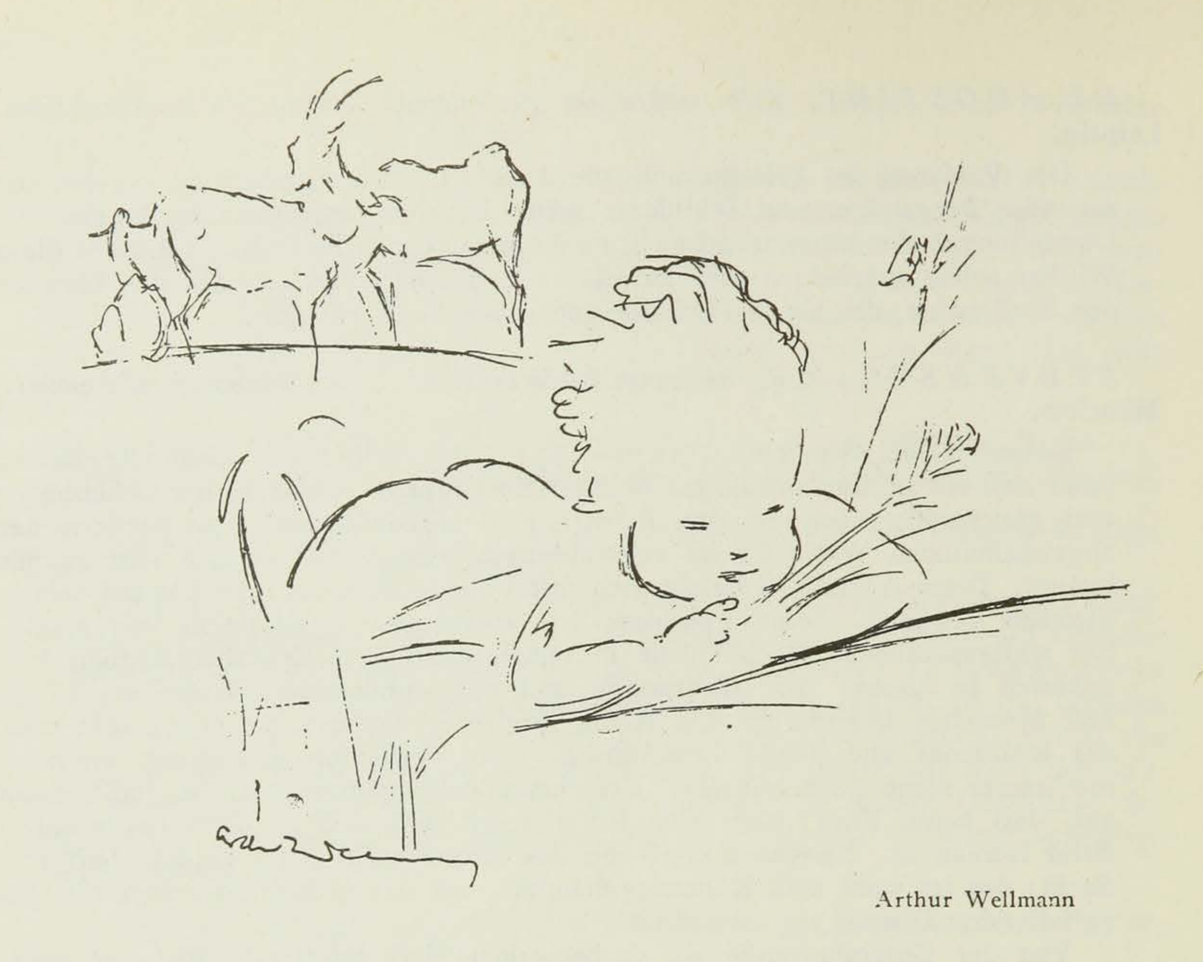
Von der Gesamtausgabe ist zu bemerken, daß sie flüssig und gut übersetzt und sehr ansprechend ausgestattet ist. Es erschienen bisher folgende Bände: Die tollen Männer. — Der Junker von Ballantrae. — Der Selbstmörderklub. — In der Südsee. — Die Schatzinsel. *A. B.*

BALZAC: Gesammelte Werke in deutscher Sprache. Taschenausgabe in 40 Bänden. Ernst Rowohlt, Berlin.

Der Verlag Ernst Rowohlt hat das ungeheure Verdienst, dem deutschen Volke den größten Journalisten aller Zeiten, Honoré de Balzac, neu zu schenken. Die Neuheit besteht vor allem im Format — Taschenformat! Auf diese Weise kann man Balzac wie eine Zeitung stets bei sich führen und seine immer noch frischen Sensationen zu jeder Zeit und in allen Situationen auskosten. Der ungeheuren Produktivität Balzacs ziemt am besten dieses neue Format, das seine Popularität nur noch vergrößern wird. *v. W.*



Per Krogh Zeichnung



Arthur Wellmann

KUNSTMARKT

Die letzten Wochen brachten ziemlich allgemein eine Wiederbelebung des Marktes. In Paris hat man sich verhältnismäßig rasch an die Inflation gewöhnt, und der Kunstmarkt stellt sich dort viel geschickter auf sie ein, als dies bei uns der Fall gewesen ist. Immerhin gibt jeder neue unerwartete Frankensturz dem Kunstmarkt einen fühlbaren Stoß, und das abwechslungsreiche Spiel zwischen Zurückhaltung der Ware und Zurückhaltung der Käufer variiert auf dem Pariser Markte lebhafter als auf dem deutschen. Im übrigen haben sich die Wechselbeziehungen der Kunstmärkte von Paris und Berlin — Wechselbeziehungen nicht nur im Sinne der Bankwechsel — wieder wesentlich intimer gestaltet und die Wirkung gezeitigt, daß man in Berliner Kunstsalons wieder viel bessere Bilder zu sehen bekommt als in den letzten Monaten. Da sich der Deutsche nun einmal absolut nicht entschließen kann, dem, was in den letzten zwei Jahrhunderten in seinem Lande Anständiges gemalt und modelliert wurde, einmal lernend näher zu treten, ist diese Folge der Kunstmarktkonjunktur eine höchst erfreuliche.

Auch der deutsche Kunstmarkt begann in den letzten Wochen ersichtlich Atem zu schöpfen. Die Auflösung und Abwanderung der großen Privatsammlungen hält freilich noch immer an, die Upperten der deutschen Kunstsammler schmelzen von Monat zu Monat mehr zusammen. Es werden eben zu große Beträge in der Industrie gebraucht, als daß eine Auslese des Besten für solche Kunstsammlungen stattfinden könnte, wie das in den Jahren der großen Industrieüberschüsse der Fall war. Zum Teil gehen diese Auflösungen alter Privatsammlungen verschämt vor sich, langsam löst sich vom Körper Glied auf Glied, und man versucht immerhin, was Anerkennung verdient, schließlich noch den Rumpf zu konservieren. Dafür machen sich in rührender Weise, kaum daß es ihnen

materiell wieder ein wenig erträglicher geht, die mittleren und kleinen Sammler bemerkbar. Freilich sind sie gegenüber einem Gebiete, das sie früher mit besonderer Liebe pflegten, nämlich der Graphik, bis zu einem Grade mißtrauisch geworden, der den deutschen Graphikmarkt fast zu einem Trauerspiel gestaltet. Die Kleinkunst aller Gebiete hingegen, einschließlich der Malerei, genießt wieder wachsende Gunst, und wenn man hier die Preise etwa mit denen vergleicht, die vor 10—15 Jahren gezahlt wurden, sieht man in Zeiten allgemeiner Klage doch mit Verblüffung, daß einfache Dinge heute drei- bis viermal höher bezahlt werden als in jenen Tagen. Solche Erscheinungen mögen mit den Warenpreisen im allgemeinen zusammenhängen. Nur der Buchmarkt bewahrt im ganzen fast unverändert seine Stabilität und ändert seine Preise nur auf Grund interner Modeschwankungen.

Einige Preise mögen die gegenwärtige Marktlage zu illustrieren suchen:

Die Pariser Fachberichte klagen noch sehr über die Unsicherheit und darüber, daß sich die sonstige Ruheperiode zu Anfang des Jahres diesmal ungebührlich in einer Weise verlängert, die an die schlimmsten Kriegszeiten erinnert. Wir hier verstehen das kaum. Der Pariser Markt ist eben gewaltig verwöhnt, und wenn er, wie jetzt, behauptet, nichts zu verkaufen, verkauft er noch immer so viel, daß wir hier mit dieser „Misere" sehr zufrieden wären. Zum Beispiel bei Drouot:

Fragonard, Die Krönung Franklins, Sepiazeichnung . .	38 000 Frcs.
(Jene berühmte Zeichnung, in der der alte Fragonard seiner ersten Begeisterung über den Sieg des Bürgertums Luft machte.)	
Anatole France, Thais. Ein Japanexemplar der Ausgabe 1909 mit den 15 Bildern von Rochegrosse	2150 Frcs.
Pierre Louys, Aphrodite. Ausgabe 1902	1215 „
Verlaine, Romances sans paroles. Korrekturausgabe . . .	2150 „
Corot, Brief an den Maler Dutilleux, mit 3 Skizzen . . .	1225 „
Scarlatti, Musikblatt	2000 „
Goethebrief	1700 „
(doch recht billig für deutsche Verhältnisse); hingegen:	
Moréas (mit Unrecht preisgekrönter französischer Dichter), 6 Gedichte	2900 „

Fürstliche Korrespondenzen haben bei den Autographenversteigerungen des Hotel Drouot den denkbar größten Mißerfolg gehabt. Wir wollen keine Namen nennen, um keinen Verstorbenen zu beleidigen. Nur soviel sei gesagt, daß ein schöner Brief Karls IX. an Catharina von Medici ganze 750 Frcs. brachte, also 150 M. deutschen Geldes.

Mehr als für die Briefe der fürstlichen Zeiten interessierten sich die Herren bei Drouot für ihre Möbel und sonstigen Kunstwerke. Zum Beispiel:

Fayenceschüssel Deruta, blau	1580 Frcs.
Lange Hannongplatte mit 4 Schüsseln	2125 „
Ebenholzuhr mit Bronzefiguren, Zeit Louis XIV.	2900 „
2 Empirestühle mit Beauvaistapisserie	3700 „
Aubussonverduren brachten je nach Größe und Qualität zwischen	6000 und 10 000 „
Brüsseler Tapisserie, 17. Jahrh., mit antiker Szene, sehr schön	33 600 „

Die Pariser Fachberichte beschwerten sich bitter, daß diese Preise weit unter denen liegen, die heute im Faubourg St. Antoine für moderne Möbel bezahlt werden. Was aber nur beweist, daß die Pariser Möbel außer ihrer künstlerischen Schwäche auch noch die exorbitant hoher Preise haben.

Die Versteigerung der Bibliothek Köster im Antiquariat de Gruyter in Berlin brachte eine ungewöhnlich wertvolle Sammlung zur Zerstreuung, in deren Schöpfung sich der Gelehrte und der Liebhaber geteilt hatten. Das Resultat war dementsprechend: Was der verstorbene Sammler besonders geschätzt und mit viel Arbeit zusammengebracht hatte, ging sehr billig weg, die Zufallsrara waren dafür um so teurer. Köster hatte z. B. mehr als 100 Urdrucke Kellerscher Gedichte zusammengebracht, eine außerordentliche Sammlerleistung. Sie wurde mit 210 M. bewertet. Seine Sammlung von Urdrucken der Droste stieg auf 40 M. Das ist Sammlerschicksal. Hingegen trug ein schönes Exemplar der größten Goetherarität „Das römische Carneval" 220 M. ein. Für die Frankfurter gelehrten Anzeigen Nr. 1—104, an denen merkwürdig ist, daß die Frage nach Goethes Anteil an ihnen nie wird mit Sicherheit beantwortet werden können, gab es infolgedessen 750 M. Wohlverdient war der Preis von 3600 M. für die erlesene Hamannsammlung, deren 7 Nummern so wohl niemals wieder in Privathand zusammenkommen werden.

Bildnisse zur deutschen Geistesgeschichte bei Henrici am 17. Februar:

Breißig, Miniaturbildnis Kant 1826	410 M.
Graff, Bildniszeichnung der jungen Elise von der Recke	540 „
Derselbe, Elise von der Recke in späteren Jahren	410 „
E. Th. A. Hoffmann, Brustbild Zacharias Werner, Aquarellchen . .	380 „
W. von Kaulbach, Brentano (ausgezeichnete Federzeichnung) . .	1010 „
Longhi, Goldonibildnis. Gehöhte Kreide	1390 „
Lunteschütz, Schopenhauer. Großes Ölbild	6800 „
Oeser, Gellert. Ölbild	810 „
Ramberg, Schiller. Blei	840 „
Dorothea Stock, Schiller. Tuschminiatur	3230 „
Strecker, Lichtenberg. Bleistift und Tusche. Bestes Lichtenbergbild . .	1630 „

•

Bei den Kleinkunstauktionen bei Hecht und Lepke wurden durchaus erträgliche Preise erzielt. Für Durchschnittsminiaturen gab es 300 und 350 M., für Silber gute Formpreise, und auch die nicht hervorragenden Möbel hatten übernormale Erträgnisse.

Um den Märzanfang gruppierten sich einige Versteigerungen, die für die Marktlage von Bedeutung waren: eine Versteigerung moderner Graphik bei Perl, eine Versteigerung impressionistischer Gemälde und Handzeichnungen Liebermanns bei Cassirer. Die Versteigerung bei Perl ergab nach wie vor ein vollkommenes Versagen gegenüber der jüngeren Graphik, so eine absolute Niederlage Max Pechsteins. Meid wurde gut, wenn auch etwas schwächer, bezahlt, ebenso Slevogt. Von den Radierungen Liebermanns in Probedrucken gab es für die frühen zum Teil bis 200 und 300 M., für die späteren bis um 100 M. herum. Das sind natürlich außerordentlich hohe Preise.

Die Sammlung von Liebermanns Handzeichnungen, nicht weniger als 316 Stück bei Paul Cassirer, entstammte dem Besitz des Herrn Leda, eines Berliner Kunstfreundes, der wie manche Kunstfreunde ein wenig Inflationsfreund gewesen war und nun wie manche seiner Kollegen realisierte. Es zeigte sich, daß sich um den Namen Liebermann eine kleine, aber überzeugte Sammlergemeinde

kristallisiert, und so wurden denn die vielen Zeichnungen wohl alle, dazu noch zu Preisen verkauft, die auch Unparteilichkeit mitunter ein bißchen hoch finden konnte. Preise zwischen 300 und 500 M. waren das Normale für schlichtere Blätter, Blätter hoher Qualität konnten aber auch bis 1600 oder 1800 M. steigen, was immerhin ein bißchen übertrieben ist, wenn man damit die Tatsache vergleicht, daß ein Bildnis ersten Ranges von Wilhelm Trübner wie das Bildnis der Leonie de Baker am Tage zuvor nicht über 4300 M. hinaus und darum zurückging.

Überhaupt diese Impressionistenversteigerung! Man möchte ihre materiellen Wertungen durchaus nicht als verbindlich für kunstgeschichtliche Wertungen ansehen. Von Corinth wurden gleich 24 Gemälde mit einem Male angeboten, was zu einer bedenklichen Schädigung des Malers führen mußte, die denn auch prompt eintrat. Warum Trübner, ganz vorzüglich vertreten, gleichfalls nicht zu seinen Werten gelangte, ist unbegreiflich. Daß von Kokoschka nichts verkauft wurde, möchten wir als keinen Mißerfolg ansehen. Wenn Werke eines jüngeren Malers, und sei es selbst der „Kronprinz", der zweifelsohne viel umstritten ist, gleich mit 7000 und 8000 M. ausgeboten werden, während hervorragende Werke Trübners für 3000 bis 4000 M. weggehen, so ist es gerade kein Vorurteil gegen die jüngere Malerei, wenn man in solchem Vorgange mehr eine Propaganda für Kokoschka sieht als ein Versagen seiner Werte. Die klassischen Werte des deutschen Impressionismus, die Leibl, Liebermann, Slevogt errangen entsprechende Erfolge. Einige Preise:

Leibl, Kopf eines Bauernmädchens	9300 M.
Leibl, Zwei Frauenhände	9500 „
Liebermann, Die Spinnstube, 1880	16100 „
Liebermann, Kinderspielplatz im Tuileriengarten, 1880	7500 „
Liebermann, Garten bei Noordwijk, 1908	16000 „
Liebermann, Selbstbildnis mit Strohhut, 1914	8100 „
Slevogt, Landschaft, 1921	9500 „
Slevogt, Landschaft, 1921	6650 „

Die Preise für die Bilder französischer Impressionisten, ganz ungewöhnlich hoch, sollen lieber nicht aufgeführt werden. Sie würden sonst sicher den Pariser Markt verderben, der hier vorläufig noch 50 bis 75% billiger ist. *Brieger.*

AUS DEM PROPYLÄEN-VERLAG

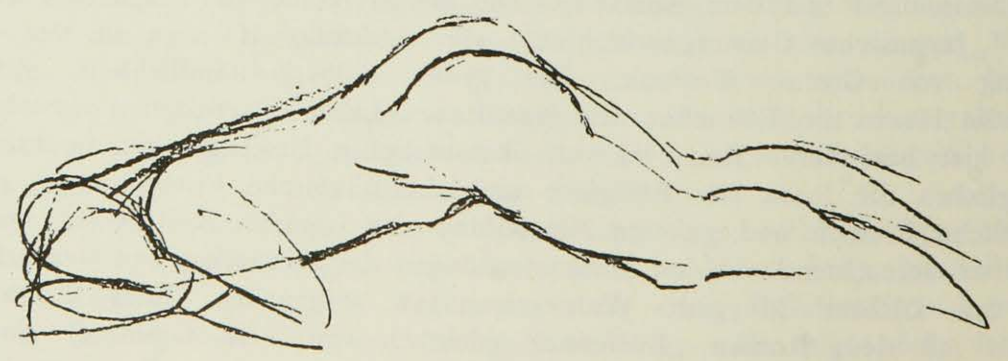
Wir beginnen mit einer neuen Tatsache: Der Propyläen-Verlag wird künftig auch moderne Literatur veröffentlichen, und zwar dichterisch starke Prosa aus Deutschland und dem Auslande. Die ersten Bände, die erscheinen werden, sind: „Japanische Geistergeschichten" von Lafcadio Hearn in der Übersetzung von Gustav Meyrink. Die große Selbstverständlichkeit, mit der Lafcadio Hearn die Tatsachen des japanischen Lebens darzustellen versteht, gewinnt hier besonderen Reiz, wo von übersinnlichen Erscheinungen inmitten des Alltäglichen die Rede ist. Religiöse und abergläubische Vorstellungen, gesellschaftliche Formen und geistige Einstellung des fremden Kulturvolks sind unmittelbar einleuchtend. In den Zusammenhängen des Exotischen und Geisterhaften hat der Dichter Meyrink Wahlverwandtes aufgespürt. Jules Romains vertritt mit dem Roman „Lucienne" (deutsch von Otto Grautoff) eine besondere Form des modernen französischen Romans, und zwar die naturalistisch-

psychologische Zeichnung heutigen Lebens in klassischem Stil. Die Selbstbeobachtung der erzählenden Heldin könnte Psychoanalytikern Stoff geben. Dabei verliert die scharfgesehene Schilderung kleinstädtischer Verhältnisse nirgend die Schlichtheit und das natürliche künstlerische Maß.

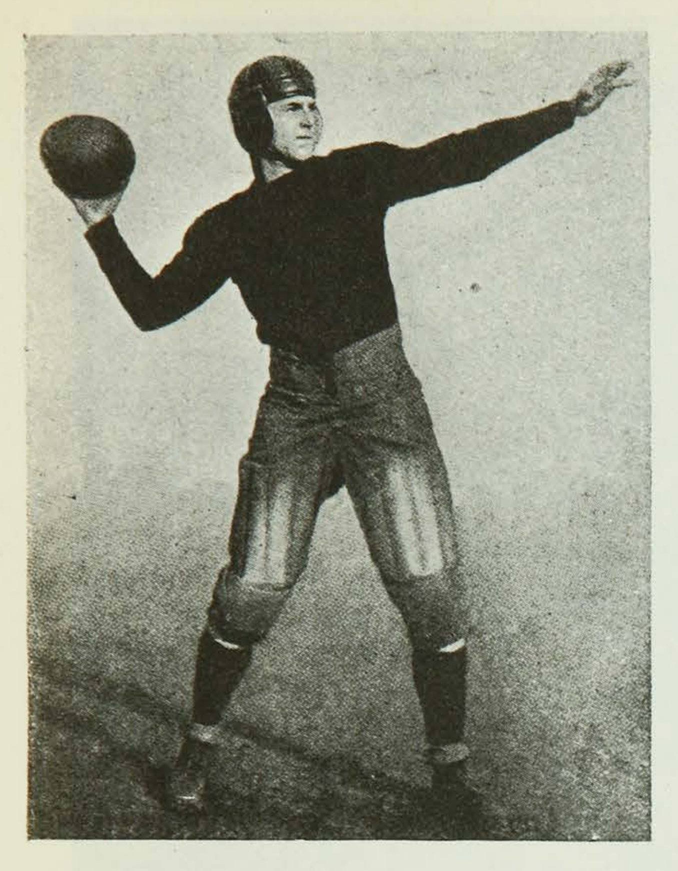
„Das Kleine Propyläen-Buch" hat auf der gleichen Linie eine Erweiterung seines Stoffkreises erfahren durch André Gides „Pastoralsymphonie" (deutsch von Bernard Guillemin), ein anziehendes Buch von zarter und bestimmter Form. Diese Geschichte eines blinden Mädchens, das ihr Schicksal hineinträgt in die Familienenge eines Schweizer Pastorenhauses, ist bewegt von der Wallung und dem tragischen Irrtum eines Gefühls. Die exotischen Novellen von Willy Seidel „Die ewige Wiederkunft" gestalten mit ungewöhnlicher Erlebniskraft die dumpfen Seelenregungen urtümlicher Menschen. Orient und Schneeregion werden geschildert, die Konflikte der Handlung erwachsen organisch aus den besonderen Bedingungen der Landschaft und der Lebensform. Der Engländer Maurice Baring übt in den „Miniaturdramen" (übertragen von Ella Bacharach) amüsante Entheiligung historischer Vorgänge und Gestalten, ein witziger und selbständiger Vetter von Bernard Shaw und Anatole France. Von bereits historischen deutschen Dichtungen von fortwirkender Lebendigkeit bringt „Das Kleine Propyläen-Buch" Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts".

Von der „Propyläen-Kunstgeschichte", von der bisher 5 Bände vorlagen, erscheint jetzt der Band Schäfer-Andrae: „Die Kunst des alten Orients." Rund 750 Abbildungen in Autotypie, Duplexautotypie, Farbendruck und Kupfertiefdruck begleiten den Text, der eine grundlegende und in dieser Weise noch nicht existierende Zusammenfassung des reichhaltigen Stoffes bedeutet, und bei dem auch die neuesten Forschungsergebnisse (Tutanchamûn) berücksichtigt sind. Wir verweisen dazu auf den Aufsatz von Walther Wolf „Von ägyptischer Plastik" in diesem Heft.

Die älteren Unternehmungen des Verlags sind mehrfach gefördert worden. Wir legen einen neuen Band des Propyläen-Goethe vor, den einunddreißigsten, der die Werke und Lebenszeugnisse des Jahres 1818 umfaßt. Ein Auswahlband aus Schleiermachers Werken ergänzt den vor zwei Jahren veröffentlichten Briefband zu einem eindringlichen Gesamtbild des großen theologischen Schriftstellers und geistig fruchtbaren Mannes. Dostojewskis „Idiot" (in einer neuen Verdeutschung von Reinhold v. Walter) stellt sich zu den bereits erschienenen Bänden „Das tote Haus" (übersetzt von August Scholz) und „Verbrechen und Strafe" (übersetzt von Gregor Jarcho). Die „Klassiker des Altertums" werden fortgesetzt durch eine metrische Übertragung von Vergils „Aeneis" aus dem Nachlaß Ludwig Hertels.



Hans Schaukal



Dick Hyland,
der amerikanische Olympiameister im Rugby

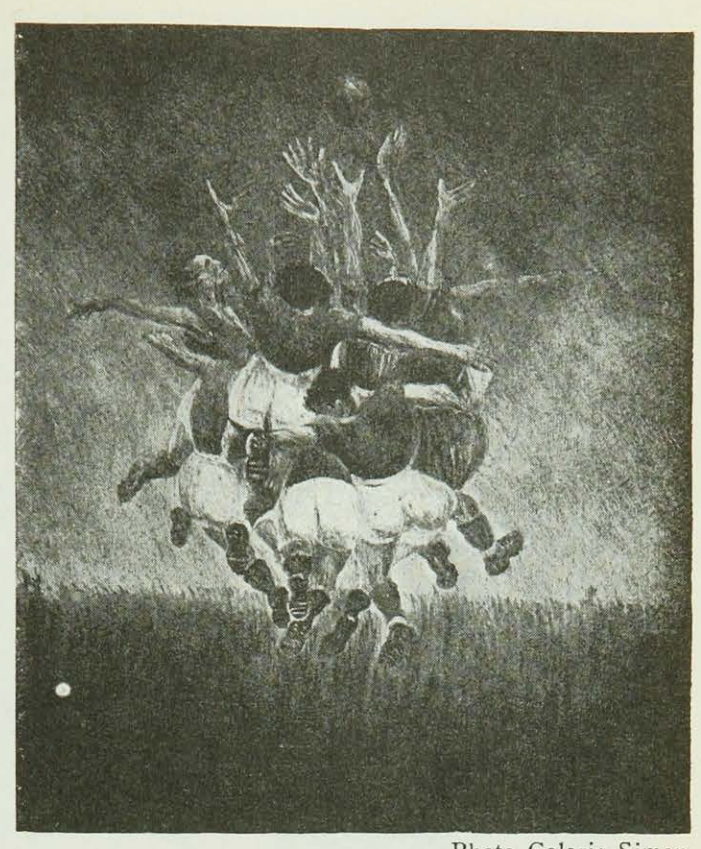


Photo Galerie Simon

Elie Lascaux, Rugby. Ölg. 1924

Photo Riebicke

Puschballspiel der Berliner Schupo

Stilleben 1919

Photos Léonce Rosenberg

Kartenspieler

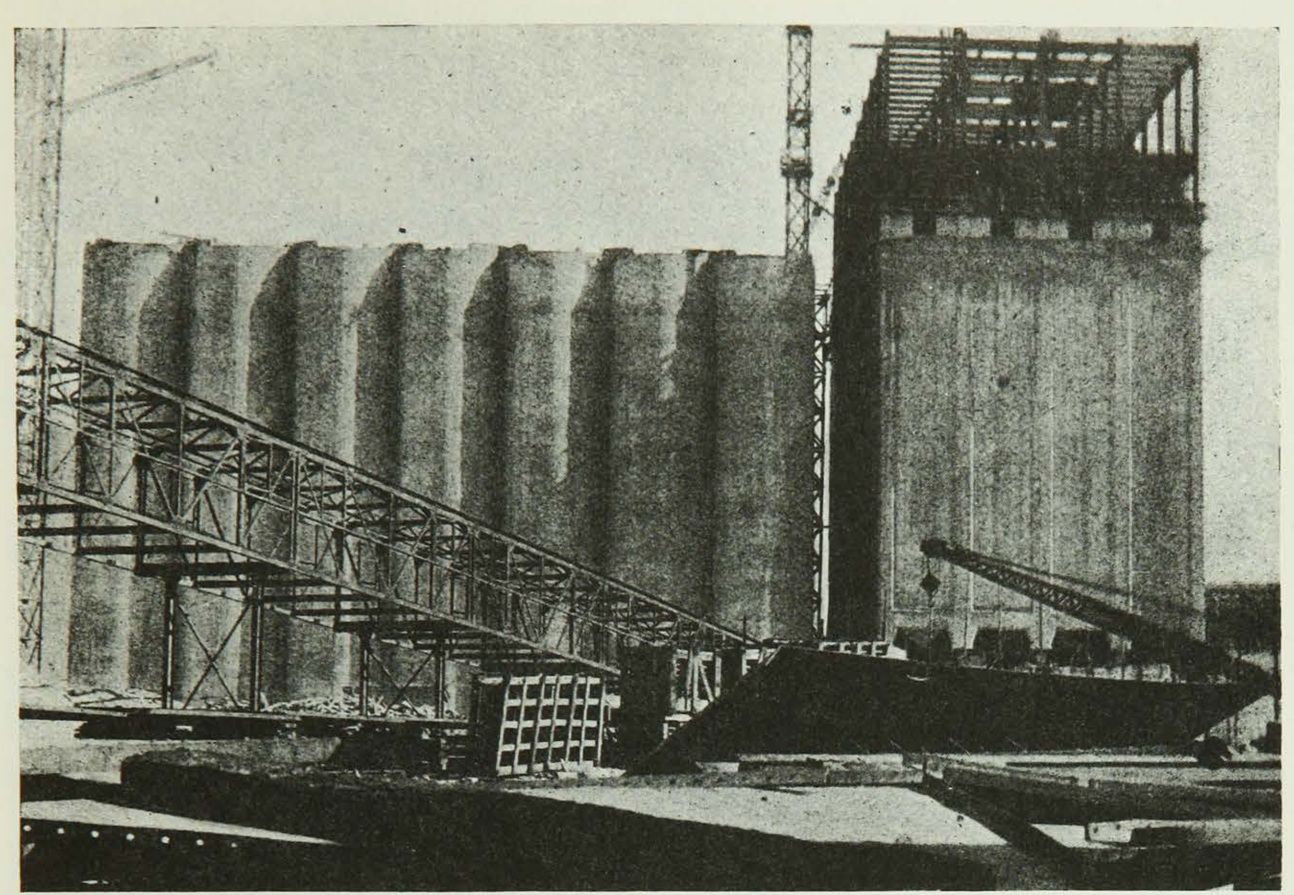


Photo Underwood Press Service

Getreide-Elevator in Kapstadt

Photo Flechtheim

Fernand Léger, Architektur. Ölg.

Wide World Photo

Amerikanische Backfische beim Hochsprung

General Photo

Hafenarbeiter in London



Kristians Tonny Holzschnitt

MARGINALIEN

Fritz v. Unruh bei Barbusse.

„Warum", glüht er mich an, „führen Sie nicht in Ihrer Heimat den Kommunismus ein?" Lange steht zwischen uns eine erregte Pause, dann, und meine Stimme bebt, so daß ich kaum sprechen kann, sage ich: „Weil ja auch ich den Krieg mitgekämpft habe, Barbusse." „Excusez," fragt er mit vollkommen veränderter Stimme, „habe ich den Krieg nicht mitgekämpft?" „Sie sagten, Sie hätten den Geist des Krieges töten wollen? Zuerst im Bauch von Deutschland. — Wo wollen Sie ihn jetzt töten? Im Bauch des Kapitalismus?" ... „Und wenn", beginne ich wieder, „der Krieg im Bauch des Kapitalismus getötet ist, gibt es dann keinen Krieg mehr? Ist der Geist des Krieges tot, wenn der Kommunismus gesiegt hat? Ist der Kommunismus, dem Sie Ihre Lebensflamme geben, jener Kommunismus, Barbusse, wie er die ersten Christen verband? Gemeinsinn, der aus Liebe kam?" Barbusse läßt seinen Kopf auf die Brust sinken. „Barbusse, auch ich träume die Nächte von den Verstümmelten, auch ich fahre oft um Mitternacht auf im Bett und sehe die Augen meiner Brüder bang fragend auf mich gerichtet. Auch ich weiß, mit Träumen werden wir die Wirklichkeit nicht wandeln! Aber ob wir den Geist des Krieges wandeln können? Wird der Haß nicht immer wieder den Haß aus dem Haß gebären?" „Wo also", fragt Barbusse sachlich ohne aufzusehen, „wollen Sie ihn töten, den Geist des Krieges?" ... „In mir, Barbusse!" Er nimmt die Hand von den Augen und sieht mich lächelnd an. „Sie sind noch immer zu viel Dichter! ..." „Ich kann nichts anderes sein als ich bin! Setzte ich mich auch an die Spitze des Kommunismus der Erde und besiegte den Kapitalismus der Erde, Barbusse, in mir selber zeugte der Krieg seine Kriege fort. Nicht die Masse, Barbusse, nein, hinter diesem Begriff verbirgt sich wieder der Krieg. Der einzelne muß in sich den Geist des Krieges töten, dann wird der Krieg auch in der Masse getötet sein!" — „Das geht mir zu langsam", fährt mich Barbusse hitzig an. „Sehen will ich's und erleben!

Herr, meine Jahre sind gezählt! Der Krieg hat meine Gesundheit zerstört! Geben Sie mir einen anderen Leib!" Seine Stirn ist feuerrot. „Sollen die Millionen immer weiter verenden, während Sie in sich den Krieg töten. Und wann wird dieses Kunststück beendet sein?" — „Jede Sekunde, Barbusse, in der ich beginne." Da stützt er sich hoch. „Aber die Empörung, die sich hier in meiner Brust angesammelt, zwischen den Ratten und Leichen, wohin damit? Meinen Haß, meinen Haß gegen die Verbrecher an den Entrechteten der Menschheit, wohin damit?" — „Barbusse, glauben Sie, daß Haß Leben erzeugen kann? Barbusse, lieben Sie?" — „Ja", antwortet er tonlos. „Ich liebe die Menschen —." — „Alle?" — Wieder atmet er schwer. „Ich möchte alle lieben, ich kann es nicht! Die Arbeiter liebe ich." — „Sind Sie so gewiß, Barbusse, daß alle Arbeiter liebenswert sind?" — „Menschen sind es, Menschen!" — „Sind Sie so gewiß, Barbusse, daß alle, die keine Arbeiter sind, keine Menschen sind?" Er muß schmerzlich husten. „Ich komme eben vom Grabe Rousseaus." — „Schwärmerei!" unterbricht er mich. „Natur? Was heißt Natur? Soll ich die Natur lieben?" — „Barbusse, auch Rousseau glaubte an die Unverbindlichen, die Natürlichen, an die Armgebornen." — „Glauben Sie nicht daran?" — „Ich glaube", halte ich seinen Blick ruhig aus, „an Gott!" Da lacht er hell auf. — „Wo war Ihr Gott während des Krieges? Sie glauben noch an Gott? Ich glaube an die Gleichheit!" — „Ich auch, Barbusse, an die Gleichheit des Gottes in uns allen! Nicht die Gewalt, sondern Frieden! Nicht den Tod, sondern das Leben! Ehe ich Gott in der Liebe erkannte, Barbusse, war ich auch Kommunist" . . . „Und was sind Sie jetzt?" . . . „Jetzt? Zu meinem Freund Jacques sagte ich vorgestern: Wir sind Kommunionisten! Weil wir die Menschen hinführen möchten zu dem Gott in sich selber. Denn eher wird nicht Friede sein, ehe nicht jeder der Friede ist. Barbusse!" rufe ich. Da steht er auf, breitet seine Arme und schließt sie auf meinem Rücken. So bleiben wir. „Barbusse, Barbusse", hören wir Agés Stimme von unten. Wir trennen uns und geben uns die Hand. „Ich", flüstert er, „blies die schwarze Flamme zu mächtig an, jetzt bläst sie mich — wohin?" Wie ein Sterbender, der Abschied nimmt, geht er an das geöffnete Fenster. „Haben Sie gehört, wie friedlich die Amseln sangen?" Ich folge ihm zur Tür. Im Winkel der Treppe wendet er sich. „Führen Sie Ihren Kommunionismus ein!"

(Aus Fritz v. Unruh: „Flügel der Nike",
Buchverlag der Frankfurter Sozietätsdruckerei G. m. b. H.)

Die letzte Toilette der Komtesse Toinette de Dumajec.

Toinette, Komtesse de Dumajec,
Hält sich den Schinder etwas weg:

„Genug, genug, Ihr schlieft bei mir
Und seid dadurch fast Kavalier.

Ich habe Euch heut' nacht beglückt —
Und Ihr den Puder mir geschickt.

Jetzt seid mein Spiegel, ob korrekt
Die Coiffure aufgesteckt.

Das wird mir die Marquise neiden
Und ihr den ganzen Tod verleiden.

Ihr seht, selbst Eure Guillotine
Steht, daß sie unserer Schönheit diene!"

Ihr Köpfchen fiel, — jedoch gepudert!
Die andern starben ganz verludert.

Alexander Bessmertny.

Wie südamerikanische Indianer trinken, essen und lieben.

Erland Nordenskiöld erzählt in seinem Buche „Indianerleben im Gran-Chaco“:*)

Bei den Aschluslé-Indianern habe ich an verschiedenen großen, bei den Tschoroti an einigen kleineren Trinkgelagen teilgenommen. Es war interessant, hat mich aber einige Selbstüberwindung gekostet. In den Dörfern befindet sich gewöhnlich ein den Trinkgelagen geweihter Platz. Um die Mittagszeit versammeln sich dort die Männer; jeder kommt mit einer Sitzmatte und seiner zwei bis drei Liter haltenden Kürbisschale. Die Frauen schaffen gewaltige Kalebassen mit Bier herbei. Dies wird zuweilen in ein großes Tongefäß gefüllt, aus dem es dann dargereicht wird. Bei einem Fest bei dem alten Aslu wurde das Algarrobobier in einem echt europäischen — Nachtgeschirr von wohlbekannter Form herumgereicht. Die Alten fischen mit den Händen den Staub aus dem Bier, das sie dann zwischen den schmutzigen Fingern durchseihen.

Der Gast wird, besonders wenn er das Unglück hat, beliebt zu sein, sehr gut behandelt. Er erhält eine Sitzmatte und eine zwei bis drei Liter enthaltende Kalebasse. Setzt er sich, winken ihm alle mit der Hand zu, und er muß das gleiche tun. Das ist ein Gruß. Dann heißt es trinken; denn hier gilt es auszutrinken, sonst ist man unhöflich. Ist es einem gelungen, seinen Liter herunterzubringen, ohne sich zu übergeben, dann beginnt wieder das Winken. Die in der Nähe sitzenden Alten wischen einem nun, der eine nach dem andern, immer mit ihren schmutzigen Fingern, den Mund. Das ist der Gipfel der Freundlichkeit. Muß man nach allem diesem einmal austreten, dann darf man keinesfalls vergessen, seinen Nachbarn mit der Hand zuzuwinken und „paa“ zu sagen, denn sonst ist man ungezogen. Das schlimmste ist, daß man zurückkommen und aushalten muß, bis das Fest aus ist, bis die Wirte betrunken sind und heulen, Reden halten, in die Bowle spucken und sonst ihr Vergnügen haben. Ohne die Pfeifenspitze abzuwischen, muß man ruhig mit alten, schmutzigen, geifernden Greisen abwechselnd rauchen.

Als die Alten richtig in Stimmung gekommen waren, haben sie mir das Gesicht mit Ruß und Speichel bemalt. Meine Augenbrauen und Wimpern wollten sie ausreißen, sie verspotteten mich wegen meines langen, häßlichen Bartes, in meine Ohren wollten sie Löcher bohren.

Will man das Herz dieser Indianer gewinnen, so muß man versuchen, ihr Leben zu leben, alles zu essen und zu trinken, was einem angeboten wird, mit ihnen zu tanzen und zu singen, sich ins Gesicht speien zu lassen, und so wie sie gekleidet zu gehen.

Aber es gibt Dinge, die selbst der fanatischste Ethnograph nicht zu verzehren vermag. Die Zutaten selbst brauchen nicht so schlecht zu sein: der Schmutz bei der Zubereitung ist aber unerhört. Därme werden niemals vor dem Kochen gewaschen, sondern ganz einfach entleert. Bisweilen muß jedoch der Darminhalt als Gemüse zum Fleisch dienen. So werden die Erdratten mit Eingeweide und

*) „Wege zum Wissen“, Bd. 31. Verlag Ullstein.

Exkrementen verzehrt. Sie werden ganz in Feuer gelegt, wo sie durch die Hitze anschwellen. Dann werden Löcher in den Magen gestochen, damit die Luft und nur die Luft herauskommt. Auch Eidechsen werden mit Eingeweide und allem gegessen; Frösche, Füchse, und in der Regel, aber nicht immer, Geier werden als nicht eßbar betrachtet. Verschiedene Früchte, wie Algarrobo, werden gewöhnlich in folgender Weise gegessen: die Frucht wird zerklopft und in einer großen Kalebasse mit Wasser gemengt. Um diese setzen sich mehrere Personen, immer vom gleichen Geschlecht; denn Männer und Frauen essen nicht zusammen. Jeder nimmt sich mit den Fingern ein ordentliches Stück, saugt daran und spuckt es dann wieder in das gemeinschaftliche Gefäß. Daß es unangenehm sein könnte, den Speichel eines anderen in den Mund zu bekommen, ist den Indianern vollständig unbegreiflich.

Die Aschluslé-Indianer essen Honig mit Bürsten aus Caraguatáästen, die sie in den Honig tauchen, ablecken, wieder eintauchen, dem Nachbar reichen, wie wenn wir mit Rasierpinseln äßen — denn so sehen diese Werkzeuge aus.

Als Reisezehrung auf den Wanderungen werden getrocknete Fische, Maiskuchen, Klöße aus gekochter Chañarfrucht und solche von Algarrobomehl verwendet. Die letzteren sind wirklich gut. Wie sie zubereitet werden, ist mir unbekannt; denn da ich sie auf meinen Streifzügen mit den Aschluslé - Indianern stets zu essen pflegte, beschloß ich, dieses Geheimnis niemals zu erforschen, aus Furcht, ich würde, nachdem ich es kennengelernt, auf die guten Klöße verzichten.

Mörser aus hartem Holz mit Keulen aus demselben Material sind allgemein. Die Aschluslé wenden auch Mörser einer ganz anderen höchst merkwürdigen Art an. Sie bestehen aus inwendig mit in der Sonne getrocknetem Lehm bekleideten Erdgruben. Natürlich werden die in diesen Mörsern zerquetschten Früchte etwas erdig; aber etwas mehr oder weniger Schmutz macht in der indianischen Küche nicht viel.



Schwarz-Waldegg, Wien

Das Liebesleben hat schon für das Indianerkind von sechs, sieben Jahren keine Geheimnisse mehr. Es hat dann schon alles gesehen.

Die Jugend trifft sich auf dem Tanzplatz.

Hinter den Männern tanzen die Mädchen.

Bei den Tschoroti-Indianern ergreift das Mädchen die Initiative zu den Liebesabenteuern. Sie führt den jungen Herrn, den sie zum Liebsten wünscht, ganz einfach fort vom Balle.

Stattlich nehmen sich die Tänze aus, wenn der Mond oder ein Feuer aus Pampasgras die Körper beleuchtet. Bis zu hundert Männer habe ich in demselben Ringe tanzen sehen. Zuweilen tanzen sie ganz langsam, zuweilen im schwindelnden Tempo, so daß der Staub hochwirbelte und alles, was man sah, ein Wirrwar von Körpern und flatternden Straußenfedern war.

Gesang und Gelächter ertönte auf dem Tanzplatz.

Die älteren Mädchen tanzten hinter ihren Liebhabern, die jüngsten schlichen hier und da heran, um einen Augenblick hinter einem wohlgebildeten männlichen Körper zu tanzen und gleich darauf, lüstern aber ängstlich, hinter Büschen und Sträuchern zu verschwinden. Beinahe stets war die Anzahl der Männer größer als die der Frauen, und glücklich der Mann, der geraubt und — verführt wurde.

Auch mitten am Tage kann es einem warmblütigen Tschorotimädchen einfallen, als Verführerin aufzutreten. Aus meinem Lager zog einmal ein solches Mädchen, unbekümmert um allen Scherz und alle Anzüglichkeiten, mit einem glückstrahlenden Aschluslé in den Wald. Es ist auch nichts Ungewöhnliches, daß die Mädchen in den Tschorotidörfern sich etwas abseits vom Dorfe eine besondere Hütte bauen, wo sie — Herrenbesuche entgegennehmen.

Die Männer scheinen sich wenig um das Aussehen der Mädchen zu kümmern. Um ihren Geschmack zu erfahren, habe ich sie oft gefragt, welches Mädchen sie für die hübscheste hielten. Mit dem gewöhnlichen Takt der Indianer antworteten sie immer ausweichend. Die Männer kommen niemals um Frauen in Schlägerei. Dagegen herrscht bei den Frauen die Eifersucht. Mit Boxhandschuhen aus Tapirhaut oder einem anderen harten Material und schlimmstenfalls mit Pfriemen aus Knochen kämpfen sie um den begehrten Mann. Unter den Tschorotimännern beobachtete ich zwei, welche besondere Günstlinge der Frauen zu sein schienen. Nach meinen Begriffen sahen sie sehr gut aus. Diese Herren hatten stets an den Händen und im Gesicht Kratzwunden. Das sind Erinnerungen an zärtliche Neckereien. Ein Tschoroti- oder Aschluslémädchen küßt niemals den Geliebten, sie kratzt ihn und speit ihm ins Gesicht. Die Tschorotifrau sucht sich zunächst einen Liebhaber und lebt mit ihm oder seinen Nachfolgern einige Jahre in Freuden. Schließlich wählt sie ihren Begleiter fürs ganze Leben und wird eine treue und sehr arbeitsame Frau.

Bei den Aschluslé sind die Verhältnisse ebenso frei wie bei den Tschoroti, nur wie mir scheint, etwas primitiver. Nach dem Tanze gehen Mädchen und junge Männer getrennt nach Hause. Die ersteren legen sich vor die Hütten, wo sie der Reihe nach von den letzteren besucht werden. Das Schamgefühl scheint wenig entwickelt zu sein, mehrere Paare liegen zusammen, und Zuschauer sind nicht ungewöhnlich. Auch diese Mädchen werden, nachdem die Periode der freien Liebe zu Ende ist, gute und tüchtige Hausfrauen, die gesunde, wohlgestaltete Kinder bekommen. Durch die von den Weißen eingeführten Geschlechtskrankheiten degenerieren diese Stämme indessen und gehen unter. Die freie

Liebe ist für diese Menschen etwas ganz natürliches; daß in diesem sogenannten unmoralischen Lebenswandel etwas Unrechtes liegt, ist den Indianern und Indianerinnen vollständig unfaßbar.

Die Tschorotifrau wählt sich ihren Beschützer fürs Leben aus. Wie sie bei den Liebesabenteuern die Verführerin ist, so ergreift sie auch zu der festen Verbindung, in der sie Kinder zu haben gedenkt, die Initiative.

Vielweiberei scheint sowohl bei den Tschoroti als bei den Aschluslé unbekannt zu sein. Geschwister- und Geschwisterkinderehe ist verboten. Die Frau ist in der Regel einige Jahre jünger als der Mann. Nur einmal hörte ich von einer aufgelösten Ehe. Es war die meines Tschorotifreundes Nyato, dessen Frau sich kurz vorher mit einem anderen Manne in die Zuckerfabriken nach Argentinien begeben hatte. Nyato war sehr melancholisch, aber doch schon wieder verheiratet.

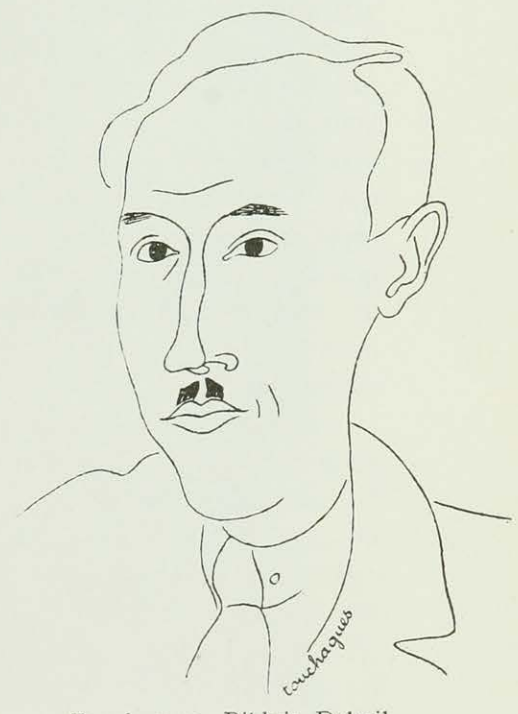
Von älteren unverheirateten Mädchen habe ich bei den Chaco-Indianern nie reden hören. Dagegen wurde mir bei den Tschoroti als große Merkwürdigkeit ein Mann gezeigt, der niemals eine Frau gehabt hatte.

Voici... Joseph Delteil.

Par *René Crevel.*

«*C'est pour la passion que je me passionne. C'est d'optimisme, de foi, d'ardeur et de sang que je raffole, j'aime la vie et mon cœur ne bat que pour la vie.*»

Ainsi se présente Joseph Delteil, ainsi explique-t-il les raisons qu'il avait de faire le procès de la *Médiocrité dorée* dans une feuille que publièrent des jeunes écrivains, Philippe Soupault, Paul Eluard, Pierre Drieu La Rochelle, André Breton et Louis Aragon, parallèlement aux hommages des générations antérieures. Cette feuille s'appelait *Le Cadavre,* et parmi ceux qui prenaient position, il était naturel que Delteil affirmât son amour de la vie dans ce qu'elle a de plus confus et de plus puissant.


Touchagues, Bildnis Delteil

Joseph Delteil, qui débuta aux *Images de Paris* et voue à leur attentif directeur, Elie Richard, une amitié reconnaissante, après avoir publié deux plaquettes de poèmes, donna, en moins de deux ans, trois romans: *Sur le Fleuve Amour, Choléra* et *Les Cinq Sens.* Livres descriptifs, en vérité, mais où l'auteur se révèle assez ingénu pour nous toucher et nous permettre de voir ce que lui-même s'est tout naturellement laissé aller à voir. Delteil s'intéresse à l'homme vivant et ne s'intéresse qu'à l'homme vivant pour qui, selon lui, il n'est d'autres problèmes que d'acquérir la joie. C'est parce qu'il lui semble qu'on s'ennuie plus aujourd'hui que sous le règne de Louis XIV, qu'il pense souvent du mal de ce vingtième siècle, qu'aucun pamphlétaire n'a encore décrété stupide.

Et Joseph Delteil, que les grandes entreprises n'intimident point, explique: «*Il s'agit de sauver l'homme, de faire en sorte qu'il apprenne ou réapprenne à vivre: vivre, c'est accepter l'épanouissement simultané des désirs, appétits, besoins, facultés. Epanouissement qui doit se faire de lui-même. Balancer le corps par l'esprit et de telle sorte que la vie ressemble à la respiration et, comme elle, soit chose régulière, voilà ce que je cherche.*» Et, en fait, pour peu bégueule qu'elle soit, la sensualité d'un Delteil n'est jamais de la névrose, de la perversion et de l'exhibitionisme. Si l'écrivain des *Cinq*

Sens ignore la pudeur, c'est qu'il tend à la spontanéité et ne songe guère à se demander comment il est. Car, à la vérité, le problème de la vie, tel qu'il se pose pour Delteil, n'est point un problème de psychologie, mais de métaphysique. Ce qu'il veut savoir, c'est qui il est, d'où il vient; il n'est pas, à proprement parler, inquiet, mais il avoue l'ignorance où nous sommes du phénomène de la vie. Il ne fait son délice d'aucun cauchemar et se contente, comme un enfant ou un philosophe, de se demander comment le monde a été créé. Il lui semble, en effet, que si les gens du moyen âge étaient heureux, c'est qu'ils avaient la merveilleuse illusion d'expliquer la création. Ainsi la peste, qui se déclare à Paris dès le début de son nouveau roman *Les Cinq Sens*, est l'aventure qui permet à Delteil de donner un nouveau monde, monde qu'il regarde de l'extérieur. Il est ainsi une sorte de Chateaubriand de l'humour qui fait un voyage sur les fleuves des sens, car il n'avait aucune raison de gagner une Amérique dépourvue de toute virginité, de tout mystère. Ignorant tout du monde, il prend donc le droit et il demande le droit pour tous de le recréer. Il constate que nous savons que nous ne savons rien et toute notre sympathie est pour ceux qui, justement, ne renoncent point à chercher le sens de l'univers. « Quant aux entités telles que l'art, affirme-t-il, force est bien de reconnaître qu'elles sont dénuées de sens. Qu'est-ce que l'art? Qui pourra jamais répondre à cette question, et y aurait-il même intérêt à ce que quelqu'un répondît? Mais, ajoute Delteil, il ne faut point oublier que le plus élémentaire bon sens exige de nos recherches qu'elles ne perdent jamais de vue, comme la musique, par exemple, agit directement sur notre sensualité, mon rêve est d'écrire un roman capable de réjouir les pieds, les mains, les ventres et les poitrines. »

Delteil estime qu'il y a, en gros, deux catégories d'hommes. Les intellectuels, pour qui tout se passe dans le cerveau, et les sensitifs, qui laissent aller la machine. Il lui semble qu'un excès d'intellectualité aide à la tristesse de l'époque et rien ne luit paraît plus passionnant que l'ensemble des moyens qui permettrait de capter l'instinct pur. Il est vrai, ajoute-t-il, qu'il faudrait encore s'entendre sur ces moyens. L'intérêt du surréalisme, tel que l'entend André Breton, de la spontanéité dadaïste, telle que la décrit Tristan Tzara, est justement dans toutes les possibilités qu'ils laissent d'instinct ou de force. Voulant exprimer la vie dans toute son ampleur, il est tout naturel que Joseph Delteil voue une admiration particulière aux héros ou héroïnes les plus surprenants de notre histoire. Aussi prépare-t-il une *Vie de Jeanne d'Arc* qui portera en sous-titre cette savoureuse épithète: Biographie passionnée.

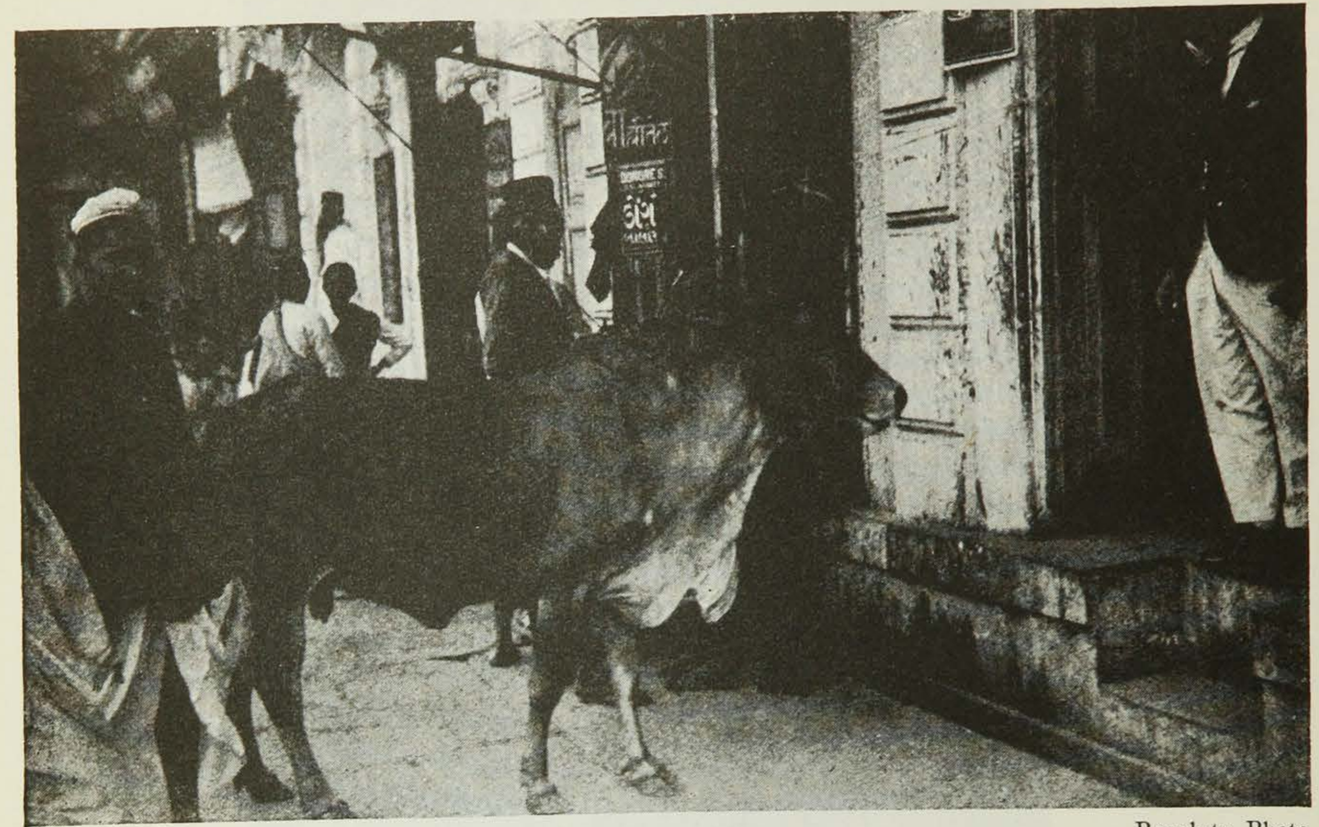
(Nouvelles littéraires.)

Stilleben. Hamburg, Kunsthalle



Nauen-Ausstellung bei Flechtheim

Bauernfrau



Resolute Photo

Heilige Kuh in Bombay

Photo N. L. A.

Vierjähriger ostfriesischer Bulle, eine Tonne schwer

Photo Kathlen Aufseeser

Schottland

Russ-Photo

Turkestan

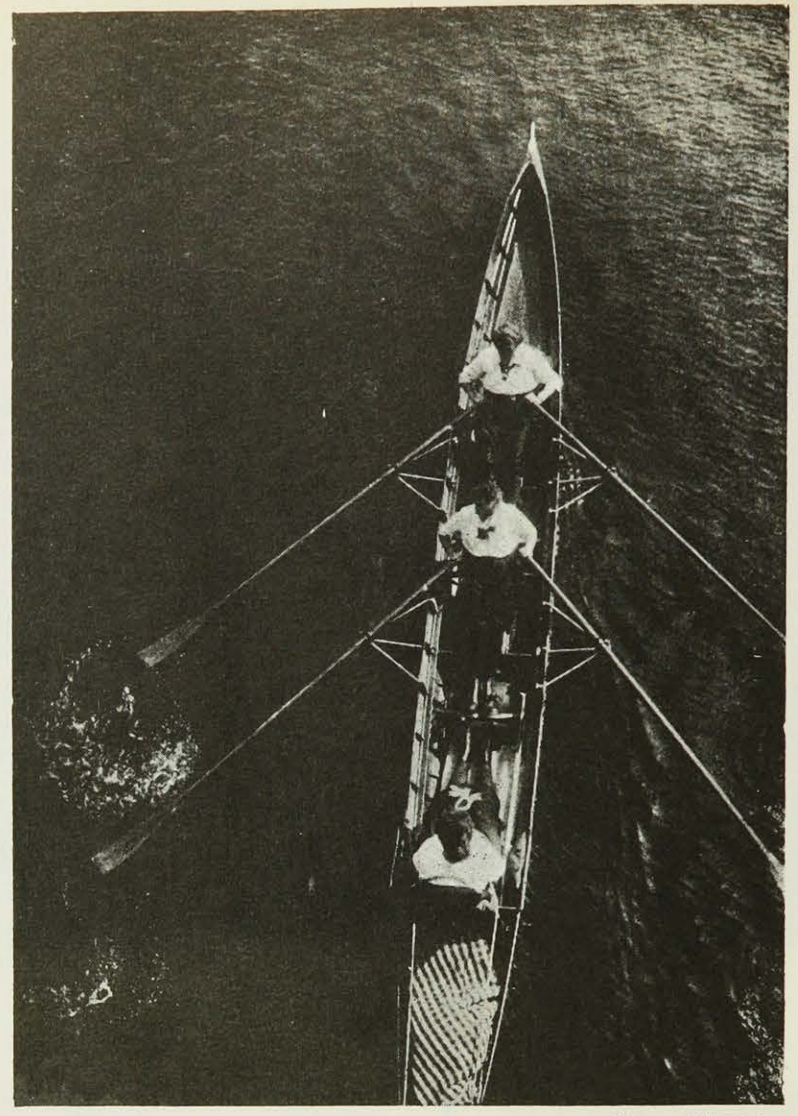


Photo Riebicke

Unter der Glienicker Brücke



Photo Druet

Emile Othon Friesz, Ruderer. Ölgemälde

Lob der guten alten Zeit

(Nach Julius Stettenheim)

Von *Bruno Manuel.*

Was weiß die moderne Welt — um ein zweischneidiges Schwert vom Zaun zu brechen — was weiß sie also von der Kunst, behaglich schlafen zu gehen?!

Dieser Vorgang ist zu einem Akt häuslicher Routine geworden, über den des Sängers Höflichkeit schamrot wird. Wir haben nicht mehr das rechte Empfinden dafür, welch Vergnügen es unseren Großmüttern gewesen ist, sich nach der Decke zu strecken, die ihnen ans Herz gewachsen war.

Wie wir uns betten, so kommt es uns gerade zupasse. Die Natur verlangt, daß wir uns zur Ruhe begeben, daß wir rasten, wo wir doch soviel gehastet, ohne was davon zu haben. Spät oder früh, das ist die Frage, auf die es uns am wenigsten ankommt. Wir begeben uns zu oder ins Bett, weil wir uns doch mal hineinbegeben müssen.

Was die jetzige Generation betrifft, so ist behagliches Schlafengehen nicht so sehr eine brotlose, als namentlich eine abhanden gekommene Kunst geworden. Das bedauern unsere Vorfahren sehr, die sich deswegen im Grabe um und um drehen würden, wenn sie sich nicht vorgenommen hätten, sich durch nichts aus ihrer sanften Ruhe bringen zu lassen. Wir aber haben für unsere Gewissenlosigkeit eine schwere Buße zu bezahlen in Form von Nervosität, schlaflosen Nächten, Verdauungsstörung, Arteriosklerose (vulgo Verkalkung), Verfolgungs- und Größenwahn, Hühneraugenschmerzen, Liebesgram und anderen Arten geistiger Komplexverdrehung.

Unsere Altvorderen — dieses Wort klingt markig — also unsere Altvorderen waren uns in dieser Hinsicht überlegen. Sie kannten den unschätzbaren Wert des Schlafes, von dem sie sich übers Ohr hauen ließen, nach allen Himmelsrichtungen. So gingen sie hin und sangen nicht mehr; auch kümmerten sie sich nicht um Amelie sowie die übrigen Flaschenhälse. Sie legten sich auf die Bärenhaut, fuhren einstweilen nicht aus derselben, noch kamen sie sonderlich darin um.

Für sie gab es nicht den derben Blödsinn, wie das Ausziehen der warmen Kleider vor dem Schlafengehen. Namentlich im Winter, wo die Kälte einem so leicht die Haare krümmen kann. Das Entkleiden ist erst später erfunden worden, als mit der Reue der leere Wahn aufkam, welch letzteren die Haut darstellt, aus der wir allabendlich fahren.

Es fiel unseren Vorfahren weder im Traume noch im Schlafe ein, das Zimmer, in dem sie sich Morpheus widmeten, zu lüften. Wo es am heftigsten nach den lieben guten Mitmenschen roch, ließ man sich häuslich nieder. Böse Menschen haben keinen guten Geruch, auch stehen sie nie in einem solchen.

Von den heutigen Wärmflaschen verspürten unsere Altvorderen kaum einen Hauch. Das kam daher, weil ihre vor Kälte bibbernden Gliedmaßen besseres im Schilde führten. Ihnen kam wie ein Blitz aus dem Zaunpfahl der rettende

---



Serge Cinema (Zeichnung)

Gedanke, einen Apparat ins Leben zu rufen, der das ganze Bett gleichmäßig erwärmt und nicht bloß die Fußgegend. Der also, ohne müde zu werden, immer nur das verbreitete, was der moderne Mensch mollige Wärme nennt. So konnten sie ihren nächtlichen Hafen mit der Inbrunst von Gestrandeten aufsuchen, die aus der Höhe ihres rettenden Strohhalmes mit eigenem Auge den Balken ihrer glücklichen Heimkehr vor sich haben.

Besagtes Instrument war eine Bettpfanne, auf der jedoch keine Schnitzel das Licht der Welt erblickten, die aber, da ihr der eigene Herd in die Seiten trat, Goldes wert war. Existiert heute noch solch ein W. C. (Wärmecentrum), so hängt es mit seidener Schleife als antikes Schmuckstück an der Wand und dient Unwissenden höchstens als Behälter zur Hinterlassung von Zigarrenasche, Apfelsinenschalen oder Kaugummi. Damals legte man der Bettpfanne glühende Asche auf den Bauch, klappte ihn zu und wickelte das ganze in Lappen. Denn gebranntes Laken scheut die eingewickelte Bettpfanne.

So ließen sich unsere Altvorderen aus Morpheus' Armen den Schlaf des Gerechten überweisen. Und was für entzückende Bettgestelle hatten sie. Sprungfedermatratzen, in denen es von Geräuschen nur so wimmelt, waren ihnen nicht einmal dem Namen nach bekannt. Sie hatten feste Unterlagen und legten Wert darauf. Sie spürten es ordentlich, daß sie im Bette lagen und daß ihnen etwas den Atem benahm. Das war das Gebirge von Gänsefedern auf ihnen. Alles zusammen nannten sie Abrahams Schoß, der mit den Jahren sehr eingebüßt hat. Aber was tat man damals aus lauter Verzweiflung: man schlief, ließ fünfe gerade gehen und war um sechs schon wieder auf den Beinen.

Die richtigen Betten, so wie sie im Buche stehen, stehen nur noch in den Museen. Sie dürfen nicht benutzt werden und sind doch gar nicht des Hineingelegtwerdens müde. Es wäre so einfach, unseren Vorfahren einen Stein vom Herzen zu nehmen und uns hineinzulegen.

Im **Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung** in Detmold ist eine neue wohlfeile Liebhaberausgabe von Goethes „Hermann und Dorothea" mit Radierungen des Münchener Malers Walter Marcuse erschienen. Ein Prospekt darüber liegt diesem Heft bei.

Wolf Müller Verlag in Berlin SW 11 gibt unter dem Titel „Meine Moden" ein Album der Baronesse Ly Czibulka heraus, das die reizvollen farbigen Originale der Künstlerin in ausgezeichnetem Offsetdruck wiedergibt.

Werk und Werktag.

Von Beethovens Leben zur Zeit der Komposition der „Missa Solemnis".*)

Beethovens Kalender 1819

Am 31. Januar der Haushälterin aufgesagt.
Am 15. Februar die Küchenmagd eingetreten.
Am 8. März hat die Küchenmagd mit 14 Tagen aufgesagt.
Am 22. März ist die neue Haushälterin eingetreten.
Am 12. Mai in Mödling eingetroffen.
Miser et pauper sum.

Zelter an Goethe 19. August 1819

Beethoven ist aufs Land gezogen, und niemand weiß, wohin. An eine seiner Freundinnen hat er eben hier aus Baden geschrieben, und er ist nicht in Baden. Er soll unausstehlich maussade sein. Einige sagen, er ist ein Narr. Das ist bald gesagt. Gott vergeb' uns allen unsere Schuld! Der arme Mensch soll völlig taub sein. Weiß ich doch, wie mir zumute ist, wenn ich hier das Fingerieren ansehe und mir armem Teufel ein Finger nach dem andern unbrauchbar wird. Letzthin ist Beethoven in ein Speisehaus gegangen; so setzt er sich an den Tisch, vertieft sich, und nach einer Stunde ruft er den Kellner: „Was bin ich schuldig?" — „Euer Gnaden haben noch nichts gegessen, was soll ich denn bringen?" — „Bring', was du willst, und laß mich ungeschoren!" — —

Der Erzherzog Rudolf soll sein Gönner sein und ihm 1500 (!) Gulden Papier jährlich geben. Damit muß er sich denn freilich einrichten, wie hier alle Musenkinder. Diese sind hier wie Katzen gehalten; wer sich nicht aufs Mausen versteht, spart so leicht nichts. Dabei sind sie jedoch alle so rund und vergnügt wie die Wiesel.

14. September 1819

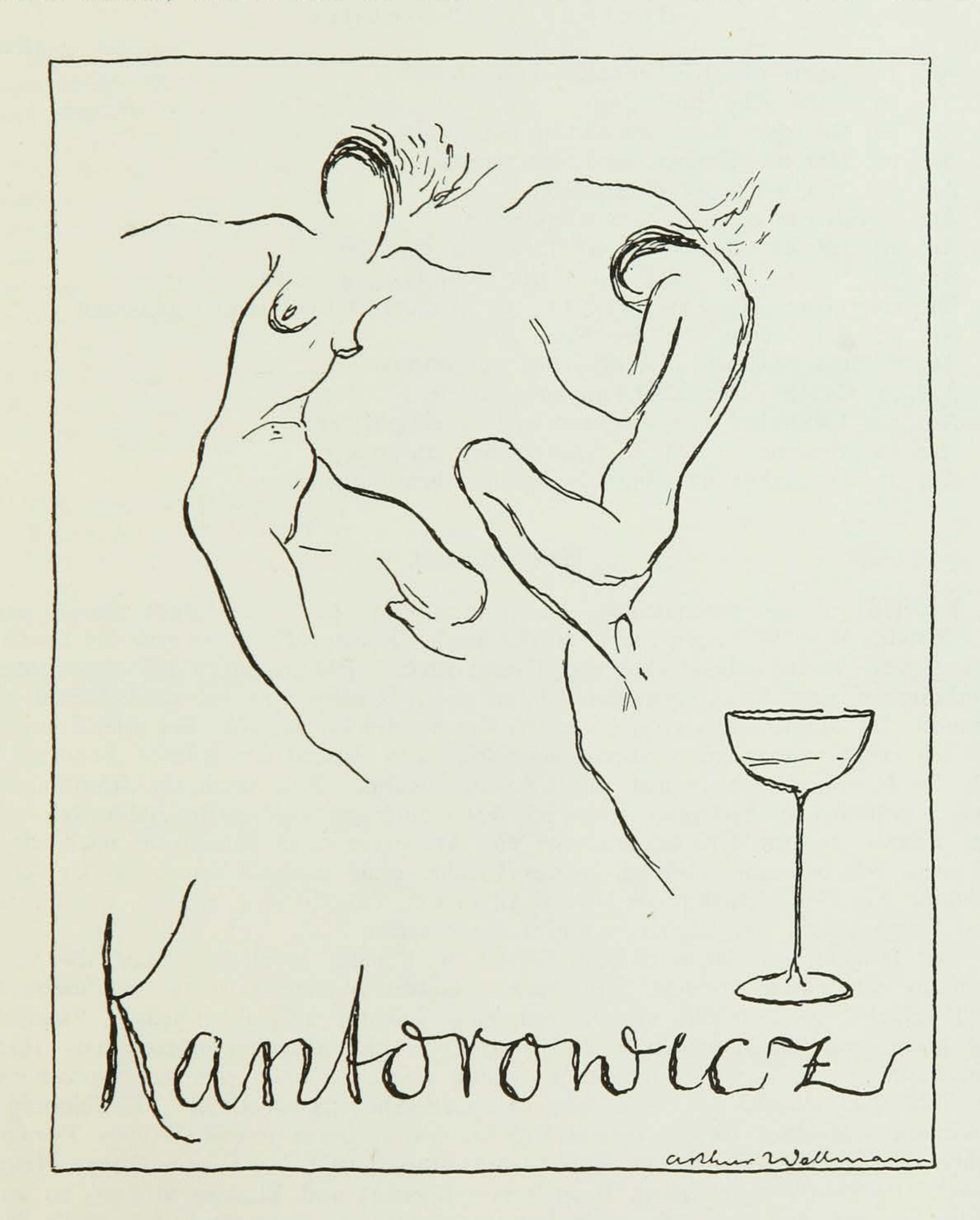
Vorgestern habe ich Beethoven in Mödling besuchen wollen. Er wollte nach Wien, und so begegneten wir uns auf der Landstraße, stiegen aus, umarmten uns aufs herzlichste. Der Unglückliche ist so gut wie taub, und ich habe kaum die Tränen verhalten können.

Missa solemnis Berichtet von Schindler

Gegen Ende August (1819) kam ich in Begleitung des in Wien noch lebenden Musikers Johann Horzalka in des Meisters Wohnhause zu Mödling an. Es war vier Uhr nachmittags. Gleich beim Eintritt vernahmen wir, daß am selben Morgen Beethovens beide Dienerinnen davongegangen seien, und daß es nach

*) Aus „Beethoven. Briefe, Gespräche, Erinnerungen". Ausgewählt und eingeleitet von Paul Wiegler. (Kleines Propyläen-Buch.)

Mitternacht einen alle Hausbewohner störenden Auftritt gegeben, weil infolge langen Wartens beide eingeschlafen und die zubereiteten Gerichte ungenießbar geworden. In einem der Wohnzimmer bei verschlossener Tür hörten wir den Meister über die Fuge zum Kredo singen, heulen, strampfen. Nachdem wir dieser nahezu schauerlichen Szene lange schon zugehorcht und uns eben entfernen wollten, öffnete sich die Tür, und Beethoven stand vor uns mit ver-



störten Gesichtszügen, die Beängstigung einflößen konnten. Er sah aus, als habe er soeben einen Kampf auf Tod und Leben mit der ganzen Schar der Kontrapunktisten, seinen immerwährenden Widersachern, bestanden. Seine ersten Äußerungen waren konfus, als fühle er sich von unserm Behorchen unangenehm überrascht. Alsbald kam er aber auf das Tagesergebnis zu sprechen und äußerte mit merkbarer Fassung: „Saubere Wirtschaft, alles ist davongelaufen, und ich habe seit gestern mittag nichts gegessen.“ Ich suchte ihn zu besänftigen und half bei der Toilette. Mein Begleiter aber eilte voraus in die Restauration des

Badehauses, um einiges für den ausgehungerten Meister zubereiten zu lassen. Dort klagte er uns die Mißstände in seinem Hauswesen. Dagegen gab es jedoch aus verschiedenen Gründen keine Abhilfe. Niemals wohl dürfte ein so großes Kunstwerk unter widerwärtigeren Lebensverhältnissen entstanden sein als diese Missa solemnis!

Beethovens Kalender

1820

Am 17. April die Küchenmagd eingetreten.
Am 19. April schlechter Tag.
Am 16. Mai dem Küchenmädchen aufgesagt.
Am 19. Mai die Küchenmagd ausgetreten.
Am 30. Mai die Frau eingetreten.
Am 1. Juli die Küchenmagd eingetreten.
Am 28. Juli abends ist die Küchenmagd entflohen.
Am 30. Juli ist die Frau von Unter-Döbling eingetreten.
Die vier bösen Tage 10., 11., 12., 13. August in Lerchenfeld gegessen.
Am 28. der Monat von der Frau aus.
Am 6. September ist das Mädchen eingetreten.
Am 22. Oktober das Mädchen ausgetreten.
Am 12. Dezember das Küchenmädchen eingetreten.
Am 18. Dezember dem Küchenmädchen aufgesagt.
Am 27. Dezember das neue Stubenmädchen eingetreten.

Heiratsgesuch.

Ich lebe als vielbeschäftigter Rechtsanwalt in rhein. Kleinstadt unweit der Großstadt. Mein Wohnort, meine starke berufl. Inanspruchnahme und das Brachliegen des gesell. Lebens sind der Grund meiner Ehelosigkeit. Ich habe gutes Einkommen und Privatvermögen. Alter 36 J. Größe 1,73 m, dunkelblond u. gesund. Ich stamme aus vornehmer christl. Akademikerfamilie. Bei aller Energie bin ich recht verträglich u. anpassungsfähig. Ein Freund der Künste, bevorzuge ich die Musik, die ich selbst mit Passion ausübe. Ohne mich im öffentlichen Leben politisch zu betätigen, stehe ich der Deutschen Volkspartei nahe. Ich bin gut deutsch gesinnt, Kriegsteilnehmer und Anhänger eines Königtums nach engl. Muster. Ich bekenne mich zu keiner Kirche, ohne deshalb unreligiös zu sein. Männer wie Friedrich der Große und Bismarck, Goethe und Schiller, Beethoven und Wagner sind mir Vorbilder und Lebensführer.

Seit langem geht mein tiefstes Sehnen nach einer herzlichen Frau, die Verständnis für meine Art hat. Eine solche Gattin zu finden, wäre mir höchstes Erdenglück! In Betracht kommt nur eine Tochter aus ebenbürtiger Familie, die gleich mir im Elternhause die sorgfältigste Erziehung genossen hat. Ihre Anschauungen müssen den meinen verwandt sein. Ich habe eine ausgesprochene Vorliebe für hübsche (!) Blondinen von ungefähr 1,70 m Größe. Hellblondine bevorzugt. Meinem Geschmack entspricht, was Äußeres angeht, Henny Porten, Margarete Schön. Vor allem muß meine Frau Sinn für ein gemütliches Heim haben. So sehr ich gelegentl. Besuch von Konzert und Theater schätze, so zuwider ist mir eine Frau, die ihre Lebensaufgabe im Vergnügen außerhalb des ehelichen Heims sieht. Bei aller Freude an schicker Kleidung mag ich keine Modepuppe, deren ganze Seligkeit ein vollgepfropfter, ständig neue Zufuhr erhaltender Kleiderschrank ist. Meine Frau muß den Haushalt führen, dazu auch wirklich in der Lage sein und darf im Kochen kein Stümper sein.

So wie ich meinen Beruf verstehe, so soll sie den ihrigen beherrschen. Es wäre mir lieb, wenn meine Frau etwas vom Klavierspiel verstünde.

Ich wünsche, daß meine Braut die Sachen in genügender Menge mit in die Ehe bringt, die zu ihrem ausschließliehcn Gebrauch bestimmt sind, also z. B.

Garderobe, Leibwäsche, Schuhe usw. Davon abgesehen sind die Vermögensverhältnisse meiner Zukünftigen Nebensache. Nur darf sie keine Schulden haben.

Junge Damen, die ein wahres Familienglück suchen, Eltern, die ihre Tochter einem zuverlässigen Manne anvertrauen wollen, mögen mir eingehend unter Beifügung eines Bildes schreiben. Strengste Verschwiegenheit u, Rückgabe des Bildes sichere ich ehrenwörtlich zu. Angebote u. M V 3179 an die Exped. d. Bl.

(Köln. Ztg.)

Otto Distler hat jetzt 2 Hefte der **„Neuen Schaubühne“** erscheinen lassen. Das zweite Heft ist noch besser als das erste, an welchem u. a. Renée Sintenis und Ernesto de Fiori mitarbeiteten. Das zweite Heft enthält Beiträge von Alexander Granach, Herbert Ihering, Hans Siemsen und Ernesto de Fiori (Fiori ist einer der wenigen, der Gloria Swanson und den Film „Zaza“ begriffen hat), und vor allem 7 Blätter aus dem „Europäischen Ballett“ von Ottomar Starke, dazu außerordentlich schöne und seltene Photos nach Moskauer Theatern und nach Carl Valentin. Die kleine Revue ist eine der wertvollsten, die jetzt in Deutschland erscheinen.

Im Märzheft des „Stachelschweins“ (sein Vater ist der Querschnitt, seine Mutter scheint Albert Dreyfus zu sein), das Hans Reimann im Hauserverlag in Frankfurt a. M. herausgibt, sind am wichtigsten die Beiträge über das junge Rheinland in Düsseldorf, eine Vereinigung, deren Führer die liebenswürdige Mütter Ey und der tüchtige, begabte Maler Gert Wollheim sind.

A. F.

Ein neues Antiquariat hat sich aufgetan: Heinrich Tiedemann, früher in Frankfurt a. M., jetzt Berlin, Unter den Linden 12-13. Im 1. Stock des Bleichröderschen Hauses hat Tiedemann eine Flucht schöner und behaglicher Räume eingerichtet, in die er die Bücherfreunde ohne Kaufzwang zu Gaste bittet, um dort seine Schätze in Ruhe zu betrachten und eine kultivierte Geselligkeit zu treiben.

Aus: Rinaldo Meyer.

. . . Exotisch wie seiner Geschäfte Verzweigung
War auch seines Herzens zartere Neigung.
Und als eine Herrin er gab seinem Hause,
Da hieß sie: Fräulein Dolores Krause.
(Die Eltern gaben ihr diesen Namen,
Weil sie Rosinen aus Cadiz bekamen.)
Die Kinder glichen dem stolzen Paare,
Sie waren keine gewöhnliche Ware;
Vom Auslandsdufte gleichsam betaut:
Joconda, Inez, Pedro, Maud,
Und er, der besonders den Eltern teuer:
Emanuelo Rodrigo Meyer.
Er ward — der Stolz der ganzen Sippe —
Generalkonsul von Schaumburg-Lippe! —
Nur einer paßte nicht in den Kram,
Er war seines Vaters stiller Gram.
Als „Henri" einst in die Welt gesetzt,
Hatte der Junge das nicht geschätzt
Und schamlos sich Heinrich Meyer genannt.
Dolores kam fast um den Verstand.
Ja, schließlich tat er den taktlosen Schritt
Und freite ein simples Lieschen Schmidt,
Die war aus Vegesack bei Bremen.
Die Eltern wollten zu Tode sich schämen.
Und als — wie das ja nicht zu vermeiden —
Drei niedliche Kinder beglückten die beiden,
Erlaubte er sich den dummen Witz
Und nannte sie Minchen, Linchen und Fritz.
Da hatten die guten Eltern genug,
Und sie gaben ihm brieflich ihren Fluch. —
So hat es noch immer schlecht geendet,
Wenn einer den Namen Meyer schändet.

(Fridericus.)

Kronprinz Friedrich am Geburtstagstisch.

Als der so schwer geprüfte spätere Kaiser Friedrich noch Kronprinz war, hatte er sich des öfteren darüber unzufrieden gezeigt, daß ein im Palais aufgestelltes Pianino für die musikalischen Vorträge, die darauf veranstaltet wurden, durchaus ungenügend war.

Sein früherer Lehrer Curtius hatte darüber dem Kommerzienrat Duysen, dem Inhaber der berühmten Klavierfabrik, berichtet.

Als nun der Geburtstag des Kronprinzen herannahte, ließ Herr Duysen das alte Pianino abholen, um es, wie er sagte, instandsetzen zu lassen. Am Geburtstage schickte er aber einen neuen Flügel ins Palais, begleitet von einem Glückwunschschreiben.

Der Kronprinz war darüber so sehr erfreut, daß er seinen alten Lehrer und Freund aus dem Bade holen ließ, um ihm seinen Dank für den Kommerzienrat zu übermitteln.

Der nun heute weit über 40 Jahre alte Flügel erfreut sich noch immer eines guten Befindens im Besitz der Hohenzollernfamilie.

Ein anderer, an die Kaiserin Auguste Viktoria gelieferter Flügel hat den Weg nach Doorn genommen, wo er heute die Einsamkeit des Ex-Kaisers durch seine klangvollen Töne vertreibt.

(Blätter der Singakademie.)



Herrenzimmer aus deutschem Nußbaum

Werkstätten Bernard Stadler A. G. / Paderborn

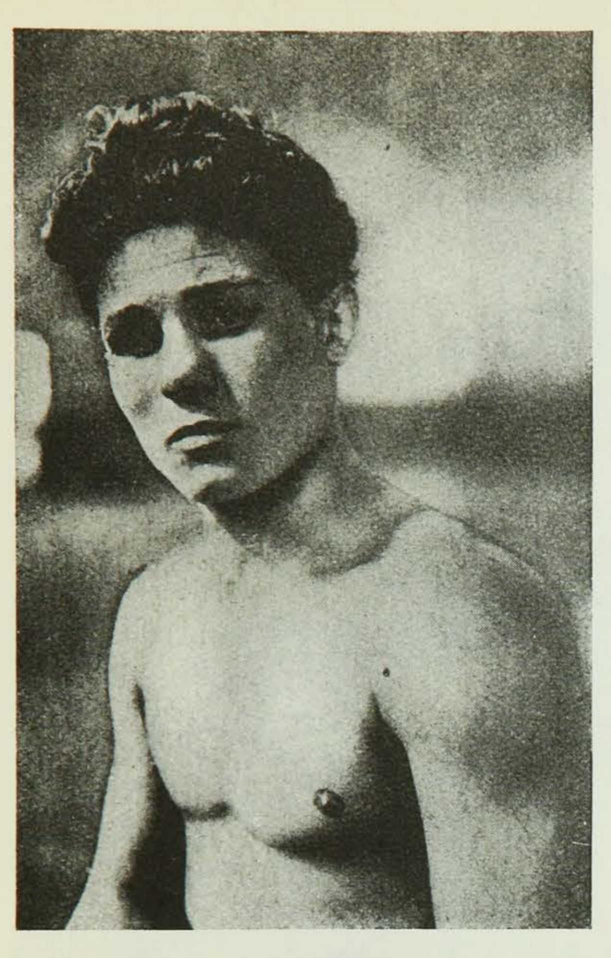
Wide World Photo

Len Power mit seinen Tierschauspielern



Wide World Photos

Hunderennen in Amerika



Der Boxer Mascart,
Europas bester Mittelgewichtsmeister



Photo Waléry

Die Lunapowska

Photo Waléry

Die Gertrude Hoffmann-Girls in der Moulin-Rouge-Revue


MAUXION
Schokoladen

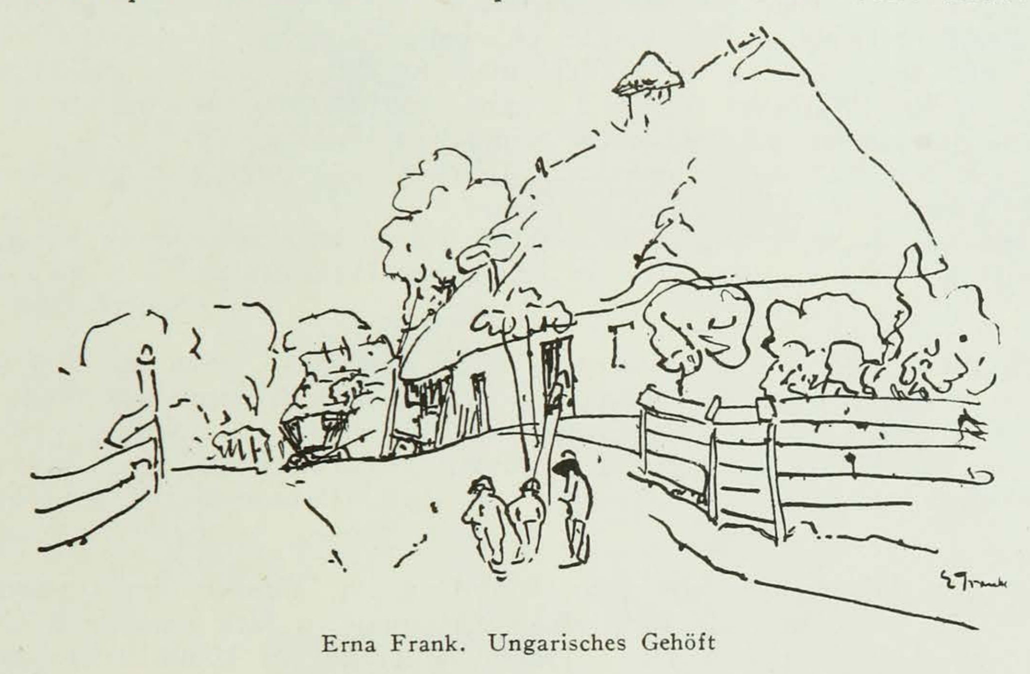
Comment ils travaillent.

Pour appeler l'inspiration, certains de nos écrivains ont recours à des procédés parfois curieux. L'assouvissement raisonné d'une manie, le contact d'un objet saugrenu, la contemplation d'un spectacle bizarre peuvent provoquer un échauffement de l'imagination, mettre en branle les moteurs d'une sensibilité rétive.

On sait que Rodenbach aimait à considérer son image dans le miroir, yeux miclos, jusqu'à ce qu'il n'en demeurat que les traits saillants, les pommettes, le front, et les trous des orbites, du nez, de la bouche: une tête de mort.

Oh! ce jeu du miroir où soi-même on s'annule.

André Gide, grand amateur du démoniaque dans l'art appellerait l'inspiration par un procédé similaire s'appliquant à fixer son propre visage dans une glace, jusqu'à ce qu'il apparaisse convenablement déformé, avec une allure générale assez diabolique. On raconte aussi que l'auteur de l'Immoraliste trouve une



Erna Frank. Ungarisches Gehöft

source d'excitation sûre, et ses plus secrètes jouissances dans la lecture du catéchisme, au chapitre «Des péchés».

Il suffit à Léon Werth de contempler les évolutions de ses fort beaux poissons rouges pour se sentir «en forme».

Que Paul Reboux agite au bout d'un fil, tel un pantin, un nègre hilare de carton, le voilà en verve. Pour Joseph Delteil, enfin, le spectacle sur son bureau d'une mappemonde qu'il fait tourner, d'un doigt distrait, alimente sa rêverie géographique et cosmogonique.

Pierre Mac Orlan recule toujours, mais pour mieux sauter:

«C'est au dernier moment, quand il n'y a plus moyen de se dérober, que je me mets à travailler. Alors, je numérote 250 pages blanches et je me dis avec énergie: «Tu ne mangeras, maintenant, que lorsque tu auras terminé.» Mais c'est dur... dur... Je travaille de préférence le soir, trois ou quatre heures par jour; mais c'est surtout dehors, en marchant, que je prépare mes livres; j'ai une très forte mémoire; je compose ainsi des pages entières que je n'ai plus qu'à recopier. Mais surtout je ne vais jamais à l'aventure, mes plans sont extrêmement précis et je sais d'avance que le chapitre VII par exemple n'aura que six pages. C'est au moment où j'ai l'air de m'abandonner que je me surveille le plus. Je n'avance qu'à coups de sonde sur le terrain de la divagation. Chez moi, le point de départ est toujours exact. Voyez les fusées. Vous ne les apercevez qu'en brillantes paraboles. Cherchez à vos pieds, vous découvrirez, fiché dans le sol, le piquet noirci d'où elles s'élancèrent.

Surtout, je ne dope jamais ma machine. Je n'ai jamais recours aux excitants; d'ailleurs, je n'y crois pas. Ecoutez cette histoire: Un soir, dans un café, près de la gare de l'Est, j'étais seul, j'avais bu quelque peu et la chaleur du vin, faute de s'évaporer en paroles, illuminait mes méninges. De géniales idées, d'heureuses inspirations me traversaient, je pris un crayon . .

Le lendemain, j'eus la curiosité de revoir mes élucubrations, j'avais noté des choses de cette force: «L'argent ne fait pas le bonheur . . . Rien ne sert de courir . . .»

L.-F. Rouquette, grand voyageur, est aussi un grand photographe. Il a rapporté de ses pérégrinations de multiples photographies. Le voici pêchant le phoque . . . Voici une flottille esquimaude venant à sa rencontre . . . Voici un iceberg . . .

Ses souvenirs photographiés deviennent son Egérie. L'auteur du grand silence blanc les dispose devant lui: des souvenirs se lèvent: L.-F. Rouquette écrit . . .

Valéry Larbaud possède une des plus belles collections de soldats de plomb qui soient. Il en tire un orgueil légitime. Et s'il est las, si l'inspiration se montre rebelle, l'Européen Valéry Larbaud manœuvre sur son bureau la plus mondiale des armées, minutieusement peinte à la loupe.

Maurice Rostand dit simplement: J'écris partout, sauf dans un cabinet de travail. J'écris beaucoup couché . . .

Maintenant, qui nous donnera le secret de Henry Bordeaux, ou, encore, le secret de M. Célestin Jonnart de l'Académie Francaise?

(Paris-Journal.)

Querschnittkinder. Vom „Stachelschwein" war schon die Rede; ein anderes Querschnittkind ist „Europa", der Almanach Einsteins und Westheims (Vater Querschnitt, Mutter l'Esprit nouveau), ein drittes die „Neue Schaubühne" (die Mutter ist Siegfried Jacobsohn), dann noch die „Selection" in Antwerpen und „L'Art vivant" in Paris (Herausgeber Florent Fels).

Das **Jack London**-Bild von John Heartfield im Märzheft des Querschnitt (hinter Seite 264) entstammt nicht einem Umschlag zu Jack Londons Büchern, sondern zu einer Broschüre über Jack London, die im Malik-Verlag herausgekommen ist. Die deutsche Ausgabe der Schriften Jack Londons erscheint dagegen im Gyldendal-Verlag zu Berlin, der die ausschließlichen Übersetzungsrechte ins Deutsche erworben hat.

Hamburg 14, den 9. Mai 24.

Firma Galerie Alfr. Flechtheim G. m. b. H., Berlin W 10.

Wir haben Interesse für Kunstblätter in den Größen 6×9 bis 18×24 cm und für Postkarten, die wir zum Konfektionieren benötigen. Die bevorzugten Sujets sind: Schöne Frauen- und Kinderköpfe, Genrebilder, Interieurs, Landschaften, Seestücke, Humoresken. Wir würden uns freuen, wenn Sie uns solche englischen Geschmacks anstellen können. Die äußerste Preisgrenze für 18×24 cm ist 15 Pfg. pro Stück, und da wir jährlich eine große Menge benötigen, bitten wir Sie, Ihre Preise alleräußerst zu stellen. Bitte senden Sie uns deshalb sofort Ihre Kollektion zur Ansicht, die Sie an die Firma Loewer & Co., Hamburg 19, Eimsbütteler Chaussee 87, zu unserer Verfügung richten wollen, oder benachrichtigen Sie bitte Ihren hiesigen Vertreter. Die eventuell nicht in Frage kommenden Nummern werden wir Ihnen franko zurücksenden.

Für prompte Erledigung im voraus bestens dankend, zeichnen wir

hochachtungsvoll

Boldemann, Rohleder & Co.
Hamburg-Freihafen.



Vertretungen an fast allen größeren Plätzen
des In- und Auslandes.

Dancing, Melody and Entertainment to be Striking Workers' Lot.

The "dancing striker" is the latest fashion in Montreal.

This morning, following an eruption in the suit, cloak and skirt working industry, 1,500 employes, threw down their tapes and thread, and many of them went to strike headquarters, where they were told, dancing instructors have been hired to teach them the latest steps, an orchestra will play selections and professional entertainers will amuse them.

'Dance while you strike' is the motto.

The strange and anomalous novelty was feverishly introduced this morning by the strike directors, fearful lest the striking community might lose its good-natured equanimity.

Fifteen hundred employes are involved in the strike and at 10 o'clock this morning 1,000 workers met at strike headquarters in the Auditorium Hall, Ontario street west.

About 200 pickets were assigned to watch the 100 factories in the city but they were given strict instructions to prevent violence and asked to obey police instructions.

Julius Hochman, international organizer of the union, leaves for Toronto to-night, and will return on Friday to open negotiations with any manufacturers desiring settlement.

MEN'S DEMAND.

The men are seeking recognition of the union, and establishment of the principle of collective bargaining; a minimum wage scale in the industry of 42 Doll. for cloak and dress cutters; 44 Doll. for pressers; 39 Doll. for under pressers; 30 Doll. for tailors; 44 Doll. for operators; 44 Doll. for finishers; and 16 Doll. for button sewers; and machinery for settlement of disputes including appointment of an impartial chairman.

A General Strike Committee was formed at the strikers meeting this morning, together with shop and other committees.

The General Strike Committee will meet each evening, hear reports of committees and draft the program for the next day.

Committees elected were — Settlement, J. Hochman; H. Chancer, T. Jacobs; Information, W. Wolkowe; Picket, F. Griffard, A. Piv, A. Haris, A. Waxman, A. Rudy; Law, J. Schubert, S. Taylor; Financial, J. Schubert, M. Kaiser, A. Eaton; Speaking, Hall and Entertainment, A. Felman, Miss Bernstein, S. Sanderwitz.

The Montreal Daily Star.
(Einges. von E. C. Herzberg, New York.)

Ein Nachtrag zum Büchmann: „Was dem einen sein Uhu ist, ist dem andern sein Querschnitt." (Prof. F. H. Ehmcke im Februarheft der Zeitschrift „Die Reklame".)

Gelegentlich der Einweihungsfeier des Bahnhofs in Neumünster.

Neumünster, seggt he
is en Flecken, seggt he
to en Stadt, seggt he
wullt nich reken, seggt he
mit de Boahn, seggt he
geit dat fix, seggt he
man kann knapp moi, seggt he
ut de Büx.

Eckernförde, seggt he
is en Stadt, seggt he
is nich veel, seggt he
is doch wat, seggt he
in Eckernförde, seggt he
fang se Bütt, seggt he
manchmal is he groot, seggt he
manchmal is he lütt.

Eingegangene Bücher*)

BÜCKEN: Der heroische Stil in der Oper. Kistner & Siegel, Leipzig.
MÖRNER, BIRGER: Tinara. Eugen Diederichs, Jena.
HAMBURGER MUSEUMSKUNDE. Ferdinand Hirt, Breslau.
ROLLAND, ROMAIN: Musiker von heute. Georg Müller, München.
STERNHEIM, KARL: Oscar Wilde. Sein Drama. Kiepenheuer, Potsdam.
MÜLLER, GEORG: Recht und Staat in unserer Dichtung. Ernst Letsch, Hannover.
AULARD: Politische Geschichte der französischen Revolution, 2 Bde. Duncker & Humblot, München.
ALMASOFF, BORIS: Rasputin und Rußland. Amalthea-Verlag, Zürich.
EBERTY, F.: Die Gestirne und die Weltgeschichte. J. M. Spaeth, Berlin.
HAGEMANN, KARL: Oscar Wilde, sein Leben und sein Werk. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
MUCH, HANS: Akbar, der Schatten Gottes auf Erden. Einhorn-Verlag, Dachau.
GREGOROVIUS, F.: Lucrezia Borgia. Allgemeine Verlagsanstalt, München.
PLESSNER, H.: Grenzen der Gemeinschaft. Cohen, Bonn.
AUSSENSEITER DER GESELLSCHAFT. Verlag Die Schmiede, Berlin. — *Trautner, Ed.: Der Mord am Polizeiagenten Blau. — Weiß, Ernst: Der Fall Vucobrancovics. — Döblin, Alfred: Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord. — Kisch, Egon Erwin: Der Fall des Generalstabschefs Redl.*
DELMAR, MAXIMILIAN: Französische Frauen. Ernst Günther, Freiburg i. Br.

*) Für die Auswahl der hier verzeichneten Bücher ist nicht immer deren Neuheit, sondern auch die Qualität maßgebend, wenn es sich um vergessene oder nicht genügend anerkannte Bücher handelt.

DER MENSCH MIT DEN 365 KRANKHEITEN

Wie viele Menschen gibt es doch, die jahraus jahrein kränklich sind, und die jeden Tag ihre besondere Krankheit haben. Heute leiden sie an Kopfschmerzen, morgen haben sie keinen Appetit, übermorgen klagen sie über Schlaflosigkeit usw.; kurz, ein solcher Mensch weiß nie recht, was ihm fehlt. Dieser Zustand ist weiter nichts als eine Folge der Nervosität, die heute noch viel zu oft vernachlässigt wird und die zu schweren, oft unheilbaren Nervenleiden führen kann.

Kopfschmerzen, Gliederreißen, Zuckungen, Rückenschmerzen, Gesichtsschmerzen, Schmerzen in Hals, Armen und Gelenken, Augenflimmern, Blutwallungen, Herzklopfen, Schlaflosigkeit, sehr lebhafte oder schwere Träume, Beklemmungen, Schwindelanfälle, Angstgefühle, übermäßige Empfindlichkeit gegen Geräusche, Reizbarkeit, Unruhe, Launenhaftigkeit, Versagen des Gedächtnisses, Klopfen in den Adern, Krämpfe (auch Lach-, Wein- und Gähnkrämpfe), Gefühl von Taubheit in den Gliedern, Zittern der Hände und Knie bei Erregung, blaue Ringe um die Augen, Ohrensausen, Impotenz, Schreckhaftigkeit, Neigung zu Trunksucht und anderen Ausschweifungen treten einzeln oder zusammen auf und sind sichere Zeichen, daß die Nerven angegriffen sind.

Nervenleiden sind Gehirn- oder Rückenmarkleiden, und sehr schwere Nervenleiden führen, wenn sie ihren Sitz im Gehirn haben, zu Geistesstörungen, zum unheilbaren Wahnsinn oder, wenn sie vom Rückenmark ausgehen, zu schweren Lähmungserscheinungen und in nicht allzu langer Zeit zum Tode.

Es ist uns nun gelungen, die *edelsten und sehr teuren Nervennährstoffe* in absoluter Reinheit zu gewinnen, und Dr. med. Robert Hahn & Co., Magdeburg In 156, bringt ein solches *Nerven-Nährpräparat* unter dem Namen „*Nervosin*" in den Handel. Dieses Präparat ist nicht identisch mit anderen, durch große Reklame angepriesenen, die irgendein Kunstprodukt von zweifelhafter Herkunft enthalten und außerdem meistens viel teurer sind. Hören Sie, wie es beurteilt wird:

Ich bin sehr zufrieden, fühle mich jetzt viel wohler, hauptsächlich der Schlaf ist viel besser geworden, ich schlafe jetzt fast jede Nacht ununterbrochen durch, was erst nicht der Fall war.. *Bruder, Justizwachtmeister*. ... daß ich mit Ihrem „Nervosin" sehr zufrieden bin, ich bin mein Nervenleiden Gott sei Dank los, wofür ich Ihnen sehr dankbar bin. ... Ich habe es schon vielen empfohlen und werde es auch weiter tun. *Val. Göring*. ... zu meiner Befriedigung kann ich Ihnen die freudige Mitteilung machen, daß ich mich wieder wohl und gesund fühle und wieder ein ganz anderer Mensch bin. Werde mich bemühen, Ihr „Nervosin" überall zu empfehlen, danke Ihnen nochmals nachträglich. *Fr. Fuchs*. ... und viele andere mehr.

Man verlange nur die *Zusendung einer kostenlosen Probe, diese erhält man sofort und außerdem ebenfalls ganz kostenlos, ein sehr interessantes Buch über das Nervensystem und seine Krankheiten, das auch sonst noch zahlreiche, für jeden Nervenleidenden wichtige Aufklärungen enthält.*

Diese menschenfreundliche Handlungsweise hat schon viel Nutzen gestiftet, und es gingen bereits unzählige Dankbriefe unaufgefordert bei Dr. med. Robert Hahn & Co., Magdeburg In 156 ein.

Schreiben Sie aber unbedingt heute noch, ehe Sie es vergessen und die Proben vielleicht vergriffen sind!

CHELTSCHIZKI: Netz des Glaubens. Einhorn-Verlag, Dachau.
CHRISTIANSEN, HANS: Was ist Wahrheit? Heinrich Staadt, Wiesbaden.
GUNDOLF, FRIEDRICH: Caesar, Geschichte seines Ruhms. Bondi, Berlin.
HENTIG: HANS v.: Über den Caesarenwahnsinn. J. F. Bergmann, München.
WALTHER, OTTO F.: Der Geist der Antike und die christliche Welt. Cohen, Bonn.
KLUCKHOHN: Die deutsche Romantik. Velhagen & Clasing, Bielefeld.
SCHELER, MAX: Schriften zur Soziologie. 3. Band: *Christentum und Gesellschaft.* Zweiter Teil: *Arbeits- und Berufsprobleme.* Der Neue Geist Verlag, Leipzig.
GRUHN, ALBERT: Der Schlüssel zur Mythologie. Selbstverlag.
KREUSCH, v.: Charakter und Schicksal. Verlag Kreusch, Berlin.
UNGER: Literaturgeschichte als Problemgeschichte. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin.
DÜHRING, EUGEN: Waffen, Kapital, Arbeit. O. R. Reisland, Leipzig.
PETERS, EMIL: Glückskräfte der Liebe. Volkskraft-Verlag, Konstanz.
LUDWIG, EMIL: Napoleon. Ernst Rowohlt, Berlin.
KOLBENHEYER: Die Bauhütte, Elemente einer Metaphysik der Gegenwart. Albert Langen, München.
LUCKA, EMIL: Urgut der Menschheit. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
JAHRBUCH DER CHARAKTEROLOGIE. Herausgegeben von Utitz. Pan-Verlag Rolf Heise, Berlin.
DIE WASA-BIBLIOTHEK. Friederichsen & Co., Hamburg.
WALDMANN, EMIL: Griechische Originale. E. A. Seemann, Leipzig.

H A U S E N S T E I N , W I L H E L M: *Das Werk des Vittore Carpaccio.* Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

F R I E D L Ä N D E R , M A X J.: *Die altniederländische Malerei.* Paul Cassirer, Berlin. Bd. I: *Die van Eyck und Petrus Christus.* Bd. II: *Roger van der Weyden und der Meister von Flémalle.*

G A U L , A U G U S T: *Alte Tierfabeln, mit Steinzeichnungen von August Gaul.* Paul Cassirer, Berlin.

F R I E D R I C H , C A S P A R D A V I D: *Bekenntnisse.* Klinckhardt & Biermann, Leipzig.

T A U T , B R U N O: *Die neue Wohnung.* Klinckhardt & Biermann, Leipzig.

P I N D E R , W I L H E L M: *Die deutsche Plastik des fünfzehnten Jahrhunderts.* Kurt Wolff, München.

P A Z A U R E K , G. E.: *Die Scherenkünstlerin Luise Duttenhofer.* Hermann Pfisterer, Stuttgart.

S L E V O G T , M A X: *Randzeichnungen zu Mozarts Zauberflöte.* Paul Cassirer, Berlin.

S T R Z Y G O W S K I , J O S.: *Studien zur Kunst des Ostens.* Avalun-Verlag, Hellerau.

B A R L A C H , E R N S T: *Goethes Walpurgisnacht mit 20 Holzschnitten.* Paul Cassirer, Berlin.

C O H N , W I L L I A M: *Buddha in der Kunst des Ostens.* Klinckhardt & Biermann, Leipzig.

R A V E , P. O.: *Rheinbilder der Romantik.* Marcan-Verlag, Köln.

D I E T Z , E R N S T: *Einführung in die Kunst des Ostens.* Avalun-Verlag, Hellerau.

I K O N E N *aus dem ehemaligen Museum Alexanders III. in St. Petersburg.* E. A. Seemann, Leipzig.







B a r o n e s s e L y C z i b u l k a

Meine Moden

Ein Album mit 15 entzückenden farbigen Reproduktionen von Originalen der Künstlerin in feinstem, farbigem Offset-Druck, zum Teil in Gold und Silber. Blätter von ganz besonderem Charme; für die Dame, die Modenkünstler und Menschen von Geschmack von eigenem Reiz

In vornehmer Bütten - Bild - Kartonage / Klein - Folio

Preis 5.– R.-M.

WOLF MUELLER / VERLAG / BERLIN SW 11


Selner Triple sec
Liköre Punsch
Wein-Brand
J. Selner Düsseldorf
Berlin

„Überflüssiges Fett“

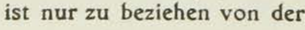
an
Nacken
Schulter
Brust
Leib
Hüften
Schenkel
Waden
Knöchel

Eine neue, einfache, unschädliche Kur entfernt überflüssiges Fett

von jeder gewünschten Stelle

Nur 5 Minuten tägl. anzuwenden

Tausende von Frauen haben nur an gewissen Stellen zu viel Fettansatz, während die Figur sonst ganz normal ist. Viele Frauen haben zu starke Hüften, viele nur einen zu starken Leib, andere zu plumpe Waden und dicke, höchst unschön wirkende Knöchel, obwohl der Körper sonst in Schönheit wohl geformt ist. Auch Sie können jetzt vielleicht, wie nie zuvor, an jeder gewünschten Stelle den lästigen Fettansatz beseitigen, und zwar durch die geniale Erfindung des **»Sascha-Reduzierers«**. Er ist so wunderbar leicht zu gebrauchen, nur 5 Minuten täglich, und wirkt doch so schnell. Das Prinzip, auf dem dies Wunder der Wissenschaft aufgebaut ist, ist so vollkommen natürlich, wie die Fettbildung selbst. Fett bildet sich, wenn die Blutzirkulation zu träge ist, es zu lösen und aus dem Körper hinauszubefördern, und wenn einmal vorhanden, wird durch diese Anhäufung die Blutzirkulation behindert. Der **»Sascha-Reduzierer«** bewirkt durch sanftes, aber durchdringendes Saugen eine natürliche Blutzirkulation in den fetten Partien, die rotierende Saugbehandlung löst das Fett und macht dessen Lösung dem Blute leichter, wodurch die Hinausbeförderung aus dem Körper leichter von statten geht. Gymnastische Uebungen haben dasselbe Prinzip, doch kann man damit nicht bestimmte Körperteile vom lästigen Fett befreien. Außerdem werden durch oft zu eifrige Uebungen das Herz und andere Organe angegriffen. Der **»Sascha-Reduzierer«** wirkt direkt an den gewünschten Partien. Nach Gebrauch haben Sie in diesem Teil eine warme, lebhafte Empfindung, und sofort merken Sie das Blut an der Arbeit, wie es auf natürlichem Wege das überflüssige Fett ausscheidet. **Diese kurze 5 Minutenbehandlung wirkt volle 2 Stunden nach.** Sie können selbst beobachten, wie bei der Anwendung des **»Sascha-Reduzierers«** Ihr Leib, Ihre Hüften, Brust, Schenkel oder Waden täglich schlanker werden. Eine bequemere Art, bestimmte lästige Fettstellen zu vermindern und dadurch Gesundheit und Schönheit wieder zu erlangen, gibt es nicht. **Zuviel Fett ist für die Gesundheit Gift, deshalb weg damit! Sie erhalten unweigerlich Ihr Geld zurück, wenn Sie keinen Erfolg haben. Der »Sascha-Reduzierer« kostet M 6.–,** (Nachnahmeversand) und ist nur zu beziehen von der





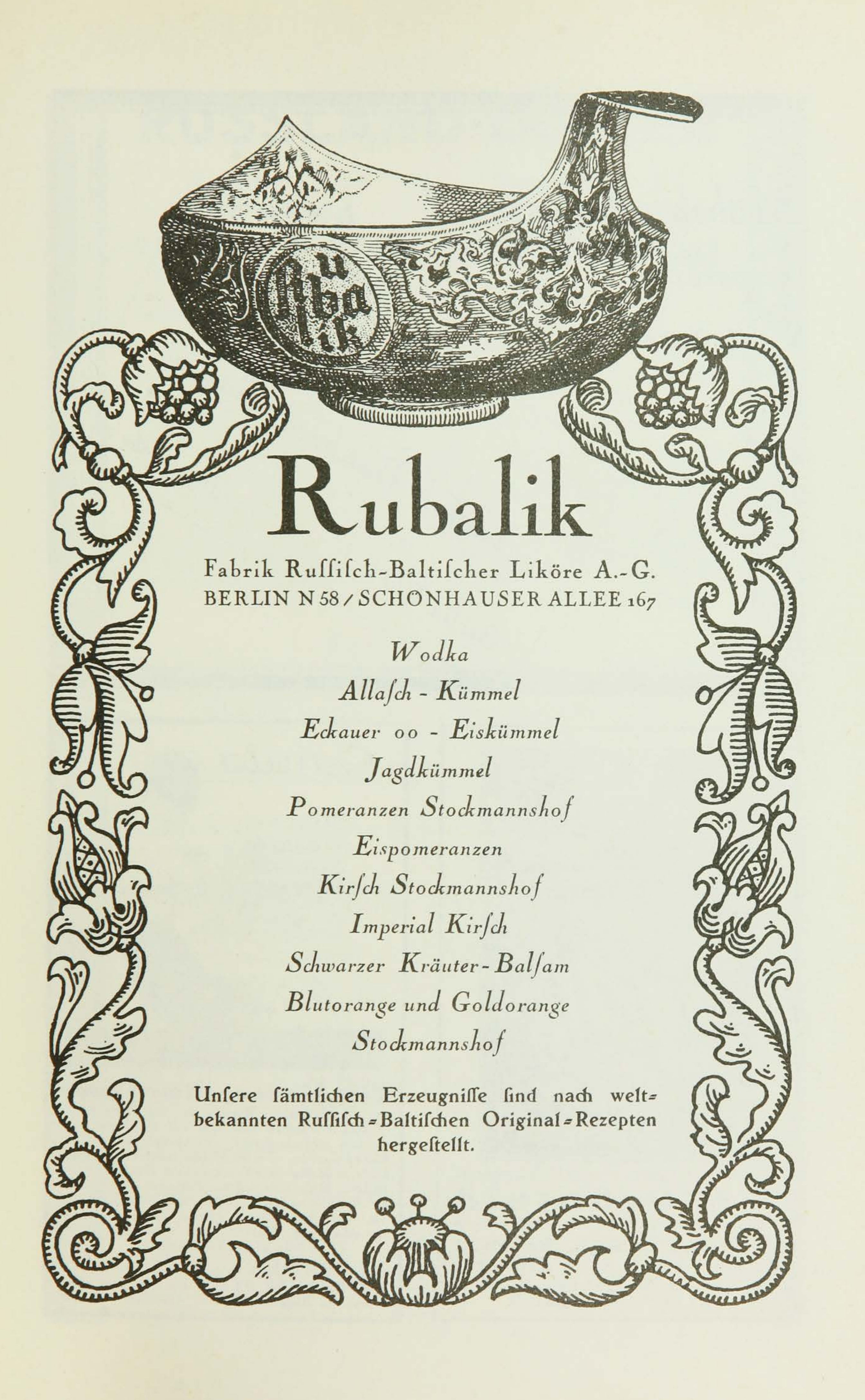
Fabrik medizin. Apparate

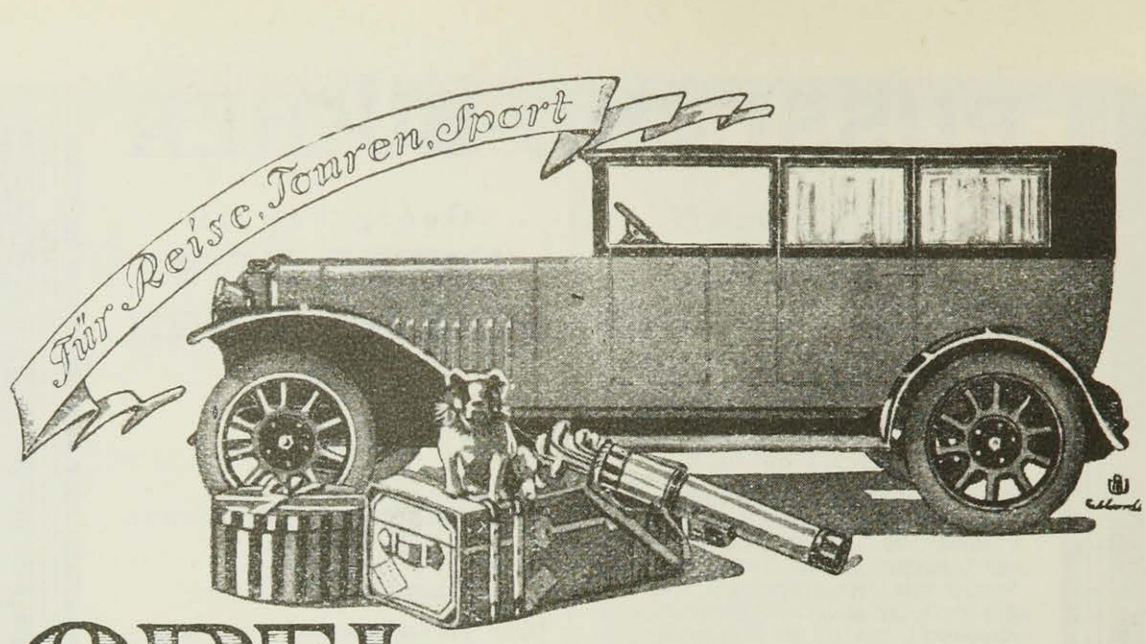
Dr. Ballowitz & Co.

Berlin W 35, Abt. 54



An die Firma **Dr. Ballowitz & Co.** **Berlin W 35, Abtg. 54** Senden Sie mir sofort unter Nachnahme des Betrages **1 Sascha-Reduzierer**	Name: .... Ort: .... Straße: .... (Recht deutlich schreiben).


Rubalik
Fabrik Russisch-Baltischer Liköre A.-G.
BERLIN N 58 / SCHÖNHAUSER ALLEE 167
Wodka
Allasch - Kümmel
Eckauer 00 - Eiskümmel
Jagdkümmel
Pomeranzen Stockmannshof
Eispomeranzen
Kirsch Stockmannshof
Imperial Kirsch
Schwarzer Kräuter-Balsam
Blutorange und Goldorange
Stockmannshof
Unsere sämtlichen Erzeugnisse sind nach weltbekannten Russisch-Baltischen Original-Rezepten hergestellt.


Für Reise, Touren, Sport

DER QUERSCHNITT

V. Jahrgang Heft 5

INHALTS-VERZEICHNIS

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

*

Das Bild auf dem Umschlag zeichnete Robert Genin

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Biesenthal i. d. Mark
In Österreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich. Ludwig Klinenberger, Wien

Jüdinnen. Die Ältere, die Mutter, hat einen ganz schwachen Schnurrbart, aber sonst ist sie eine recht hübsche Frau. Und die Tochter ist noch ein junges Mädchen, ein schwarzes, sehr angenehmes, biegsames junges Mädchen. Und sie hat ein leicht gekrümmtes Näschen. Inzwischen ging der Mond auf, und ich schaute mir die beiden aufmerksam an. Sie hatten nichts mit, nur die Mutter ein Säckchen und die Tochter etwas in einem Futteral.

„Lassen Sie uns bis zur nächsten Station mitfahren," sagten die Frauen. Und nannten dabei irgendeine Stadt. Ich stehe da wie zuvor und kratze mich auf der Brust. Die Kleine schien Aristarch gefallen zu haben. „Kriecht herein, kriecht nur herein!" rief er ihnen zu. „Bei uns riecht es nach Pferden, dafür aber fährt unser Salonwagen ohne jede Unterbrechung, und warm haben wir's auch!"

Er öffnete ihnen die Türe weit und ließ so die ganze Wärme hinaus. Da ging ich auf ihn zu und fragte: „Warum," fragte ich, „beschließest du die Sachen so eigenmächtig? Beschließe sie doch kollektiv!" Aristarch blinzelte mir zu: „Ihr werdet zufrieden sein! Widersprich mir nicht!" Und er zog die beiden Frauen selbst herauf, die Tochter mit Zartgefühl, der Mutter gab er nur einen Stoß, daß die Ärmste im Waggon zu Boden fiel... Ein Witzbold, der Aristarch!

Kaum hatten wir sie zu uns genommen, da kam ein Gymnasiast im weißen Uniformmantel, also noch ein Schüler, herbeigerannt. Ein sechzehnjähriger Junge, mit einem Sack auf dem Rücken. Er steckte die Hand in die Türspalte und ließ uns nicht schließen. „Er fahre nach Brot." Seine Mutter oder Schwester, daran erinnere ich mich heute nicht mehr, liege vor Hunger im Sterben. Und am ganzen Leib wie ein geschlagenes Weib zitternd, flehte er uns an: „Laßt mich herein!" Aber wir lachten nur über ihn, daß er sich so beeilt hatte!

Kaum hatten wir die Öfen zu heizen begonnen, so setzte sich der Zug auch schon in Bewegung. Im Feld wütete arges Unwetter, es schneite und pfiff, und von oben kam heller Mondschein; bei uns aber im Waggon war es herrlich. Nie im Leben hatte ich es so gemütlich gehabt wie in diesem Waggon. Und es war, als verwirre etwas die Seele, und mich erfüllte ein süßes Gefühl. Ich trat ans Fenster und dachte: Was für eine runde Fratze der Mond doch hat! Und wozu er, der Dumme, dort oben steckt und uns anstarrt! Und da erblickte ich plötzlich im Fenster hinter der Glasscheibe einen Arm in grauem Tuch, den des Gymnasiasten. Ich begriff sofort: der Junge hatte nicht zurückbleiben können, hatte den Fuß auf das Trittbrett gestellt und war so hängen geblieben. „Nun, uns schadet's ja nicht! Mag er hängen bleiben, zumal wir ihn jetzt gar nicht von dort fortjagen können"...

A. Grunenberg
Junger Russe

Ich hackte mit dem Säbel Holz. Aristarch trat der Älteren gleich seine Bank ab und setzte sich zu der Tochter auf den Holzstoß, schlug das Bein über und begann ein Gespräch — welchen Standes sie sei und aus welchen

Stadt sie stamme, wie sie heiße und was sie in dem Futteral habe, was für einen Gegenstand— kurz über alles fragte er sie aus. Das Fräulein war zuerst schüchtern und schaute immer wieder zur Mutter hinüber, allmählich aber vertraute sie sich Aristarch an. Sie öffnete das Futteral und holte eine Geige daraus hervor, die ihr ganz ähnlich sah, mager, mit einem höckrigen Näschen und schmal wie sie. „Sie spielen also?" fragte Aristarch und blinzelte dabei wie ein Kater. „Sehr schön hört sich z. B. so eine Romanze an. Auch bei uns zupft Petrow die Balalaika, allein es hat bei ihm gar keinen Klang, wie es bei unserer grauen Unbildung auch nur sein kann!" — „Weshalb denn Unbildung?" lachte das Fräulein. „Jetzt wird ja alles gut werden, allgemeine Schulbildung!" — „Aber nein," antwortete Aristarch, „euresgleichen liest Bücher, wir aber essen Gurken!" — Das Fräulein mit der Geige lachte nur und wischte sich mit dem Taschentüchlein das Näschen.

Nachdem Aristarch mit ihr ein freundliches Gespräch geführt hatte, ging er in das dunkle Pferdeabteil und rief auch uns dorthin.

„Wollen wir mit Zündhölzern losen," sagte er, „wer der erste sein soll?"

Und wir warfen vier Zündhölzer in die Mütze, und Iwan zog für Petrucha.

Denn Petrucha hatte sich inzwischen zu dem Fräulein hingesetzt, damit sie sich allein nicht langweile. Petrucha war nicht fähig, ein unterhaltendes Gespräch zu führen, und so bat er sie, sie möge auf ihrer Geige spielen. Und kaum hatten wir die Zündhölzer herausgenommen, ich hätte als erster an die Reihe kommen sollen, da hörten wir plötzlich einen Klang . . . Ich sprang hervor und blieb wie erstarrt stehen: das Fräulein spielte auf der Geige, den Blick zum Ofen auf die roten Kohlen gerichtet. Und der Klang war einfach rührend und drang uns in alle Glieder. Da setzte ich mich auf ein Holzstück nieder und dachte: warten wir ab, bis sie mit dem Spiel zu Ende ist. An Geduld haben wir uns ja seit unserer Kindheit gewöhnen müssen.

Ach, was sich uns da alles erschlossen hat! Denkt nur, Rosen blühten in ihren Augen, und noch etwas Angenehmeres und Schöneres war darin. Die Schnurrbärtige schnarchte schon, diese aber, die Junge, geigte immer hin und her. Ich saß wie ein geschältes Ei da, wagte nicht einmal eine Hand zu rühren, und arge Gewissensbisse quälten mich. Und diese Geige, ganz schmächtig, mit einem Finger konnte man sie zerdrücken, gab einen so wunderbaren Klang von sich!

Traurig wurde mir plötzlich ums Herz, beinahe wäre ich in Tränen ausgebrochen. Ich sprang von meinem Platz auf und stürzte zu Aristarch hin, und auch dieser stand da mit einem Gesicht, weiß wie der Schaum in einer geschüttelten Flasche. Wir fuhren gerade polternd über eine Brücke.

„Das spielt sie von mir . . .", flüsterte mir Aristarch zu, ich aber hörte ihn nicht und fühlte nur, wie auch mein Gesicht ganz verstört war. Plötzlich riß es mich zum Fenster hin. Ich trat an die Scheibe und sah die Eisenstange und keinen Arm mehr darauf . . .

So spielte sie uns den ganzen Weg bis zur nächsten Station ohne Ende vor. Mir freilich hat das am meisten leid getan . . . Und draußen wehte wahrhaftig ein sehr starker Wind. Durch alle Fugen hindurch traf er uns mit brennender Kälte. — —

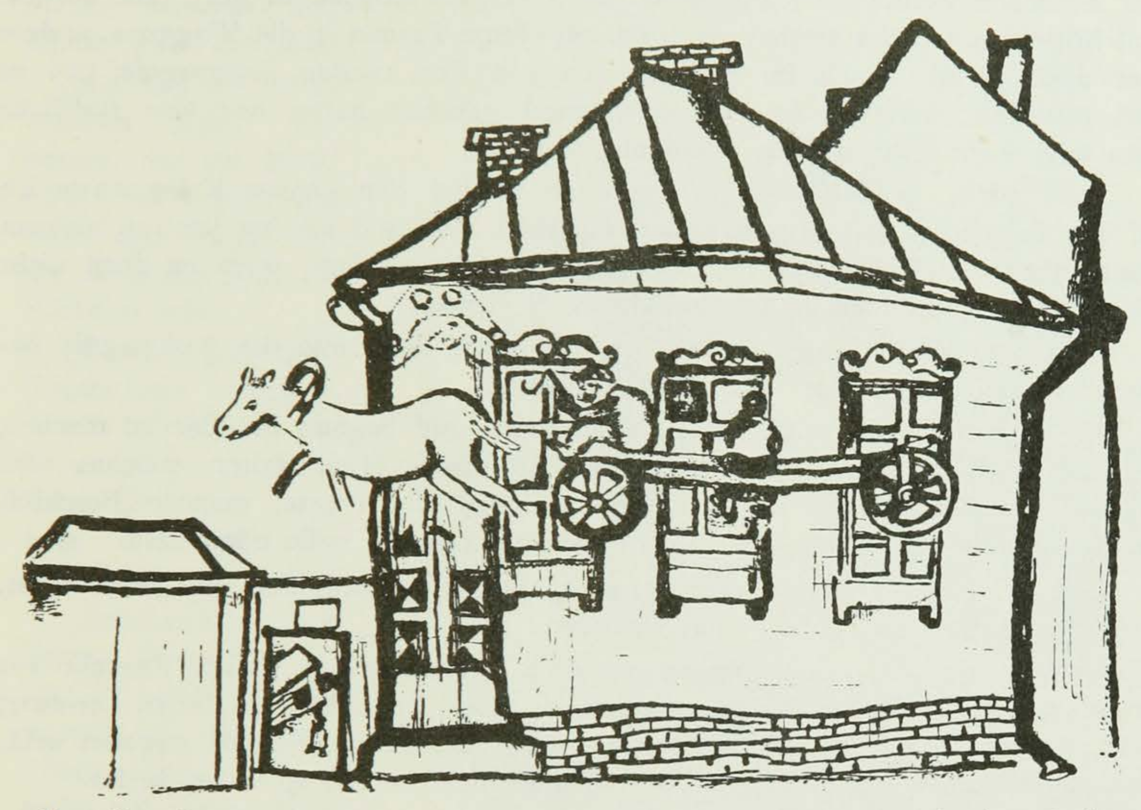
„Nur aus Schlauheit hat sie gespielt!" sagte Andrjuscha Podprjatow.

„Sie wollte uns demütigen", fügte selbst Pjotr hinzu.

„Der Junge ist wohl abgesprungen?“ fragte eine Weile später Prochor Stafejew.

„Ja . . . . abgesprungen!“ — — — warf Pjotr spöttisch hin, und seine Wangen zuckten ärgerlich.

Ein Nachtvogel schrie im Gebüsch am Rande des Waldes. Und auf den Ruf des Vogels zogen sich die Augenbrauen fester zusammen, und die Augen lernten auch das Unbedeutendste mit liebevoller Aufmerksamkeit betrachten.



Marc Chagall — Radierung (Verlag Paul Cassirer, Berlin)

2. *SALZ*

Von

J. BABELJ

Teurer Genosse Redakteur! Ich will Ihnen von den törichten Frauen schreiben, die uns schaden. Ich hoffe, daß Sie bei der Besichtigung der Bürgerfronten, über die Sie sich Notizen machten, die verstockte Station Fastow nicht ausgelassen haben, die siebenmal sieben Länder weit in unabsehbarer Ferne liegt. Ich bin selbstverständlich dort gewesen, habe Hausmacherbier getrunken. „Den Schnurrbart voll Schaum, in den Mund kommt's kaum.“ Von dieser oben erwähnten Station gibt es gar viel zu erzählen — aber wie es in unserem gemeinen Leben zu sagen Sitte ist — man muß manchen guten Brocken liegen lassen. — Darum werde ich Ihnen nur das beschreiben, was meine Augen selbst gesehen haben.

Vor sieben Tagen war eine stille, liebe Nacht, als unser glorreicher Zug der berittenen Armee, mit Soldaten beladen, stehen geblieben war. Wir alle waren von dem Wunsche entflammt, der gemeinsamen Sache zu helfen, und fuhren in der Richtung nach Berditschjew. Allein wir bemerkten, daß unser Zug sich immer noch nicht in Bewegung setzte, und die Soldaten begannen

zu zweifeln und beratschlagten, warum er denn hier so lange halte. Und wahrhaftig — es kam zu einer für die allgemeine Sache sehr großen Verzögerung — infolge der Spekulanten, unserer bösen Feinde, die auf den eisernen Dächern fuhren und von denen, wie man wußte, ein jeder mitunter bis fünf Pud Salz im Sacke mitführte. Aber nicht lange dauerte der Triumph der kapitalistischen Spekulanten. Die Initiative der Soldaten, die aus den Waggons herausgekrochen waren, gab den Eisenbahnern ihre geschwundene Autorität wieder zurück. Nur Personen weiblichen Geschlechts samt Gepäck blieben in der Nähe zurück. Voll Mitleid mit ihnen setzten die Soldaten einige Frauen in die Waggons, andere aber auch nicht. Auch in unserem Waggon der zweiten Kompagnie gab es zwei Mädchen, und als es zum zweitenmal geläutet hatte, trat eine stattliche Frau mit einem Kind an uns heran und sagte:

„Laßt mich, liebe Kasatschki, zu euch hinein; den ganzen Krieg warte ich auf den Bahnhöfen mit dem Säugling auf dem Arm und möchte jetzt zu meinem Mann, aber der Eisenbahn wegen kann ich nicht zu ihm; wäre es denn nicht möglich, dies durch euch, Kasatschki, zu erreichen?"

„Also gut, Frau," sage ich zu ihr, „je nach dem, was die Kompagnie beschließen wird, wird Euer Schicksal ausfallen."

Und da wandte ich mich an die Kompagnie und begann ihr klar zu machen, daß die stattliche Frau mit einem Kind zu ihrem Mann fahren möchte, und daß sich tatsächlich ein Kind bei ihr befinde, und fragte, welchen Beschluß die Kompagnie fassen wolle — ob man sie hereinlassen solle oder nicht.

„Laß sie herein," riefen meine Leute, „wenn sie erst bei uns gewesen ist, wird sie die Lust auf ihren Mann verlieren."

„Nein," sagte ich den Jungen ziemlich liebenswürdig, „allen Respekt vor dir, Kompagnie, aber es wundert mich, so eine Dummheit zu hören; erinnert euch an euer Leben, wie ihr noch als Kinder bei euren Müttern gewesen seid, denn sonst kann etwas geschehen, wovon man nicht einmal sprechen dürfte."

Und die Kasaken sprachen darüber, daß ich, Balmaschow, eine überzeugende Rede gehalten hätte, und ließen die Frau in den Waggon herein; sie kroch dankend herein. Und alle waren von der Wahrheit meiner Worte derart gerührt, daß sie die Frau zu sich hinsetzten und ihr um die Wette zuredeten:

„Setzen Sie sich, Frau, in den Winkel, seien Sie nett mit Ihrem Kind, wie es die Mütter tun, niemand wird Sie in Ihrem Winkel belästigen, und Sie werden unberührt zu Ihrem Mann kommen, wie Sie es sich wünschen, wir aber binden Ihnen aufs Gewissen, daß Sie Ihre Kinder als Ablösung für uns aufziehen, denn das Alte wird älter, und vom Jungen ist noch nicht viel zu sehen. Viel Unglück haben wir gehabt, im ordentlichen Militärdienst und dann später. Der Hunger hat uns bedrückt und die Kälte gebrannt. Sie aber können hier sitzen bleiben und brauchen sich keinerlei Sorgen zu machen . . ."

Und als es zum drittenmal geklingelt hatte, setzte sich der Zug in Bewegung. Und eine liebe Nacht breitete über uns ihr Zelt aus. Und in diesem Zelt gab es Sterne. Und die Soldaten erinnerten sich an die Nacht und den grünen Stern in Kubanj, ihrer Heimat. Und der Gedanke flog wie ein Vogel so rasch. Und die Räder lärmten und lärmten dahin . . .

Nach Verlauf einiger Zeit, als die Nacht von ihrem Posten abgelöst wurde, und die roten Trommler auf ihren roten Trommeln das Morgenrot zu spielen begannen, da traten die Kasaken an mich heran, denn sie sahen, daß ich schlaflos dasaß und furchtbar traurig war.

„Balmaschow," sagten die Kasaken zu mir, „weshalb sitzest du so traurig und schlaflos da?"

„Ich verbeuge mich tief vor euch, Soldaten, und bitte um die Erlaubnis, mit dieser Bürgerin einige Worte zu wechseln . . ."

Und am ganzen Leibe zitternd erhob ich mich von meiner Bank, die der Schlaf floh, wie der Wolf vor einer Schar wütender Hunde flieht, trat an die Frau heran, nahm ihr das Kind von den Armen, riß ihm die Windeln und alle Fetzen herunter und sah ein gutes Pud Salz.

„Ist das ein interessantes Kind, Genossen, das die Brust nicht verlangt, sich nicht naß macht und die Menschen nicht im Schlafen stört."

„Verzeiht mir, liebe Kasatschki," erwiderte sehr kaltblütig die Frau, „nicht ich habe euch betrogen, das böse Schicksal hat euch betrogen . . ."

„Balmaschow wird deinem bösen Schicksal verzeihen," antwortete ich der Frau, „Balmaschow ist es nicht viel wert. Dein böses Schicksal wird Balmaschow verkaufen, wie er es gekauft hat. Aber nun sieh hier die Kasaken, Frau, die dich als eine arbeitende Frau der Republik geschont haben. Schau diese zwei Mädchen an, die weinen, weil sie durch uns in dieser Nacht gelitten haben. Denk an unsere Frauen, in Kubanj, wo der Weizen gedeiht und die Frauen ohne Männer an ihrer eigenen Kraft vergehen, und an die Männer, die des bösen Schicksals wegen einsam sind und die sich an Mädchen, die ihnen begegnen, versündigen . . . Und dich hat man nicht angerührt, obwohl man nur solche wie du nehmen sollte. Schau auf Rußland, das im Schmerze erstickt . . ."


Rahel Szalit

Und sie antwortete mir darauf:

„Ich habe mein Salz verloren und fürchte mich vor der Wahrheit nicht, ihr denkt nicht an Rußland — ihr rettet die Juden — Lenin und Trotzkij . . ."

„Von den Juden ist jetzt nicht die Rede — du schlechte Bürgerin. Die Juden haben mit dieser Sache nichts zu schaffen. Übrigens von Lenin weiß ich nichts,

doch Trotzkij ist der mutige Sohn des Tambower Gouverneurs und ist, obzwar anderen Standes, für die arbeitende Klasse eingetreten. Wie man zu Zwangsarbeit Verurteilte befreit, ziehen uns Lenin und Trotzkij auf den freien Weg des Lebens hinaus — Sie aber, abscheuliche Bürgerin, sind mehr Konterrevolutionärin als jener weiße General, der mit dem scharfen Säbel uns auf seinem tausendfachen Roß bedroht ... Er, der General, ist ja überall zu erkennen, und der Arbeitende hat die schwere Sorge, ihn zu vernichten, aber Sie unglückliche Bürgerin, mit ihren interessanten Kindern, die keine Nahrung verlangen und sich nicht naß machen — Sie sind wie der Floh, nirgends zu sehen und dabei nagen sie, nagen und nagen ..."

Und ich bekenne — ich habe diese Bürgerin während der Fahrt aus dem Zuge auf eine Böschung geschmissen, aber sie war robust genug, sich dort aufzurichten, ihre Röcke zu schütteln und ihren schuftigen Weg weiterzugehen. Und als ich diese unverletzte Frau sah und das unbeschreibliche Rußland um sie herum und die Bauernfelder ohne Ähre und die entehrten Mädchen und meine Genossen, von denen viele an die Front fahren, aber nur wenige zurückkehren, da wollte ich aus dem Zug springen und mir oder ihr ein Ende machen. Die Kasaken aber hatten Mitleid mit mir und sagten:

„Töte sie mit dem Gewehr."

Und da nahm ich von der Wand das treue Gewehr und wusch diese Schmach hinweg vom Antlitz der Arbeitererde und der Republik.

Und wir Krieger der zweiten Kompagnie schwören Ihnen, teurer Genosse Redakteur, und euch, teure Genossen aus der Redaktion, daß wir auch künftighin gegen alle Verräter erbarmungslos vorgehen werden, die uns in das Grab ziehen, die den Fluß zurückfließen lassen wollen und Rußland mit Leichen und totem Gras bedecken möchten.

Für alle Krieger der zweiten Kompagnie — Nikita Balmaschow, Soldat der Revolution.

(Autorisierte Übersetzung von Dmitrij Umanskij)

DER WEG NACH RUSSLAND

Von

VICTOR SCHKLOWSKIJ

Man muß mit der Einreise beginnen.

Entweder kann man auf dem Landwege über Litauen und die anderen Randstaaten nach Moskau kommen oder auf dem Seewege über Leningrad. Der Landweg ist durchaus kümmerlich. Die Randstaaten gleichen kleinen Heringen, die man versehentlich auf eine große Fischschüssel legte. Dort zu Lande pflegt man die beste Butter Exportbutter zu nennen. Die Leute selber essen sie nicht. Doch im Innern des Landes haben sie ihre eigene Kultur. Aufgabe dieser Kultur ist, nicht an die russische Kultur zurückzudenken und ihr nicht zu gleichen. Es ist dies ein Schatten Rußlands, wie ein umgekehrter Handschuh. Dieser Schatten lernt eifrigst Französisch.

Fahren wir weiter! Ringsum Wald, nicht Exportwald, einfach Wald. Mitten im Walde — ein Holztor. Es ist sieben Jahre alt und ist tausendmal beschrieben worden. Auf dem Tor, das unter dem nicht exportierten lettischen Regen verwitterte, sind die Losungen der S. S. S. R. zu lesen. Dann kommt Sebesh.



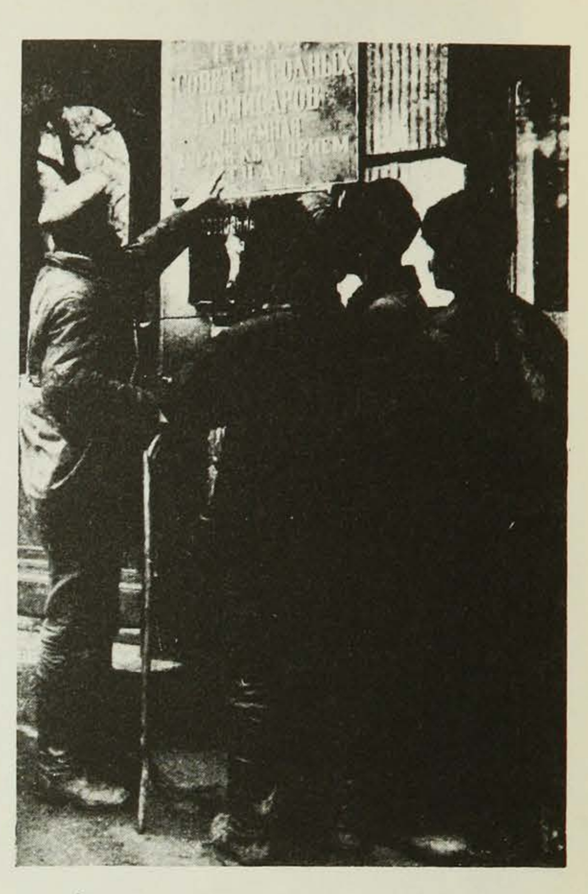
Photo R. F. M.

Der „Kollektive Mensch“. Konferenz der Bauarbeiter.



Russ-Photo

Straßenschuhmacher in Moskau



Analphabeten vor dem Büro des Rats der Volkskommissare

Photo R. F. M.

Lenin-Ecke im Gewerkschaftslesesaal



Continental Photo

Sinowjew



Continental Photo

Karl Radek

Photo R. F. M.

Kalinin spricht in Tula zu Eisenbahnarbeitern

Russ-Photo

Die Kremlkuppeln

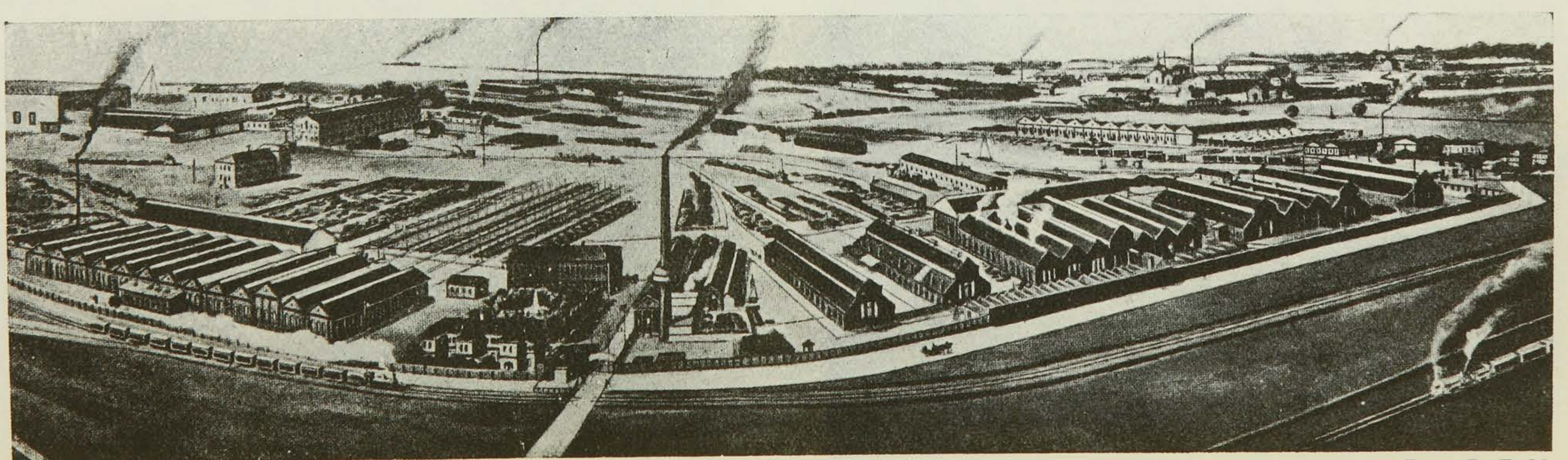


Photo R. F. M.

Die Marine-Werke Marti Badin am Schwarzen Meer

Man kann aber auch den Seeweg wählen. Die Möwen fliegen wie Titel einer illustrierten Wochenschrift hinter dem Dampfer her, flattern über seinem gesamten Inhalt von einer Seite zur andern. Sie (die Möwen) schreien blechern. Doch da sieht man im blaßblauen Himmel die hochgereckte Kuppel der Isaks-Kathedrale ragen, dann die Nadel der Admiralität; zuletzt kommt auch das flache Ufer geschwommen. Ich vergaß zu sagen: wenn es auch in diesem Jahr in Leningrad keinen Schnee gibt und wohl die Kraniche demnächst kommen werden, wird man trotz allem auf dem Eisbrecher durchs Eis gondeln müssen. Im Sommer ist „Piter" ganz anders. Das Marsfeld ist mit Bäumen bepflanzt, und auf den Straßen gähnen hier und da Löcher, vor die man alte Betten gestellt hat, damit die Passanten nicht hineinfallen (in die Löcher nämlich). Solche Löcher gibt es vor allem auf der Sergiewskaja. Das Hochwasser hat in „Piter" keine Panik hervorgerufen. Durch die noch leeren Straßen wandeln Professoren und unterhalten sich von Trottoir zu Trottoir. Hier werden Ereignisse geschätzt. Die Newa aber ist schon seit einem Jahr voll bis an den Rand. Die Stadt befaßt sich mit akademischem Leben, das ihre Häuser ziert. Ruhig steht sie da und kümmert sich nicht darum. Bei Hochwasser steigt die Flut erst durch die Kellerluken. Dies ist ein Vorstoß der Kundschafter. Dann stürmt sie zur Attacke vor und spült über die gußeisernen Geländer. Alsdann schwimmt das Holzpflaster obenauf. Die Leningrader, Kinder der großen Stadt, lieben solche Ereignisse. Die Revolution ist aus, und nun lieben sie das Hochwasser.

Obwohl mir der Sommergarten das Herz zerreißt, weil er durchsichtig geworden ist und die hundertjährigen Linden darin wie Kanalisationsrohre umherliegen, obwohl die Newa und der Schwanenkanal und alle Kanäle überhaupt die Brückenbogen unterspülen und verkürzen, weiß ich doch, daß die schönste Stadt der Welt leben wird.

Ich begann mit Moskau. Ich selber bin aber Leningrader. O meine Stadt, nicht in dir lebe ich. Dies alles nimmt auf die Schilderung Moskaus Bezug.

Habe ich Sie davon überzeugt, daß man über „Piter" nach Moskau fahren muß? So sind Sie denn in Moskau eingetroffen. Es ist nicht richtig, daß Moskau schmutzig ist; es ist staubig. Iswostschiks, Apfelverkäuferinnen, Straßenjungen, tausend Stände mit gereimten Plakaten, Kopfsteinpflaster. Wenn es regnet, zieht man in Moskau Galoschen an. So was in der Art von Gummipantoffeln. Diese Galoschen werden in der Fabrik hergestellt und sehen einer wie der andere aus. Ist man zu Besuch, so werden sie vertauscht. Dieses Spiel wird so lange fortgesetzt, bis alle entweder zwei linke oder zwei rechte Galoschen haben. Alsdann kommt der Frühling. Außerdem pflegt man in Moskau kurze Pelzjacken zu tragen; die sind besonders schön, wenn sie aus Kuhfellen hergestellt sind. Die Frauen tragen leichte Filzschuhe ohne Ledersohlen. Man nennt das „Boote". Sie in Westeuropa haben keine „Boote"; hab's selber gesehen, darum haben Ihre Damen im Winter auch Schnupfen. Weder in Moskau noch in Piter gibt es Regenschirme. Regnet es, so zieht man ein krauses Gesicht. Man trägt (nicht etwa: statt dessen) Lederjoppen. Rote Tücher um den Kopf geschlagen. Rote Krawatten.

Das sind die „Pioniere".

Pioniere.

Kinder von acht bis zwölf Jahren (nicht nur) marschieren unter Trommelwirbel, schlafen im Sommer am Herdfeuer, reichen einem nicht die Hand, verhalten sich zu Erwachsenen mit der herablassenden Verachtung junger Frösche zu älteren, ausgewachsenen Kaulquappen. Wäre ich nicht zweiunddreißig Jahre

alt, wollte ich mir persönlich den Schwanz abnagen, die Galoschen ausziehen und Pionier werden. Die kommunistischen Jugendbündler pflegen im Sommer barfuß zu laufen und Sport zu treiben. Im Lauf der letzten Jahre hat sich die Haltung der Menschen in S. S. S. R. und der Umfang ihrer Brustmuskeln stark verändert. Zum Besseren. Die kommunistischen Jugendbündler sind in der Fabrik zu Hause, sind auf der Straße zu Hause, sind im Stadion zu Hause, sind zu Hause nicht zu Hause.

Die Häuser sind in Moskau überfüllt und alle Räume durch Scherwände geteilt. Der Herd des Hauses ist in Moskau der Primuskocher. Die Speiseanstalten der „Volksernährung" (Narpit) kämpfen gegen den Primuskocher. Nur die „Pioniere" in Moskau haben schon gesiegt. Sie sind klein, doch nicht mehr Embryonen.

Was wäre noch zu sagen? Zeitschriften? Deren gibt es viele, und alle gehen vortrefflich. Die Filme sind schwach, das Publikum hingegen gut. Die Schriftsteller? Sie wissen nicht, was sie schreiben sollen. Meine Freunde sind im Auslande, verstreut in allen Ländern. Wir beherrschen unser Handwerk, wir verstehen zu schreiben: über Prostituierte, über Schriftsteller, über Afrika, ich persönlich kann aber nicht über Arbeitsgemeinschaften schreiben. Rußland ist zurzeit unbeschreiblich. Es ist nicht phototypisch.

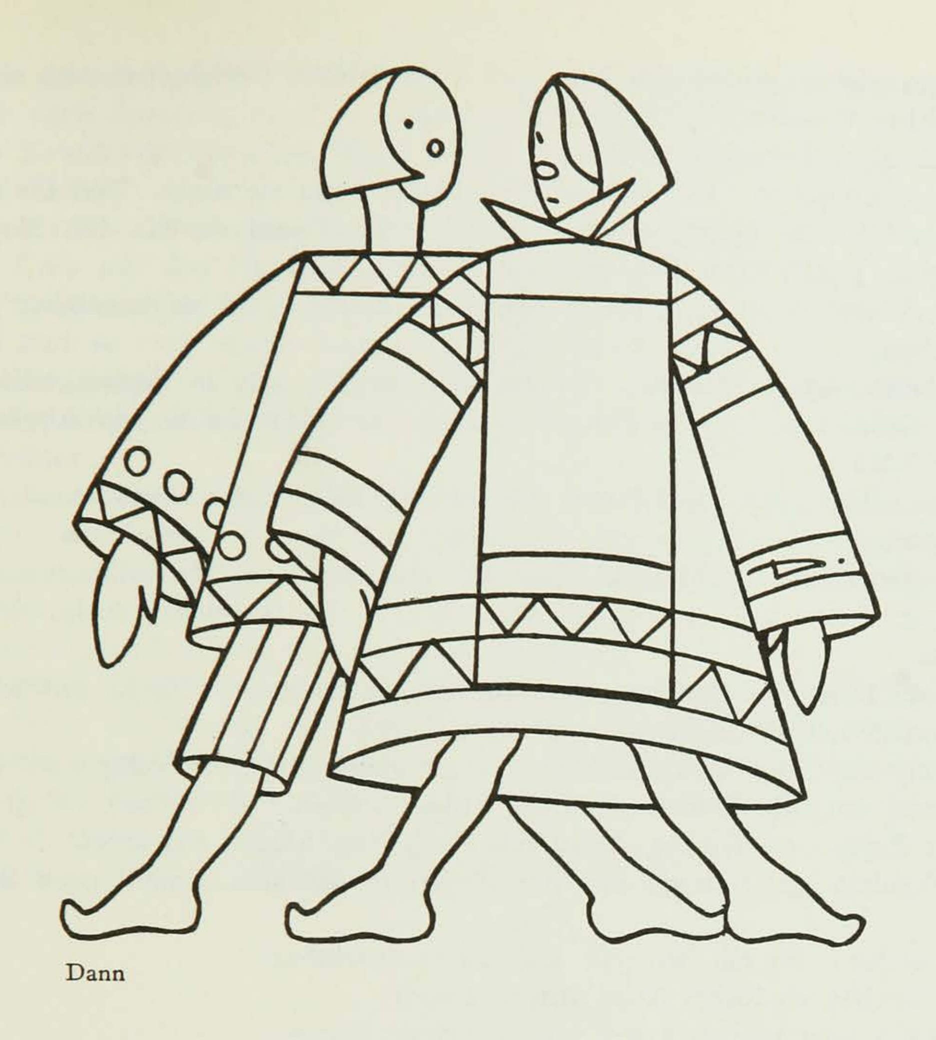
Leicht ist es, über die Revolution zu schreiben. Doch muß man ganz von neuem lernen, über Lebensformen zu schreiben, die allmählich heranreifen und sich in festen Schichten ansetzen.

Ich glaube, daß Moskau gesund ist. Früher glaubte man, es ginge nicht an, rotglühenden Stahl zu schleifen. Taylor hat aber bewiesen, daß Wolframstahl seine Härte auch bei höchster Erhitzung nicht verliert. Eine solche Entdeckung war auch die russische Revolution. Die Krawatten der „Pioniere" sind mit der Farbe dieser Gluthitze gefärbt.

Alles andere aber, was es sonst in europäischen Städten gibt, als z. B. Lichtreklamen, Droschken, Autobusse, (sogar) Prostituierte, Theater, gibt es auch in Moskau.



S. Moor — Sieg (Holzschnitt)


Dann

GOLDENE KINDHEIT

Aus den ersten Revolutionsjahren

Von

L. SEJFULINA

Es sind sechs.

Um 9 Uhr hat sie der Milizsoldat gebracht. Er wollte sie gegen Quittung abliefern, hat es aber nicht abwarten können. Hat ausgespuckt und ist weggegangen. Und da sitzen sie nun. Ihnen ist alles gleichgültig. Nicht zum erstenmal sind sie in diesem Vorraum. Jedes von ihnen ist schon einmal dagewesen. Jetzt hat man sie auf dem Trödelmarkt geholt und sie im Haufen hergebracht. Sie sitzen auf dem Fußboden.

Der Fußboden ist aus Stein und kalt. Von der Türe her zieht es. Aber hier ist es doch wärmer als auf der Straße. Warum soll man nicht dasitzen? Sie haben keine Eile. Kein Mensch wartet auf sie. Und hier kommt es auch vor, daß man mal ein Stück Brot bekommt. Die Unterhaltung ist geschäftlich — über die jeweilige Spezialität.

„Es ist besser, bei einer Frau zu stehlen" — sagt der zehnjährige Wanjka mit Bestimmtheit.

„Ach wo, besser! — Sie beginnt zu kreischen. Da läuft der ganze Markt zusammen", bemerkt der Kleinste in rauhem Baß.

Wie alt mag er sein? Acht? Zwölf?

Ein erloschener, weiser Blick in dem faustgroßen Gesichtchen und eine winzige gebückte Gestalt.

Wanjka gibt aber nicht nach.

„Laß sie kreischen. Die Hauptsache, hauen kann sie nicht. Und bis sie sich umdreht und in die Hände spuckt — ist man auf und davon. Ein Mann, der kann dir eins geben. Der haut mit Verstand."

— „Und mich hätte eine Dame beinah an Kindes Statt angenommen", prahlt das Mädchen.

Die blauen Augen glänzen. Es ist das einzige, was in diesem erdfarbenen schmalen Gesicht lebt. Sie glänzen immer. Vielleicht ist es ein Abglanz von erstarrten Tränen.

Wanjka schielt weg. Vor lauter Verachtung hält er den Kopf von dem Mädchen abgewandt.

„Ja, angenommen. Schau mal einer an. Hat etwa s i e dich so herausgeputzt?" Die nackten Beine gucken heraus, und vom Hemd ist nichts übrig als Nähte und Läuse.

„Ach, du Lümmel. Und was hast du denn selber an? — Es ist wirklich wahr, sie hätte mich beinah angenommen."

Gutmütig sagt der kleine Kostja — man nennt ihn die Frühgeburt —: „Sie lügt dir was vor, die Dame. Und du kannst warten. — — Fräulein, geben Sie mir Ihren Zigarettenstummel, damit ich einen Zug daraus tun kann."

Das Fräulein am Spiegel mit der Zigarette hat sich schnell nach ihm umgedreht.

„Du rauchst? So ein Knirps? Das ist ja furchtbar!"

Die Löckchen an ihrem Kopf zittern empört.

— „Wenn man raucht, kriegt man weniger Hunger." —

„Nein, ich gebe dir nichts, auf keinen Fall. Furchtbar! Furchtbar!" — Und sie läuft davon.

„Luder!" brummt Wanjka hinterher.

Die Unterhaltung versiegt.

Drei sitzen seit dem Morgen in einer Ecke stillschweigend da. Zwei Jungens in langen, zerrissenen Hemden ohne Hosen und ohne Schuhe. Der eine mit einer Soldatenmütze, der andere in einer Kappe und das Mädchen im Tuch. Ihre Schlitzaugen glänzen. Unbeweglich sitzen die Baschkirenkinder mit gekreuzten Beinen und schweigen.

Kostja schaut sie an.

„Ihr Mohammeds! — Man muß ihnen eine Nase drehen." Sie schweigen weiter. Der Hunger meldet sich. Es ist schon bald drei Uhr. Die Angestellten werden fortgehen. Es wird still werden im Kommissariat für Volksaufklärung. Und die sechs werden wieder auf die Straße kommen. Auf dem Bahnhof, in der Kaserne, bei Soldaten, die ein gutes Herz haben, vor den Kirchen, hinter Zäunen werden sie ein Nachtlager suchen. Zu essen werden sie vielleicht auch etwas bekommen. Vielleicht auch nicht.

Aus dem Korridor links kommt lärmend und weinend eine Frau. Ein erschrockenes dreijähriges Kind hält sie krampfhaft am Rock. Ein anderes Kind trägt sie im Arm.

„Was soll ich also tun? Soll ich sie erwürgen?" Und verzweifelt bewegt sie die von der Bürde freie Hand.

„Die ist aus unserer Gegend" — sagt Wanjka leise.

„Mutter hat auch so geheult."

„Hat geheult, geheult und ist gestorben, — aber es gibt solche wie die da, die sich noch immer quälen“ — sagt Kostja durch die Zähne.

Das Baschkirenmädelchen fängt plötzlich an zu weinen, laut, in langen, zerrissenen Tönen.

Aus der Kanzlei kommen Leute. Es wird voll und laut im Vorraum.

Die Frau mit den Kindern fängt wieder mit lautem Geschrei zu heulen an.

Die Aufräumefrau tritt an sie heran und sagt mitleidsvoll zu ihr:

„Es sind so viele, meine Liebe. So viele Kinder. Es ist wie eine Wolke, die sich hierherbewegt. — Und du auch, Mädelchen. Sei still, heule nicht.“

An der Wand klingelt das Telephon. Der Große mit der Brille spricht in den Trichter:

„Ja, Kommissariat für Volksaufklärung. Sie wollen Kinder herbringen? Es wird jetzt geschlossen. Bis morgen. Nun, irgendwohin. Sie sollen irgendwo übernachten. Morgen werden wir sehen. Ich kann nichts machen. Ja, bis morgen.“

Und zu den sechsen:

„Geht einstweilen fort. Kommt morgen wieder.“

Gehorsam erheben sie sich. Eines nach dem andern geht zur Tür.

Sie hören die Stimme der Aufräumefrau: „Heute hat man siebenundfünfzig in verschiedenen Orten untergebracht. Und morgen kommen wieder andere.“

Die kleine Baschkirin verstummt. Im Gehen schluchzt sie noch. — Laut fällt die Tür zu hinter den Kindern.

Morgen werden sie wiederkommen.



B. Erdman

MARCHE

de l'opéra

L'AMOUR DES TROIS ORANGES

Transcription pour piano par l'auteur

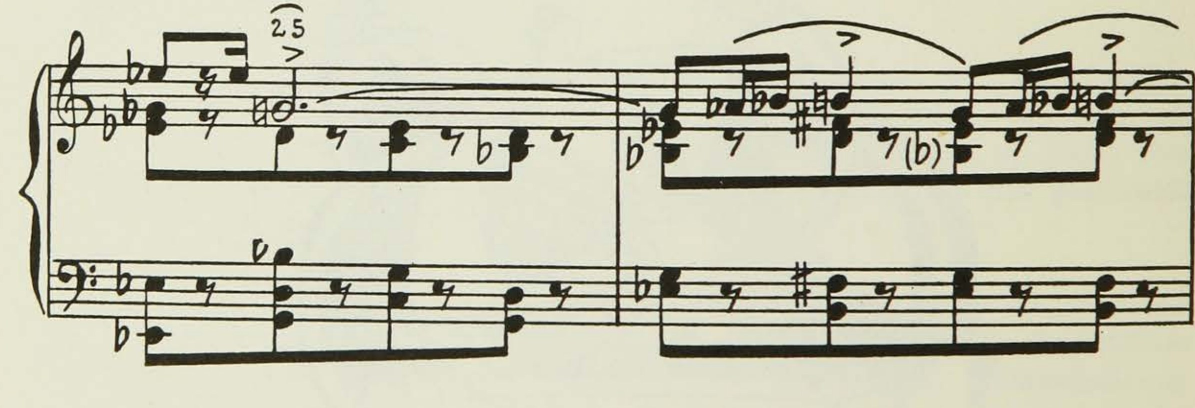
Serge Prokofieff, op 33

1919. Edited by F. H. Schneider

Tempo di Marcia

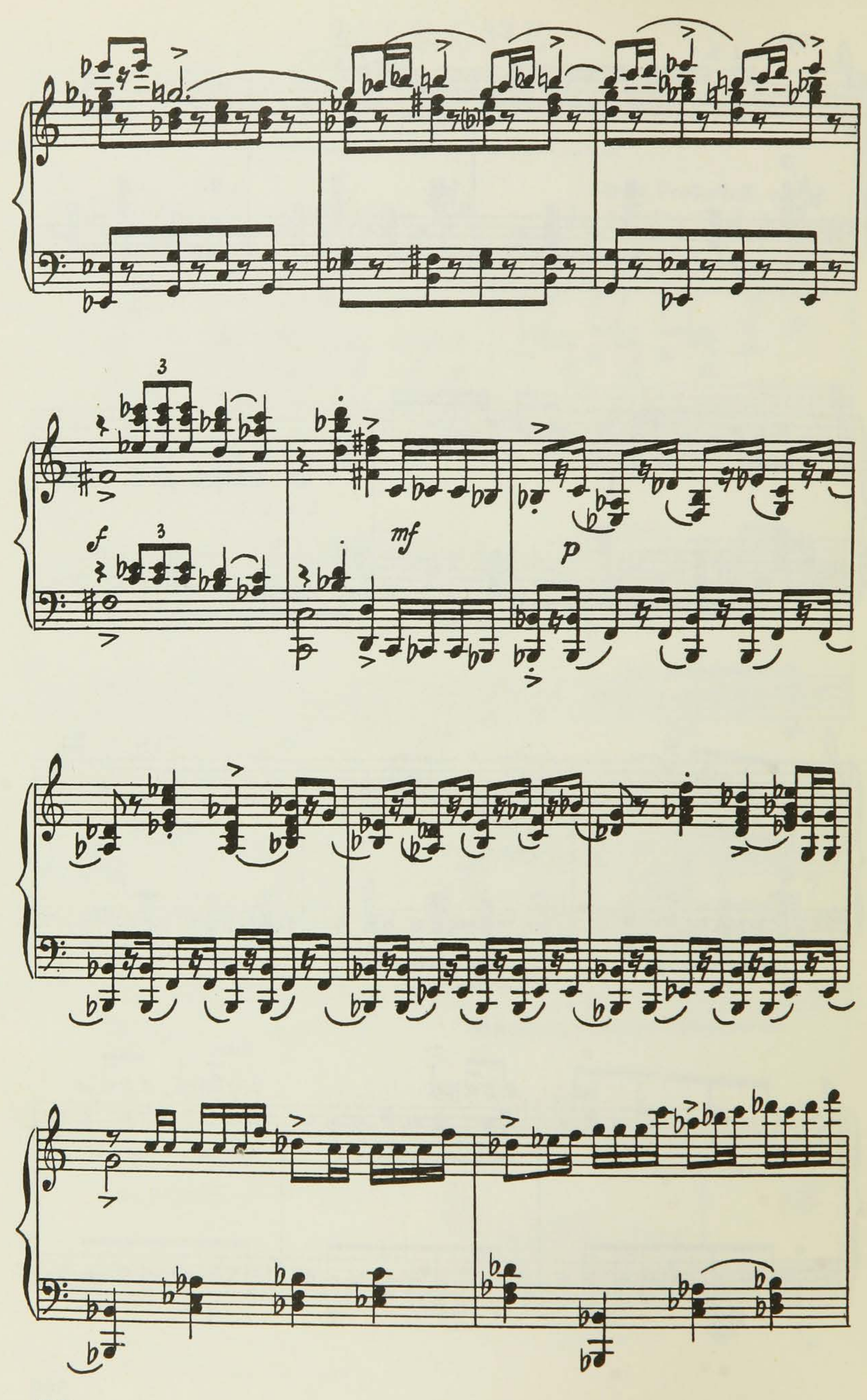









mp
2 1 2 1
3 3 3
p
f
2 1 2 1
cresc.
f


3
f
3
mf
p


cresc.
ff
8va
ff
ff
8
fff
8



Robert Genin

RUSSISCHES THEATER

1. THEATER IM WIRTSHAUS

In den geräuschvolleren belebten Straßen stechen die Schilder der Wirtshäuser weniger hervor; hier fallen mehr die glänzenden Aufschriften: „Restaurant", „Café", „Speisehaus" ins Auge. Abseits vom Zentrum dagegen, in der Nähe der Arbeiterviertel und der Vorstädte stößt man oft auf die in großen Buchstaben auf gelblich-grünem Hintergrund zu sehende Aufschrift: „Bierstube des Mosselprom".*)

*) Mosselprom, eine der Abkürzungen, wie sie in Sowjet-Rußland jetzt üblich sind, ist der Name einer großen staatlichen Institution des Moskauer Landwirtschaft- und Industrie-Verbandes, die viele Gebiete umfaßt.

Die Räume dieser Bierstuben sind durchaus nicht elegant, an den getünchten Wänden sind keinerlei Verzierungen angebracht außer lakonischen Aufschriften wie: „Trinkgeld entwürdigt den Menschen", „Betrunkenen wird nichts verabfolgt" usw. Die Gäste, die hier verkehren, stellen in bezug auf Einrichtung keine unbescheidenen Anforderungen. An den einfachen Holztischen sitzen nach einem arbeitsreichen Tag müde Arbeiter, kleine Angestellte, Durchreisende aus der Provinz, kurz, ein Publikum, das in die Bierstube geht, um auszuspannen, sich zu zerstreuen, bei einem Glase Bier zu plaudern und auf diese Art seinen Vorrat an Anregungen (Eindrücken) wieder aufzufüllen. Man muß in Rechnung ziehen, daß die Besucher der Bierstuben nicht zu der Klasse der fortgeschrittenen Arbeiter und Angestellten gehören (die in Klubs, in Vereinen usw. Zerstreuung finden). Der „Mosselprom" hat deshalb ein Bühnen-Unternehmen geschaffen, das Bierstuben und Speisehallen mit Unterhaltung versorgt. Diese Bühne dient Agitationszwecken.

So unwahrscheinlich das klingen mag, „Die blaue Bluse", das Bühnen-Unternehmen des „Mosselprom" leistet seine kulturelle Aufklärungsarbeit im Wirtshaus.

„Die blaue Bluse" macht auf den Besucher, der ein Theater kaum kennt und an Schaustellungen irgendwelcher Art nicht gewöhnt ist, den stärksten Eindruck durch die bunte Lustigkeit ihrer Darbietungen. Neue Späße und Lieder bleiben den Gästen lange in Erinnerung, und mit ihnen bleiben auch die neuen Ideen in ihrem Gedächtnis haften.

Aber wie jedes neue Unternehmen, so hat auch „Die blaue Bluse" bei ihrem Vordringen mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Spielplan der „blauen Bluse" muß immer hochaktuell und infolgedessen auch sehr reichhaltig sein, aber leider sind die Literaten nicht immer zur Stelle, die zu solcher Arbeit herangezogen werden könnten. Die Verfasser von Couplets und Revuen alten Stils aus den verschiedenen Varieté-Theatern und Music-Halls haben hierfür keine Eignung, sie können sich, soviel sie sich auch bemühen, nicht einstellen auf diese neue Art, es wird immer ein Rest des alten Café-Chantant merkbar bleiben. Die jungen Autoren mit proletarischer Ideologie, mit einem ganz richtigen Klassenempfinden hingegen beherrschen wieder die Bühnentechnik nicht genügend und sind nicht immer imstande, den geeigneten Stoff kurz und scharf genug zu verarbeiten. Dasselbe gilt auch von den Schauspielern. Die der alten Bühnen müssen auf der gegenwärtigen als unmöglich bezeichnet werden; ihre Durchschnittsleistungen, die auf den Geschmack der Masse angelegt waren und auf die ehemaligen kleinbürgerlich gerichteten Hörer angenehm wirkten, sind für die heutige Zeit absolut ungeeignet. So lastet die ganze Schauspieler-Arbeit auf den Schultern der ehrlichen und heißblütigen Jugend; selbstverständlich muß da wieder damit gerechnet werden, daß dieser Jugend oft die technische Erfahrung fehlt, aber diese Schwierigkeiten werden allmählich überwunden.

Die künstlerische Form der Darbietungen steht in engem Zusammenhang mit den Bedingungen, unter welchen sie in den Bierstuben zu Gehör gebracht werden können. Die Luft ist von Tabaksqualm und dem Dunst der Speisen durchtränkt und dick. Die Wände, in die sich die Bühne einfügt, meist in dunklem Ton gehalten, verlangen nach bunten Farben und nach Vereinfachung des Kostüms und des Schminkens. Die Gesichter müssen mit ihren klaren, scharf gezeichneten und typischen Zügen wie Masken wirken. Wie Plakatzeichnungen müssen sich die auftretenden Personen in ihren schlichten, buntfarbigen Kostümen dem Gedächtnis einprägen. Durch die rasche Aufeinanderfolge der Darbietungen und das Fehlen eines Vorhanges wird die Verwendung jeglicher Requisiten zur

Unmöglichkeit, ebenso wie auch der Wechsel von Dekorationen fortfallen muß. Eine originelle dekorative Einzelheit ist die Verwendung von Aufschriften, die nicht bloß dem Zweck der Erläuterung dienen, sondern auch in der Komposition des Bühnenbildes ihre Rolle zu spielen haben. Fast alle Darbietungen werden von Musik begleitet. Oft bedient man sich alter Melodien, nach denen die neuen Texte leichter im Gedächtnis haften bleiben, aber manchmal stößt man auch auf originelle neue Musik. „Die blaue Bluse" des „Mosselprom" umfaßt drei Arten von Vorführungen: Agitationsstücke aus dem politischen Leben, „Tschastuschki" (Couplets in volkstümlicher Art) aus dem Volksleben, und die Erzählungen des Conférenciers, die ebenfalls ähnliche Themen behandeln. „Die blaue Bluse" reagiert sofort auf jede aktuelle Frage. Jede Agitations-Kampagne zur Durchführung dieser oder jener Maßregel findet ihren Widerhall in dem Tätigkeitsfeld der „Blauen Bluse". Wird auf der Weltbühne die chinesische Frage aufgeworfen, so ergeht hier, irgendwo im Krasno-Prjesnenski-Bezirk oder im Sámoskworjétschie, in der Bierstube durch die Schauspieler der Aufruf: „Hände weg von China", und in leicht anschaulicher Form schließen sich Erläuterungen an.

Die in kurzen Theaterstücken berührten Fragen des inneren Volkslebens sind gleichfalls von großer Bedeutung: „Die Produktivität der Arbeit", „Die Gewerkschaft", „Die Ausrottung des Analphabetentums" usw. Mit einem Wort, es gibt kaum noch ein Thema von größerer oder geringerer Bedeutung, das „Die blaue Bluse" des „Mosselprom" nicht auf die Bühne gebracht hätte, und worüber nachzudenken sie ihren Besuchern nicht Veranlassung gegeben hätte.

Die Sowjets machen sich in ihrer aufbauenden Kulturarbeit die Technik der bürgerlichen Kultur zunutze, indem sie sie ihren Zwecken dienstbar machen. Das alte Café-Chantant, dessen Bestimmung es war, einem übersättigten Publikum als Nervenkitzel zu dienen, hat in Rußland ausgespielt; in der Bierstube, wo der Arbeitende ausspannt, findet er ein buntes, interessantes Theater voll ernsten Lebenssinnes, das ihn über alle Fragen der Gegenwart, die ihn beschäftigen, in anschaulicher Weise aufklärt. *(Deutsch von Ida Orloff.)*

2. AUFGABEN DER TAIROFF-BÜHNE

(Zur Inszenierung von Ostrowskijs „Gewitter" im Moskauer Kammertheater.)

Von

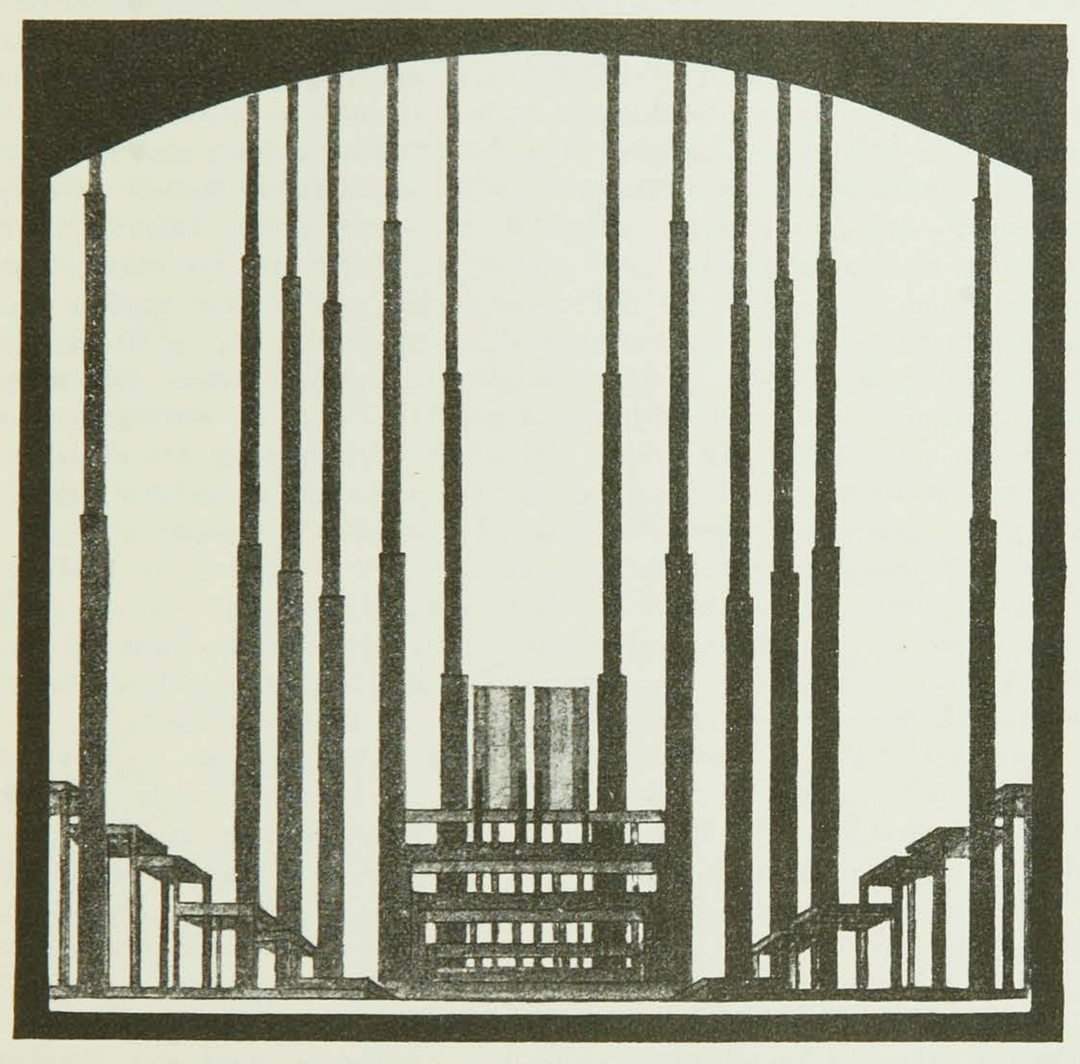
ALEXANDER TAIROFF

Mit der Aufführung von Ostrowskijs „Gewitter" hat das Moskauer Kammertheater die einmal eingeschlagene Linie, nämlich die Pflege der Tragödie, fortgeführt, und zwar mit einem Material, das infolge der eigenartigen Brechung der Tragödie in diesem Stück unseres besten russischen Dramatikers die größten Möglichkeiten für Grenzleistungen in der Gestaltung der emotionellen Probleme bietet, die augenblicklich das stärkste Interesse des Kammertheaters bilden.

Ostrowskij nannte dieses Werk Drama. Aber seiner Struktur und seinem Maßstabe nach trägt „Das Gewitter" die echten Elemente wirklicher Tragik in sich. Das sogenannte „Byt" (Milieu im materiellen wie im ideellen, im engeren wie auch im weitesten Sinne. Anm. des Übers.) wird im „Gewitter" wesentlich zum Schicksal. Doch es ist dies nicht das unsichtbare Schicksal der antiken griechischen Tragödie, es ist vielmehr ein reales, in den handelnden Personen des Stückes — hauptsächlich in den Gestalten des Dikoi und der Kabanicha — verkörpertes und beseeltes Schicksal.

Alle Personen im „Gewitter" leben und handeln in den Grenzen ihrer eigenen Auffassung von diesem „Byt" und ihrer Beziehung zu ihm.

Während die Kabanicha die Vernunft des „Byt" darstellt, bildet Dikoi sein Element; Boris und Tichon werden beide vom „Byt" erdrückt, wagen aber aus Furcht vor ihm nicht, es zu durchbrechen. Kudrjash und Warwára nehmen das „Byt" wie eine leere, aber unumgängliche Form hin, die sie tragen, wie ein fertig erhaltenes Kleid, solange dies ihre Handlungen nicht stört, werfen es aber in dem Augenblick ab, wo es beginnt, die Auswirkungen ihres Ichs zu hemmen. Kuligin



Stenberg: Dekorationsskizze zu B. Shaw, Die heilige Johanna im Moskauer Kammertheater. Regie: A. Tairoff

und Fjekluscha bilden eine eigenartige Durchbrechung der Prinzipien, die in das Fundament des Chores der Tragödie eingefügt sind. Und in dieser Mitte handelt und ringt Katarina, erkennt das „Byt" weder in seinem Wesen noch in seiner Form an, („jammert aber nicht") — und geht in diesem Ringen zugrunde.

Im „Gewitter" stoßen zwei dem russischen Leben und der russischen Kultur von jeher eigentümliche Elemente in hartem Kampfe aufeinander: „Ponisowaja Woljniza" und „Domostroi" *).

*) „Ponisowaja Woljniza" — die freie Lebensauffassung der Bewohner der Wolgagebiete. „Domostroi", deutsch: „Haushaltung", ein Werk der russischen Literatur des XVI. Jahrhunderts, das Anweisungen über die bürgerliche Moral der damaligen Zeit gibt, die in außerordentlich strengen und starren Formen, insbesondere beim Kaufmannsstand im Verhältnis zu den Familienmitgliedern, zu Angestellten, zu Geschäftsfreunden und zu anderen durchgeführt wurde.

Der Zusammenstoß dieser beiden Elemente ist der Kern und das Wesen der Tragödie, hieraus ergeben sich der Sinn und das Pathos des Kampfes und der Gestalt der Katarina, die durchaus nicht in jenem vielgerühmten „Mystizismus" zu suchen sind, der oft irrtümlich als die wesentliche Eigentümlichkeit der Katarina angenommen wird, jedoch tatsächlich nur das Erbe jenes „Byt" ist, dem sich Katarina ja gar nicht hingegeben hat.

„Das Gewitter" ist seiner Ganzheit, seinem Maßstabe, seiner Tiefe nach unzweifelhaft ein aus der russischen Dramaturgie einzigartig hervorragendes Werk.

Das Monolithhafte und die Vollkommenheit seiner Struktur sind organisch und unlösbar verknüpft mit seinem sprachlichen Ausdruck; die Sprache im „Gewitter" ist wie die Sprache im russischen Liede oder den Bylinen tatsächlich von einer Gestaltung, die durchaus jene volkstümliche Redensart rechtfertigt: „Am Lied kannst du kein Wörtchen streichen." Daher tritt neben anderen elementaren Aufgaben der Inszenierung das Problem der Sprache, ihrer Melodik und ihres Rhythmus in den Vordergrund. Hier ist eine ganz große Aufgabe durchzuführen, der als Quellenmaterial und wichtigstes Hilfsmittel das echte russische Lied mit seinem eigenartigen Rhythmus und seiner harmonischen Struktur dienen kann. Daher ist neuerdings als unumgängliches Studienelement die Beschäftigung mit dem russischen Liede in die Studien des Kammertheaters aufgenommen worden, und das Lied wird auch ein organischer Teil der Aufführung selbst werden. Im schauspielerischen Sinne ist an die Verkörperung der Gestalten im „Gewitter" in einer ganz bestimmten Art heranzutreten, in welcher neben der plastischen, musikalischen, sprachlichen und emotionalen Gestaltung noch jene spezifische Färbung gegeben werden muß, die allen Gestalten Ostrowskijs das „Sámoskwarétschje" *) gegeben hat. Und zwar ist dies nicht als die übliche „Milieu-Färbung" aufzufassen, sondern das „Byt" ist in diesem Falle vom Schauspieler als organisch-inneres Element der Gestalt *in diese* aufzunehmen und muß deren Auftreten einen durchaus eigentümlichen Klang verleihen.

In Anbetracht dessen, daß ich „Das Gewitter" als russische *Volks-Tragödie* betrachte, habe ich mich bemüht, für die äußere szenische Darstellung und für die Struktur des Bühnenraumes eine ebenso einfache, in Rhythmik und Plastik monumental-ausdrucksvolle Gestaltung zu finden, wie ihn — allerdings für einen anderen Entwurf — das hellenische Theater für seine Tragödien gefunden hatte. Das ist natürlich eine außerordentlich schwierige Aufgabe, aber der Gang der Arbeiten zeigt, daß wir auf dem Wege zu ihrer Lösung sind. All diesem entsprechend müssen auch die Kostüme für die handelnden Personen beschaffen sein. Einen wichtigen Teil der Aufführung wird das Tonelement bilden, das hier nicht erschöpft wird mit dem Klang der menschlichen Rede, wie z. B. in „Phädra". Das Klingen der Atmosphäre, ihre Tonschwingungen können nicht durch ein symphonisches Orchester oder eine Harmonika, sondern müssen durch die Eigenart der Orchestration der Phonetik zum Ausdruck gebracht werden.

---

*) „Sámoskwarétschje" — unverkennbares Genre von Personen, die dem jenseits des Moskwaflusses ansässigen Kaufmannsstande angehörten.



Näharbeit nach Skizzen russischer Bauern. Pariser Weltausstellung

3. DAS MOSKAUER KINDERTHEATER

Von

DR. FANNINA HALLE

Das Kino „Ars" auf der Twerskaja ist jedermann in Moskau bekannt. Ab sechs Uhr nachmittags erkennt man es schon allein an der großen Menschenmenge, die sich dort täglich vor dem Eingange staut. An manchen Tagen in der Woche öffnen sich aber seine Pforten schon um einige Stunden früher, und zwar für das darin gleichzeitig untergebrachte „Djetskij-Theater", das Kindertheater, eine der vielen Erfindungen des neuen Rußland. — Dann sind es allerdings nur kleine, oft ganz kleine Menschlein, Proletarierkinder, im Alter von etwa 4—14 Jahren, die da, ebenfalls in Scharen, zu ganzen sog. Arbeitsschulen, Jugendorganisationen, Horten usw. herbeigeströmt kommen, und den immerhin recht großen Saal mit seinen rings herumlaufenden Balkonreihen so sehr füllen, daß sie meist zu zweit auf einem Sitzplatze zu sehen sind.

Die allgemein hochgespannte Erwartung äußert sich vor allem in einem unbeschreiblichen Lärm. Zerknackte Sonnenblumenkörner, von denen jeder dieser Theaterbesucher, wie immer, seine Taschen ganz voll hat, laute Zurufe, Pfiffe, Schreie, Äpfel, Mützen fliegen in der Luft herum. — Ertönt aber auf einmal der Kommandoruf eines drei Käse hohen „Pioniers" oder „Komssomol's" — von der jugendlich-kommunistischen Rotgarde, mit rotem Tüchel um den Hals, als Abzeichen seiner Würde, — im Nu wird alles mäuschenstill. Doch nur für einen kurzen Augenblick. Im nächsten geht das Gebrüll von vorne wieder los.

Nun erscheint aber vor dem geschlossenen Bühnenvorhange die Gestalt eines sehr gütig aussehenden jungen Mannes. Es ist der pädagogische Leiter dieses Theaters, Ssergej Rosanoff, der seine Pappenheimer mustert, wie ein Freund, wie ihresgleichen anlächelt, und plötzlich mit ganz lauter Stimme ausruft: „Tische! Ruhe!"

Im Chorus, womöglich noch lauter, wiederholt das Auditorium: „Tische!" —

Rosanoff, im Takt, noch einmal: „Tische! Tische! Tische!" — —

Sämtliche Kinder: „Tische! Tische! Tische!"

Rosanoff, fortfahrend: „Jetzt aber hört zu! Erstens haben wir die Regel, daß man im geschlossenen Raum die Mützen abnehmen muß. Und zweitens darf man auf keinen Fall mehr ‚Tische' schreien, wenn das Licht an der Decke ausgelöscht ist. Vielmehr muß man da ganz, ganz still sitzen. — Verstanden?"

Alle auf einmal: „Verstanden!"

Rosanoff: „Was Ihr hier zu sehen bekommen werdet, ist eine italienische Erzählung, genannt ‚Pinocchio'. Und das bedeutet auf Italienisch ungefähr dasselbe wie Holzmännlein auf Russisch. Ja, wißt Ihr denn aber auch, wo Italien liegt? — Das liegt da, wo die Sonne zu Mittag steht, das heißt, vielleicht ganze sieben Tagereisen von hier entfernt. — Und in Italien, da essen die Leute Orangen statt Sonnenblumenkörner. Niemals Sonnenblumenkörner! Habt Ihr für diese Vorstellung nun auch Orangen mitgebracht? Nein? Da müßt Ihr schon auf jeden Fall jetzt die Sonnenblumenkörner, die ‚Podssolnjetschki', einstecken. Anders geht es nicht. — Und außerdem, — soll ich Euch den Inhalt von ‚Pinocchio' vorher erzählen? Ja?"

Das Publikum einstimmig: „Nein, nein, das ist nicht nötig!"

„Dann wollen wir aber alle zusammen anstatt des Glockenzeichens zu Beginn der Vorstellung eine ‚Rakete' loslassen, so wie ich sie Euch vormache: Eins! Zwei! Drei! — Und. noch einmal: Eins! Zwei! Drei!"

Das ganze Theaterpublikum folgt wie ein Mann begeistert dem Beispiele Rosanoffs, der nach allen Regeln der Kunst eine Kniebeuge macht und dann plötzlich wieder in die Luft schnellt.

Der Vorhang geht auf, die Vorstellung beginnt.

In „Pinochio", mit seinen baukastenähnlichen, oft nur auf's knappste angedeuteten Dekorationen und Vorgängen (an einer Stelle, z. B. zeigt sich in der Tür, die zur gefangenen Prinzessin führt, eine Riesenhand, die einen krummen Dolch hält), erscheint unter anderem ein italienisches Theater auf der Bühne, bei dem sich eine grotesk-ironische Pantomime abspielt. Die zuschauenden Kinder sind an den Vorgängen derart temperamentvoll beteiligt, daß sie immerfort versuchen, sich laut in die Handlung einzumischen, ihre große Überlegenheit diesem parodierten Leben, ja sogar der hier zur Schau tretenden Mechanik des Theaters gegenüber, zum Ausdruck zu bringen.

Als seine wichtigste Aufgabe betrachtet aber das von Frau Natalja Ssatz geschaffene und geleitete, und auch von seinen ausgezeichneten Schauspielern, im Bewußtsein ihrer großen Verantwortung, mit vorbildlich freudigem Ernst behandelte Kindertheater keinesfalls die bloße Unterhaltung der Kleinen. Vielmehr ihre möglichst vielseitige künstlerische Anregung und zeitgemäße soziale Erziehung, — sowohl mit Hilfe des Textes, wie auch mittels künstlerischer, anschaulicher (durch Dekorations- und Kostümentwürfe) Einführung in den Geist verschiedener Völker und Epochen. In diesem Sinne sind auch alle anderen darin aufgeführten Stücke abgefaßt (Bearbeitungen, und letzthin auch die speziell zu diesem Zwecke entstandenen Originalschöpfungen): „Tausend und eine Nacht", als gedrängte Komposition der arabischen Weisheitsmärchen, „Der Arbeiter Balda", in den Bahnen des russischen Volksschaffens, „Robin Hood", im Stil der mittelalterlichen Komödie, und „Hiawatha, der Führer der Irokesen", eine Bearbeitung der Heldenlieder der nordamerikanischen Indianer, ein Stück, zu dem der bekannte russische Komponist A. A. Schenschin die Musik verfaßt hat. Schenschin ist zugleich auch Orchester-Dirigent dieses eigen- und bisher wohl auch einzigartigen Theaters, bei dem alle Stücke ausnahmslos mit einer ihrem inneren und äußeren Charakter entsprechenden Musikbegleitung aufgeführt werden.

Die von Schenschin ins Leben gerufenen, für das gleiche Publikum speziell zusammengestellten sinfonischen Konzerte, die er einleitend erläutert, sind natürlich für die musikalische Entwicklung und Vertiefung dieser Kinder noch von weitaus höherer Bedeutung. Besonders für die blinden kleinen Zuhörer darunter, die konzentriertesten und rührendsten von allen. — Interessant ist die Behauptung Schenschins, daß dieses Kinderauditorium auf die Musik, auf seine Konzerte noch intensiver reagiere als auf die dargebotenen Theatervorstellungen.

Nun ist über die mannigfaltigsten Ausdrucksformen, in denen sich bei den Kindern die von ihrem Theater empfangenen künstlerischen Anregungen — in unzähligen, auch kritisch gehaltenen Briefen und Aufsätzen, Zeichnungen, Bildern, Plastiken, selbstgefertigten Bühnen, Kulissen usw. — geäußert haben, von der pädagogischen Leitung dieser Anstalt ein ungemein lebendiges, reichhaltiges, nach allen nur denkbaren Gesichtspunkten geordnetes Material zusammengetragen worden. Dazu gehören auch noch die vielen gewissenhaft aufgezeichneten Beobachtungen über Haltung, einzelne Äußerungen, Ausrufe, sogar über die Art des Schweigens der Kinder während der einzelnen Vorführungen. — Die Frage aber, ob bei diesem zukünftigen Rußland in künstlerischer Hinsicht das Auge oder das Ohr der sensitivere Teil bedeute, wird wohl trotz dieses komplizierten wissenschaftlichen Apparates kaum je entschieden werden.

Press-Photo-News-Service

Turandot, im III. Studio des Stanislawskischen Künstlerischen Theaters

Arbeitersänger beim Vortrag der „Tschastuschki"
(die neu entstandenen Volkslieder)

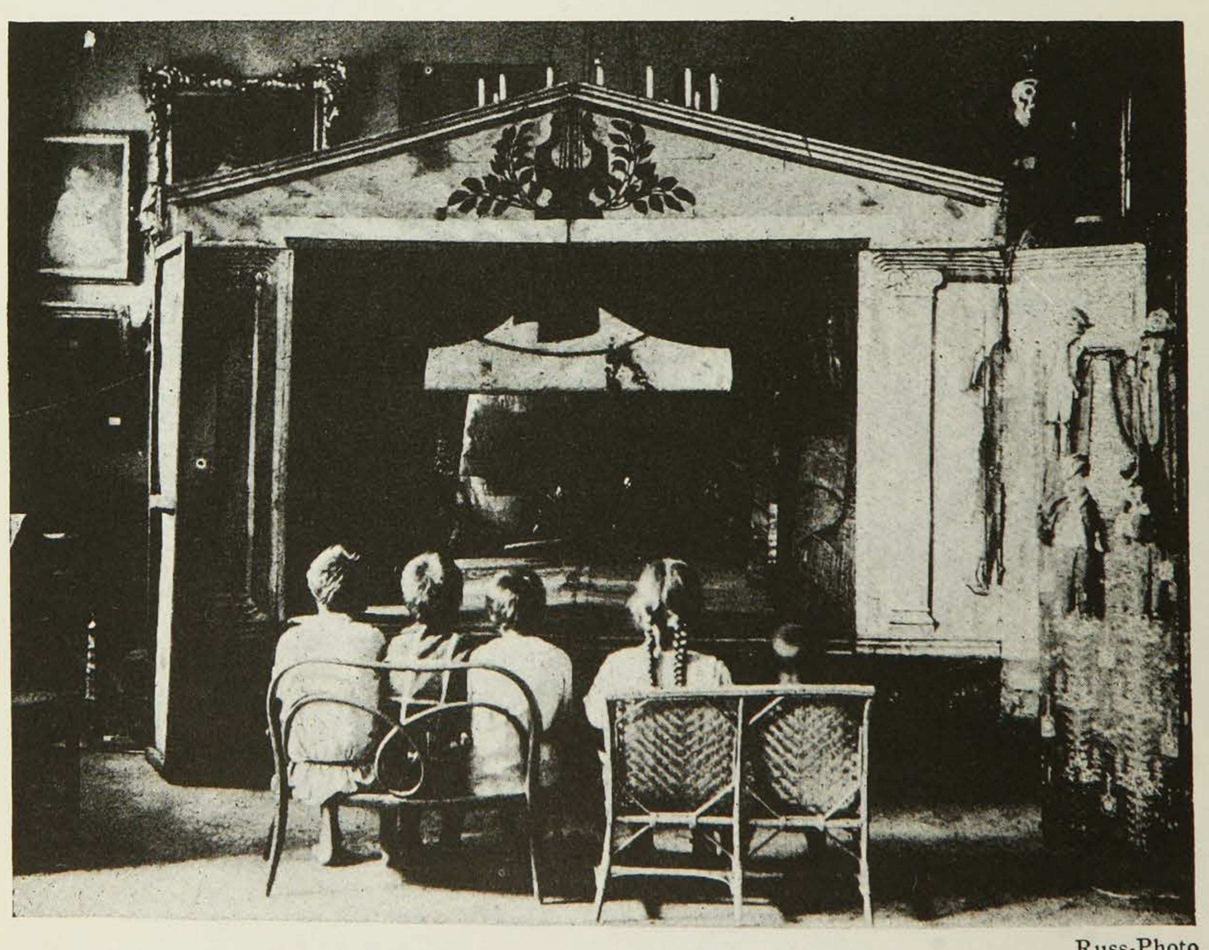


Russ-Photo

Lenins Frau

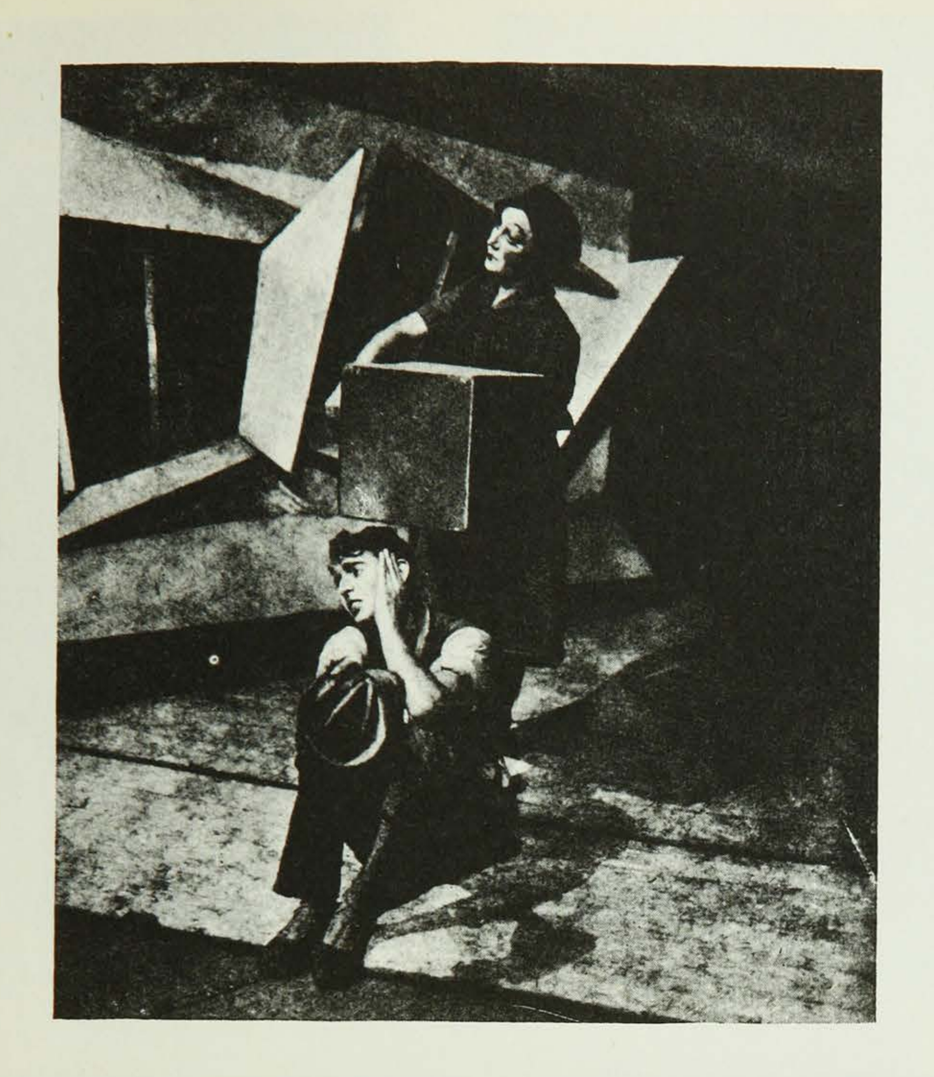


Natalie Satz,
Begründerin des Moskauer Kindertheaters



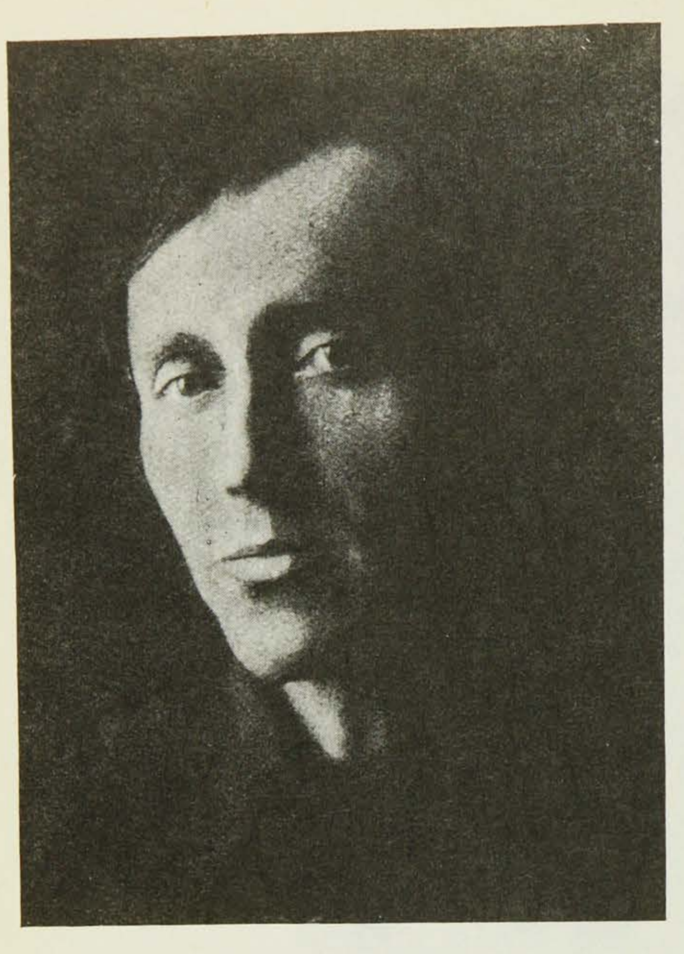
Russ-Photo

Kindertheater in Moskau

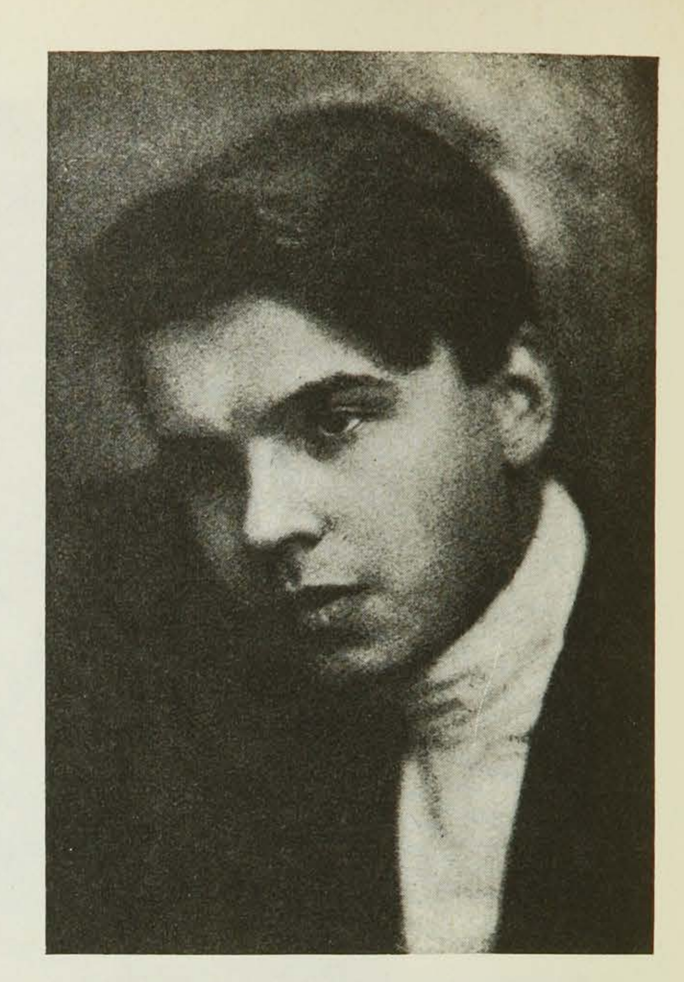


Press-Photo-News-Service

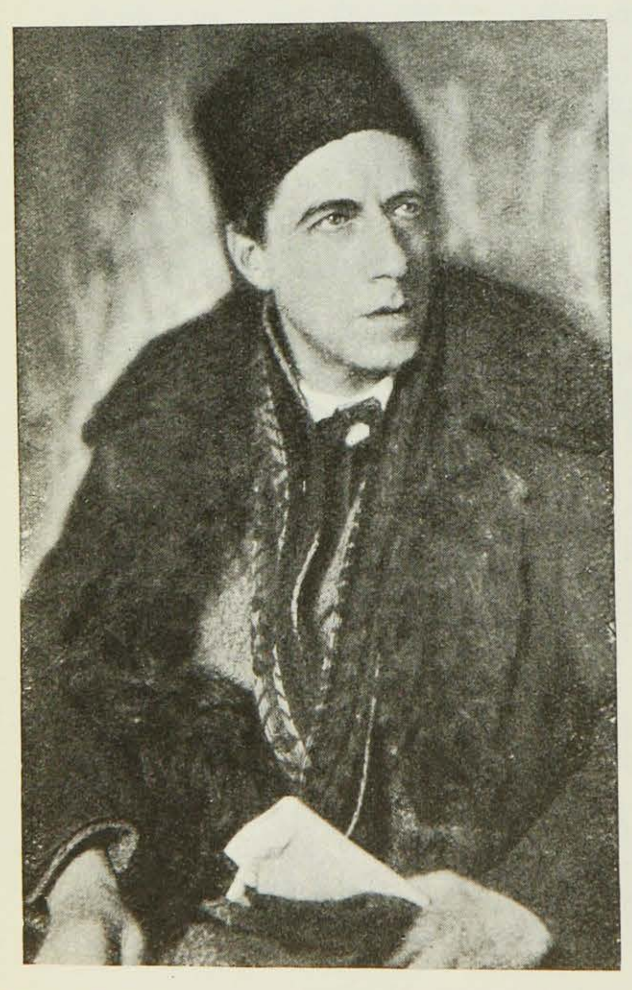
„200 000", Musikalisches Lustspiel nach Scholem Aleichem
Im Jüdischen Kammertheater in Moskau (Leiter Alexander Granowskij)



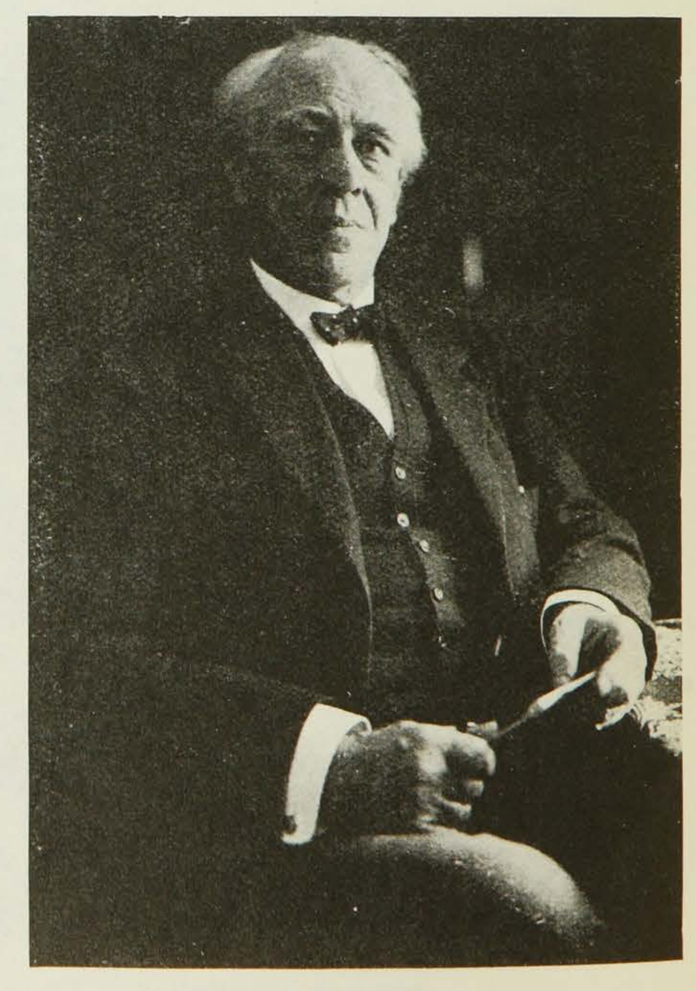
Der Dichter Nikolaj Jewrejnoff



Der Dichter Leonid Ljeonoff



Der Theaterintendant Wsjewolod Mejerhold



Der Leiter des Moskauer Künstlerischen Theaters K. S. Stanislawskij

UMMONTIERUNG

Von

W. ARDOFF

Der Direktor schlug mit der Hand auf die Kino-Zeitung. „Hier, Genosse Korkenzieher, das geht auch Sie an. Hören Sie ... ... Hier: ‚Alles in allem ist dieser bourgeoise Unsinn für ein Arbeiter-Auditorium absolut unbrauchbar. Es ist vollkommen unbegreiflich, warum unsere Kino-Organisationen für derartige Dinge Geld ausgeben ...' ‚Bourgeoiser Unsinn'. Natürlich wäre es besser, wenn wir an Stelle von hundert Kritiken hundert gute Negative bekämen. Unsere Kritiker sind ein schreckliches Volk. Richtige Gogs und Demagogs*). Trotzdem, Sie müssen sich in Ihrer Montierungs-Abteilung Mühe geben. Von Ihnen hängt vielerlei ab. Die Aufschriften, die Ideologie ... Das Repertoire-Kommissariat schläft nicht. Voriges Jahr ist durch Ihr Verschulden dieses ... na ..., dieses amerikanische Bombenstück ‚Der Revolverreiter' abgeschlachtet worden. Das erste Stück aus Amerika, und — da habt Ihr's! Und alles wegen Ihrer Montierung." (Zusammensetzung der Filmteile und Zwischentitel.)

„Was ist da zu machen, Genosse Direktor, ‚der erste Bissen geht immer daneben', sagt man."

„Das ist schon richtig, aber Sie müssen doch ..."

„Beruhigen Sie sich nur. Wenn's drauf und dran kommt, werden wir uns schon zusammennehmen. Ganz säuberlich werden wir die Bilder zurechtschneiden. Nur die pure Ideologie werden wir dalassen. Aufschrift-Ideologie, Aufschrift-Ideologie, Aufschrift-Ideologie."

„Na, dann sehen Sie mal zu."

*

In der Montierungs-Abteilung wurde also in aller Eile der Film „Die Milliardärs-Schönheit" fertiggestellt. Der Leiter trat mürrisch an den Aufschriftentisch heran.

„Na, wieviel haben Sie gemacht?"

„Ich schlage mich noch immer mit dem ersten Teil herum, Genosse Korkenzieher. Der Film ist ideologisch nicht zu bewältigen. Die erste Aufschrift z. B. ‚Die Tochter des Kohlenkönigs Mary Peem brachte ihre Flitterwochen in einem gemütlichen, im Walde gelegenen Nestchen zu'. Wir schreiben natürlich: ‚Ständiger Müßiggang auf Kosten der arbeitenden Massen war die Bestimmung der Tochter des Blutsaugers Peem'. Weiter: ‚Ihr Mann, der talentvolle Ingenieur John Blödsin'. Bei uns heißt es: ‚Der geschickte Schwindler, der sich an die Tochter des reichen Exploitators herangemacht hatte'. Aber hier, mit der nächsten Aufschrift können wir nicht fertig werden. Dem Film nach ist er ein ‚Graf'. Wir schreiben natürlich ‚Parasit'. Aber siehe da, fünf Meter weiter errettet er sie vom Tod. Das paßt doch wieder nicht zum Parasiten."

„Na, was ist denn dabei! Lassen Sie ihn doch zum Arbeiter werden."

„Ja, zum Arbeiter! Wenn er doch aber im Frack ist!"

„Na, er kann ja ein Arbeiter aus der Schneiderbranche sein. Den Frack hat er sich eben selbst genäht!"

---

*) Vergleiche das biblische „Gog und Magog" als Bezeichnung für die Feinde des Reiches Gottes.

„Einverstanden. Aber wieso ist er dann auf dem Ball beim Herzog?"

„Schreib, daß es eine Gewerkschafts-Versammlung ist."

„Gewerkschaft?! Mit Ballettratten und Chansonetten — eine Gewerkschaft?!"

„Schneide die Bilder einfach raus. Schreib: ‚während dieser Zeit' ..."

„‚Während dieser Zeit!' Die Chansonetten weichen aber keinen Schritt von diesem Schneider-Grafen! ..."

„Hol ihn der Teufel! Schreib: ...‚er hat sich von den Massen losgesagt' ..."

„Wieso ‚losgesagt?' Wenn er doch im zweiten Teil wieder Heldentaten vollführt!"

„Na, dann hat er eben wieder den Kontakt gefunden, hat sich mit den Massen wieder vereint. Dann geht's ja!"

„Aber die Heldentat spielt ja wieder im Café-Chantant. Er rettet sie aus den Flammen. Das Café-Chantant brennt, und er schleppt sie heraus."

„Scher dich fort, was willlst du eigentlich von mir? Schneide es weg und basta. Kürzen, kürzen!!"

„Ach, wenn man uns hier nur nicht ‚kürzt' ... — Und dann auch, was soll das Publikum dann noch davon verstehen?"

„Na, das soll ich auch noch wissen?!"

DAS VERBRECHEN DER PELAGEJA ORLOFF

Von

A. SORITSCH

Am 24. März 1924 stellten der Vorsitzende des Miloslawer Kreissowjets (im Gouvernement Wologda) und sein Sekretär eine Kontrolle über die Abschaffung des Analphabetentums in ihrem Bezirk an und entdeckten zwanzig Bürger, die „ihre Kurse, trotz einer ganzen Reihe von Erlassen, nicht besuchten. Sie gehen einfach nicht hin."

Es wurde dekretiert, das Übel von Grund aus zu beseitigen, und beschlossen, das Unkraut, das die Bildungsgefilde des ihnen anvertrauten Bezirks verunglimpfte, mit der Wurzel auszurotten.

„Ich, der Vorsitzende, und ich, der Sekretär, haben beschlossen, die Verstockten und der Regierung sich Widersetzenden dem Gerichte auszuliefern."

Die Untersuchung beginnt am 26. März, da das Volksgericht die Liste der widerspenstigen Bürger erhält, um die Frage der Gerichtsbarkeit zu entscheiden. Der Richter setzt auf die Liste den Beschluß: „Zur Klärung des Prozesses ist durch persönliche Vernehmung das Alter der Beschuldigten festzustellen."

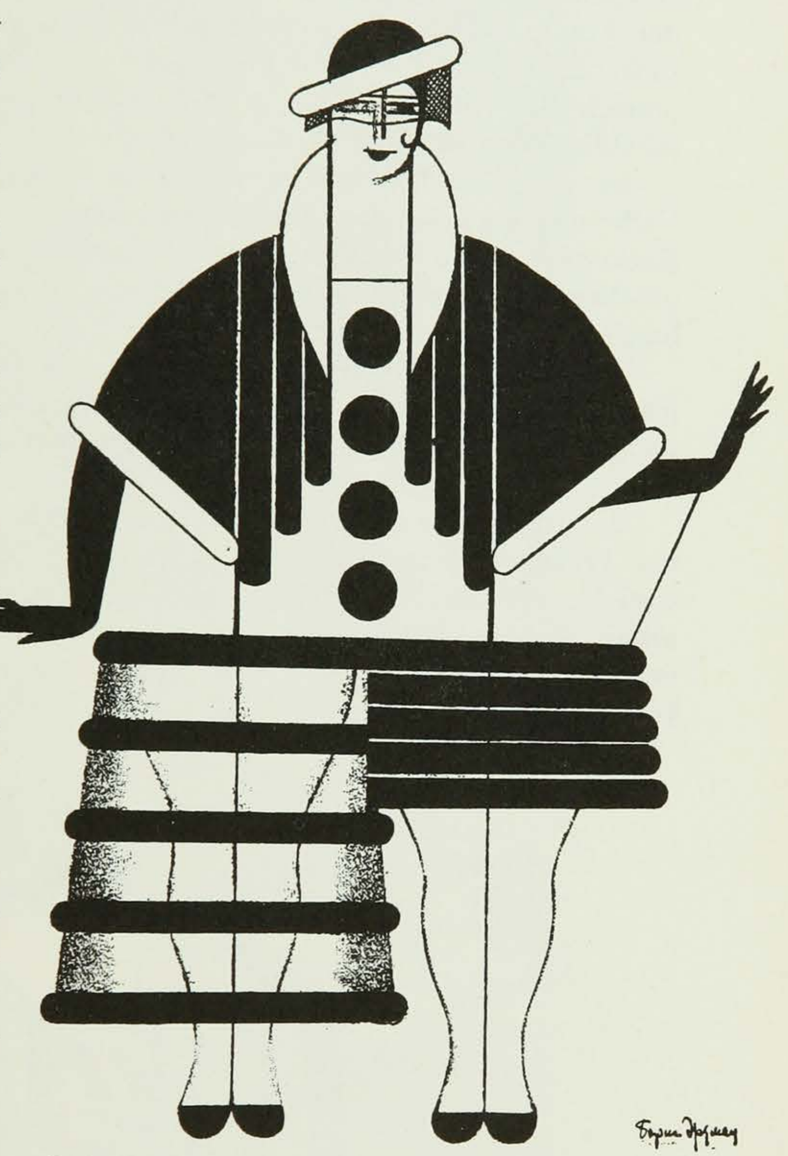
Die Untersuchung dieses furchtbaren Verbrechens hat der Vorgesetzte der Miliz dem ältesten Milizionär Jamschtschikoff anvertraut. Der Milizionär Jamschtschikoff ist ein alter Soldat und Veteran in Untersuchungsgepflogenheiten. Erst studierte er alle Details dieses furchtbaren Falls und nach Ablauf eines Monats schritt er zur Untersuchung, nicht ohne sich vorher zwecks Protokollaufnahmen mit einem widernatürlichen Vorrat von Fragebogen versehen zu haben.

„Am 23. Mai 1924 habe ich, der Milizionär Jamschtschikoff, auf Grund der Verordnung des Vorsitzenden der Oktober-Miliz unter No. 323 zur Feststellung

dieser Sache die Bürgerin Sokolowa, aus dem Dorfe Pljusino, 27 Jahre alt, in ihrer Eigenschaft als Beschuldigte in Sache „Abschaffung des Analphabetentums" vernommen. Die Aussage lautet: ‚Ich bin Analphabetin, Bäuerin, Ehefrau. In der zuständigen Angelegenheit der Abschaffung des Analphabetentums vernommen, bekenne ich mich schuldig und erkläre, daß ich nicht lernen ging, weil niemand im Haus und bei dem Vieh bleiben kann. Die Mutter ist tot, im Hause ist nur der Vater, 70 Jahre alt, der vor Alter krank ist. Sonst habe ich in der Sache nichts auszusagen. Den § 178 betreffs falscher Aussage ist mir bekannt gegeben worden.'

Ferner in der Sache vernommen wurde die Ismailowa Claudia. Aussage: ‚Ich, die Ismailowa Claudia, Ehefrau, bekenne mich in der Sache «Abschaffung des Analphabetentums» für schuldig. Ich ging nicht, weil ich keine Stiefel hatte, barfuß kann ich nicht tanzen. Vor dem § 178 bin ich gewarnt worden.'

In der Sache vernommener Beschuldigter: ‚Verchovski Dimitri, 15 Jahre alt, bekenne mich schuldig, ging nicht in die Schule, weil ich nicht gut hören kann und die Mutter mich nicht gehen läßt. Der § 178 ist mir mitgeteilt worden.' "



Boris Erdman

Der Milizionär hat mit der Vernehmung volle sieben Tage seiner Dienstzeit vergeudet und hat sechzehn Protokolle aufgenommen, damit die Schuldigen zu schwerer Verantwortung herangezogen werden können. Die Untersuchung war schon fast beendet, das Schwert der Gerechtigkeit schwebte immer dichter über den Häuptern der verruchten Schuldigen, als es sich plötlich herausstellte, daß das Haupt der Verbrecherbande, die Großmutter Pelageja Orloff, 52 Jahre alt, in der richtigen Voraussicht gerichtlicher Ahndung und des tragischen Geschickes, das sie ereilen würde, aus dem Dorfe entwichen war, unbekannt wohin.

Es wurden schleunigst die nötigen Maßnahmen getroffen, um den schuldigen Flüchtling, Pelageja Orloff, ausfindig zu machen. Die „in der Sache" befragten, zu Tode erschrockenen Verwandten machten nebelhafte und unklare Aussagen und schienen die Spuren des Verbrechens verwischen zu wollen, trotz eines warnenden Hinweises auf den § 178: „Die Großmutter mag wohl in Jaroslawl sein, aber zu welchem Zweck ist unbekannt, Entweder um eine Stelle zu suchen oder

um milde Gaben zu sammeln, oder um vor der Kirche zu betteln." Die Ortsbehörden waren auch nicht ganz auf der Höhe und konnten nur feststellen, daß die Alte nach Jaroslawl gegangen war; ihre weiteren verbrecherischen Absichten waren in undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Die Miliz von Jaroslawl mußte sich auf die Beine machen, aber die Bemühungen der Miliz waren ohne Erfolg: im statistischen Adreß-Amt war die Großmutter nicht angemeldet, die Außenwache vermochte nirgends im Umkreis verdächtige Elemente festzustellen — woraufhin an die Jaroslawler Kriminalpolizei der Antrag erging, die nötigen Mittel in Anwendung zu bringen. Aber das verrunzelte Gesicht der Großmutter fehlte in den Verbrecher-Alben der Kriminalpolizei; die Alte hatte nirgends daktyloskopische Spuren hinterlassen, und die schuldige Verbrecherin blieb unauffindbar.

Es war nicht abzusehen, wie diese Geschichte noch enden würde, als die Verbrecherangelegenheit (16 Bogen stark) in dem für Jaroslawl zuständigen Exekutiv-Komitee des Gouvernements landete, wo sie von einem Genossen niedergeschlagen wurde, der mutmaßlich (wer kann es wissen?) mit der Verbrecherbande im Einvernehmen stand.

Wie dem auch gewesen sein mag, die Untersuchung hatte sieben Monate gedauert, eine große Anzahl von Instanzen hatten ganze Haufen von Papier vollgeschrieben, eine Unmenge Menschen hatten die betreffenden Orte aufgesucht, um der Sache auf den Grund zu kommen . . .

Und in Wologda heißt es wahrscheinlich, wie überall, daß unsere Gerichte von Prozessen überhäuft sind, daß der ganze Apparat unter der Masse von Papier erstickt, daß die Exekutiv-Komitees auf den Dörfern von geisttötender Bureauarbeit derartig überschwemmt sind, daß in dem ganzen bureaukratischen Wald von Kanzleinummern nicht eine einzige Knospe echten und lebendigen Lebens zu bemerken ist.

(Deutsch von Ida Orloff.)



W. Komardjenkoff

wurden über die schmalen Bärenfährten geschleppt, und die eisernen Packwagen versanken fast auf jedem Schritt unter der ungeheuren Last der Motoren, Räder, Kisten und Kessel in den sumpfigen Moorgrund.

Die Maschinen wurden jedoch aufgestellt, und in den Jahren 1904 und 1905 begann bereits die Gesellschaft fabelhafte Dividenden aus dem Boden zu ziehen.



Andrew Neswakoroff-Jawlensky

— Fast noch im Laufe des ersten Jahres haben sich sämtliche Maschinen sowie auch die Transportkosten derselben bezahlt gemacht.

In demselben Jahr, in dem Rußland seine erste Revolution erlebte, wo das Land unter einer unerhörten Finanzkrise und einer fast gänzlich zerrütteten Wirtschaft zu leiden hatte, zur selben Zeit raste allwöchentlich durch die Taiga ein flinkes Dreigespann mit der Wochenausbeute aus Kytlym — rund einer Million Rubel! Den Höhepunkt erreichte dieser Raubbau in den Jahren unmittel-

bar vor dem Kriege, 1913 und 1914. Die Ausbeute war bis zu den phantastischen Zahlen von zwanzig und einundzwanzig Pud im Jahr gestiegen. Rußland eroberte den ganzen Platinmarkt, indem es bis zu neunzig Prozent der gesamten Platingewinnung bestritt. Der Platinregen wurde immer schwerer und reichlicher. Durch erfahrene Geologen wurden die benachbarten Berge eingehend nach Platin untersucht, und obschon die Resultate dieser Untersuchungen streng verheimlicht wurden, verbreitete sich schnell das Gerücht, daß alles rings um Kytlym — die Wälder, der Lehmboden, die Sümpfe und das Gestein — alles aus purem Platin bestehe. Die ganze Umgegend wurde von einem Taumel erfaßt. Kurz darauf folgte dicht hintereinander die Entdeckung der Lagerstätten von Tylai, Kosjwa und Ssoßnowka. Rings um die arbeitenden Baggermaschinen läßt sich eine Armee von Suchern nieder, welche barbarisch die Erde zu durchwühlen beginnt.

Bis zum heutigen Tage kann das Ausland noch nicht das für es so denkwürdige Jahr 1917 vergessen. Welche Gewinne! Welche Aussichten! Eine wohlwollende Regierung, billige Arbeitskräfte, ringsum die Taiga und fünfhundert weltentrissene Arbeiter, ganz und gar dem Willen der Unternehmer ausgesetzt. Und plötzlich Schluß . . .

Nun wird uns auch klar, weshalb Admiral Koltschak gerade nach Kytlym marschieren, die Sümpfe dort mit Leichen pflastern, den Rauch der Waldbrände einatmen, sich den Angriffen der Partisanen aussetzen und mit seinen Geschützen und seinem Train andauernd in den sumpfigen Moorboden versinken mußte.

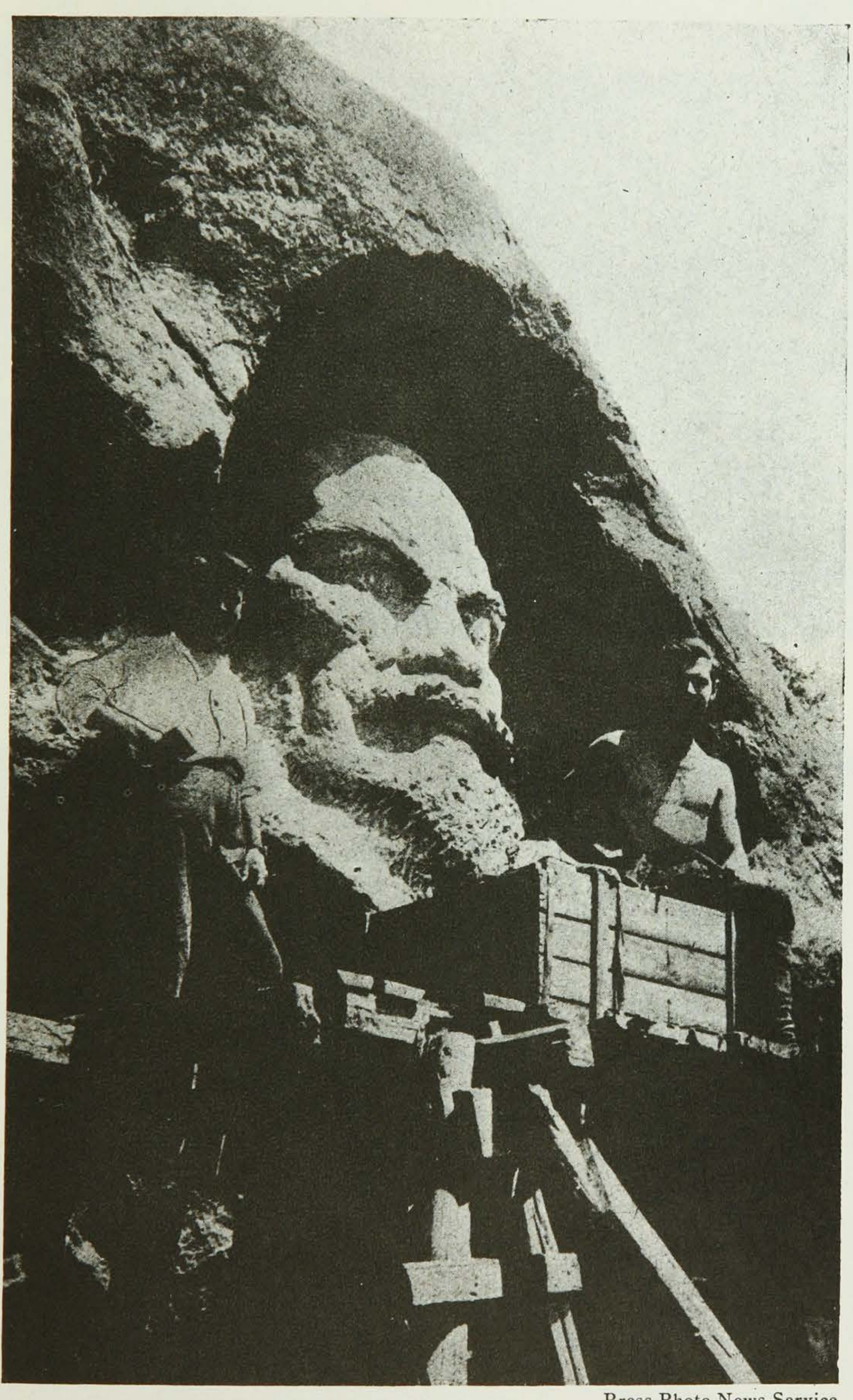
Nicht das Feldtelephon war es, durch welches ihm diese dringenden Befehle zugingen, sondern die langen, langen Telegraphenleitungen aus Paris und London: Aber zum Donnerwetter, Herr Admiral, ja wozu haben wir Sie denn eigentlich engagiert?

Der Telegraph ratterte ununterbrochen sein rasendes „urgent, urgent, urgent", mit dem Europa dem silbrigen Platin nachjagte, das inzwischen friedlich unter einer zerrissenen Decke aus Moos, Schnee und Nadeln in der Erde schlummerte. Die vom Auslande angefeuerten Weißen erreichten auch endlich im Dezember 1918 Kytlym, und an den Arbeitern, die es gewagt hatten, dem Häuflein fremder Industrieritter ihre märchenhaften Gewinne zu entziehen, wurde auf die grausamste Weise ein Exempel statuiert . . .

Ein Jahr darauf aber hatte sich die Republik das Kytlym-Bergwerk zum zweiten und letzten Male zurückerobert . . .

*

Den Gewinnungsprozeß des Platin könnte man eigentlich als ganz unsinnig, absurd und empörend bezeichnen. Man denke, prächtige Maschinenanlagen werden durch unpassierbare Sümpfe, durch Schluchten und über Bergkämme geschleppt und in einem Gebirgskessel aufgestellt, welcher sich werstenlang hinzieht und aus Sumpfboden mit darin eingebetteten Steinen besteht. Dort wird eine Grube gegraben, in deren gelbem Wasser eine schwimmende Plattform aufgestellt wird. Auf dieses Floß kommt nachher eine zweistöckige, elektrisch angetriebene Baggermaschine, welche unter Knirschen und Kreischen ca. neunzig bis hundertvierzig Klafter Gestein, Schlamm, Moos, Sand und Wasser zermalmt, um als Resultat auf dem feuchten Filz der sogenannten Schleusenabteilung ein kaum sichtbares Häuflein Metall zurückzulassen. Die Bagger kratzen und schlucken ununterbrochen bei Tag und bei Nacht und verschlingen ganze Berge von Erde, Steinen, Holz — ganze Haine. Das ganze Tal verwandelt sich in



Press-Photo-News-Service

Leninstatue in der Krim, in den Fels gehauen
(links der Künstler)

Continental Photo

Freiübungen der Roten Armee

Russ-Photo

Prämienverteilung beim Abschied der Rotarmisten von ihrem Klub

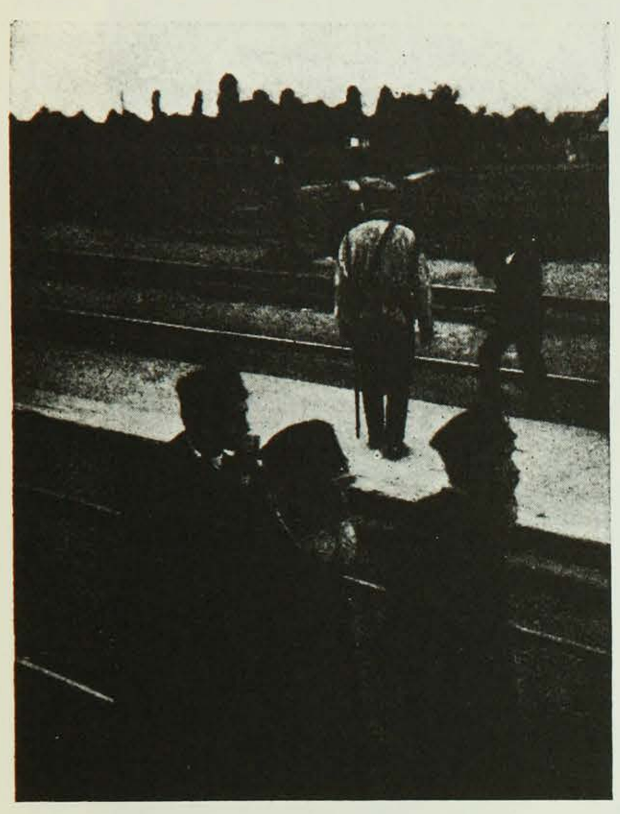




Photo A. F. 1914

Bahnhöfe in der Ukraine

Continental Photo

Politische Propaganda durch bemalte Eisenbahnzüge

Im Zuge links Sinowjew, rechts Bela Kun

Russ-Photo

Rotarmist beim Gewehrreinigen

Marc Chagall, Russische Soldaten (Aquarell)

einen Friedhof den paar Metallkörnchen zuliebe, welche die Menschen aus irgendeinem Grunde als sehr wertvoll bezeichnen ... Ganze Berge Erde wandern in das Innere der Baggermaschine und ganze Flüsse spülen aus diesen riesigen Erdmassen einige Pfund Platin heraus. Die Abteilung, in welcher die endgültigen Spülungen vorgenommen werden, nennt man die Schleusenabteilung; diese ist von den anderen Räumen durch Gitter getrennt. Die Türen sind verschlossen und versiegelt, und nach jeder Schicht wird das Siegel erneuert. Der Kontrolleur, ein Kommunist, sitzt auf einer Querleiste direkt über dem Spültisch, seine Hände ruhen auf seinem Revolver. Ein zweiter ist an der Tür postiert ... Die Hähne sind geschlossen, die Rinnen sind durch Siebe gesperrt, und wenn nicht die Baggermaschine mit ohrenbetäubendem Lärm arbeitete, nicht das von oben nach unten und von unten nach oben wandernde Becherwerk kreischte, wäre es in dem Raume ganz still. Die gesamte Belegschaft ist berauscht durch die Nähe des goldumspülenden Wassers. Sie ist trunken, schuldlos, unbewußt trunken. Sie ist besessen, wie es ganz Kytlym ist. Alles ist hier ganz und gar dem Platinrausch verfallen und unheilbar von dem hier herrschenden „Sucherfieber" angesteckt. Die Kommunisten verschanzen sich nach der Arbeit bis spät in die Nacht hinein hinter ihre Bücher und studieren noch ihren Lenin; sie verschlingen ihren Lenin, wie der Fieberkranke das Chinin. Alle sind sie hier krank. Auch der Bauer, der wegen der hohen Arbeitslöhne nach Kytlym gekommen ist, um sich hier das Geld für ein Pferd, einen Pflug zu verdienen, und, angelockt durch die wollüstige Gier nach dem Platin, ohne es selbst zu begreifen, auch das nächste Jahr nach Kytlym zurückkehrt. Er ist trunken, wie der Kommunist und wie die Hunderte von anderen Arbeitern ... Die Hunderte von Arbeitern, die zusammengepfercht in ihren Baracken hausen ... Nachts schlafen sie auf ihren schmutzigen, verwanzten Pritschen ... und atmen die Platinluft ein ... alles hier atmet Platin ... alles dreht sich um das Platin ... Das Platin hält alles in seiner Gewalt, und keiner entgeht ihm ... eine kleine Gruppe kommunistischer Arbeiter vielleicht, die sich vor ihm rettet, indem sie die großen Weltereignisse eifrig durch die matten, schiefen Guckfensterchen ihrer Wochenberichte verfolgt. Außer diesen wenigen, die viele Werst zu Fuß laufen, um ihre kommunistischen Versammlungen zu besuchen und den dort ausliegenden, einzigen Bericht der Kreiskonferenz einzusehen, außer diesen wenigen, die die Partei dem Platin abgerungen hat, sind alle insgesamt dem Platinrausch verfallen. Niemand ist ihm entgangen.

*

Rings um die Grenzen des staatlichen Bergwerks Kytlym haben sich etwa zweihundert Platinsucher angesiedelt. Diese Sucherkolonne arbeitet langsam und mit einem tierischen Starrsinn. Zum richtigen Suchen sind sie zu faul. Sie sammeln das Platin, wie der Bär die Himbeeren: nur nicht zu viel Bewegung, am liebsten wäre es ihnen, wenn sie gleich von vornherein auf eine reiche Lagerstätte stießen und dann gemütlich ihr Platin zusammenharken könnten, ohne sich von der Stelle rühren zu müssen. Der Vorarbeiter befiehlt, neue Schürfungen zu machen und die Proben zu untersuchen, aber die Sucher, meist junge Bauern, gehorchen nur ungern. Sie wollen sich nicht aufs Ungewisse einlassen und ziehen es vor, das bereits erschöpfte Feld mit der Hartnäckigkeit eines Ochsen weiter zu durchwühlen, um nur nicht das Alte mit dem noch ungewisseren Neuen zu vertauschen. Die alten erfahrenen Sucher vergraben sich mit ihren ganzen Familien in die Erde. Ihr Arbeitstag hört erst auf mit dem Beginn der Dunkelheit. Die Arbeit er-

fordert Ausdauer, sie ist kleinlich. Sie wird weder durch Reden noch durch Gesang und Ruhepausen unterbrochen. Die Frauen zerren mit gierigen Händen an der Erde, wie an den trockenen Zitzen einer kranken Kuh. Die Männer hauen wie rasend auf das Erz ein; sie hassen sie, diese käufliche Erde, die sich einem jeden hergibt und jahrelang unfruchtbar bleibt.

Die ganz alten Einsiedler-Sucher gleichen mittelalterlichen Alchimisten. Von der Sonne ausgemergelt und vom Schicksal hin- und hergeworfen, sind sie mit der Zeit leicht geworden wie eine von einem Vogel abgeschüttelte Feder. Mit skeptischer Miene sitzen sie am Rande ihrer Schurfen und treiben die unerfahrenen Neulinge zur Arbeit an. „Tiefer, Mitjucha, noch tiefer, immer tiefer . . .“ Und der Mitjucha, von seiner jungen Gier angefeuert, holt schweißtriefend ein Klafter nach dem anderen heraus, wäscht ein Sieb nach dem anderen, findet nichts und stürzt sich auf den Sumpf mit noch größerer Wut. Der Alte aber raucht ruhig und lächelt nur über all diese Vergänglichkeit. Selbst das große Glück, es kann ihm nichts mehr bieten; er hat schon längst mit dem Leben abgeschlossen. Es kreidet ihm nicht mehr seine lächerlichen Schulden an, zahlt aber auch seinerseits ihm nichts mehr heraus.

Niemand wird jedoch vom Schicksal so hart geprüft wie gerade der Gläubige. Meistenteils ist es kein Russe, sondern ein Wotjak. Er geht dem Platin nach mit einer unendlichen Ergebenheit. Geduldig erträgt er all seine Nackenschläge und Treulosigkeiten. Viele Jahrzehnte steckt er einen Mißerfolg nach dem anderen ein, fest überzeugt, daß endlich einmal das Schicksal sich seiner erbarmen und all das ihm zugefügte Böse vergelten wird. So ein alter Sucher ist schließlich zuletzt so weit, daß er mit Freude jeden neuen Mißerfolg einheimst und liebevoll immer neue Niederlagen sammelt; eine jede von ihnen vergrößert die schwindelnde Summe, die das Glück ihm schuldig geblieben ist. Eine jede verlorene Hoffnung vergrößert seine Chancen auf Gewinn. Jede neue Beleidigung bringt ihn dem ersehnten Glück näher. So vergehen Jahrzehnte erniedrigter, durch nichts belohnter Arbeit. Er bleibt ganz einsam — und noch immer treibt er ungebetene Kompagnons von sich. Was sollen ihm diese fremden Menschen? Nicht mal ein winziges Teilchen seines Unglücksschatzes möchte er ihnen abgeben, denn er ist fest überzeugt, daß schließlich all diese Anhäufung von Unglück sich zuletzt in einen riesigen Klumpen puren Platins verwandeln wird. Der Sumpf aber bleibt Sumpf. Das Wasser wird von Tag zu Tag kälter und die angeschwollenen Augen in seinem von Mücken zerstochenen Gesicht spähen noch immer vergebens im Schlamm nach der silbrigen Ernte. — Und eines schönen Sommertages, wenn schließlich das Moor raucht und dampft und liebestrunkene Vögel die Luft mit ihrem Gezwitscher erfüllen, steht nun unser Wotjak auf seinen gichtigen, geschwollenen Füßen vor dem Kontrolleur, weint und bittet demütig um ein Bett im Krankenhaus. Er ist fest davon überzeugt, daß das ersehnte Glück dort auf dem Boden der letzten Grube liegen geblieben ist, die er jetzt verlassen muß . . . Sein Schicksal soll er nun in diesem nassen Loch zurücklassen, wo jetzt breit paddelnd die Frösche herumschwimmen und langsam faule Sumpfblasen aufsteigen . . .

(Deutsch von B. Behrmann.)



W. Fid Holzschnitt

VERKLÄRUNG

Von

SERGEJ JESSENIN

He, Russen.
Jäger des Weltalls,
mit dem Fischnetz des Frührots
ausschöpfend den Himmel —
Stoßt in die Hörner.

Unter dem Sturmpflug
stöhnt die Erde.
Felsen bewegt die
goldfördernde Pflugschar.

Ein neuer Sämann
streift durch die Felder,
und neues Saatkorn
wirft er in die Furchen.

Ein strahlender Gast fährt
zu euch in häßlicher Kutsche.
Über den Wolken
trabt seine Stute.

Zaumzeug der Stute:
des Himmels Blau.
Glocken am Zaumzeug:
Gestirne.

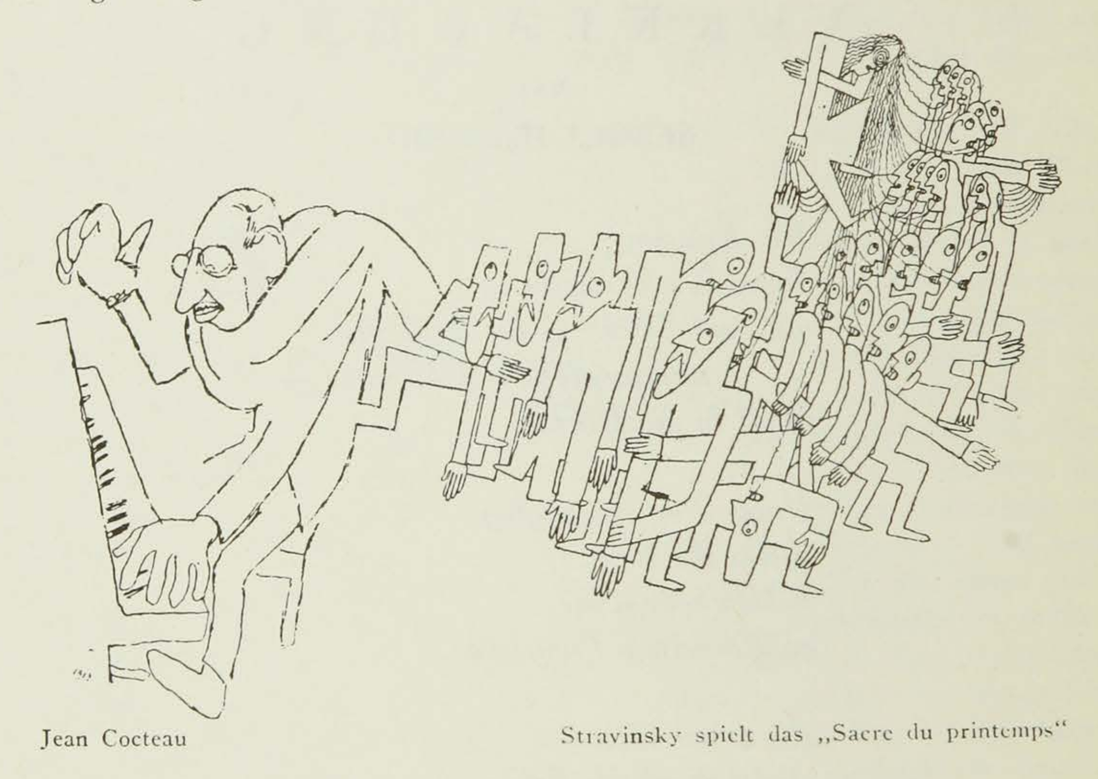
(Deutsch von JOSEF KALMER.)

DAS HANDWERK

Von

K. S. STANISLAWSKIJ

Man kann seine Rolle von der Bühne herunter vortragen, d. h. man kann sie in der Form theatralischer Wiedergabe korrekt vorlesen, die ein für allemal festgelegt ist. Das ist dann nicht Kunst, sondern nur „Handwerk". In all den Jahrhunderten, seit unsere erstarrte Kunst existiert, die nur selten Neuerungen erfuhr, hat das Schauspieler-Handwerk eine immer größere Verbreitung gefunden und Bürgerrecht erworben. Die wahre Kunst wurde durch das Handwerk verdrängt, denn gehaltlose Handwerker gibt es natürlich in erdrückender Menge, während schöpferische Talente nur verzweifelt wenige zu finden sind. So ist man gezwungen, recht ausführlich über das Handwerk zu sprechen. Es gibt



Jean Cocteau — Stravinsky spielt das „Sacre du printemps"

noch einen weiteren Grund, das Handwerk einmal genauer ins Auge zu fassen, den Umstand nämlich, daß große Künstler sich sehr oft zu Handwerkern erniedrigen und Handwerker sich zur Kunst erheben. Um so genauer muß der Künstler darüber Bescheid wissen, wo die Grenzen der Kunst sind, und wo das Handwerk anfängt.

Was ist also „Handwerk", und wo sind seine Grenzen?

Während die Kunst des „Erlebens" ihr Ziel darin sieht, in einer Rolle alle Empfindungen jedesmal und bei jeder Schöpfung immer wieder nachzufühlen, und die Kunst des „Darstellens" danach strebt, die Rolle zu Hause erst einmal nachzuerleben, sie erst einmal voll zu erfassen, um dann diejenige Form zu finden, die ihren geistigen Gehalt zum Ausdruck bringt, hat der Schauspieler des Handwerker-Typus das „Erleben" vollständig vergessen. Er hat sich damit abgefunden, ein für allemal fertige Ausdrucksformen der Gefühle und der theatralischen Wiedergabe aller Rollen und aller Kunstrichtungen auszuarbeiten. Mit anderen Worten: in der Kunst des Darstellens auf Grund des Erlebens ist der

Prozeß des Erlebens unumgänglich notwendig, im „Handwerk" ist er nicht vonnöten und nur selten anzutreffen.

Schauspieler, die zu den Handwerkern gerechnet werden müssen, können nicht jede einzelne Rolle neu erschaffen. Sie sind weder fähig zu erleben, noch können sie Erlebtes darstellen. Die Handwerk-Schauspieler sind nur imstande, den Text ihrer Rolle vorzutragen, und begleiten den Vortrag mit ein für allemal feststehenden Mitteln szenischen Spiels; sie bedienen sich bestimmter Methoden. Zum Lesen der Rollen, zur Schilderung menschlicher Gefühle bedürfen sie fertiger Muster und brauchen fertige Schablonen zur Nachahmung aller menschlichen Erscheinungen. Methoden, Vorlagen und Schablonen vereinfachen die Aufgabe des Schauspiel-Handwerks.

Im Leben selbst haben sich ja auch für Gefühle gewisse Methoden und Formen des Ausdrucks herausgebildet, die den weniger entwickelten Menschen das Leben erleichtern. So z. B. existieren für diejenigen, die für den Glauben nicht reif sind, bestimmte Gebräuche, für diejenigen, die nicht imstande sind, ihre Persönlichkeit wirken zu lassen, hat man ein Etikett erfunden, und für diejenigen, die nicht die Gabe haben, sich anzuziehen, werden Moden geschaffen. Für alle, die nicht sehr eigenartig sind, gibt es bestimmte Formeln, und schließlich ist für diejenigen, die nicht schöpferisch tätig sein können, das Handwerk da. Aus diesem Grunde haben die Staatsmänner ihr Zeremoniell, die Geistlichen ihre Gebräuche, die Bürger ihre Sitten, die Gecken ihre Moden, und die Schauspieler ihr Bühnen-Handwerk mit seiner Konvention, seinen Methoden, fertigen Vorlagen und Schablonen.



Jean Cocteau Picasso und Stravinsky (Ballett russe)

Das Handwerk steht weder mit der Kunst des „Erlebens" noch mit der Kunst des „Darstellens" in Zusammenhang, welche beide, wie jede Art von Kunst, auf ganzem oder partiellem „Erleben" begründet sind.

Der Handwerker äfft mit seinen ein für allemal festgelegten Methoden des szenischen Spiels das Leben, die menschlichen Gefühle und Erscheinungen nur nach, er lebt sie nicht.

Um ein Gefühl ausdrücken zu können, muß man es auch empfinden. Nachäffen läßt es sich nicht. Deshalb umgeht der Handwerker das eigentliche Gefühl und widmet seine ganze Aufmerksamkeit der körperlichen Handlung und Bewegung, die nun das fehlende Erleben ersetzen soll. Auf diese Art hat der Handwerker mit dem Gefühl selbst nichts zu schaffen, sondern mit seinen Begleiterscheinungen, nichts mit dem seelischen Erleben, sondern nur mit dem körperlichen Tun, das das Erleben zur Auswirkung bringt.

Da das Erleben beim Handwerker fehlt, spiegelt sich in der Rede des Schauspielers und in der Sprache seiner Gebärde das Erleben selbst auch nicht wider,

es entsteht nicht einmal die Illusion des Erlebens, wie in der Kunst des Darstellers, sondern es wird in rein mechanischer Weise der physische Ausdruck des Erlebens nachgeahmt. Nicht das Gefühl selbst wird nachgeahmt, sondern seine äußerlichen Folgen, nicht der geistige Inhalt, sondern nur seine äußere Form. Diese ein für allemal festgehaltene Maske des Gefühls verbraucht sich rasch, verliert den zarten Schimmer des Lebendigen und verwandelt sich in ein fertiges Schauspieler-Klischee rein mechanischer Art. Es gibt einen ganzen Ritus solcher fix und fertigen Vorlagen und schauspielerischen Gebräuche, die vom Vortrag oder der Verlesung einer Rolle begleitet werden. Mit diesen Handwerksmethoden will man Erleben und Neuschöpfen ersetzen.

Selbstverständlich ist wahres Gefühl durch nichts zu ersetzen; trotzdem können einige Handwerks - Schablonen geduldet werden, denn sie sind manchmal nicht ohne Bedeutung und zeugen sogar öfters von Geschmack. Meistens aber wirkt die Handwerks-Vorlage geradezu beleidigend durch ihre Geschmacklosigkeit, und wir können uns nur wundern über das eng begrenzte Verständnis für die menschliche Seele, über das unkomplizierte Verhältnis zu ihr oder einfach über die herrschende Dummheit. Menschliches Empfinden wird zur Karikatur, zur Farce. Aber Zeit und uralter Brauch lassen Häßliches zur Gewohnheit werden und sogar verwandtschaftlich nah erscheinen, und infolgedessen sind viele karikaturhafte Vorlagen für immer mit dem Handwerk verknüpft und gehören schon zum Ritus der Schauspielergebräuche.

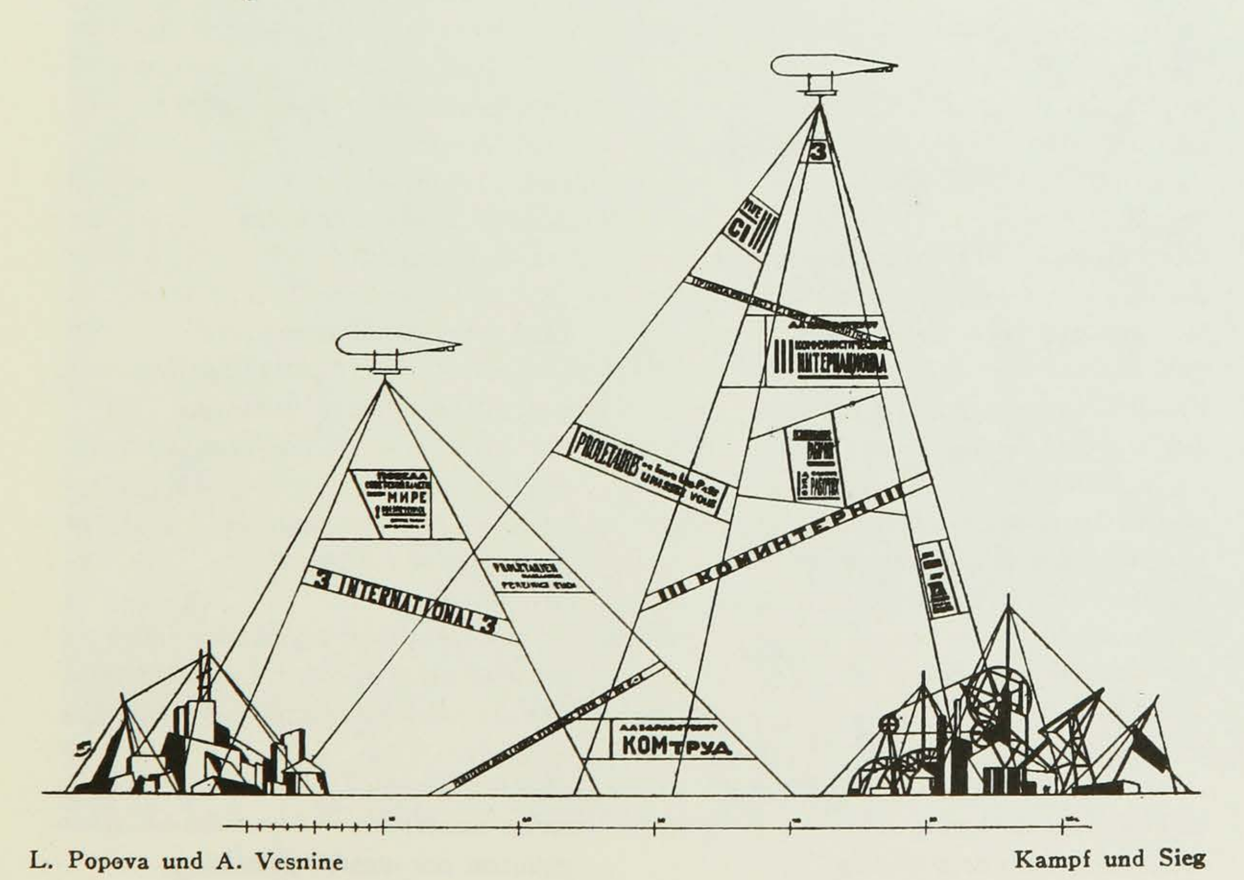
Manche dieser fertigen Vorlagen sind derartig verbraucht und aus den Fugen gegangen, daß es schwer wird, zu ihrem Ursprung zurückzufinden. Eine Spielweise, die jede innere Bedeutung, aus der sie entsprungen ist, eingebüßt hat, wird zur herkömmlichen Bühnenkonvention, die nichts mehr mit dem Leben gemein hat, und verzerrt deshalb die menschliche Natur des Schauspielers. Das Ballett, die Oper und zumal die pseudo-klassische Tragödie sind voll von derartigen konventionellen Schablonen. Und mit diesen ein für allemal festgelegten Handwerksmethoden will man nun das komplizierteste und erhabenste Erleben der Tragödienhelden zum Ausdruck bringen!

Es gibt Schablonen für den Vortrag der Rolle, d. h. für die Stimme und den Tonfall; für die Vermenschlichung der Rolle, d. h. für den Gang, die Bewegungen und Handlungen, für die Plastik und das Spiel äußerlicher Art; für den Ausdruck der verschiedentlichsten menschlichen Gefühle und Leidenschaften; für die Darstellung ganzer Erscheinungen und Typen verschiedenster Schichten, Epochen und Nationalitäten; für die Darstellung einzelner Stücke und Rollen. Zudem haben sich eine ganze Anzahl Schauspielerangewohnheiten eingenistet, die im Laufe der Zeit zur Tradition geworden sind.

Im Schauspielerhandwerk hat sich endgültig eine Redeweise und eine Körperplastik entwickelt, die zum Allgemeingut aller Schauspieler geworden ist, d. h. es hat sich eine dem Handwerk entsprechende, allen gemeinsame und allgemeingültige Art, zu reden und sich auf der Bühne zu bewegen, eingebürgert. Nach diesen üblichen schauspielerischen Methoden vollzieht sich in den Schauspielschulen der Unterricht, der von den Lehrern für Vortragskunst und Mimik erteilt wird. Die Aufgabe dieser vom allgemeinen Standpunkt aus interessanten Vortragskunst und Plastik ist, die Stimme, den Vortrag und die Bewegungen der Schauspieler zu veredeln, sie zu verschönern, ihre Wirkung auf der Bühne zu erhöhen und die Ausdrucksfähigkeit ihrer Erscheinung zu steigern. Aber leider wird das Edle nicht immer richtig verstanden, die Schönheit ist ein dehnbarer Begriff, und ihre Ausdrucksform wird oft von schlechtem Geschmack geleitet, der in

der Welt viel häufiger anzutreffen ist als guter. Daher kommt es, daß an Stelle des Edlen das Aufgeplusterte getreten ist, an Stelle des Schönen das Niedliche und an Stelle des Ausdrucksvollen der theatralische Effekt. Und tatsächlich dient alles, von der konventionellen Redeweise und der Vortragskunst des Schauspielers angefangen bis zu seinem Gang und seiner Geste, den marktschreierischen Anforderungen des Theaters, die nicht bescheiden genug sind, um künstlerisch zu sein.

Demzufolge hat die handwerkliche Redeweise und Bewegungsform zu äußerlicher Effekthascherei und schwülstiger Deklamation geführt, die wiederum theatralische Niedlichkeit im Gefolge hatten. Was wahre Schönheit ist, kann nicht definiert werden, aber selbstverständlich hat sie keine Ähnlichkeit mit dem, was die Handwerker verehren. Wahre Schönheit rührt, erregt tiefe Erschütterungen und bleibt in der Seele haften; die handwerkliche Niedlichkeit übt auf das Auge und das Gefühl nur einen ganz oberflächlichen Reiz aus, ohne in der Seele tiefere Spuren zu hinterlassen. Wahre Schönheit hebt die Gefühle in höhere Sphären und beflügelt die Phantasie und die Gedanken. Die Niedlichkeit läßt uns an der Oberfläche alltäglicher Eindrücke, Vorstellungen und Gedanken. Wahre Schönheit hat ihren Ursprung in einer gesunden, kraftvollen und normalen Natur, Niedlichkeit ist auf Schwächlichkeit, Kränklichkeit und erklügelte Konvention zurückzuführen. Wahre Schönheit erträgt keine Vergewaltigung der Natur und würde sie als eine Verunstaltung empfinden; sie löst nicht das enge Verbundensein mit dem Leben; Niedlichkeit aber, aus einer Vergewaltigung der Natur entstanden, liebt das Leben nicht, weil seine natürliche Kraft jene nicht kennt. Zwischen Schönheit und Niedlichkeit ist der Unterschied so groß wie zwischen einer lebenden Blume, die der Erde entsprossen ist, und einer Papierblume, die im Atelier hergestellt wurde.



L. Popova und A. Vesnine — Kampf und Sieg

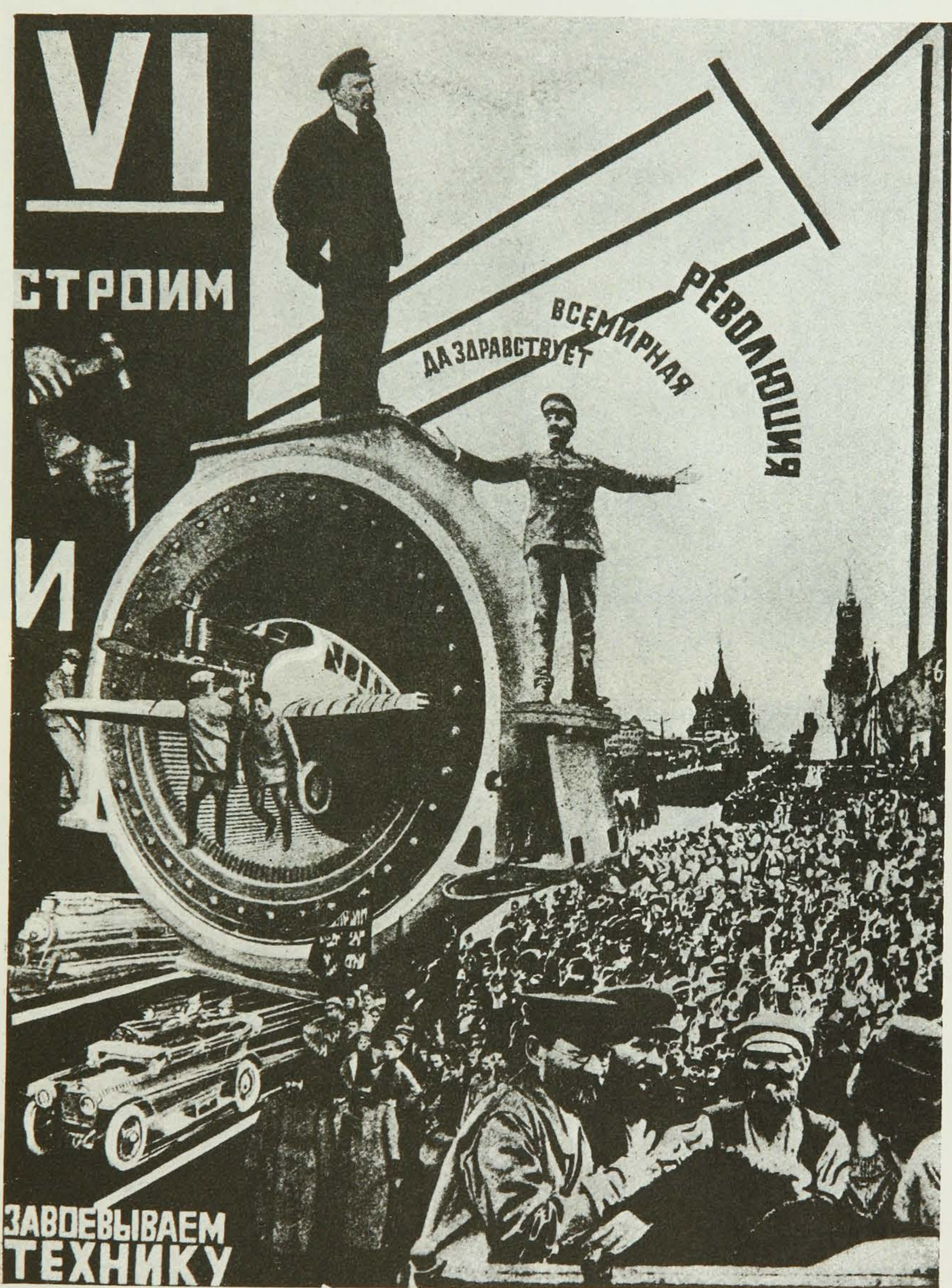
AUSSERGEWÖHNLICHSTES ABENTEUER,

das mir,

WLADIMIR MAJAKOWSKIJ,

in der Rumjanzew-Villa, in Puschkino, am Akulaberge, an der Jaroslawschen Bahnlinie, begegnete.

Die Sonne rollte juliwärts,
entfacht im Abendbrande,
verhundertvierzigfacht
in Glut.
Das war mal auf dem Lande.
Es buckelte sich Puschkino,
den Berg hinaufgefächert;
des Berges Fuß — das war ein Dorf
mit schiefen Hüttendächern.
Und hinterm Dorfe war ein Loch,
und ganz bestimmt entwich er —
der Sonnenball — ins Loch hinein,
langsam und sicher.
Des Morgens aber
ging er hoch,
sich rot
durchs All
zu spreizen
tagaus, tagein, —
da ging ich hoch,
weil mich
das
wirklich
reizte.
Und einmal fuhr ich zornig drein,
die Wut hat mich gestachelt,
und schlage drein und schreie:
„Nein!
Du hast genug gewackelt!"
Ich ruf der Sonne zu:
„Du Schwein
in deiner Wolkenwatte,
laß mal die alte Leier sein!
Komm her
und mal Plakate!"
Ich schnauz die Sonne an:
„Bleib stehn!
und sei doch mal gesellig!
Statt müßig
auf und ab zu gehn, —
vielleicht ein Tee gefällig?"
Was hab ich angerichtet!
Schreck!
Mein Fluchen
hat gefruchtet:
Ins Feld
mit breitem Strahlenschritt
kommt sie
herangewuchtet.
Ich retiriere hinterwärts,
voll Angst
vor diesem Parten, —
schon seh ich ihre Augen glühn,
sie zwängt sich
in den Garten.
Durch Fenster, Tür,
durch Spalt und Ritz'
wälzt sich
die Sonnenmasse,
wälzt sich herein,
verschnauft,
und blitzt,
und spricht in tiefem Basse:
„Ich wende heut
zum ersten Mal
zurück die Glutfassade . . .
Du ludest mich?
Her mit dem Tee!
Her mit der Marmelade!"
Obwohl die Glut zum Bersten war,
und ich vor Hitze keuchte,
setzt ich ihr hin den Samowar:
„Schon recht!"
„Na, setz dich, Leuchte!"
Der Teufel ritt mich,
daß ich so
zu gröhlen mich erfrechte;
ich war nicht meines Lebens froh,
saß ängstlich ihr zur Rechten.
Doch
ob der Klarheit
ihres Lichts
gewann ich wieder Haltung,
und so entspann sich —



Continental Photo

Geklebtes Festplakat

Photo Bonney

Großfürst Alexander von Rußland, Führer der europäischen Spiritisten

Russ-Photo

Fahnenübergabe an Tifliser „Pioniere" auf dem Roten Platz in Moskau

Der Schauspieler Michail Sharoff als russischer Arbeiter

Junge Bolschewistinnen vom kommunistischen Jugendverband „Komsomol“

Aufführung des Arbeitertheaters „Proletkult"
in der Moskauer Gasfabrik



Russ-Photo

Fahnenübergabe einer Delegation
auf dem VI. Gewerkschafts-Kongreß

schlecht und recht —
bald eine Unterhaltung.
Ich schlug sie
auf die Schulter dann,
als Freund von ihren Gnaden;
sie tat desgleichen:
„Nur heran!
Wir sind halt Kameraden!
Poete, komm
mit Licht und Sang
in graue Alltagsschichten.
Ich, Sonne, flute m e i n e n Gang,
du — d e i n e n —
in Gedichten."
Der Mauer Dunkel,
Kerkergrab
zerstäubt
im Glutgeflimmer;
die Doppelsonne
strahlt herab,
sie strahlt,
wohin auch immer!
Und wäre auch die stumpfe Nacht
uns einzuschläfern
höhnend nah,
Ich
strahle auf
mit aller Macht, —
der Tag
ist wieder dröhnend da.
Und strahlen —
immer,
überall,
bis zu dem letzten Reste,
d i e Losung bleibt
auf jeden Fall
für sie
und mich
die beste.

(Übersetzt von Reinhold von Walter.)

DIE ZWEITE MJESCHTSCHANSKAJA

Von

LJEW NJIKULIN

Auf dem Wachstuch, das stellenweise den Vordereingang der Wohnung bedeckt, aus dem zerrissene Filzstücke heraushängen, ist ein Viertel eines Briefbogens angebracht; darauf steht:

Zu klingeln für:

Prof. Jaschtschikoff . . .	1 mal	Wtulkin	4 mal
Bürgerin v. Toll	2 „	Artjuchoff	5 „
Narivaitis	3 „	Borodawker	5½ „

(Fünf lange, ein kurzes Klingelzeichen.)

Es ist Abend. Wtulkin, ein verhältnismäßig junger Dichter, der anläßlich seines Poems „Magnett" zweimal in der Tagespresse erwähnt war, klappert auf der Schreibmaschine „Smith Premier":

„Schild gegen Schild. Ein Ring auf der Kugel
Lokomobil durchfurchet den Schritt . . ."

Auf dem schmalen Korridor knallt eine der Türen zu, wie ein Revolverschuß, und eine knarrende Baßstimme läßt Wtulkin aufschrecken.

„Bitte das Licht im Klosett auszumachen . . . Das geht auf den gemeinsamen Zähler . . . Und Sie wollen ein Intellektueller sein, Sie! Professor!"

Das war der Apotheker Borodawker.

Ein zweiter Knall, und aus einer anderen offnen Tür wird gerufen . . .

„Sie brauchen was zu sagen . . . Wer ist's, der immer vier Flammen brennt? . . . Unverschämtheit!"

Daraufhin öffnen sich noch zwei, drei Türen, die Luft ist von Ausrufen und Schreien erfüllt:

„Vorigen Donnerstag stand die Tür sperrangelweit auf ...“

„Professor wollen Sie sein, und da bringt Ihr Sohn Frauenzimmer ins Haus ...“

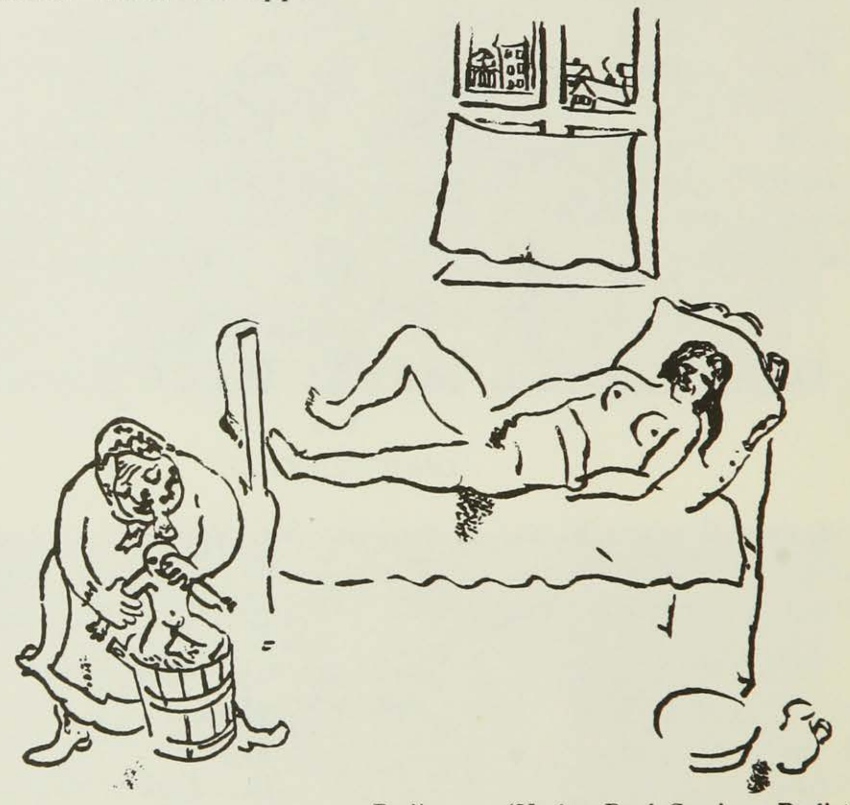
„Ich habe mir in Europa einen Namen gemacht. Wie können Sie sich unterstehen ...“

„Ich spucke auf Kuba ...“

„Gestatten Sie, mein Mann ist in der 17. Rangklasse.“

„Ich werde mich bei der Wohnungsgemeinschaft beschweren.“

Der Minutenzeiger auf Wtulkins Uhr beschreibt einen Halbkreis, während sein Zeigefinger und der kleine Finger in der Luft schweben über der Maschine, auf der er gerade seinen Zweizeiler tippt.



Marc Chagall — Radierung (Verlag Paul Cassirer, Berlin)

Im Korridor tritt verhältnismäßige Ruhe ein, dafür aber ertönt nebenan aus dem Zimmer der Bürgerin von Toll eine zwitschernde Frauenstimme:

„Dima kommt nach Hause geritten. Er trägt die Uniform der Leib-Grenadiere, sie kleidet ihn wie einen jungen Gott. Er reitet auf dem Rappen ‚Emir‘ von ‚Alma‘ und ‚Sokrates‘. Wir sind auf der Veranda, ich, Sisi, Kurdiumoff, Bibi und Baron Fritz.

Mit allen Orden angetan tritt Papa eilig heraus. Nun ist alles klar ... Unser Kutscher Sofron läßt die Pferde direkt vor dem Teppich halten. Als Mitgift bekam ich unser Gut ‚Jasnoje‘, zwei Dörfer und eine Zuckerfabrik in der Ukraine.“

Eine zweite Frauenstimme sagt etwas beleidigt:

„Als mein Narivaitis noch bei der Regierung war, hielten wir uns zwei Wagen, eine Droschke für meinen Mann und das sogenannte Cab der früheren Hofangestellten. Bei der provisorischen Regierung nahm ich immer das Cab ...“

„Schild gegen Schild. Ein Ring auf der Kugel
Lokomobil durchfurchet den Schritt . . .“

Die Tasten der Schreibmaschine klappern, und es entsteht die dritte Zeile:

„das Zelt und wie es zagend zittert . . .

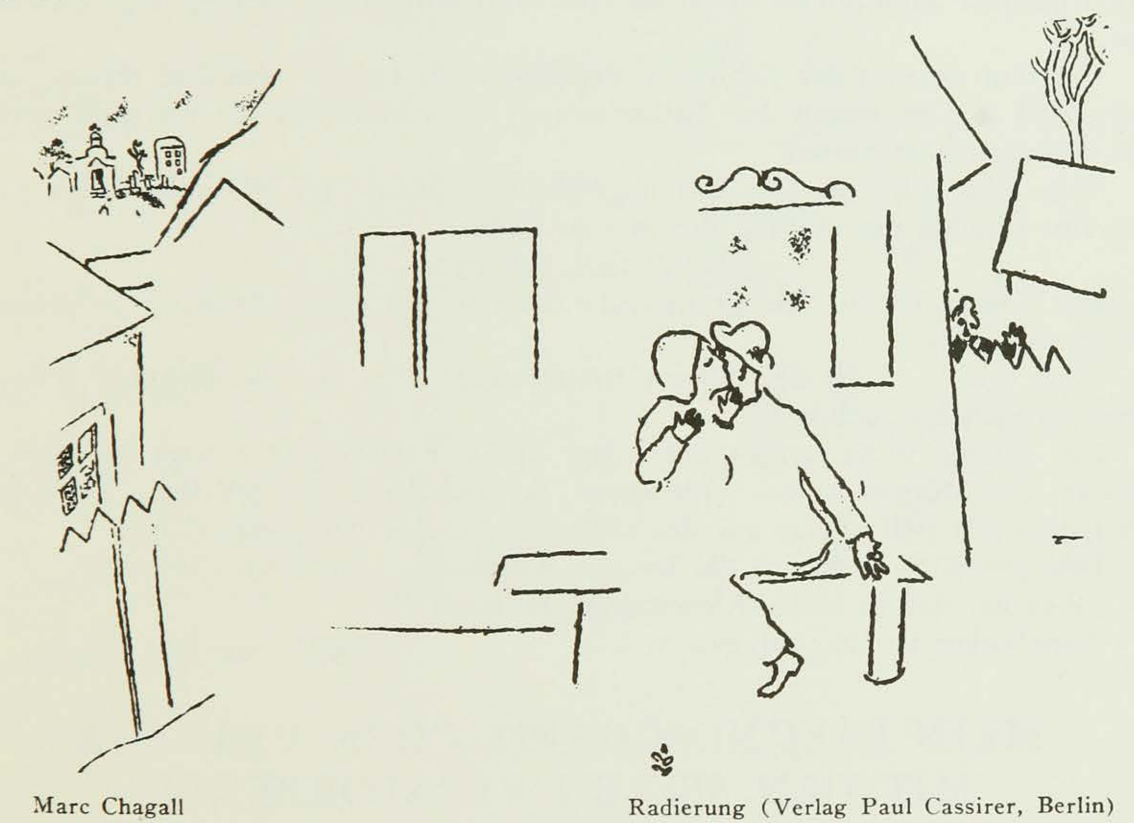
„Der klappert schon wieder. Wie halten Sie das eigentlich aus? Ich muß mich wirklich wundern.“

„Ach, chérie . . . Was läßt sich da machen? Die haben jetzt die Macht.“

„Meine Liebe . . . Es ist elf Uhr nachts . . . klopfen Sie doch an seine Türe . . .“

Eine Sekunde Stille, dann klopft es an die Tür . . .

„Bürger Wtulkin . . . könnten Sie nicht aufhören . . . Ich habe solche Migräne . . .“



Marc Chagall — Radierung (Verlag Paul Cassirer, Berlin)

Wtulkin zieht den Bogen aus der Schreibmaschine, spitzt lange an seinem Bleistift herum und setzt sich an den Tisch.

Inzwischen werden die beiden Frauenstimmen von einem heiteren Greisenorgan übertönt.

„Genosse Narivaitis, Sie werden mich nicht überzeugen. Ich bin zwar nicht dagegen, aber ich bin auch nicht dafür . . .“

„Professor — — wir wollen doch nicht über Politik sprechen — — Ich denke doch, ich bin bei guten Bekannten — — Genug von Politik — — Danke — — Ich möchte von dem Ebereschenschnaps . . .“

„Das Lokomobil durchfurchet den Schritt . . .
das Zelt . . . und wie es zagend zittert . . .“

„— Alliteration auf ‚Z‘, da soll doch der Teufel . . . dreinschlagen . . . Morgen, wenn die Nummer kommmen soll, werde ich nicht fertig sein . . . Mindestens

32 Zeilen — die Zeile fünfzig Kopeken — im ganzen 16 Rubel. Eine Woche guten Lebensunterhalt . . ."

Er preßt seine Schläfen, schließt die Augen, druckt den Bleistift aufs Papier und erstarrt über den drei Zeilen. Von rechts, von links, von hinten, aus allen sechs Zimmern zugleich ertönen laute Stimmen und einen Moment scheint es ihm, als ob er, mitsamt seinem Papier, seinem Bleistift und seinen Versen in einem Lautsprecher stecke.

Dann fühlt er plötzlich, daß sich in seinem Zimmer ein lebendes Wesen aufhält. Der Elektrotechniker Artjuchoff — ein Mitmieter — winkt ihm mit der Hand zu, deutet auf den Zucker auf dem Fensterbrett.

„Zwei Löffelchen habe ich mir ausgeliehen . . . Schreib' nur, schreib' nur" . . . und teilnahmsvoll seufzend geht er auf den Fußspitzen davon.

Gegen drei Uhr nachts gibt's bei Narivaitis eine Familienszene. Es dreht sich um irgendein Tippfräulein Soja, die für Narivaitis einen Vertrag abgeschrieben hat.

Um fünf geleitet der Sohn des Professors ein fremdes Fräulein hinaus, und verspricht ihr, sie wegen der Einstudierung des analytischen Ballets nicht später als übermorgen anzurufen.

Dann tritt Stille ein. Sie hält ungefähr eine Stunde an. Während dieser Zeit schreibt Wtulkin den Anfang der vierten Zeile:

„Schillernde Schuppen . . ."

Der Morgen ist da. Die grünen Baumkronen, von engen Mauern umschlossen, regen sich leise.

Ganz nah — hinter der dünnen Bretterwand — ist das gleichmäßige Schnarchen Artjuchoffs zu hören.

Der feuchte Wind kommt durch das offene Fenster und bewegt die Papierbogen. Der Morgen ist da. Still ist es. So, jetzt kann man schaffen. Ein neuer Vierzeiler löst sich unklar aus den stillen und frohen Morgengedanken.

Und plötzlicn wieder — die heisere Baßstimme, von Husten begleitet:

„Wer hat das Licht im Klosett brennen lassen?!"

Borodawker ist also aufgewacht . . . *(Deutsch von Ida Orloff.)*

MEIN FREUNDSCHAFTLICHER VERKEHR MIT DEN SEELEN VERSTORBENER

Von

GROSSFÜRST ALEXANDER VON RUSSLAND

In diesem kurzen Aufsatz gebe ich meinen Schwestern und Brüdern in Gott guten Rat.

Mein ganzes Leben lang (ich bin 75 Jahre alt) glaubte ich fest an die Möglichkeit des unmittelbaren Verkehrs mit den Seelen im Jenseits. Oft habe ich den Ruf vernommen, aber mein Leben war ausgefüllt von meinen Pflichten gegen Vaterland und Familie und ließ mir keine Zeit, die Verbindung mit den mir befreundeten Seelen aus dem Jenseits herzustellen. Außerdem habe ich aber unter meinen Freunden auch kein Medium gefunden, für welches die Beziehung zu den abgeschiedenen Seelen mehr als ein Scherz gewesen wäre. Ich hatte nicht den Wunsch, irgend etwas mit den professionellen Medien zu tun zu haben, weil für mich, wenn es mir auch fern liegt, ihre Ehrlichkeit zu bezweifeln, die Tatsache, daß sie mit ihrer heiligen Gabe Geschäfte machen, von jeher abstoßend war und geblieben ist.

Vor drei Jahren ereignete sich der für mich glückliche Zufall (jetzt weiß ich, daß es kein Zufall war), unter meinen Freunden Medien zu treffen, welche im Glauben an Gott und Christus und durchdrungen von weiten und reinen christlichen Ideen, gleichzeitig auch die Überzeugung hatten, daß sie Instrumente des Göttlichen seien, und daß sie den Sehenden zu helfen hätten durch die Herstellung der Beziehung zu den Seelen Verstorbener, zum Heil der Menschheit.

Mit ihrer Hilfe stellte ich den Kontakt her mit meinem Führer und arbeitete regelmäßig in wöchentlich zwei Sitzungen. Meine Sitzungen haben längst die Zahl 300 überschritten. Außer diesen regelmäßigen hatte ich noch zwischendurch kurze Sitzungen. Diese reiche Erfahrung gibt mir das Recht und verpflichtet mich, die Schlüsse, zu welchen ich kam, mitzuteilen.


Robert Genin

Bevor Sie beginnen, auf diesem Gebiet zu arbeiten, müssen Sie sich ganz klar darüber werden, warum Sie die Verbindung mit dem Jenseits herzustellen wünschen, und welches Ziel Sie dabei verfolgen. Wenn es Neugierde ist oder Skeptizismus, die Sie antreiben, den Kontakt herzustellen, so sollten Sie lieber nicht anfangen. Die wichtigste Bedingung für dieses Werk ist, daß auch nicht der geringste Schatten von Egoismus auf Sie fallen darf. Ihr einziges Ziel muß die Läuterung Ihrer eigenen Seele und die Hilfe sein, die Sie Ihren Mitmenschen, die nach der Wahrheit dürsten, bringen wollen. Gleichzeitig bedarf es des absoluten Glaubens an Gott und Christus (wenn Sie Christ sind) und an die Möglichkeit des direkten Verkehrs. Den Anordnungen Ihres Führers, die Sitzungen betreffend. sind streng zu befolgen, und nicht die geringste Furcht darf bestehen.

Nachdem einmal der Kontakt hergestellt ist, müssen Sie feststellen, wessen Seele es ist, die Sie besucht. Versuchen Sie, mit Ihrem Führer in Kontakt zu kommen. Sie werden sehr leicht gute Seelen von schlechten unterscheiden können, da die ersteren eine liebenswürdige Art haben. Sogar ihr Klopfen ist sozusagen sanft. Sie werden sofort durch das, was sie sagen, merken, mit welcher Art von Seele Sie in Kontakt getreten sind, und wenn Sie merken, daß es eine schlechte Seele ist, dann brechen Sie die Sitzung sofort ab. Läßt sich

die schlechte Seele nicht abweisen, so bekämpfen Sie sie mit Gebeten. Es wird Ihnen sicher gelingen, sie zu vertreiben, wenn es auch manchmal lange dauert. Es hängt sehr von der Stärke Ihrer Willenskraft ab, nichts mit schlechten Seelen zu tun zu haben.

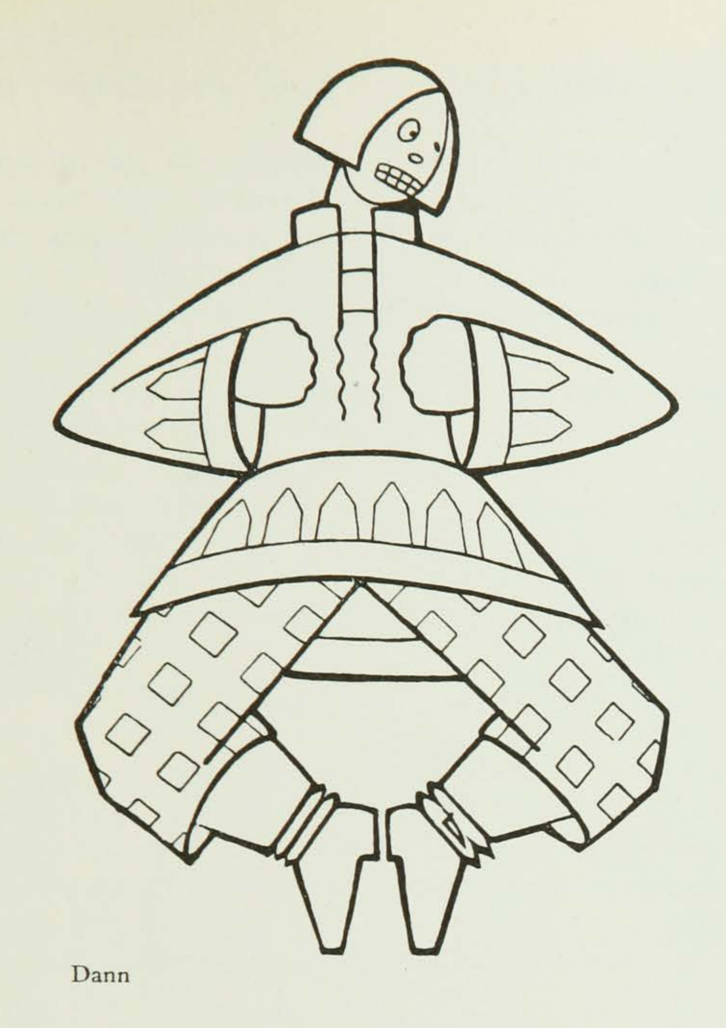
Sobald Sie sicher sind, mit Ihrem Führer in Kontakt zu sein, seien Sie vollkommen freimütig ihm gegenüber, verbergen Sie ihm nichts; obwohl er Sie ganz und gar durchschauen kann, müssen Sie ihm alles sagen, was Sie beunruhigt. Vollkommene intime Freundschaft muß zwischen Ihnen beiden bestehen. Ist einmal völlige geistige Freundschaft und gegenseitiges Verstehen erreicht, so lassen Sie sich in Ihrer Seelenentwicklung von Ihrem Führer leiten, aber nicht auf allen Wegen Ihres natürlichen Lebens dürfen Sie sich leiten lassen. Sie müssen Ihrem Leben seinen normalen Verlauf lassen und dies allein ausfechten; aber Sie können ganz sicher sein, daß in bestimmten Fällen, wo es möglich ist, der Führer Ihnen rechtzeitig mitteilen wird, wenn irgendwelche Ihrer Taten Unglück über Sie oder Ihre Mitmenschen bringen könnte. Haben Sie absolutes Vertrauen, weil absolutes Vertrauen Ihre Seele den Offenbarungen offen hält, die der Führer Ihnen zu machen wünscht. Fragen Sie Ihren Führer nichts, was nicht für die Entfaltung Ihrer Seele notwendig ist.

Vergessen Sie nicht, daß wirklich treue Freunde vom Jenseits (reine Seelen) nicht das Recht haben, Ihnen irgend etwas über das jenseitige Leben auszusagen (sie haben dies geheimzuhalten, wie z. B. Sie selbst ein Staatsgeheimnis geheimhalten würden.) Sobald Sie einmal den Verkehr mit Ihrem Führer aufgenommen haben, müssen Sie ihn zu einem regelmäßigen machen. Dieser Verkehr darf niemals die Form von Vergnügung oder Zeitvertreib annehmen. Er ist zu ernsthaft, um jemals von einem solchen Gesichtspunkt betrachtet zu werden. Versuchen Sie zum Heil Ihrer Mitmenschen die bestmöglichste Kenntnis daraus zu erlangen.

Hilfe für Ihre eigene Seele und die Seele Ihrer Mitmenschen ist der einzige Grund, aus welchem es den reinen Seelen vom Jenseits gestattet ist, mit Ihnen in Beziehung zu treten. Ziehen Sie niemals ohne die Erlaubnis Ihres Führers irgendeine Seele heran. Er allein ist der einzige Vermittler zwischen Ihnen und dem Jenseits. Wenn Sie nach diesen Grundsätzen zu Werke gehen, werden Sie bald feststellen, daß die Beziehung zu Ihrem Führer die natürliche Form einer treuen und tiefen Freundschaft annehmen wird. Dieses Werk kann für Sie und Ihre Mitmenschen nur von Nutzen sein, und keine schlechte Seele wird jemals versuchen, sich einzumischen.

Seien Sie sehr sorgfältig in der Wahl der Freunde, die Sie zu Ihren Sitzungen einladen. Sabald Sie einmal den regelmäßigen Verkehr mit Ihrem Führer begonnen haben, besuchen Sie niemals eine andere Sitzung, weil es den geistigen Kreis, den Ihr Führer, Ihr Medium und Sie selbst gebildet haben, stören würde. Ihr Medium muß Ihr Freund sein. Sie dürfen keine Geheimnisse voreinander haben. Volles Vertrauen und Einigkeit muß zwischen Ihnen Dreien (Ihrem Führer, Ihrem Medium und Ihnen selbst) bestehen.

Die Folge des mit dem Jenseits hergestellten Kontaktes wird das Verschwinden jeglicher Furcht vor dem Tode sein, denn dieser ist nichts anderes, als ein Wechsel der Ebene, auf der Ihre Seele lebt. Außerdem werden Sie, wenn Sie in das andere Leben eingehen, sich nicht im Dunkel fühlen, sozusagen. Sie werden sich in der Heimat fühlen. Wir, die wir die Wahrheit wissen, beklagen jene menschlichen Wesen, die die Möglichkeit des unmittelbaren Kontakts mit den Seelen der anderen Welt verneinen, oder sehen hierin das Fehlen der Intelligenz, die sie zu besitzen glauben. *(Nach der New York Tribune.)*



Dann

DIE RUSSISCHE LITERATUR DER GEGENWART

Von

J. TYNJANOFF

Eine Zeit der „literarischen Strömungen und Gegenströmungen" waren das neunzehnte Jahrhundert und die ersten zehn Jahre des zwanzigsten. Die große Strömung des Symbolismus rief den Widerspruch des Futurismus wach. Beinahe täglich gab es zu jener Zeit neue „Theorien" und „Manifeste" und man bemerkte des öfteren in der Geschwindigkeit gar nicht, daß so manche kleine „Richtung" nichts anderes vorzuweisen hatte als eben solch ein Manifest. (So war es um den sogenannten „Imaginismus" bestellt.)

Und noch ein Kennzeichen hatte jene Zeit, das nicht ganz auf Zufälligkeit beruhte: der Vers nahm den Vorrang vor der Prosa ein.

Jetzt haben wir den vollkommenen Sieg der Prosa. Dieser Sieg war gar nicht einfach. Vers und Prosa sind literarisch sowohl wie sprachlich Manifestationen ganz verschiedener Art. Im Vers verändert sich der Sinn des Wortes, wird verwischt — während sein Zusammenhang mit der Prosa ganz anderer Art ist; Vers und Prosa gehen nicht nur verschiedene Wege, sie verfolgen auch verschiedene Ziele. Das Vorherrschen der Prosa ist ein Barometer für unsere Zeit.

Jedes Werk ist heute „notwendig" oder „entbehrlich", nicht bloß „interessant" oder „uninteressant", und aus diesem Grunde berührt es uns auch gar nicht, ob eine Arbeit „gut" oder „schlecht" ist, ob die Sprache des Verfassers gut ist oder nicht — etwas ganz anderes ist von Wichtigkeit, nämlich: daß die Arbeit lebendig ist, daß das „Notwendige" richtig erfaßt worden ist.

Das kommt besonders stark in der Frage des „Genre" und der Sprache zum Ausdruck.

In solchen in Gärung befindlichen Epochen wie der unserigen, voller Erneuerungsprozesse, entsteht immer das Bedürfnis nach neuer Art. Der alte Roman aus ruhiger Großmutterzeit, die alte wohlanständige und mundgerechte Erzählung befriedigen uns nicht mehr. Das Leben verzichtet auf fertige Lösungen, es mag keine fertigen Dinge, im Gegenteil, es gibt Unfertigem den Vorzug.

Aber trotzdem werden Versuche unternommen, „geschlossene" Arbeiten zu bringen. Doch sie verbrauchen sich rasch. Und zwar tun sie das trotz des großen Interesses, das zum Beispiel den westlichen Abenteuer-Romanen von seiten der Leser entgegengebracht wird. (Vor einem Jahr hatte der talentlose „Tarzan" in Rußland ungeheuren Erfolg.) Wir können da etwas sehr Interessantes beobachten: die „geschlossenen" Arbeiten aus dem Westen halten sich bei uns länger als die unsrigen. Bei uns wird größerer Wert auf den literarischen „Rohstoff" gelegt.

Einen „westlichen" Roman gab uns Ilja Ehrenburg. Sein Roman „Die ungewöhnlichen Erlebnisse des Julio Jurenito" erzielte einen außerordentlichen Erfolg. Der Leser war ermüdet durch die gewissenhaft-psychologische Überladung der alten Erzählungen. Ehrenburg mildert die Überladung von altmodischer „Ernsthaftigkeit"; in der Todesstunde seines Helden fließt kein Blut, sondern feuilletonistische Tinte, er nimmt seinem Helden die alte Psychologie und er durchtränkt sie statt dessen von A bis Z mit philosophischer Ironie. „Julio Jurenito" war der Zugwind, der die Luft gereinigt hat.

*

Es ist bemerkenswert, daß der Abenteuer-Roman in Rußland die Schutzfärbung „westlich" annehmen muß, um glaubwürdig zu erscheinen. „Meß Mend" z. B. hat eine russische Schriftstellerin zur Verfasserin. Der Roman war nicht einmal ein Roman, es war ein überaus in die Länge gezogenes Feuilleton. Das war offenbar notwendig als Beweis, daß der „ernste" Roman eine „abgetane" Angelegenheit war.

Aber gerade hier in dem Feuilletonwust des Romans wird die Gefahr bemerkbar, die Ehrenburg nunmehr droht. Dieses in Eile zusammengetragene Gepäck (Dostojewskij, Nietzsche, Claudel, Spengler) enthielt lauter fertige Sachen.

Eine solche geschlossene Sache war auch sein „Trust D. E.", die Geschichte vom Untergang Europas — ein Auszug aus „Julio Jurenito", geistvoll; aber hier zeigte es sich deutlich, daß die aller Psychologie baren Helden zu leicht sind; ihre unmotivierten Handlungen und Umstellungen konnten beim Leser keinen Glauben mehr finden.

Charakteristisch für das Schicksal eines geschlossenen „interessanten" Romans sind die Arbeiten Alexei Tolstojs. Gerade weil er seine Werke in zweierlei Gruppen teilen kann, in „geschlossene" und „unabgeschlossene". Zu den „geschlossenen" zählt sein Roman „Aelita", der viel Staub aufgewirbelt hat, und die Erzählung „Sieben Tage, in denen die Welt beraubt worden ist", die jetzt erscheint. Dieser letzte Titel ist eine Umkomposition von John Reads bekanntem Buch, das den Titel trägt „Zehn Tage, in denen sich die Welt gewandelt hat". In „Aelita" sowie auch in den „Sieben Tagen" ist das Thema überaus phantastisch, überaus kinohaft: soziale Revolution russischer Revolutionäre auf dem Mars im ersten Werk, und im zweiten: Untergang des Mondes, veranlaßt durch irdische Börsenspekulanten, um die Börse auf der Erde zu terrorisieren.

Kalinin auf Deck des Dampfers „Grosa"

Photos R. F. M.

Manöver der Roten Armee. Kavallerie beim Pferdetränken

Russ-Photo

Arbeitersport in Rußland

Russische Brautschau. Im Staatlichen Experimentaltheater in Petersburg



Der Schauspieler Sokoloff
vom Tairoff-Theater



Maria Wasilieff, Bolschewik (Stoff)

Russ-Photo

Lenin-Ecke im Klub der „Pioniere“



Continental Photo

Rotarmistendenkmal in Moskau

Wo Alexei Tolstojs Stärke liegt, fühlt der Leser in „Aelita". Der Rote-Armee-Soldat Gusjew ist in „Aelita" als ein kräftiger lebensprühender Held, mit natürlicher Redeweise, mit einer schlauen russischen Sprache gezeichnet. Die wahre Stärke A. Tolstojs setzt sich hier bei dieser „geschlossenen" Arbeit durch. Der Rote-Armee-Soldat steckt seinen lebendigen Kopf durch die Kino-Leinwand.

Weil das neue „Genre" sich gerade aus der Sprache, aus den kleinen Bestandteilen des Stils herauskristallisiert, schenkt man jetzt den „kleinen Grundformen" des Stils und der Sprache solche Aufmerksamkeit, wird solcher Wert auf die Echtheit jeder sprachlichen Geste, jedes Wortes und jeder Handlung des Helden gelegt.

Was da in kleiner stilistischer Arbeit geschieht, das wirkt auch auf den Inhalt, auf den eigentlichen Bau des Werkes. Ein interessantes Beispiel dafür sehen wir in Samjatin. Eugen Samjatin ist der Hauptvertreter der russischen „ornamentalen" Prosaliteratur. Durch seinen Stil ist er auf den phantastischen Roman gekommen, auf die satirische Utopie eines hingemalten, genau abgemessenen Staates (z. B. in den „Inselbewohnern"). Samjatins Roman verwandelt die Welt durch seinen Stil in die tadellosen Vierecke eines Parkettfußbodens. Das Lineare, das Zwei-Dimensionale ist zum phantastischen Inhalt geworden, der fast physiologisch wirkt; es genügt schon, daß die genau errechnete Höhe zu wanken beginnt — und alles bricht zusammen.

Welche Krise die russische Literatur durchmacht, beweisen die Werke Pilniaks. Pilniak geht von jenem groben Experiment aus, das Andrej Bjelyj mit der russischen Prosa vorgenommen hat. Sein „Nacktes Jahr", seine „Dritte Residenz" nennen sich nur noch gewohnheitsmäßig „Roman" oder „Novelle". Pilniak selber gesteht in einer seiner Erzählungen, daß es für ihn in keinem Werk einen Anfang oder ein Ende gibt — alles ist ohne Grenzen, wie das Leben selbst. Die Sätze selbst scheinen wie durch einen Zufall durcheinandergeworfen — es bildet sich ein Zusammenhang, eine Ordnung kommt zustande, wie in einem überfüllten Eisenbahn-Wagen. Wie einzelne Gepäckstücke drängen sich Dokumente dazwischen, Zeitungsabschnitte, zufällige Gespräche fließen mit ein. „Ort — es gibt keinen Ort der Handlung — Rußland, Europa, die Welt, die Brüderschaft". „Personen — Rußland, Europa, die Welt, der Glauben, der Unglauben, die Kultur, das Gewitter, das Bild der Gottesmutter" („Die dritte Residenz").

Ein Satz verebbt in Gemurmel. Nicht umsonst ist für Pilniak „Schneegestöber" das Lieblingsbild. Das stilistische Chaos wird zum Chaos überhaupt, festgehalten in einem ungeheuren Gemälde.

Neben dem stilistischen „Schneegestöber" von Pilniak hat sich auch der „Wind" bei uns eingeführt durch die Sprache des sibirischen Schriftstellers Wsewolod Iwanoff, der sich an die „Serapionsbrüder" anschließt. Das Exotische an Wsewolod Iwanoff war der reiche romantische Hintergrund der Bauern-Revolution. Er besitzt einen saftigen, farbigen sibirischen Wortschatz. Den Bauernaufstand schildert er in den „bunten Winden" in ungebändigter (manchmal fast sinnloser) Bauernsprache. Aber sobald er von seinem Thema abweicht oder von seinem eigenen Wörterbuch abläßt, sobald er bemüht ist, einen Roman „auszubauen", zeigt sich bei Wsewolod die Unmöglichkeit, eine „Arbeit" zu schaffen — wird der farblose, in die Länge gedehnte Inhalt bloßgelegt (wie z. B. in seinem Roman „Der blaue Sand"); seine letzten Erzählungen deuten auf eine Krise, und zwar auf eine langwierige Krise.

Sibirien ist in der letzten Zeit zur typischen Exotik der Revolution geworden — ebenso wie in den dreißiger Jahren des XIX. Jahrhunderts der

Kaukasus exotisch war (als praktischer Hintergrund für den „stolzen Helden"). Auch die S e j f u l i n a , eine tatarische Schriftstellerin, schreibt über Sibirien. Ihr sibirisches Dorf ist blasser als das bunte, sprachlich buntgemalte Dorf von Ws. Iwanoff. Ihre Sprache ist verbogen, geziert, unnatürlich. Als ihr bestes Werk ist „Wirineja" zu bezeichnen; es bringt lebendige Szenen, und die Sprache der agierenden Personen (Bauern) erreicht stellenweise eine große Kraft des Ausdrucks (was vor allem ihrem Wortreichtum zuzuschreiben ist).

Hierin liegt die Hauptursache, daß die Frage des „Vortrags" in den Mittelpunkt gerückt ist. Da fehlt nur noch ein Schritt von der Literatur zur Bühne. Diese Literatur wird dem Leser zur „Heimbühne". Andererseits ist es auch klar, daß der Vortrag mit dem Humor in engem Zusammenhang steht. Der Tonfall, die Gesten, die „persönlichen Einzelheiten", die in die Literatur getragen werden, rufen von selbst humoristische Themen hervor, sind für solche gut geeignet.

Dies ist die Art M. S o s c h t s c h e n k o s (aus dem Kreis der Serapionsbrüder). Seine kurzen humoristischen Erzählungen haben großen Erfolg, sie werden auf der Bühne vorgetragen; Erzählungen dagegen wie „Apoll und Tamara", „Eine schreckliche Nacht" führt Soschtschenko feiner aus: hier spricht der Verfasser in der Person eines bösartigen kleinlichen Provinzlers zu uns, doch ist das Thema der Erzählung nicht eigentlich humoristisch, sondern tragisch oder doch tragikomisch.

Es gibt noch eine andere Vortragsdichtung — die „hohe", „epische", bei welcher der Verfasser fast verborgen bleibt, und doch seine Sprache keine einfache Randbemerkung, keine gleichgültige „Erzählung" ist, sondern mit Absicht zu einer „vortragenden" Sprache wird — zu der Rede eines „Rhapsoden".

So kann man die Schreibweise L. L j e o n o f f s nennen, eines jungen Schriftstellers, der eine Reihe von Werken verfaßt hat, in denen er neben dem typisch komischen Vortrag, der ihn auf direktem Weg zu Ljeskoff führt („Die Verzeichnisse des Kowjakin"), hauptsächlich das stilisierte „epische" Dorf verwendet (seine letzte Arbeit: „Die Dachse").

Das Genre, zu dem sich Ljeonoff hingezogen fühlt, ist das der „Chronik": kleine Schilderungen, kleine Erzählungen, die nicht durch den Inhalt, nicht durch die Gleichheit der Handlung, sondern durch die Gleichheit des Ortes miteinander in Verbindung stehen. In solcher Zeit, da die großen alten „festen" Formen auseinanderfallen, wo eine bescheidene „Skizze" von stärkerer Wirkung ist als ein umfangreicher Roman, ist die Form der „Chronik" ein Ausweg.

Deshalb begegneten die bescheidenen Skizzen „Erinnerungen" von G o r k i j einem so großen Interesse. Die gesammelte, aus Kapiteln aufgebaute Selbstbiographie Gorkijs, sein bereits klassisches Buch „Meine Kindheit", wird ersetzt durch kleine eingestreute Abschnitte, Entwürfe, Blätter, die „Augenblickserscheinungen" sind, und in ihrer „Ungezwungenheit" beinahe anti-literarisch, wie Gelegenheitsgedichte in Prosa, und gerade deshalb so außerordentlich frisch wirken. Gorkij schrieb seine Memoiren im rechten Augenblick. — Es ist die Gorkijsche Volkssage.

Von diesem Standpunkt aus ist auch S c h k l o w k i j s Buch „Zweihundert Briefe nicht über Liebe" interessant. Hier sind in Form eines Romans intime Briefe herausgegeben worden. Die Briefform gestattet es dem Autor, den aus der Wirklichkeit entliehenen alltäglichen Stoff (in dem eigenartige Abschnitte und Fragmente literartheoretischer Abhandlungen mit eingeschlossen sind), mit dem eigentlichen Romanstoff zu verquicken. Daher hat der Roman stellenweise die Überzeugungskraft eines Dokumentes.

Einen lauten und überraschenden Erfolg hatte J. Babelj, der mit kleinen Erzählungen in zwei Zyklen („Die Reiterarmee" und „Erzählungen aus Odessa") hervortrat.

Babelj ist ein ehrlicher Kleinkunst-Schriftsteller. Erzählungen von ein bis zwei Seiten sind das offenherzige Geständnis, daß jetzt eine große Arbeit nicht nach den alten Grundsätzen aufgebaut werden kann, daß sie sich in ihre Bestandteile aufgelöst hat.

Eine für diese Epoche typische literarische Gruppe ist der Kreis der „Serapionsbrüder". Im kleineren Umfang spiegeln die „Serapions" alle Richtungen der heutigen Prosa wieder. Sie haben versuchsweise die Umstellung der einzelnen Romanteile unternommen, wie z. B. der neue Roman von Fedin „Städte und Jahre" zeigt. (Das Ende geht dem Anfang voran.) Die Sprache Fedins ist geballt und unnatürlich. Diese selben Eigenschaften aber leihen den Massenszenen Überzeugungskraft. Fedins Roman ist „unfertig", sogar „roh", und das ist für das jetzige große Format sehr bezeichnend.

Was jetzt in der Versdichtung vorgeht, erinnert in einigen Zügen an die Zustände, die wir in der Prosa finden. Den Kampf der „fertigen", „leichten" Arbeiten, die aber wenig Aufsehen erregen, gegen die rohen, aber lebendigen; das Aufdersuchesein nach einem Genre, der Drang nach großem Format, und die Unmöglichkeit, weder das eine noch das andere zu erreichen, sowie die Entstehung von Zwischenstufen („poetische Chronik", „große Ballade") kann man in beiden Fällen beobachten.

Jessenin ist eine Erscheinung, in der die Poesie in ihrer Ermattung, die Poesie im Verfall ihrer Energie zum Ausdruck kommt. Es ist das naive, stark lebendige Gefühl, auf das er sich stützt. Jessenins poetische Dichtart besteht darin, daß er immer bestrebt ist, die nackte Empfindung ins Schöne umzufärben. Die archaistische Sprache, die „bedingte", fiel in die erste Periode seines Schaffens. Der Volksschwärmer wechselte mit dem ebenso traditionellen „Bauern-Christus". Dann übernahm er die Schimpfworte (aus der Literatur-Praxis der „Imaginisten", zu denen er sich gleichfalls bekannte), es kam die Schänke und die ebenso traditionelle Figur des „Hooligan".

Seine Verse bedeuten eine Rückkehr zur Verflachung des Verses, nach der straffen Arbeit, welche die Symbolisten und Futuristen am Verse geleistet haben.

In diesem Sinne nimmt W. Chodassewitsch eine viel günstigere Stellung ein; ein Dichter, der sich der Vers-Kultur Puschkins zuwendet, da diese Kultur von größerer Tiefe und Bedeutung ist. Trotzdem sind seine Arbeiten da von Wert, wo er über die Grenzen des traditionellen Gesetzes hinausgeht.

So ist seine „Ballade" böse und warnend, mit gewollter Eckigkeit der Sprache geschrieben, mit einer Ungewandtheit, die wertvoller ist als Leichtigkeit; das gleiche gilt für sein „Fenster in den Hof" (Paris), in dem die vorbeihuschenden Szenenbilder in ihrer Schroffheit irgendwie an die Balladenmanier Heines erinnern.

Anna Achmatowa, eine der größten Dichterinnen der nach-symbolistischen Periode, schreibt im Laufe der letzten zwei Jahre nur wenig und verschwindet fast vollständig vom Schauplatz. Das Intime ihres Stils, ihr neuer Ton der Alltäglichkeit, der beinahe geflüsterte Tonfall, ihr häuslich-eckiges Wort, ihr überaus spärlicher und reiner Wortschatz ergaben eine Erscheinung von großer Bedeutung und waren als Widerstand der jungen Dichter-Generation gegen die Tradition der Verskunst älterer Symbolisten zu betrachten.

Nach wie vor steht Majakowskij im Mittelpunkt der Verskunst. Der

russische Futurismus bedeutet ein Sichlosreißen von der vermittelnden Vers-Kultur des neunzehnten Jahrhunderts. Das grandiose Bild der Poesie, das das neunzehnte Jahrhundert erfüllt hat, und das im zwanzigsten Jahrhundert seine Form und Bedeutung verlor, wurde durch Majakowskij erneuert. Sein Volksversammlungsvers, sein schreiender Vers mit der groben Schmähsprache, die sich so scharf abhebt von dem großartigen „kosmischen Bild“, weist keine Verwandtschaft mit dem Vers des neunzehnten Jahrhunderts auf. Es ist natürlich und findet seine Erklärung in Majakowskijs poetischer Persönlichkeit, daß in seinen Werken die poetische Auflehnung mit der sozialen Revolution zusammenklingt. Bei Majakowskij ruht der Vers auf einem besonderen System. — Das Wort, das den Raum eines Verses beansprucht, ist dem Satze angeformt, der nicht mehr als diesen einen Vers bildet. Seine Stärke liegt in der Verbindung von Ode und Satire, von Komik und geballter Rhetorik.

Die literarische Revolte Chljebnikoffs und Majakowskijs hat die „Buch“ Sprache aus den Angeln gehoben. Darauf basiert die Neigung des früheren futuristischen Zentrums zum „Gegenstand“, zur „Lebendigkeit“, zum „Betrieb“, die Neigung sich von der Literatur zu entfernen (z. B. die „Konstruktionisten des Ljeff“). Gleichzeitig besteht auch der Wunsch, von der Übertreibung im Stil loszukommen und vom Standpunkt der Historie aus auf der neuen Schicht der poetischen Kultur weiterzuschreiten, wieder an das neunzehnte Jahrhundert anzuknüpfen, ohne es jedoch als Gesetz anzuerkennen, aber auch ohne sich der Verwandtschaft mit den Vätern zu schämen.

Darin liegt die Mission P a s t e r n a k s, eines Dichters, der den Futuristen nahesteht.

Pasternaks Lieblingslandschaft ist der Regenguß, unter dem sich alle Dinge vermischen. Sein Vers macht von der futuristischen Eroberung des Lautes viel Gebrauch; bei ihm vereinigt der Klang die Dinge, bringt sie in zufällige und doch deutliche Verbindung.

Nikolai T i c h o n o f f, der zum Kreis der „Serapionsbrüder“ gehört, hat eine neue Art der „Ballade“ eingeführt. Das Wort hat fast jede Färbung des Verses eingebüßt, um nur zum Ausgangspunkt des Inhalts zu werden. Das Thema eilt ohne Aufenthalt über alle Zeilen hinweg dem raschen Ende zu. Tichonoff hat der Revolution verwandte scharfe Kampfworte geprägt; Revolution und zum Teil der Krieg sind die Themen Tichonoffscher Balladen.

Interessant ist bei einem anderen Dichter die Wendung zu einem neuen Genre, Abkehr in entgegengesetzter Richtung. Einer der bekanntesten Dichter des futuristischen Zentrums ist N. A s s j e j e f f, ein Dichter, der bis zum springenden, singenden Wort vorgedrungen ist. Wir finden bei ihm Gedichte, in denen sich Worte-Knäuel in einzelne melodische Zeilen auflösen, von denen jede aus einem einzelnen Wort besteht. Assjejeffs Ballade ist wie ein Lied. Die einzelnen kleinen Kapitel der Ballade unterscheiden sich voneinander durch die Melodie; die Melodie illustriert den Stoff, wie es die Musik im Kino tut. (Das zeigt seine „Ballade vom schwarzen Prinzen“.) Jetzt geht Assjejeff zum Poem über.

Genre entsteht nicht auf Wunsch, es geht ihm eine mühevolle und langwierige Kultur des Wortes voraus, die erst nach endgültigem Erfassen aller Eigenheiten zum Genre führt.

Die neuen Arten entstehen dann sporadisch.

Ist ein Abschluß nötig? Ist ein Punkt notwendig, um eine Abhandlung über die Literatur abzuschließen, die in steter Bewegung begriffen ist, sich verändert und gierig nach dem Leben Ausschau hält?

(Übersetzt von Ida Orloff.)



A. Grunenberg Nijinskij (Radierung)

DER ERSTE MAI

Von

A. KRUTSCHONYCH

Durch starken Sturm,
Durch Sturzregen des Lenzes —
Gereinigt die Lande!
Ins Blau,
Grün,
Licht —
Ruf der Internationale!
Gehe,
Verkläre
Breiter als Lächeln ersten Aufschwungs
Arbeiterrechtmacht
Unser
Inter — nat — mai!

Trillionen von Hoffnungen!
Milliarden von Taten, Ereignissen!
Was ist die Unkraft der Sterne?! —
Begrenztheit schwand mit geschlagenem Winter!

Wir — schließen den Reigen!
Heute —
kein Gedanke an kränklichen Mißmut!
Man sage uns: China!
Aber auch dort sieht man das rote Plakat!
Auf der Sonne — glühen genau so
Reaumüre des Aufstands!
Die Erde entfesselt ... roter Golfstrom! —

Nicht allem können die Ingenieure Amerikas Einhalt gebieten!
Die Erde, sie loht! Heißer als Flammen im Kreml!
Alles brodelt zum linken Ufer!
Hier sind auch wir —
die Jungen —
Und werfen das Tau!
Greife zu,
wer mutig und flink!
Mai Wärmerufer!
Heute —
alle Hoffnungen — „Auf die Tonne"!
Die Luft ist vor Freude geborsten!
Töne
Töner
Aus voller
kupfergeschmiedeter
Kehle! ...

(Übersetzt von GREGOR JARCHO.)

EINE SCHRECKLICHE NACHT

Von

MICHAIL SOSCHTSCHENKO

I.

Man schreibt und schreibt, schreibt — unbekannt warum. Der Leser wird hier gewiß lächeln. Und das Geld? wird er sagen. Und das Geld, wird er sagen, du Hühnersohn, streichst du dir in die Tasche? Die Menschen werden feist, wird er sagen, und übermütig. Nein, verehrtester Leser, was ist denn Geld? Na, man bekommt sein Geld, kauft sich Brennholz, ersteht für seine Frau, sagen wir mal Schuhzeug. Und damit basta. Fürs Geld kauft man sich keine Seelenruhe, und eine Weltidee steckt auch nicht dahinter. Und dann, wenn man diese kleinliche, habgierige Berechnung beiseite läßt, sitzt ja der Autor mitsamt seiner ganzen Literatur auf dem Trocknen. Ich wollte das Schreiben aufgeben; am liebsten zerbräche ich meinen Federhalter; hol ihn des Teufels Großmutter! Tatsächlich. Und was für verzweifelte Leser gibt es doch heutzutage. Sie stürzen sich auf französische und amerikanische Romane, aber die russische, die vaterländische Literatur zur Hand zu nehmen, daran denkt man nicht. Sie

wollen, schau doch einer an, im Buch so was von einer dahinstürmenden Phantasie finden, wollen ein Sujet finden, das weiß der Deubel wie beschaffen ist. Wo soll man denn das alles hernehmen?

Und wie soll man es denn recht machen? Wo nehme ich, frage ich, die Wissenschaftlichkeit und die Ideologie her, wenn doch der Verfasser aus einer kleinbürgerlichen Familie stammt, und wenn er immer noch nicht seine kleinbürgerlichen, habgierigen Interessen unterdrücken kann und seine Vorliebe, sagen wir mal für Blumen, für Gardinen, für weiche Möbel? Ach, verehrtester Leser, es ist ein Unglück, russischer Schriftsteller zu sein!

So schreibt man denn im Vollbewußtsein seiner Hoffnungslosigkeit. Und da gibt es keinen Trost.

Versuch es doch mal, mein Leser, gib dir mal die Mühe, geh hinter irgendeinem Menschen her — ein Unsinn kommt dabei heraus. Es erweist sich, daß so ein Mensch sich auf den Weg gemacht hat, um irgendwo drei Rubel zu pumpen, oder er begibt sich zu einem Stelldichein. Da kommt er, nimmt seiner Dame gegenüber Platz, spricht zu ihr von Liebe, sagt vielleicht überhaupt kein Wort, legt einfach seine Hand auf das Knie der Dame und blickt ihr in die Augen. Oder ein Mensch kommt, um bei dem Hausherrn ein Weilchen zu sitzen. Er trinkt ein Glas Tee, sieht sein Spiegelbild im Samowar, sieht da sein schiefes Maul, lacht vergnüglich vor sich hin, bekleckert das Tischtuch mit Marmelade und geht wieder ab. Setzt die Mütze schief auf und geht. Da frage man ihn, den Hundesohn, warum er denn eigentlich gekommen ist, was für eine Weltidee dahinter steckt, oder welcher Nutzen für die Menschheit — er weiß es ja selber nicht.

Wo nimmt man denn die schwungvolle Phantasie her, wenn die russische Wirklichkeit doch nicht so geartet ist?

II.

Diese kurze Erzählung beginnt mit der vollständigen und ausführlichen Beschreibung des Lebens Boris Iwanowitsch Kotofejews. Kotofejew war seinem Beruf nach Musiker. Er spielte im symphonischen Orchester auf dem musikalischen Dreieck. Vielleicht gibt es auch eine besondere Spezialbenennung für dieses Instrument, aber der Verfasser kennt sie nicht. Der Leser wird jedenfalls Gelegenheit gehabt haben, rechts in den Tiefen des Orchesters irgendeinen untersetzten Menschen zu sehen, dessen Kinn ein wenig herunterhängt; der sitzt vor einem kleinen, eisernen Dreieck. Dieser Mensch schlägt melancholisch erforderlichen Orts an sein primitives Instrument. Für gewöhnlich pflegt der Dirigent zu diesem Zweck mit dem rechten Auge zu zwinkern. Es gibt merkwürdige und erstaunliche Berufe. Es gibt Berufe, daß einen das Grauen packt, wie ein Mensch eben dazu kommen konnte. Wie ein Mensch, sagen wir mal beispielsweise, auf den Gedanken kommen konnte, Seil zu tanzen, oder durch die Nase zu pfeifen, oder auf dem Dreieck zu klimpern.

Der Verfasser macht sich über seinen Helden aber nicht lustig. Nein. Boris Iwanowitsch Kotofejew war ein Mensch mit vortrefflichem Herzen, nicht gerade dumm, und mit Mittelschulbildung. Boris Iwanowitsch lebte nicht in der Stadt selbst. Er lebte im Vorort, sozusagen im Schoße der Natur. Die Natur war nicht gerade Gott weiß wie hervorragend, immerhin hatte jedes Haus einen kleinen Garten, Grasflächen, Gräben, Holzbänke, rings bestreut mit Schalen von Sonnenblumenkernen, und das alles gab einen sympathischen und angenehmen Aspekt. Im Frühling aber war es hier ganz entzückend.

Boris Iwanowitsch wohnte bei Lukeria Blochin. Der Leser möge sich ein kleines, gelb angestrichenes Holzhaus vorstellen, einen niedrigen, wackligen Zaun, ein breites, gelbliches, schiefes Tor. Ein Hof. Auf dem Hofe rechts eine kleine Scheune. Eine Harke mit ausgebrochenen Zinken, die seit Katharinas Zeiten hier steht. Ein Wagenrad. Ein Stein inmitten des Hofes. Ein Vorflur, dessen untere Stufe zerbrochen ist. Man betritt den Flur; die Tür ist mit Bastmatten beschlagen. Das Vorhaus ist winzig klein, halb dunkel; ein grünes Faß in der Ecke. Auf dem Faß liegt ein Brett. Auf dem Brett ein Wasserschöpfer. Ins Klosett führt eine dünne, aus drei Latten zusammengeschlagene Tür. An der Tür ein Holzriegel. An Stelle des Fensters eine kleine Scheibe. Mit Spinngeweben bezogen . . . Ach, ein wohlbekanntes, dem Herzen liebes Bild! Dies war alles irgendwie wundervoll. Wundervoll wegen seines stillen, langweiligen, geruhsamen Lebens. Selbst die zerbrochene Stufe am Vorflur versetzt den Verfasser trotz ihres unsäglich traurigen Aussehens auch jetzt noch in still-beschauliche Stimmung. Jedesmal aber, wenn Boris Iwanowitsch den Vorflur betrat, spie er angewidert aus und schüttelte den Kopf, wenn er die zerbrochene, morsche Stufe sah. Vor fünfzehn Jahren hatte Boris Iwanowitsch Kotofejew zum erstenmal diesen Vorflur betreten, hatte zum erstenmal die Schwelle dieses Hauses überschritten. Und hier war er „aufgesogen" worden. Er heiratete seine Wirtin Lukeria Petrowna Blochin. So wurde er denn zum richtigen Besitzer dieser ganzen Habe. Sowohl das Rad als die Scheune, der Rechen und der Stein — alles war sein Eigentum geworden.

Lukeria Petrowna sah mit aufgeregtem Spott, wie Boris Iwanowitsch zum Besitzer von all diesen Dingen wurde. War sie gerade böse gelaunt, vergaß sie nie, Kotofejew anzuranzen und ihm zu sagen, daß er ein Habenichts, ein armer Schlucker wäre, den sie mit ihren Gnaden überhäuft hätte. Wenn das Boris Iwanowitsch auch verstimmte, so schwieg er doch. Er gewann dieses Haus lieb. Auch den Hof mit dem Stein gewann er lieb. Es war ihm lieb geworden im Verlaufe dieser fünfzehn Jahre, hier zu leben. Es gibt doch solche Leute, deren ganzes Leben man samt allen Lebensumständen vom ersten Schrei bis zu ihren letzten Tagen in zehn Minuten erzählen kann.

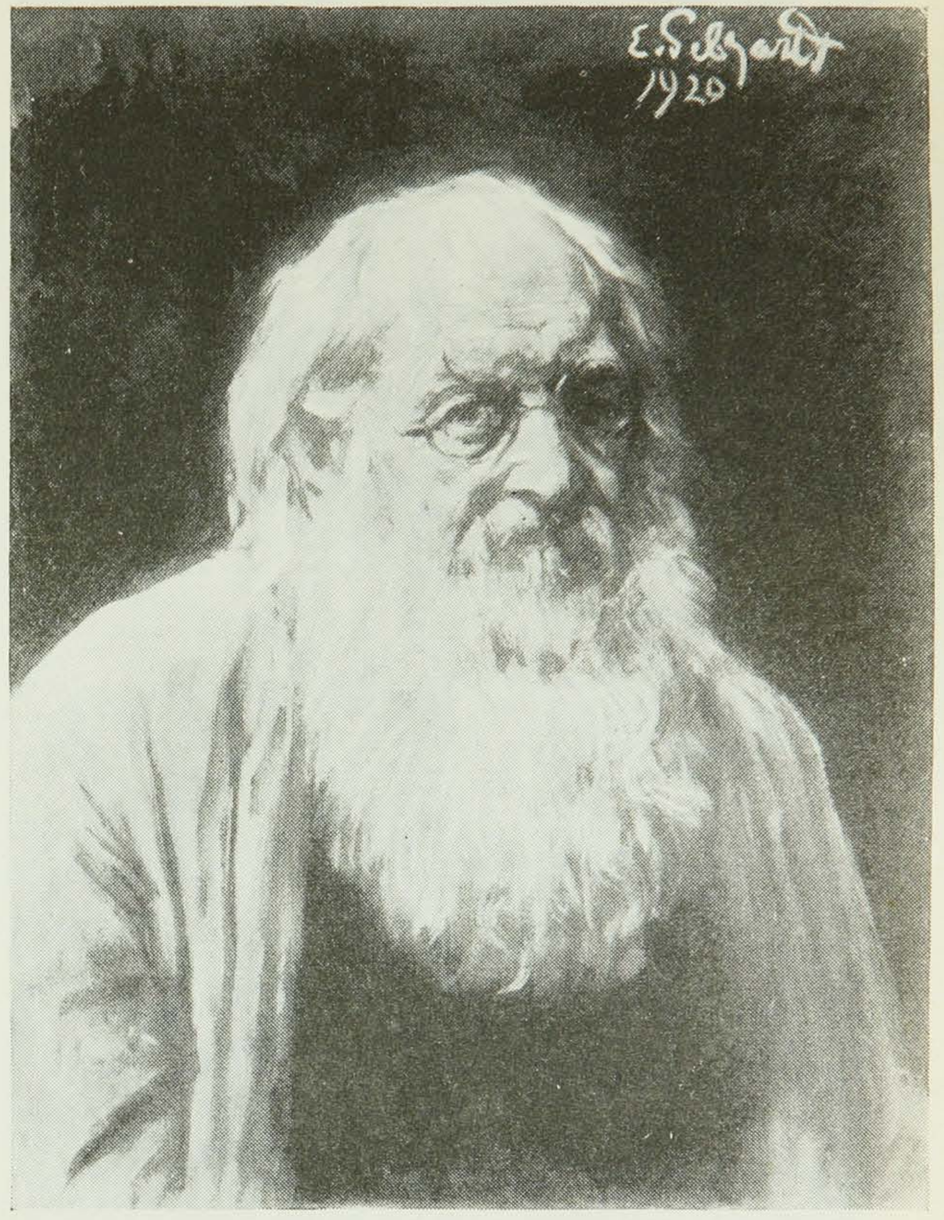
Ich will versuchen, dies zu tun; ich will versuchen, in aller Kürze, in zehn Minuten, immerhin mit allen Details, über das ganze Leben Boris Iwanowitsch Kotofejews zu berichten. Aber übrigens gibt es da gar nichts zu berichten. Still und geruhsam floß sein Leben hin. Und wollte man dieses Leben nach Punkten, gleichsam nach höheren Etappen einteilen, die dieses Leben bestimmten, so mochte es in fünf oder sechs Perioden zerfallen. Da hat Boris Iwanowitsch, nachdem er die Realschule absolvierte, den ersten Schritt ins Leben getan. Da ist er Musiker geworden. Er spielt im Orchester. Er hat einen Roman mit einer Choristin. Er heiratet seine Wirtin.

Revolution. Kurz vorher eine Feuersbrunst im Flecken. Alles sehr einfach und begreiflich. Nichts, was Zweifel wachrufen könnte. Vor allen Dingen aber, alles war ungemein fest, nicht zufällig, und war ein für allemal gegeben. Selbst die Revolution, die zunächst Boris Iwanowitsch sehr aus der Fassung brachte, erweist sich hernach als einfach und klar in ihrer festen Einstellung auf ganz bestimmte, vortreffliche und überaus reale Ideen. Das einzige allenfalls, was das feste Gefüge dieses durch keinen Zufall gestörten Lebens ein wenig durcheinander brachte, war ein Liebesabenteuer. Hier lagen die Dinge doch etwas komplizierter. Zu Beginn seiner musikalischen Laufbahn hatte Boris Iwanowitsch Kotofejew ein Verhältnis mit einer Choristin vom städtischen Theater. Dies war eine junge, adrette Blondine mit unbestimmten, hellen Augen. Boris

Selbstbildnisse

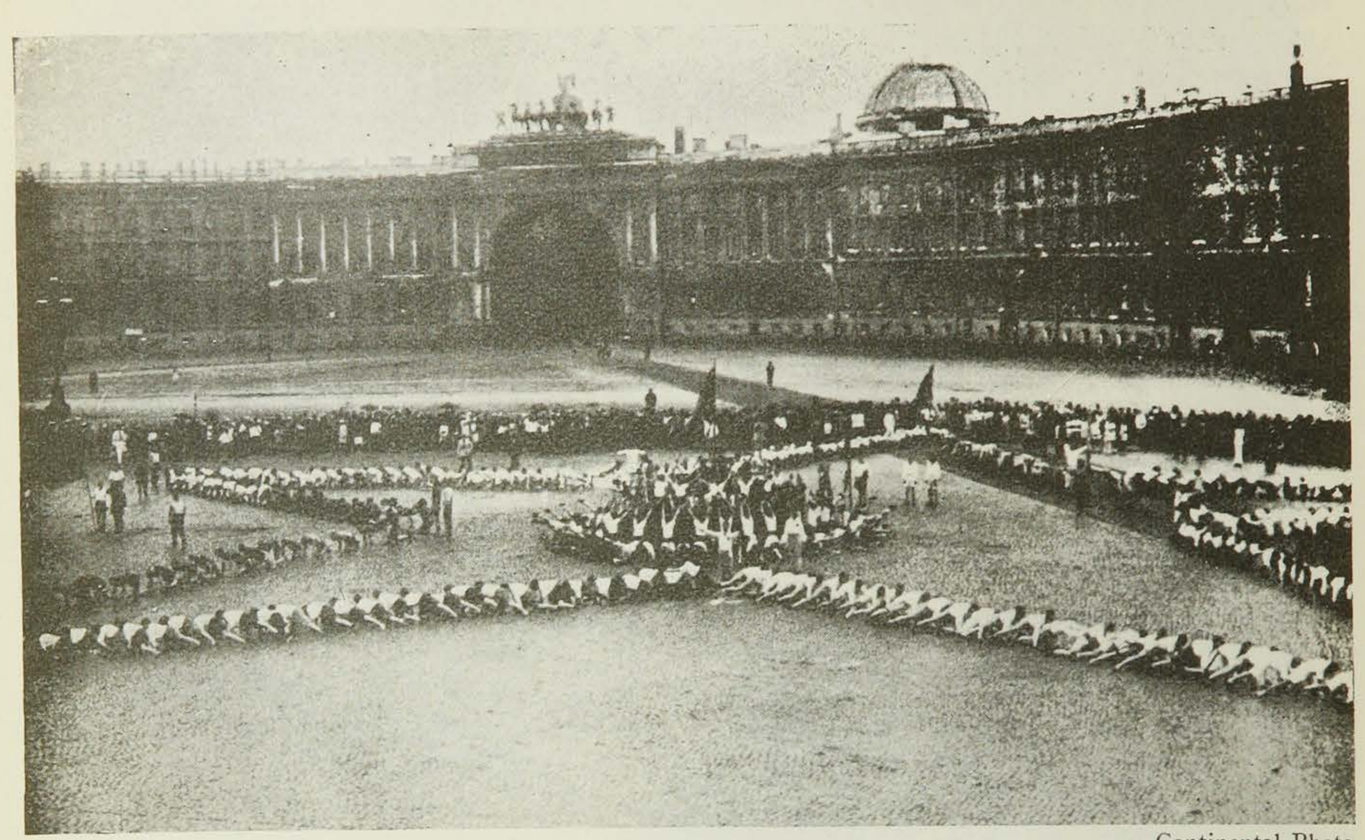
Photo Sturm-Verlag

Marc Chagall. 1914



Galerie Julius Stern, Düsseldorf

Eduard von Gebhardt. 1920



Continental Photo

Russische Turner stellen den Sowjetstern auf dem Roten Platz in Moskau

Russisches Agitationstheater. Romain Rolland, Karneval



Alexander Tairoff,
der Leiter des Moskauer Kammertheaters



Alice Koonen
vom Moskauer Kammertheater

Continental Photo

Turandot im III. Studio des Stanislawskischen Künstlerischen Theaters

Schalovalenko, Das Jah[illegible]
aufgeführt im Theater der Moskauer Gewerkschaften (Eremitage)

Kaiser Alexander II. in seinem Arbeitszimmer im Winterpalais

Russ-Photo

Die zum Tode verurteilten Terroristen

Iwanowitsch selber sah damals als zweiundzwanzigjähriger Jüngling gar nicht so übel aus. Das einzige, was sein Gesicht vielleicht etwas entstellte, war sein herunterhängendes Kinn, was dem Gesicht ein melancholisches, ein wenig zerstreutes Aussehen verlieh. Allein ein üppig aufgewirbelter Schnurrbart machte dieses fatale Manko in hinreichender Weise wieder wett. Wie diese Liebschaft begann, ist nicht ganz aufgeklärt worden. Boris Iwanowitsch saß stets in der Tiefe des Orchesters und pflegte in den ersten Jahren, aus Angst, sein Instrument zur unrechten Zeit zu handhaben, kein Auge vom Dirigenten zu verwenden. Wann es ihm gelingen konnte, mit der Choristin Blicke zu wechseln, läßt sich schlechterdings nicht feststellen. Damals übrigens, in jenen Jahren, genoß Boris Iwanowitsch sein Leben in vollen Zügen; er charmierte, ging abends auf dem Boulevard spazieren, besuchte sogar Tanzabende, auf denen er mitunter mit einer blauen Ordnerschleife wie ein Schmetterling durch den Saal flatterte und als Tanzleiter figurierte. Sehr möglich, daß sich die Bekanntschaft gerade an so einem Abend knüpfte. Jedenfalls aber brachte diese Bekanntschaft Boris Iwanowitsch kein Glück. Und einen Monat später ließ ihn die Blondine treulos im Stich, wobei sie sich boshafterweise über seine verunglückte Kinnlade lustig machte. Boris Iwanowitsch war hierob einigermaßen konsterniert und fühlte sich durch die Untreue der geliebten Frau verletzt; ohne lange zu überlegen, beschloß er, seine Rolle als Provinzlöwe und als Herzensbrecher aufzugeben und ein geruhsameres Leben zu führen.

Damals zog Boris Iwanowitsch in den Vorort, wo er für geringes Entgelt ein warmes Zimmer mit Pension mietete. Alsdann heiratete er. Alsdann kam die Feuersbrust. Die Feuersbrunst vernichtete den halben Flecken. Schweißtriefend schleppte Boris Iwanowitsch in höchsteigner Person die Möbel und Federbetten aus dem Hause und deponierte alles im Gebüsch. Allein das Haus brannte nicht nieder. Nur die Fensterscheiben platzten, und der Anstrich des Hauses splitterte ab. Bereits am Morgen konnte Boris Iwanowitsch vergnügt und strahlend seine Habe wieder zurückschleppen.

Dies hinterließ für lange Zeit Spuren. Boris Iwanowitsch erzählte im Verlauf etlicher Jahre seinen Bekannten und Nachbarn von diesem Erlebnis. Aber auch dieses verwischte sich. Und nun, wenn er die Augen schloß und über die Vergangenheit nachdachte, so verwischte sich alles — der Feuerschaden, die Heirat, die Revolution, die Musik und die blaue Ordnerschleife an der Brust, und alles floß zu einer gleichmäßigen Linie zusammen. Sogar das Liebesabenteuer hatte sich verwischt und war zu einer peinlichen Erinnerung, zu einer langweiligen Geschichte geworden, die davon handelte, wie ihn die Choristin gebeten hatte, ihr ein lackiertes Ledertäschchen zu schenken, und davon, wie Boris Iwanowitsch einen Rubel um den andern sparte, um die erforderliche Summe zusammenzubringen.

So hatte der Mann hingelebt. So lebte er bis zu seinem siebenunddreißigsten Lebensjahr, bis zu dem Augenblick, bis zu dem außerordentlichen Ereignis in seinem Leben, das ihm eine gerichtliche Strafe im Betrage von fünfundzwanzig Rubeln eintrug. Bis zu diesem Abenteuer, um dessentwillen der Autor es gewagt hat, einige Papierbogen zu verschmieren und ein kleines Tintenfläschchen zu leeren.

III.

So hatte denn Boris Iwanowitsch Kotofejew bis zu seinem siebenunddreißigsten Jahr hingelebt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er noch sehr lange am Leben bleiben wird, ist er doch ein gesunder, kräftiger Mann mit gutem Knochenbau.

Und was das betrifft, daß Boris Iwanowitsch ein wenig lahmte, so rührte es da her, daß er noch zur Zeit des Zarenregimes sich den Fuß wundgerieben hatte. Allein der Fuß hinderte Boris Iwanowitsch keineswegs am Leben. So lebte er denn gleichmäßig und gut dahin. Das Leben ging seinen gewohnten Trott. Irgendwelche Zweifel hatte es nie gegeben. Nur ein Zweifel kam ihm auf, der Zweifel ob der unerschütterlichen Festigkeit des Lebens. Dies hatte sich bereits in den jüngeren Jahren Boris Iwanowitschs ereignet. Wie der Verfasser bereits bemerkte, war dies auf das Liebesabenteuer zurückzuführen. Der etwas mißglückte Roman mit der Choristin hatte Boris Iwanowitsch Veranlassung gegeben, über sein Leben nachzudenken. Im kleinen Freundeskreise pflegte Boris Iwanowitsch mitunter ein wenig nebulos und unklar über diese seine Zweifel zu reden.

„Sehr merkwürdig das, meine Herrschaften," pflegte Boris Iwanowitsch zu sagen, „da habe ich, sagen wir mal, wie Sie ja wissen, einen Roman mit Lisotschka, mit der Choristin gehabt ... Aber erlauben Sie mir die Frage, meine Herrschaften, warum mußte es ausgerechnet Lisotschka Bibikow sein und nicht Maschenka Jegorow?" Bei dieser Frage pflegten sich die Zuhörer gewöhnlich über Kotofejew lustig zu machen; sie schnalzten mit der Zunge, lachten laut, zwinkerten mit den Augen, erkundigten sich nach den Details des Romans und versuchten in Erfahrung zu bringen, ob er nicht auch mit Maschenka was gehabt habe. Kotofejew wurde dann verlegen, winkte mit den Händen ab und pflegte für lange zu verstummen; er dachte darüber nach, wie alles im Leben auf Zufall beruht, wie unklar und wie unbeständig alles ist. Und tatsächlich, mein Leser, wie sehr beruht doch alles in unserem Leben auf Zufall. Auf Zufall beruht unsere Geburt, und zufällig ist unsere Existenz, die sich aus lauter törichten und zufälligen Umständen zusammensetzt; zufällig ist auch der Tod. Dies alles bringt einen wirklich auf den Gedanken, daß alles unsinnig ist, und daß es auf Erden kein einziges strenges Gesetz gibt. Und warum wollen die Menschen dies nicht zugeben? Warum wird behauptet, daß die Menschheit bestimmte außerordentliche Aufgaben zu erfüllen habe? So glaubt man ja doch. Wenn sie es aber zugäben, würden es alle vielleicht leichter haben. So hingegen kommt nichts dabei heraus als Unsinn.

Und tatsächlich, wie könnte es ein strenges Gesetz geben, wenn doch alles sich vor unseren Augen verändert, wenn alles schwankt, angefangen von den größten Dingen — von Gott und der Liebe — bis zu den nichtigsten menschlichen Gedanken. Nehmen wir an, daß viele Generationen und auch ganze hervorragende Völker in dem Gedanken oder in dem Glauben erzogen wurden, daß es eine Liebe, daß es einen Gott gibt, und nehmen wir an, der Zar wäre eine unfaßliche Erscheinung. Heute aber wird jeder Philosoph, der nur etwas Grütze im Kopf hat, mit ungemeiner Leichtigkeit, mit einem Federstrich das Gegenteil beweisen. Oder die Wissenschaft. Wie überzeugend und wie richtig schien doch alles zu sein; wirft man aber einen Blick zurück, so war alles falsch, und alles hat sich im Lauf der Zeiten verändert. Der Verfasser ist ein Mensch ohne höhere Bildung; genaue chronologische Angaben und Definitionen stehen ihm nicht zu Gebote, daher unternimmt er es auch nicht, Beweise zu führen. Aber der Leser mag ruhig glauben: hier ist kein Betrug am Werk. So ist auch alles in unserem schlechten, so unsäglich langweiligen Leben zufällig, schwankend und unbeständig. Hierüber wird Boris Iwanowitsch Kotofejew natürlich wohl kaum nachgedacht haben. Zwar hatte er Mittelschulbildung und war auch kein dummer Mensch, war aber doch nicht so entwickelt, wie einige Literaten es sind. Dennoch wurde er, wenn auch in kleinerem Maßstabe, in seinem Alltagsleben ge-

wir mal, fest an die Nabelschnur geknüpft, und die Nabelschnur reißt, he—he . . . Alles wird eben anders, sehr verehrte Herrschaften."

Boris Iwanowitsch trat auf den Lehrer zu, verabschiedete sich, forderte ihn auf, am nächsten Tage zu Mittag zu kommen und begleitete den Gast zur Tür. Der Lehrer verneigte sich, rieb sich fröhlich die Hände und sagte wiederum, wie er in den Flur hinaustrat:

„Seien Sie ganz ruhig, junger Mann. Heute ist es die Kalligraphie, morgen das Zeichnen, und dann kommt die Reihe eben auch an Sie."

Boris Iwanowitsch schloß die Tür hinter dem Lehrer, ging dann in sein Schlafzimmer, setzte sich auf sein Bett und umfaßte seine Knie. Lukeria Petrowna kam in breitgetretenen Filzpantoffeln ins Zimmer und richtete es für die Nacht her. „Heute Kalligraphie, morgen Zeichnen," murmelte Boris Iwanowitsch, auf dem Bett hin und her schaukelnd, „so ist unser ganzes Leben . . ." Lukeria Petrowna warf einen Blick auf ihren Mann, spuckte schweigend und angewidert aus und machte sich daran, ihr Haar, das im Laufe des Tages in Unordnung geraten war, zu entwirren. Boris Iwanowitsch blickte seine Frau an und sagte plötzlich in melancholischem Tonfall:

„Ja, Luscha, wie wird es sein, wenn nun plötzlich wirklich so eine elektrische Sache erfunden wird . . . ich meine, so ein Triangel. Sagen wir mal, so ein kleiner Knopf am Dirigentenpult . . . Der Dirigent drückt darauf, und die Sache bimmelt . . ."

„Aber das ist ja ganz einfach," sagte Lukeria Petrowna, „ganz einfach . . . Du wirst mir dann im Nacken sitzen! . . . Ich fühl's, so wird es kommen . . ." Boris Iwanowitsch setzte sich vom Bett auf einen Stuhl hinüber und versank in Nachdenken.

„Ja, da gibt es was zu denken," sagte Lukeria Petrowna, „schau einer an, kommt er mal zur Besinnung. Hättest du keine Frau und kein Haus, was wolltest du dann machen, du Habenichts? Na, und wenn man dich aus dem Orchester hinausschmeißt?"

„Nicht das ist es, Luscha, daß man mich hinausschmeißt," sagte Boris Iwanowitsch, „vielmehr ist es das, daß alles durcheinandergeht . . . alles beruht nur auf Zufall. Wie kommt es zum Beispiel, Luscha, daß ich an dem Triangel sitze . . . und überhaupt . . . Wenn man das Spiel aus dem Leben ausschaltet, was bleibt dann noch vom Leben? Was fesselte mich sonst ans Leben?" Lukeria Petrowna lag im Bett, hörte die Worte ihres Mannes und war vergeblich bemüht, deren Sinn zu erraten. Und da sie hierin eine persönliche Beleidigung vermutete und eine Ambition, sich in den Besitz ihrer Habe zu setzen, sagte sie wiederum:

„Ja, im Nacken wirst du mir sitzen, so wird es sein, Pilatus du, Hundesohn du."

„Nein, ich setze mich dir nicht in den Nacken", sagte Kotofejew. Wieder seufzte er auf, erhob sich vom Stuhl und begann im Zimmer auf und abzugehen. Er war in furchtbarer Erregung. Er fuhr sich mit der Hand über den Kopf, als wolle er unklare Gedanken fortstreifen. Alsdann setzte er sich wieder auf den Stuhl. So saß er lange unbeweglich da. Als dann Lukeria Petrownas Atem zu einem leichten, pfeifenden Schnarchen geworden war, stand Boris Iwanowitsch auf und ging zum Zimmer hinaus. Er griff nach seinem Hut, stülpte ihn auf den Kopf und begab sich in ungemeiner Erregung auf die Straße.

IV.

Es war erst zehn Uhr abends. Ein herrlicher, stiller Augustabend. Kotofejew ging die Straße lang und fuchtelte weit ausholend mit den Armen. Eine unklare, seltsame Erregung hatte sich seiner bemächtigt. Ohne es zu merken, war er an

den Bahnhof gekommen. Er begab sich ins Bahnhofsrestaurant, trank ein Glas Bier, seufzte schwer auf, fühlte, daß er immer noch kurz von Atem war, und begab sich wieder auf die Straße. Nun ging er langsam seines Weges, hielt den Kopf melancholisch gesenkt und dachte über etwas nach. Hätte man ihn aber gefragt, woran er eigentlich dachte, so hätte er keine Antwort gefunden, denn er wußte es selber nicht. So ging er vom Bahnhof immer geradeaus, setzte sich dann in der Allee, die zum Stadtgarten führte, auf eine Bank und nahm seinen Hut ab. Ein breithüftiges Mädchen in kurzem Rock und hellen Strümpfen ging einmal an Kotofejew vorüber, machte dann kehrt, ging noch einmal an ihm vorüber, setzte sich schließlich neben ihn und warf einen Blick auf ihn. Boris Iwanowitsch erbebte, warf einen Blick auf das Mädchen, schüttelte den Kopf und suchte dann schnell das Weite. Und plötzlich erschien Kotofejew alles entsetzlich und unerträglich. Und das ganze Leben war dumm und langweilig.

„Und warum habe ich denn gelebt?" murmelte Boris Iwanowitsch. „Wenn ich morgen antrete, wird es heißen, die Sache ist erfunden. Ist schon erfunden, wird es heißen . . . schon erfunden, wird man sagen." Eisige Schauer flogen über Boris Iwanowitschs Leib. Im Laufschritt stürmte er vorwärts, kam bis an die Umfriedung der Kirche und machte dort halt. Dann suchte er mit der Hand nach dem Türgriff der Pforte, öffnete und trat in die Umfriedung. Die kühle Luft, einige stille Birken, die Grabsteine beruhigten Kotofejew alsogleich. Er setzte sich auf einen der Grabsteine und dachte nach. Dann sagte er laut:

„Heute Kalligraphie, morgen Zeichnen. Und so ist das ganze Leben." Boris Iwanowitsch steckte sich eine Zigarette an und überlegte, wie er leben würde, falls sich etwas ereignen sollte.

„Ich werde mich schon durchschlagen," murmelte Boris Iwanowitsch, „aber zu Luscha will ich nicht gehen. Lieber will ich betteln. Hört, Bürger, werde ich sagen, hier geht ein Mensch zugrunde, laßt mich nicht verkommen im Unglück . . ." Boris Iwanowitsch erbebte und stand auf. Wieder lief es ihm eiskalt über den Rücken. Plötzlich wollte es Boris Iwanowitsch scheinen, daß das elektrische Triangel längst schon erfunden sei, daß man die Sache aber nur geheim hielte, ein furchtbares Geheimnis, um ihn dann mit einem Schlage niederzuwerfen. In einem Anfall von schwerer Melancholie lief Boris Iwanowitsch aus der Umfriedung auf die Straße hinaus und ging raschen Schritts weiter. Auf der Straße war es still. Einige verspätete Fußgänger eilten nach Hause. Boris Iwanowitsch machte an einer Ecke halt und trat dann, fast ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen, was er tat, auf einen Passanten zu, zog die Mütze und sagte mit dumpfer Stimme:

„Ich bitte um ein Almosen . . . Genosse . . . Vielleicht geht ein Mensch in diesem Augenblick zugrunde . . ."

Der Passant warf einen erschrockenen Blick auf Kotofejew und eilte rasch weiter.

„Ah — ah!" schrie Boris Iwanowitsch auf und ließ sich aufs Trottoir niedergleiten. „Genossen! . . . Ich bitte um ein Almosen . . . helft in meinem Unglück . . . helft mir . . ."

Einige Passanten umringten Boris Iwanowitsch und betrachteten ihn erstaunt und erschrocken. Ein Milizsoldat trat hinzu, klopfte aufgeregt mit der Hand an seine Revolvertasche und rüttelte Boris Iwanowitsch an der Schulter.

„Betrunken," sagte jemand in der Menge, „besoffen hat sich das Schwein am Wochentage. Ja, für die gibt es keine Gesetze." Eine Schar von Neugierigen umringte Kotofejew. Einige mitleidige Seelen versuchten ihn, den Betrunkenen,

auf die Beine zu bringen. Boris Iwanowitsch riß sich los und sprang zur Seite. Die Menge gab den Weg frei. Ganz verloren blickte Boris Iwanowitsch ringsumher, seufzte erschrocken auf und lief dann plötzlich schweigend davon.

„Halt ihn! Halt! Halt fest!" gröhlte jemand mit überlauter Stimme.

Der Milizsoldat ließ einen schrillen, durchdringenden Pfiff ertönen. Der Pfeifentriller brachte die ganze Straße auf die Beine. Boris Iwanowitsch lief, ohne sich umzusehen, mit gesenktem Kopf immer die Straße lang. Wild heulend und durch den Schmutz stampfend liefen die Menschen hinter ihm her. Boris Iwanowitsch stürzte in eine Seitengasse, lief dann wieder bis an die Kirchenmauer und sprang hinüber.

„Hier!" heulte immer dieselbe Stimme. „Hierher, Jungens! Halt! Faßt ihn!"

Boris Iwanowitsch lief die Stufen, die zur Kirche führten, hinauf, seufzte leise auf, warf einen Blick zurück und stemmte sich gegen die Tür. Die Tür gab nach, kreischte in den verrosteten Angeln und tat sich auf. Boris Iwanowitsch lief in die Kirche. Einen Augenblick blieb er regungslos stehen, griff sich dann mit den Händen an den Kopf und rannte dann auf knarrenden Stufen hinauf.



M. Kogan Holzschnitt

„Hier ist er!" brüllte der freiwillige Verfolger. „Faßt ihn, Kinder! Nehmt ihn fest..." Eine ganze Schar von Passanten und Bürgern sprang über die Umfriedung und stürmte in die Kirche hinein. Drinnen war es dunkel. Jemand steckte ein Streichholz an und zündete den Stummel einer Wachskerze in einem Riesenleuchter an. Die nackten hohen Wände und die dürftige Einrichtung der Kirche waren plötzlich in dem gelben, flackernden Licht zu sehen. Boris Iwanowitsch war nicht in der Kirche. Als die Menge dann drängend und lärmend, halb erschrocken zurückprallte, ertönte plötzlich vom Glockentum mächtiges Sturmläuten. Erst einige Glockentöne, die häufiger und häufiger wurden und durch die stille, nächtliche Luft schwangen.

Es war Boris Iwanowitsch Kotofejew, der die Glocke läutete; nur mit Mühe gelang es ihm, den schweren ehernen Klöppel in Schwung zu bringen; es war, als wolle er die ganze Stadt, alle Leute aufwecken. Dies dauerte eine Minute. Alsdann ertönte wieder die bekannte Stimme: „Er ist hier, Brüder! Werdet ihr den Menschen wirklich so laufen lassen? Auf! Hinauf in den Glockenturm! Fangt ihn, den Schuft!"

Einige Menschen stürmten hinauf. Als man Boris Iwanowitsch zur Kirche hinausführte, drängte sich unten eine riesige Menge halb angezogener Leute, eine Milizabteilung, ferner ein Feuerwehrkommando. Man führte Boris Iwanowitsch an den Armen durch die Menge und schleppte ihn auf die Polizeiwache. Boris Iwanowitsch war totenblaß und zitterte am ganzen Leibe. Seine Beine versagten den Dienst und schleiften hinter ihm her.

V.

Als man dann Boris Iwanowitsch viele Tage darauf fragte, warum er dies alles getan habe, vor allen Dingen, warum er auf den Kirchturm gestiegen sei und dort geläutet habe, zuckte er nur mit den Schultern und schwieg böse, oder er sagte, er könne sich auf die Einzelheiten nicht mehr recht besinnen. Als man ihm dann diese Einzelheiten in Erinnerung brachte, winkte er verstört ab und bat, nicht mehr davon zu sprechen. In jener Nacht aber war Boris Iwanowitsch bis an den Morgen in der Milizwache festgehalten worden; man hatte ein unklares Protokoll aufgesetzt, hatte ihn dann nach Hause laufen lassen, wogegen er sich schriftlich verpflichten mußte, die Stadt nicht zu verlassen. In zerrissenem Rock, ohne Hut, ganz in sich zusammengesunken und fahl im Gesicht kehrte Boris Iwanowitsch am Morgen nach Hause zurück. Lukeria Petrowna heulte auf, schlug sich die Brust, verfluchte den Tag ihrer Geburt und beklagte ihr unseliges Los, daß sie mit einem Auswurf der Menschheit wie Boris Iwanowitsch Kotofejew zusammenleben mußte. Am selben Abend aber saß Boris Iwanowitsch wie gewöhnlich in einem sauberen, ordentlichen Rock in der Tiefe des Orchesters und klimperte melancholisch auf seinem Triangel. Boris Iwanowitsch war wie gewöhnlich sauber, gut frisiert, und nichts legte Zeugnis davon ab, was für eine Schreckensnacht er hinter sich hatte. Nur zwei tiefe Falten zogen sich von der Nase bis an den Mund hinab. Diese Falten waren früher nicht dagewesen: Auch hatte Boris Iwanowitsch früher nicht so zusammengesunken im Orchester gesessen. Aber gemahlen Korn gibt Mehl.

Boris Iwanowitsch Kotofejew wird noch lange leben. Er wird uns beide, dich und mich, mein lieber Leser, überleben. Da könnt ihr ruhig sein.

(Übersetzt von R. von Walter.)

DER KUNSTMARKT

Einige besonders wichtige Preise der letzten großen Auktionen mögen als Anhaltspunkte für die gegenwärtige flaue Marktlage dienen, in der sich beinahe nur Farbstiche und Porzellan zu behaupten vermögen.

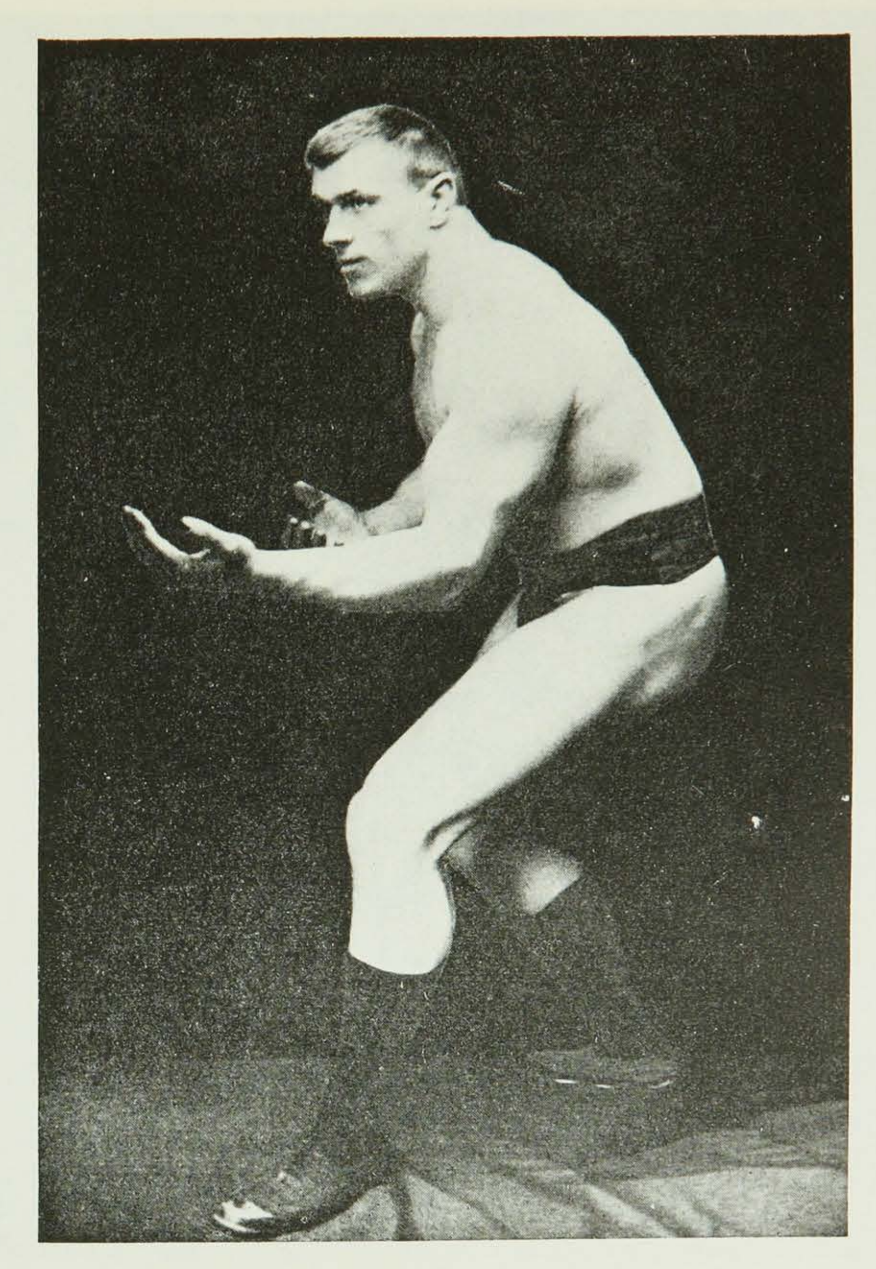
Pariser Auktionen im Hotel Drouot:

Meister der weiblichen Halbfiguren: Maria mit Christuskind	4 000	Fr.
Ingres: Männliches Bildnis, signiert und datiert	6 000	„
Forain: Le petit marchand de plaisir	11 000	„
Forain: Schöne gehöhte Bisterzeichnung	5 600	„
Rodin: Bruder und Schwester, signierte Bronze	11 000	„
Limogesplakette von Jean III. Penicaud	4 050	„
Zwei Plaketten desgleichen von Martin Didier	3 100	„
Sechs reich geschnitzte Renaissancefauteuils mit altem Velours	12 500	„
Largillière: Weibliches Bildnis, ersten Ranges	25 000	„
Cylinderbüro, signiert Macret	16 270	„
Zwei Aubussongobelins	20 000	„
Ein desgl. der Chinesenfolge Bouchers, mit Bordüre	46 800	„

Bei diesen Pariser Preisen sind die Zuschläge mit einbegriffen, und sie beweisen zur Genüge, wie billig heute der Pariser Kunstmarkt im Verhältnis zum deutschen ist. Nur die Bücher halten hier Preise. Ende März wurde eine der schönsten europäischen

Press-Photo-News-Service

Die Tänzerin Isadora Duncan
Leiterin der Staatl. Tanzschule in Moskau



Der Ringkämpfer George Hackenschmidt

Mannheim, Künstlerhalle

Alexander Archipenko, Fritz Wichert. Bronze, 1923

Galerie Flechtheim

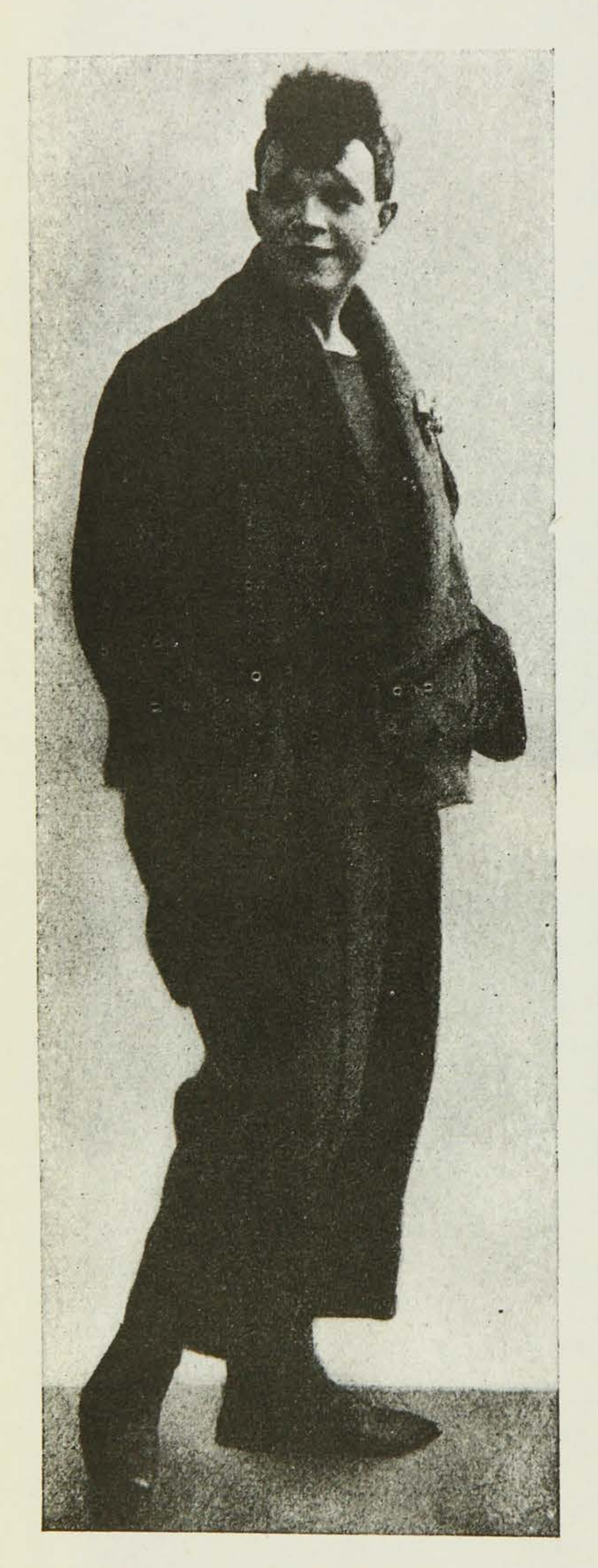
Robert Genin, Weinende Frau. Oelgem.

Wiesbaden, Slg. Kirchhoff

Wassilij Kandinsky, Ein Zentrum. Oelgem.

Wiesbaden, Slg. Kirchhoff

Alexei Jawlensky, Mondlicht. Oelgem.



Der Clown Vitalij Lasarjenko

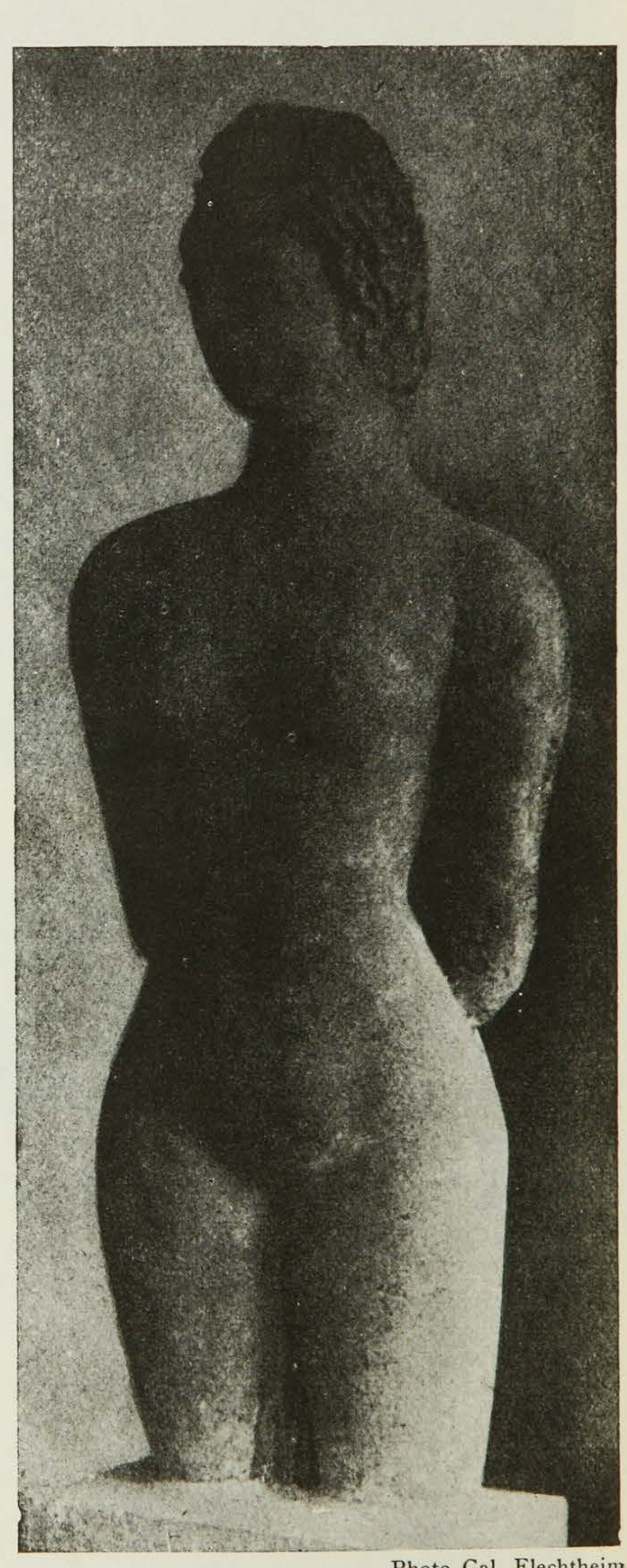


Photo Gal. Flechtheim

Kogan, Torso. Haag, Privatbesitz

Büchersammlungen, die von Descamps-Service, versteigert. Alle großen Bibliophilen waren zugegen und trieben die illustrierten Bücher des 18. Jahrhunderts weit über die Taxen. Der New-Yorker Händler Rosenberg bezahlte das allerdings wohl schönste Exemplar der Welt von Moreau-Freudenbergs Monument du costume mit 432 000 Fr., also mit 520 000 Fr. einschließlich aller Nebenkosten. Dorats Baisers wurden mit 45 000 Fr. bezahlt, seine Fables nouvelles mit 56 000 Fr. Die Liaisons dangereuses von 1796 stiegen auf 24 500 Fr.

Porzellanpreise Darmstädter bei Lepke:

Tanzendes Bauernpaar. Kaendler-Meißen um 1740. Schöne Fassung, leicht beschädigt	14 500 M.
Krinolinendame. Kaendler-Meißen. Nach Paters Le baiser rendu	35 000 „
Krinolinengruppe. August III. mit Gemahlin. Kaendler-Meißen 1745. Repariert	15 500 „
Fünf Eiervasen mit Chinesenszenen. Meißen 1735	23 500 „
Die Löwenfinckvase. Meißen	18 000 „
Lücks Mutter mit drei Kindern. Frankenthal 1770. Repar.	4 100 „
Desselben Buchbinderfamilie. Frankenthal 1773. Repar.	4 000 „
Lincks Drei Grazien. Frankenthal um 1770. Repar.	4 000 „
Wiener Kaffeeservice für zwei Personen um 1775	4 000 „

Ueberhaupt die Wiener Geschirrpreise, oft für Tassen der schlechten Zeit, recht hoch.

Bustellis Kavalier und Dame im Dialog. Nymphenburg um 1757. Repar.	27 000 M.

Außerordentlich hohe Preise für Bustelli, gleich denen für Kaendler.

Melchiors Büste des Kurfürsten von Mainz. Höchst um 1770	10 600 „
Desselben Der chinesische Kaiser. Höchst. Repar.	9 500 „
Desselben Venus und Amor. Höchst	5 800 „
Türke und Türkin. Fulda um 1770. Repar.	11 000 „
Kavalier und Dame. Desgl. Repar.	16 100 „

Berlin erträglich bezahlt, das Geschirr entschieden steigend. Uebertriebene Preise für Hausmaler, vor allem für den Breslauer Kreis.

Suppennapf mit Untertasse, Sèvres 1782	14 000 M.
Jardinière, Sèvres 1762	13 800 „

Was von Sèvres-Figuren vorhanden, war nicht der Rede wert.

Von den englischen Porzellanen wurden die Figuren vielleicht etwas zu niedrig, das Geschirr sicher zu hoch bezahlt. Brieger.

AUS DEM PROPYLÄEN-VERLAG

Die neue Serie moderner Romane erfährt in diesen Wochen bedeutsamen Ausbau: Ernst Weiß erscheint mit seinem Balzac-Roman „Männer in der Nacht", einem packenden Buche voller Form und Schwung. Die Gestalt Balzacs, die Geschichte des Notars Peytel, des Gattenmörders und Freundes Balzacs, und die Vision Napoléons verleihen ihm den beherrschenden Eindruck.

Von Georges Duhamel kommt der Band „Zwei Freunde" heraus. Gesunde Freundschaft zwischen Männern, unabhängig von der Liebe zur Frau, ganz anders als diese, aber ebenso stark, rührend, erregend, lächerlich und tragisch, webt darin. Ein starkes Gefühl treibt zwei Freunde zusammen, Ver-

schiedenheit der Charaktere, des Tempos reißt sie voneinander. Die scharfen Augen eines Arztes, das Herz eines wirklichen Menschen, die Kunst eines Dichters haben dies gesehen, erlebt und geschildert. Willy Seidel gibt in dem Roman „Der Käfig" die dichterische Erklärung eines Kriminalfalles auf okkultistischer Basis. Das Problem der Zwiespältigkeit im Menschen und ihrer Verkörperung wirkt in seiner Phantastik, in dem Versuch einer vernunftgemäßen Erklärung außerordentlich fesselnd.

„Das Kleine Propyläen-Buch" ist um vier Bände bereichert: Annette Kolb, die Elsässerin, Pazifistin, Stilkünstlerin, anziehend durch die Ehrlichkeit einer leidenschaftlich friedliebenden Kampfnatur, hat Erzählungen und Skizzen in einem Bande unter dem Titel „Wera Njedin" gesammelt. Reiseerlebnisse, Frauencharaktere und ihre Entwicklung, Völkerpsychologie und Völkerversöhnung sind ihre stets in neuer Form abgewandelten Gegenstände. Stefan Großmann veröffentlicht eine Auswahl seiner Novellen, geschrieben neben den Produkten seiner kritischen und publizistischen Tätigkeit, Ergebnisse eines feinfühligen und betrachtenden Geistes. Er liebt Wien, empfindet soziale Schichtungen, Schicksale Zurückgesetzter, erlitt die Idee des Krieges, kennt und begreift Theater, hat Sinn für Heiterkeit und das Vergnügen an Frauen und vermittelt all dies mit sprachlichem Können. — Auch diesmal bringt das Kleine Propyläenbuch Dinge, die der älteren Literatur, und doch zugleich noch dem Leben der Gegenwart angehören. Diderots „Rameaus Neffe", den Goethe schon liebte, ist nach besseren und neueren Quellen von Otto von Gemmingen neu übersetzt. Ein literarischer Streit, die Abwehr eines Angriffs, war der Anlaß der Schrift, die im glänzend aufgebauten Zwiegespräch zu dauernder Lebenskraft erschaffene Gestalt des „Neffen" ihr wesentliches Resultat. Ähnlich hat Heine in den „Bädern von Lucca" nebst der „Stadt Lucca", die ein Band der Serie vereinigt, die Auseinandersetzung mit Platen benutzt, um eine Fülle origineller Typen hinzustellen: Lady Mathilde, Madame Lätizia mit ihren vergilbten Anbetern, die reizende Tänzerin Franceska, alle überstrahlend aber den Marchese Gumpelino, alias Bankier Christian Gumpel, mit seinem Kammerdiener Hirsch-Hyazinth. Lukians „Götter-, Toten- und Hetärengespräche" erscheinen in einer Auswahl; die olympischen Skandalgeschichten, die Entlarvung der Heroen, die unpathetische und objektive Sittenschilderung ist moderner als manches heute Geschriebene.

Von der Goethe-Propyläen-Ausgabe wird ein weiterer Band herausgegeben, der zweiunddreißigste. Er umfaßt Gedichte und Briefe aus dem Jahre 1819, sowie den „West-östlichen Divan" mit den „Noten und Abhandlungen".

Die Reihe der „Führenden Meister", von der die Bände Giotto von Wilhelm Hausenstein, Botticelli von Wilhelm v. Bode, Tizian von Emil Waldmann, Pieter Breughel von Max J. Friedländer, Watteau von Edmund Hildebrandt bereits vorliegen, wird mit einem 215 Seiten starken Band Velazquez von August L. Mayer, dem ausgezeichneten Kenner Spaniens und seiner Kunst, fortgesetzt. 115 Abbildungen in großem Format, darunter wirkungsvolle Ausschnitte aus den Bildern geben eine konkrete Anschauung von diesem Meister des spanischen Barock, von seiner Entwicklung und seiner Bedeutung für die Kunstgeschichte. Mayers Text sucht vor allem dem Maler Velazquez, diesem männlich ernsten, vornehm zurückhaltenden Granden gerecht zu werden. Das Buch wurde in der bekannten Wohlfeldschen Offizin in Magdeburg in einer Doppeltonfarbe sorgfältig gedruckt.



Annenkoff

MARGINALIEN

Das Liebesleben in Sowjetrußland.

Pawel Telegin (Moskau) erlaubte mir, daß ich das Material aus einem Aufsatz, den er in der „Zeitschrift für Politik" über das Liebesleben in Rußland schrieb, zu einer Marginalie verwende. Man glaubt bei uns, daß der Bolschewismus nicht nur den Kapitalismus stürzte, sondern auch das ganze Liebesleben umgekrempelt hat. Telegin, ein wirklich echter Bolschewist, ist stolz darauf, daß das nicht der Fall ist, und zeigt, daß das Liebesleben nicht revolutioniert, sondern auf eine Vernunftbasis gestellt wurde. Es war zwar in den letzten Jahren einem starken Wechsel ausgesetzt, aber die Vertreter der alten Generation, wenn sie auch Parteigenossen waren, behielten mit Hartnäckigkeit ihre Lebensgewohnheiten bei und ließen sich von Anfang an nicht von kommunistischen Liebesideologien stören. Bei der Jugend ist die Liebesromantik gänzlich verschwunden. Verliebtheit wird als eine Krankheit betrachtet. Liebesbriefe und Liebesgedichte werden nicht mehr fabriziert, weil das eine bourgeoise Angelegenheit ist. Pornographische Literatur gibt es in Rußland nicht mehr, weil Roués in Irrenhäuser gesperrt werden. Telegin be-

richtet über einen Studenten von der Swerdlow-Universität, der aus Liebe zu einem Mädchen Selbstmord verübte, und dieser Student wurde nicht bemitleidet, sondern von seinen Kollegen verachtet. Man sagte über ihn: „Er konnte sich in die proletarische Gedankenwelt nicht einleben.“ „Die schlechten bürgerlichen Romane haben sein Hirn verbrannt, und deshalb müssen alle bourgeoisen Romane vernichtet werden.“ „Warum ist er nicht zur illegalen Arbeit ins Ausland gegangen?“ „Er hatte nicht das Recht, den Staat um sein Leben zu bestehlen.“

Radek hat am Anfang der Revolution die gesellschaftliche Entwicklung in folgenden Witz präzisiert: „daß in den verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung das Matriarchat, das Patriarchat und während der proletarischen Revolution das Sekretariat das System der Ehe bilde.“ Am Anfang der Revolution schwärmte man für die freie Liebe, aber heute ist man dagegen, weil sie auf die Partei spaltend wirkt. Während der ersten Zeit des Kommunismus wurden unheimlich viel Kinder gezeugt, für die niemand sorgte, so daß der Staat für sie sorgen mußte... Der freien Liebe folgte wieder die kleinbürgerliche Eheform. Stärkung der Familie. Es gibt keine wirtschaftliche Gleichberechtigung der Frau, trotzdem Mitgift und finanzielle Vorteile gänzlich geschwunden sind. Die Heiraten werden meistens nur innerhalb derselben Gesellschaftsklasse geschlossen. Die Arbeiter lieben es nicht, Kommunistinnen zu heiraten, weil diese immer auf Versammlungen herumsteigen und das Familienleben gänzlich vernachlässigen.

Die Prostitution ist schon deshalb verschwunden, weil es keinen Menschen gibt, der Geld hat. Moskau mit seinen zwei Millionen Einwohnern hat im ganzen nur 200 Prostituierte. Die Kommunisten empfinden es als eine Schande, mit einer Prostituierten zu verkehren, und es gibt Fälle, wo Kommunisten deshalb aus der Partei ausgeschlossen wurden.

Emil Szittya.

Die Bolschewisten reinigen die Operntexte.

Der Radikalreform der Ballettkunst nach den Vorschlägen des Volksbeauftragten für die schönen Künste wird in Rußland eine Generalreinigung der Opernwerke folgen. Sie wird sich nicht auf die Opernbücher erstrecken, aus denen die Könige, Fürsten und alle Edelleute, die als handelnde Personen auftreten, ausgemerzt werden sollen. Wie die Prawda mitzuteilen weiß, sind die Opernbücher von Puccinis „Tosca“, Meyerbeers „Hugenotten“, Wagners „Rienzi“ und Strawinskis „Nachtigall“ bereits im Sinne des revolutionären Gedankens umgearbeitet worden. Es wird allerdings nicht verraten, ob statt der ausgemerzten Opernkönige nun Sowjetkommissare in die Libretti eingeführt werden sollen.

B. Z. a. M.

Die schönen Künste in Sowjet-Rußland.*)

Man beginnt erst jetzt das während der sechs Jahre Revolution Geschaffene zu sammeln. Im letzten Jahre fanden Ausstellungen von Gemälden und Bildhauerarbeiten in Moskau und Leningrad statt. Wie man auch schließlich zu den einzelnen Kunstrichtungen stehen mag, man wird nicht umhin können, zu sagen, daß allzuviel und etwas besonders Typisches von der russischen Kunst nicht geschaffen worden ist. Die Kunst wurde — und das ist vielleicht das einzige Typische — nach der Zweckmäßigkeit abgedrängt, und sie enthält jetzt Möglichkeiten, die sie wirklich zu einer wahren Kunst für die neue Gesellschaft entwickeln können. In Rußland steht von jeher schon die historische Malerei an der Spitze. Man möchte sagen, eine gewisse psychologische Malerei, die den Volkscharakter zum Ausdruck bringen will. Solche revolutionären Wereschtschagin gibt es eine ganze Anzahl, ohne daß sie ihr Vorbild entfernt erreichen. Die Maler Simiakow, Wladimirow und Vakhramée bringen Genrebilder aus der Zeit des Kriegskommunismus. Ein Bild von Vakhramée stellt einen einen Haufen Holz bewachenden Rotgardisten dar, der in einem rosa Rokokosessel auf der Straße im Schnee vor einem Feuer eingeschlafen ist. Ein Kritiker, Viktor Serge, sagt über diese Ausstellung beispielsweise: „Die Gesamtheit unserer Künstler gehört dem alten Regime, der Atmosphäre der bürgerlichen Gesellschaft an. Sie haben ihrem Untergang beigewohnt, oft, ohne viel davon zu verstehen. Das neue Leben bahnt sich langsam den Weg. Um eine neue Kunst zu gestalten, sind eine neue Gesellschaft, neue Sitten, von einer neuen Ideologie erfüllt, erforderlich: noch zwanzig Jahre siegreicher revolutionärer Anstrengungen, und der Weg ist dafür geschaffen." Serge dürfte den Kern der Sache getroffen haben. Man

---

*) Aus Franz Jung „Das geistige Rußland von heute". „Wege zum Wissen".

könnte über die Futuristen, Dadaisten und unzählige Istengruppen vielerlei sagen. Auch der Konstruktivismus hat in Rußland seinen Einzug gehalten. Er unterscheidet sich nicht von den gleichen Bewegungen in Paris oder in Berlin.

Dagegen hat derjenige Teil russischer Künstler, der lebendig mit der Zeit gegangen ist, gleich aus welcher Künstlerschule er kommt, etwas geschaffen, worin er seinen westeuropäischen Kollegen überlegen ist: die Plakatkunst. Die russische Plakatkunst hat in den letzten Jahren Außerordentliches geleistet, und die gelegentlichen Ausstellungen russischer Plakate auch im Auslande haben verdientes Aufsehen erregt. Nicht der kleinste Teil des Bürgerkrieges war ein Krieg der Propaganda, und den russischen Künstlern, die für die Regierung Propaganda gemalt haben, war, vom schöpferischen Auftakt aus gesehen, ein sehr großes und dankbares Feld zugewiesen. Die russischen Plakate zeichnen sich auch durch starke Einfachheit und zwingende lebendige Wirkung aus. Die Schule der Primitivität, bedingt oft durch den Mangel an technischen Mitteln, hat das Wunder gewirkt.

Heute arbeitet ein gut entwickelter künstlerischer Nachwuchs daran, das Kunstgewerbe in Rußland wieder zur alten Höhe zurückzuführen. Das russische Kunstgewerbe besitzt ja eine hochkünstlerische Tradition, und der Versuch der Regierung, russisches Kunstgewerbe nach dem Auslande zu bringen, hat schon Erfolge gezeitigt. Im übrigen arbeitete beispielsweise die ehemalige kaiserliche Porzellanmanufaktur in Leningrad während der ganzen Revolution ungestört mit ihrem alten Künstlerstamm. Dasselbe gilt für das Moskauer Kunstgewerbeinstitut, das heute neue Muster für Seidenwebwaren ausarbeitet, und das eine eigene Organisation über das ganze Reich unterhält.

Auf dem Gebiete der Museumspflege hat das Kommissariat für Volksbildung Außerordentliches geleistet. Nicht immer blieb es ohne Widerspruch, daß die alten Denkmäler aus der Zarenzeit gesammelt und weiter ausgestellt wurden,

und Lunatscharski hat um manches goldene Kreuz oder um manchen goldenen Zarenadler mehr Kämpfe auszufechten gehabt als um irgendeinen Folgerungssatz des historischen Materialismus. Aber nicht nur die künstlerischen Museen sind unversehrt und erweitert, sondern in letzter Zeit sind auch historische Volksmuseen geschaffen worden, die erst ein richtiges Studium der russischen Volkskunde und der verschiedenen russischen Volksstämme ermöglichen. Das Bildungsbedürfnis des Dorfes und der Provinz äußerte sich bei Beginn der Revolution in dem drängenden Wunsch nach Einrichtung von Museen. Zahllose solcher kleinen Museen, die ja allerdings häufig ziemlich wertlose Bilder und Skulpturen enthalten, die sich aber in der Hauptsache auf Nachbildungen guter russischer Kunstwerke stützen, sind heute über das ungeheure Land verbreitet und tragen nicht zum wenigsten dazu bei, dem bisher der europäischen Kultur abgewandten russischen Bauern das Interesse an der Kunst und, wenn man so will, einen organisierten Kunstsinn anzuerziehen.

In der Musik gewinnt die russische Volksmusik, die die Betonung einer nationalrussischen Volksmusik behalten hat, stark an Boden. Die Entstehung dieser Musik liegt zwar schon längere Zeit zurück, aber es scheint, daß für sie die Zeit gekommen ist, sich gegenüber einem Debussy zu behaupten. Sehr beliebt ist augenblicklich Skrjabin. Das Institut für Musikwissenschaft gibt sich große Mühe, die Musikpflege zu organisieren. Die Philharmonischen Vereine, die Konzerte und Unterhaltungen der Kapelle aus eigenen Mitteln decken müssen, sind in den Großstädten wieder neu gegründet worden, und diese Philharmoniekonzerte stehen auf hohem künstlerischen Niveau. Seit dem letzten Jahre sind wieder die Gastspielreisen ausländischer Dirigenten in Aufnahme gekommen.



Die gute
MAUXION

St. Ilius-Kirche in Weiß-Rußland

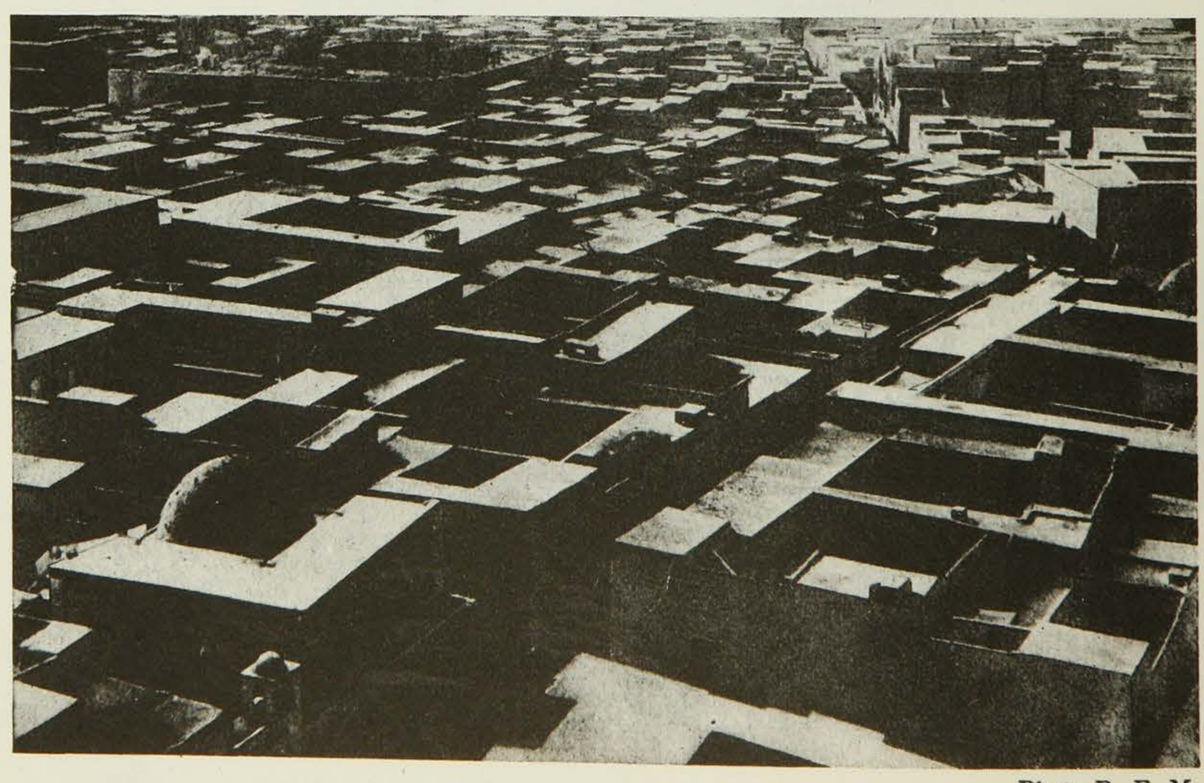


Photo R. F. M.

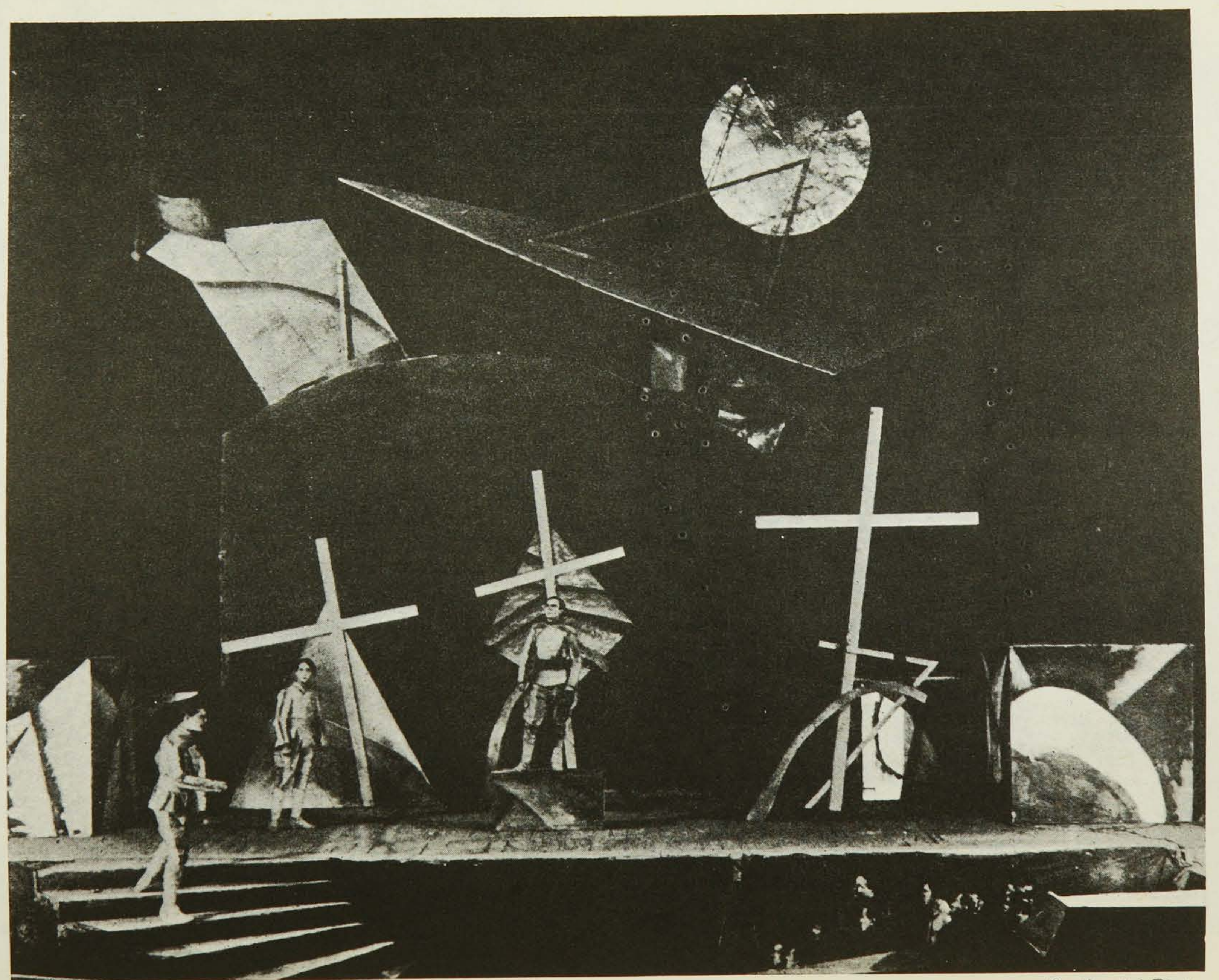
Ansicht von Buchara

Photo A. F. 1914

Der Hafen von Cherson

Continental Photo

Turner-Umzug Moskauer Kinder



Continental Photo

Verhaerens „Morgendämmerung“
aufgeführt vom „Proletkult“ des Kommissars für Volksaufklärung Lunatscharskij

Die Architektur bemüht sich, den Anforderungen einer neuen Gesellschaftsschichtung zu entsprechen. Planierungsarbeiten, Fabriksiedelungen, Gartenstädte, Einrichtungen von Musterhäusern sollen geschaffen und entworfen werden. In die praktische Tat sind sie aber noch nicht umgesetzt. Man findet darüber viel mehr Diskussionen in Fach- und Kunstblättern und in den Feuilletons der Zeitungen als die Ansätze der ersten praktischen Gestaltung. Trotzdem sind diese Diskussionen nicht uninteressant. Auch Trotzki greift gelegentlich in solche Diskussionen ein. Er unterzieht beispielsweise den Denkmalsentwurf Tatlins für das Denkmalsgebäude der III. Internationale mit Verwendung des rotierenden Kubus, der Pyramide und der Zylinder aus Glas einer scharfen Kritik. Er prüft diesen Entwurf vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit und kommt zu einer Ablehnung. „An Stelle der ameisenartigen Anhäufung der Straßen und Stadtviertel, ein Stein auf dem anderen, unmerkbar von Geschlecht zu Geschlecht, wird der titanische Bau von Dorfstädten, nach der Karte, mit dem Zirkel in der Hand getätigt." Trotzki spricht in diesem Satz bereits von den Aufgaben der neuen Architektur im Sinne der materialistischen Geschichtswissenschaft. Sicherlich wird die Architektur bei fortschreitender Festigung der Klassenentwicklung eine überragende Bedeutung gewinnen. „Die Scheidewand zwischen Kunst und Industrie wird fallen. Der künftige große Stil wird nicht verzierend, sondern formierend sein." In diesem Satze liegt das Problem klar ausgesprochen.



B. Jesinoff Lenin

Tolstoi und der gute Sowjetgeschmack.

Der letzte Sekretär Tolstois, Valentin Bulgakoff, hat vor kurzem in Wien Vorträge darüber gehalten, wie Tolstoi und seine Werke in Rußland behandelt werden. Er sagte:

Seit dem Beginn ihrer Tätigkeit hat die Sowjetregierung die Werke aller russischen Klassiker auf fünf Jahre monopolisiert, darunter auch die Werke Tolstois. Eine Gesamtausgabe der Werke Leo Tolstois in Sowjetrußland existiert nicht. In den im Staatsverlage erschienenen Bänden ist nur die schöne Literatur enthalten, aber nicht ein einziges philosophisches oder religiöses Werk. So hat der Staatsverlag der Moskauer Vegetarischen Gesellschaft den Nachdruck einer Broschüre „Gedanken verschiedener internationaler Schriftsteller über die vegetarische Bewegung" verboten.

Als die Monopolfrist vorbei war, wandte sich die Tochter Tolstois, Alexandra Lwowna, an den Staatsverlag mit der Bitte, das Monopol der Werke Leo Tolstois aufzuheben, und legte eine Reihe von Briefen der Tolstoi-Anhänger vor, in denen diese Bitte unterstützt wurde. Darauf antwortete ihr der Leiter des Staatsverlages Schmidt (derselbe Herr Schmidt, der auf der Buchmesse in Wien behauptet hat, daß in Rußland eine Gesamtausgabe der Tolstoi-Werke erschienen ist) wörtlich: „Von der Aufhebung des Monopols kann keine Rede sein, da die Verbreitung der philosophischen und religiösen Werke Tolstois der Sowjetregierung nicht erwünscht ist."

Die Anhänger Tolstois werden verfolgt. Alle Tolstoi-Gemeinschaften, etwa 150 an der Zahl, sind gesperrt.

E. Sz.

Granowskij.

Direktor, Regisseur und Schöpfer des staatlichen Jüdischen Theaters in Moskau. Ein Mann mit Sternheim-Allüren. Ich habe ihn nie ein Monokel tragen sehen, aber er wird bestimmt eines haben. Wenn er jemand begrüßt, steht er stramm wie ein preußischer Leutnant. Wenn jemand ihn um zwei Dollar anpumpt, wird er es ihm herablassend verweigern, aber bittet man ihn um zweihundert, so wird er mit Hochachtung darüber reden. Im Äußeren ist er eine Mischung von Amerikaner und Landjunker. Eher noch ein Direktor einer amerikanischen Großbank oder eines Eisenbahnsyndikats als ein Theaterdirektor. Er ist kein russischer Intellektueller, kein Schwärmer oder Idealist, der jeden Augenblick über Dostojewskij oder Solovjew redet: ein ganz untragischer, nüchterner Mensch (untragisch in dem Sinne, in dem auch Lenin untragisch war).

Er ist jung nach Deutschland gekommen; ein russischer Jude, der eine Theaterschule besuchen wollte. Schon am ersten Abend seines Aufenthalts schließt er Freundschaft mit Wedekind. Beide sitzen in einer Münchener Kneipe, die zwei einzigen mit glattrasiertem Kopf. Wedekind eilt auf ihn zu, beide saufen die Nacht durch. Viele tolle Nächte folgen. Später gehen sie zusammen nach Budapest und werden da, weil sie in betrunkenem Zustand der Polizei keine Auskunft über ihren Beruf geben wollen, einen Tag festgehalten. Tilly Wedekind soll bei dieser Gelegenheit als Beruf angegeben haben: Tippelschickse. Ein paar Wochen später macht er noch eine andere Bekanntschaft: mit Harden. Dieser schenkt ihm seine „Köpfe" und schreibt auf die erste Seite: „Von dem Autor der ‚Köpfe', der einmal später durch das Buch seinen Kopf verlieren wird" — eine prophetische Widmung.

Granowskij studiert bei Reinhardt, aber hat — Gott sei Dank! — nicht allzu viel von ihm gelernt. Beim Ausbruch der ersten Revolution befindet er sich in Stockholm. Er will in einer Bank Geld wechseln, vernimmt die Nachricht der Revolution und gleichzeitig, daß sein Geld völlig wertlos geworden ist. Granowskij ist aber ein kluger Mensch, er läßt sich nicht beirren, geht sofort ins beste Hotel und mietet das beste Appartement. Er ist wirklich sehr untragisch veranlagt. Beim Ausbruch der zweiten Revolution, die ihm selbstverständlich näher lag, kehrt er zurück.

1919 begründet er auf Veranlassung Lunatscharskis das erste Jüdische Staatstheater. Er kriegt außer vielen, sehr vielen Versprechungen eine Menge Propagandamaterial des Kommissariats für Volksaufklärung und einen leeren Raum. Weiter nichts. Er weiß aber, was er will. In Petrograd fängt er an. Schauspieler und Musiker kommen zu ihm. Und obwohl er jahrelang die deutsche Theaterschule besucht hat, fragt er nicht, ob die Leute spielen können. Er geht noch weiter: wer eine Theaterschule besucht hat, wird ungern engagiert. Er spricht mit den Leuten, blickt ihnen in die Augen und engagiert, wer ihm gefällt. Da ist ein Konzertmeister bei seiner Truppe, Sascha, ein rumänischer Jude, der auf irgendeinem Sowjetamt fünf Minuten mit ihm geplaudert hat und dann engagiert ist. Konzertmeister und Regisseur (ich konnte es bei verschiedenen Proben beobachten) verstehen einander, wie es nicht besser möglich ist. Was für Schauspieler sind nicht zu ihm gekommen! Da ist Salomon Micholsk, jetzt ohne Zweifel der größte jüdische Schauspieler der Gegenwart. Er war früher Rechtsanwalt. Bevor er zu Granowskij kam, hatte er niemals gespielt. — Da ist der junge Suskind, welcher die Titelrolle in der entzückenden Goldfadenschen Operette „Choldounje"

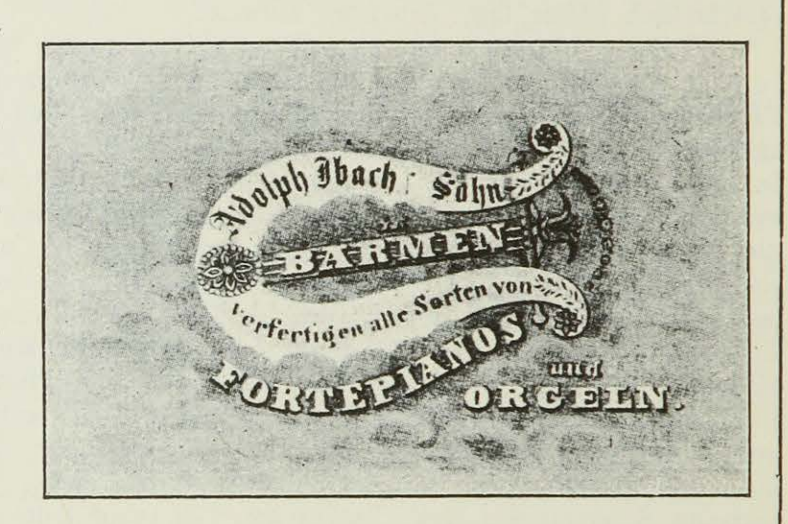
Bekanntmachung.

Endes unterschriebener hat die Ehre, einem achtungswerthen Publico hiemit anzuzeigen, daß er alle Gattungen von Forte-Pianos, so auch Flügel von der besten Qualität und von dem feinsten Geschmacke, so wie auch größere und kleinere Flöten-Werke verfertigt. Selbst nimmt er größere Orgeln nnd deren Reparatur nach den billigsten Bedingungen in Bestellung. Man darf auch äussere geschmackvolle Arbeit, nebst den billigsten Preisen von ihm gewärtig seyn. Der Beweiß hievon gründet sich auf die Zufriedenheit, mit der ihn diejenigen Gönner beehrten, denen er schon verschiedene Arten seiner Arbeit lieferte, und an deren geneigten ferneren Zuspruch er nicht zweifelt.

Rittershausen im Barmen.
den 11ten Octbr. 1800.

Ibach jun.
Clavier- und Orgelbauer.

Gerade heute, wo allerseits einer formvollendeten und sinngemäßen Reklame so viel Wert beigemessen wird, mag es interessieren, verschiedene Geschäftsanzeigen der seit 1794 bestehenden Klavierfirma IBACH im Wandel eines Jahrhunderts zum Vergleich heranzuziehen, um zu der Erkenntnis zu gelangen, daß jede dieser Anzeigen den charakteristischen und durchaus geschmackvollen Ausdruck ihrer Zeit hatten. – Von dem einfachen Schwabacher Schriftsatz des Jahres 1800 führt der Weg über die allegorische Darstellung der Romantik (1825), dem (1840) graziös lithographierten Ausdruck







des Empire, der gespreizt=schwülstigen Abfassung der Gründerjahre zum einwandfrei rein schrifttechnischen und sachlichen Entwurf der heutigen Zeit. Fünf schlichte Geschäftsanzeigen – – und zugleich ein Stück kaufmännischer Entwicklung eines heute weltberühmten Hauses.



spielt. Da ist ein Schauspieler, der früher jahrelang Zahnarzt war. Jetzt spielt er bei Granowskij zusammen mit seiner Frau.

So gibt es noch viele andere, alle zusammengebracht durch den persönlichen Reiz Granowskijs. Ein Jahr später geht er nach Moskau. Tschernischewskij — Pereulok 12. Marc Chagall macht Wandgemälde für sein Theater, Nathan Altmann (der Leibmaler Lenins, der nichts lieber tut als mit naivem Stolz Uneingeweihten erklären, wieviel Soldaten und Wachen er passieren mußte, um zu Lenin zu gelangen) Dekorationen für „Uriel Acosta", Rabbinowitsch für „Choldounje". Seine Aufführung von Goldfadens Operette war vollendet — klassisch. Ebenso die Aufführung von „200 000", einem Lustspiel von Scholem Alejchem (diesem jüdischen Mark Twain).

Er arbeitet jetzt schon monatelang an einer Tragödie (Perez). Gewinnt er das Spiel — und er wird es gewinnen —, dann hat er erreicht, was er erreichen will. Das Schöne an Granowskij ist, daß er vielleicht einmal plötzlich das Theater verlassen wird, um etwas ganz anderes anzufangen. Hoffentlich wartet er damit, aber daß er es machen kann und will, ist wertvoll.

Er ist in dieser Revolution immer Granowskij geblieben. Kein einziges Mal hat er, wie die Kerschenschews und so viele andere, das Theater durch kommunistische Phrasen verunreinigt. Er hat nie stundenlang über Kollektivkunst theoretisiert, aber in seiner Choldounje-Aufführung etwas geschaffen, was mehr damit zu tun hat als alle (gutgemeinten, aber oft sehr unintelligenten) Versuche des Proletkults. Er hat einfach nicht mitgemacht. Er haßt jeden Dilettantismus und erreicht, was er erreichen will, immer auf rein theatralischem Weg.

Er ist ein herrlicher Kerl. Schalom Alejchem — Alexei Michailitsch — Schalom Alejchem!

Nico Rost.

The King's Holiday.

Text of the Commission.

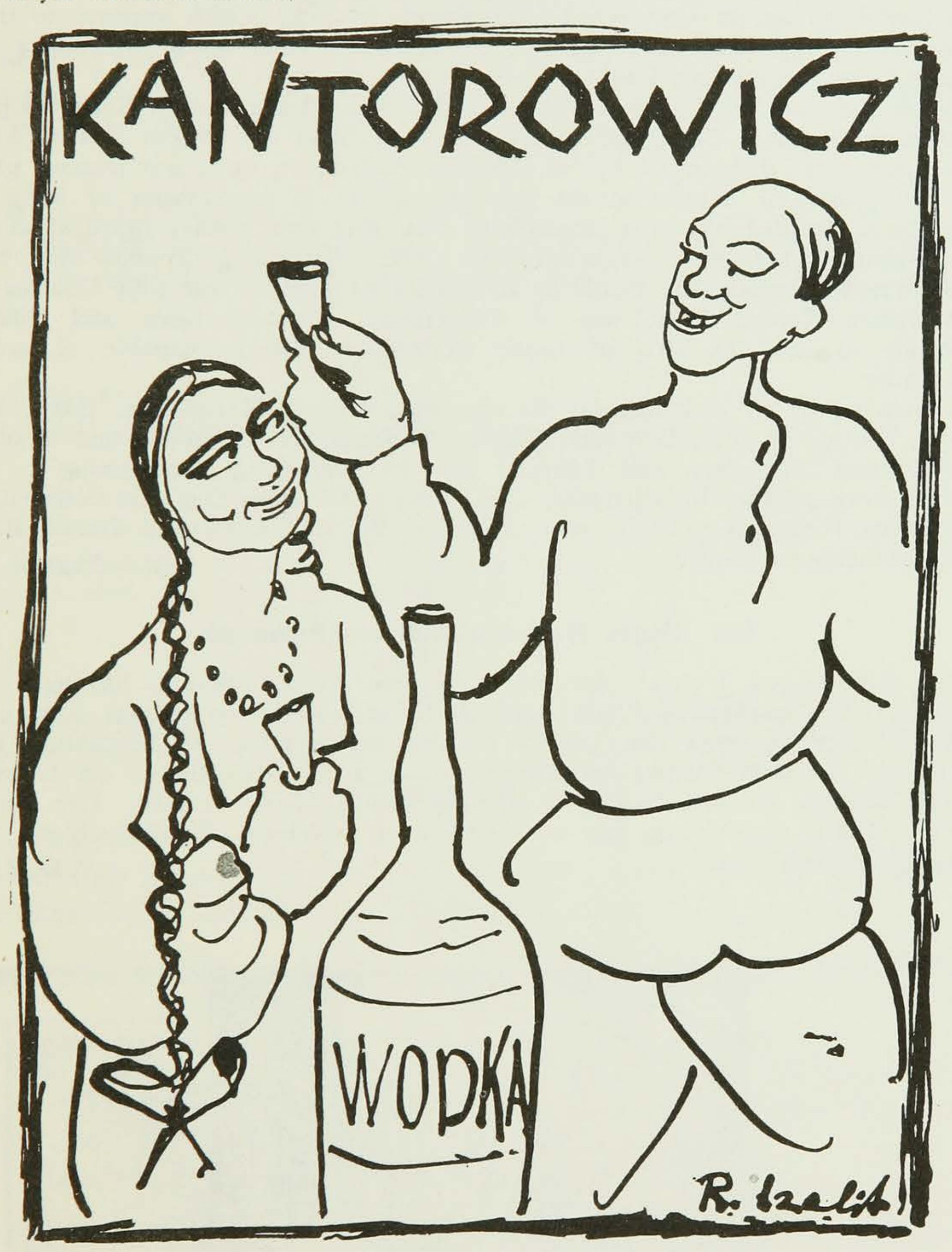
The full text of the Royal Commission is as follows:—

George the Fifth, by the Grace of God, of the United Kingdom of Great Britain and Ireland and of the British Dominions beyond the Seas, King, Defender of the Faith, Emperor of India: To all Archbishops, Dukes, Marquesses, Earls, Viscounts, Bishops, Barons, Baronets, Knights, Citizens and Burgesses, and all other Our faithful Subjects whatsoever to whom these Presents shall come, Greeting:

Whereas We shall shortly be absent from Our United Kingdom in Foreign parts, know ye that for divers causes and considerations concerning Us and the tranquillity of Our Realm Us hereunto especially moving We having entire confidence in the fidelity of Our Most Dear and Entirely beloved Son and Most Faithful Counsellor His Royal Highness The Prince Henry William Frederick

Albert, Knight of Our Most Noble Order of the Garter, Knight Grand Cross of the Royal Victorian Order:

Our Right Trusty and Right Entirely beloved Counsellor the Most Reverend Father in God Randall Thomas, by Divine Providence Lord Archbishop of Canterbury, Primate of All England and Metropolitan; Knight Grand Cross of the Royal Victorian Order;



Our Right Trusty and Well-beloved Cousin and Counsellor George, Viscount Cave, Knight Grand Cross of Our Most Distinguished Order of Saint Michael and Saint George, Lord High Chancellor of Great Britain;

Right Trusty.

Our Right Trusty and Well-beloved Counsellor Stanley Baldwin, Our Prime Minister and First Lord of Our Treasury; of Our most especial grace, certain knowledge, and mere motion, do nominate and appoint Our said Counsellors

The Prince Henry, Archbishop of Canterbury, Viscount Cave, and Stanley Baldwin, or any two of them in Our said absence to summon and hold on Our behalf Our Privy Council, and to signify thereat Our approval of any matter or thing, to which Our approval in Council is required, and to approve and Sign on Our behalf any document requiring Our signature other than a document which is by any Act of Parliament required to be signed under Our own hand, and further to do on Our behalf any matter or thing which appears to them necessary or expedient to do in Our behalf in the interests of the safety and good government of Our Realm.

Save only that they, Our said Counsellors The Prince Henry, Archbishop of Canterbury Viscount Cave, and Stanley Baldwin, shall not, except in accordance with instructions transmitted by Us, dissolve Parliament, or in any manner grant any rank, title, or dignity of the peerage, or act in any matter or thing on which it is signified by Us or appears to them that Our special approval should be previously obtained; and We further direct that these Presents shall take effect notwithstanding the death or incapacity of any of Our said Counsellors The Prince Henry, Archbishop of Canterbury, Viscount Cave, and Stanley Baldwin, so long as two of those Counsellors remain capable of acting thereunder.

Commanding all and singular Archbishops, Dukes, Marquesses, Earls, Viscounts, Bishops, Barons, Baronets, Knights, Citizens, and Burgesses and all other Our Officers, Ministers, and Subjects that in everything appertaining to the matters aforesaid they be attendant, counselling and helping Our said Counsellors, The Prince Henry, Archbishop of Canterbury, Viscount Cave, and Stanley Baldwin as it behoves them.

Daily Express.

Der Ringer Hackenschmidt als Philosoph.

Ein Ringer von Weltruf, der Russe George Hackenschmidt, hat nach der Meldung eines englischen Blattes seinem Beruf vollständig entsagt oder vielmehr sich der geistigen Seite dieses Berufes zugewendet. Er beschäftigt sich nicht mehr mit dem Ringen der Körper, sondern mit dem Ringen der Geister: er hat nämlich ein zehnbändiges philosophisches Werk verfaßt. Der Philosophie wandte er sich zu, als er während des Krieges in Deutschland gefangengenommen war.

N. W. J.

Notabene.

Dem Schauspieler:

Du sollst nicht Schauspieler spielen, du, Schauspieler, sollst spielen. Bevor du den Charakter annimmst, nimm die Charaktermaske an. Körper und Psyche seien eine Gleichung.

*

Dem Regisseur:

Schaffe deinen Bau aus Schöpfern, aus lebenden Ziegeln; sei beim Spiel zugegen, aber in der Tarnkappe.

*

Dem Dramaturgen:

Zu bewegen ist: Nicht das Räderwerk einer Klipp-Klapp-Mühle. Zu schaffen ist: Nicht vom Dramaturgen das Theater, sondern das Theater des Dramaturgen.

*

Dem Maler:

Theater ist nicht im Farbenkasten, sondern im Szenenkasten.

*

Dem Komponisten:

„Vom Lied läßt sich kein Wörtchen streichen.“ Gewiß! Aber aus dem Wort läßt sich auch das Lied nicht streichen.

*

Dem Dirigenten:

Beim Dirigieren gib acht, daß du dir nicht einst selbst aus dem Dirigentenstäbchen rutschst.

*

Dem Zuschauer:

Wenn der Schauspieler soll spielen können, warum soll man von dir nicht verlangen dürfen, daß du sehen und hören kannst?

Dem Kritiker:

Wenn du es nicht lassen kannst, dir Notizen auf die Manschetten zu machen, dann vergiß wenigstens nicht, sie waschen zu lassen.

*

Dem Theaterdirektor:

Dein Kabinett habe: Fenster nach der Straße, die Tür nach dem Theater.

Alexander Tairoff.

Das Nebeneinander im neuen Rußland.

Auf dem Lande, in den Bauernhütten liegen auf dem großen russischen Ofen sieben Leute dicht aneinandergepreßt, den ganzen Winter hindurch, vom sterbenden Großvater bis zum eben geborenen Enkel. Der Zubereitung des Mahles für die ganze Familie dient allein der Samowar. In ihm kocht das Teewasser, dazu kommt nur mehr Brot. Regnet es in die Hütte hinein, verfällt das Haus, erkrankt das Vieh, der Bauer erhebt sich doch nur selten von seinem Ofen. Was er denkt und empfindet, sagt ihm und anderen ein einziges Wort: „Nitschewo“. In dieser Welt des frühesten asiatischen Mittelalters ist aber auch der Motorpflug, der Traktor zu finden. Die feindlichen Leute aus der Stadt haben ihn hierher gebracht, und nun steht er vor dem Bauernhaus wie ein fremdes unheimliches Tier. Was die prachtvoll geschmiedeten Bestandteile, die funkelnden Ventile und die Steuerungen bedeuten mögen, kann der „Nitschewo“-Mensch kaum ahnen, aber bestürzt erkennt er neues, listig erdachtes Gefüge, bestimmt, in sein altes behagliches Treiben den von der Moskauer „Planwirtschaft“ geforderten rationalisierten ökonomischen Großbetrieb zu tragen. —

Im Zentrum Moskaus sitzt in seiner verstaubten Amtsstube, unter Aktenstößen vergraben, der alte russische Beamte und trinkt Tee, eine Tasse,


DAS
PORZELLAN
DER
DAME
Rosenthal
Rosenthal
SEVERIN

zwei Tassen, die zehnte Tasse, wie einst. Dringende Erlasse werden ihm übergeben, Parteien drängen sich erregt vor seinem Schiebefenster, er trinkt Tee. Wird das Drängen zu ungeduldig, dann öffnet er das Fenster und sagt den nervös Wartenden: „Sitschas!" (Sofort!) Sein Fenster öffnet er aber erst nach einer Woche wieder. Gibt er dann dem unglücklich Wartenden den Bescheid: „Saftra!" (Morgen!), so weiß der landkundig Geschulte, daß er ruhig nach Hause gehen kann; seine Angelegenheit wird erst nach einem Jahr erledigt werden.

Und — uralter Aberglaube und rationeller Kommunismus, Zauberformeln und — historischer Materialismus bestehen ruhig nebeneinander und ineinander verquickt: das neue Rußland ist ein buntes Gewirr aus entlegener Vergangenheit und unklarer Zukunft. *R. F. M.*

Europäische Uraufführung in Köln: Die Liebe zu den drei Orangen.

Oper von Serge Prokofieff.

In Berlin trat Prokofieff kürzlich in einem seiner Klavierkonzerte als Solist auf, zog sich aber den Unwillen seiner Zuhörer zu, weil er sie ungebührlich lange warten ließ, bis er sein Honorar in der Tasche hatte. Seine Kunst ist „artistisch" und darin undeutsch. Er sieht das Märchen durch eine ironisierende Brille, während wir Deutsche die unverbesserlichen Träumer sind, uns in verlorenes, unschuldiges Kinderland zurückversetzen möchten und Illusionen von Märchenmondschein und schwebenden Elfenreigen haben. Prokofieffs Phantasie ist die des zivilisierten Weltmanns, stark intellektuell angehaucht, nicht von Gemüt belastet; aber er besitzt Geist, und seine Musik hat, wie es jedem wahren Kunstwerk zukommt, ihre eigne Atmosphäre. *Köln. Zeitung.*

Kunst in Zentralasien. Als Ergänzung zu dem Aufsatz von Dr. Heinrich Zimmer im März-Querschnitt scheint es mir erforderlich, noch des viel zu früh verstorbenen Berliner Privatdozenten Dr. Georg Huth zu gedenken, der mit Grünwedel allein die Erste Preußische Turfanexpedition ausgeführt und sich um ihr Zustandekommen unvergängliche Verdienste erworben hat. Der hoffnungsvolle Gelehrte holte sich auf dieser Reise den Keim der tödlichen Krankheit, der er nicht lange danach erlag. — Bei dieser Gelegenheit sei endlich einmal auch der Name eines schlichten Mannes der Öffentlichkeit bekannt gemacht, der am Zustandekommen der herrlichen Sammlungen des Berliner Museums aus Turkestan hervorragenden Anteil hat. Es ist der Museumsaufsichtsbeamte Bartus, der alle vier Expeditionen begleitete und es mit genialer Geschicklichkeit fertig brachte, die zerbrechlichen Fresken aus den Grotten und Höhlentempeln herauszuschneiden. *Leonhard Adam.*

Aus dem Tagebuch der letzten Zarin.*)

30. Juni (13. Juli, Sonnabend). Luises 29. Geburtstag.

Schöner Morgen. Ich brachte den Tag wie gestern, auf dem Bett liegend, zu, da der Rücken mich schmerzt, wenn ich mich bewege. Die anderen gingen zweimal heraus. Anastasia blieb am Nachmittag bei mir. Es heißt, daß Nagorni und Sedniew aus diesem Gouvernement fortgeschickt worden sind, statt daß man sie uns zurückgegeben hätte. Um 6½ bekam Baby sein erstes Bad seit Tobolsk. Es gelang ihm, allein hinein- und herauszukommen, er klettert auch allein ins Bett und heraus, kann aber noch immer nur auf einem Fuß stehen. Um 9¾ ging ich wieder zu Bett. Nachts regnete es. Hörten nachts drei Revolverschüsse.



Eugen Spiro — Der Geiger Boulanger

1. Juli (14., Sonntag).

Schöner Sommermorgen, schlief kaum wegen Schmerzen in Rücken und Beinen. Um 10½ hatte ich die Freude eines Mittagsgottesdienstes. Brachte den Tag wieder auf dem Bett zu. T. blieb am Nachmittag bei mir. Heilige Schrift. Buch von Joseph, Kap. 4—14. Hl. Johannes 1 bis zu Ende.

Stickte den ganzen Tag und legte Patiencen. Spielte abends eine kleine Partie Bézigue, dann legten sie ein langes Strohlager in das große Zimmer, so daß es für mich weniger ermüdend war.

2. Juli (15., Montag).

Grauer Morgen, später Sonnenschein. Frühstückte auf dem Strohlager im großen Zimmer, da Frauen kamen, den Boden aufzuwaschen, dann lag ich wieder auf meinem Bett und las mit Maria Jesus Sirach, 2—3. Sie gingen wie gewöhnlich zweimal heraus. Am Morgen las mir T. aus der Heiligen Schrift vor. Noch immer kein Wlad. Nik. Um 6½ bekam Baby sein zweites Bad. Bézigue. Ging zu Bett um 10¼. Hörte nachts den Widerhall eines Kanonenschusses und mehrere Revolverschüsse.

*) Siehe „Die letzte Zarin. Ihre Briefe an Nikolaus II. und ihre Tagebuchblätter von 1914 bis zur Ermordung“. Herausgegeben und eingeleitet von Joachim Kühn. Verlag Ullstein.

3. Juli (16., Dienstag).

Grauer Morgen, später, lieblicher Sonnenschein. Baby hatte eine leichte Erkältung. Alle gingen morgens eine halbe Stunde heraus. Olga und ich richteten unsere Medizinen her. T. las aus der Heiligen Schrift vor.

Sie gingen heraus. T. blieb bei mir, und wir lasen aus dem Propheten Obadja. Stickte. Jeden Tag kommt der Kommandant in unser Zimmer. 8. Abendessen. Plötzlich wurde Lewka Sedniew geholt, er dürfe seinen Onkel sehen und flog weg — möchte wissen, ob es wahr ist, und ob wir den Jungen wiedersehen werden.

Spielte Bézigue mit N. 10½ zu Bett. 15 Grad Wärme. — —

*

Wenige Stunden, nachdem diese Zeilen niedergeschrieben waren, wurde die Zarin ermordet.

Vom Sowjetbauern.

Bildungsdrang. In Rußland kaufen die Hausierer in den Provinzstädten alte Zeitungen auf und tauschen sie in den Dörfern gegen Lebensmittel aus. Die Bauern versammeln sich dann in Gruppen von 40—50 Personen und lassen sich die „Neuigkeiten" von den Schriftkundigen laut vorlesen.

Er hat ja kein Interesse daran. In Ipatow, 50 km von Moskau, kam die Lehrerin zu einem Bauern und sagte: „Ich werde deinen Wasjka lesen und schreiben lehren."

Der Bauer überlegte eine Weile und antwortete: „Na ja, gut. Drei Rubel."

— „Was denn drei Rubel?"

— „Na ja doch, du wirst mir drei Rubel monatlich zahlen."

— „Wofür denn?"

— „Für Wasjka."

— „Zahlen? Dir zahlen? Ich werde ihn doch lesen und schreiben lehren, werde ihn zum Menschen machen."

Der Bauer lächelte schlau: „Ich verstehe schon. Du hast Interesse ihn zu lehren — also dann zahle auch. Ich habe kein Interesse daran."

Das Ziel. Rosanow, der russische Philosoph, fragt einen Bauern: „Grischa, sag' mir, was würdest du tun, wenn du Väterchen Zar wärest?" — „Ich würde mich an die Chaussee setzen und jeden in die Fresse hauen, der vorbeigeht — glatt in die Fresse!"

Väter und Söhne. Die Landbevölkerung Rußlands erlebt jetzt einen hartnäckigen Kampf zwischen der alten und der jungen Generation. In einigen Gegenden haben die Väter das Übergewicht. Sie prügeln die Kinder alle Feiertage mit Riemen oder Knute durch, weil diese nicht in die Kirche gehen wollen; an Wochentagen hauen sie sie, weil die Kinder in die Schule oder in die Bibliothek fortlaufen. In andern Gegenden befindet sich das Übergewicht in den Händen der Kinder: Im Dorf Lomowka (in der Nähe des Städtchens Bjelorezk) hat ein Dorfmädchen Sarubina, Mitglied der „Kommunistischen Jugend", dem Volksgericht ein Gesuch eingereicht, ihren Vater aus dem Hause hinauszusiedeln, da er ihre freie kommunistische Entwicklung hindert. Das Gericht hat folgendes Urteil gefällt: Der Vater hat das Pferd, den Pflug, den Fuhrpark und einen Teil des Hausgeräts mitzunehmen und das Haus — der Sarubina zu überlassen. Auch die Kuh hat das Gericht der Tochter zuerkannt.

*

Die Anzeige des **Pontos-Verlages,** Berlin W, in Heft 4 ist durch einen Druckfehler entstellt worden. Der Titel des angezeigten Werkes lautet richtig „Annette Kolb: Veder Napoli e partire. Ein Bilderbuch mit Originallithographien von Rudolf Großmann."

Max Slevogts Selbstbildnis als Jäger in Heft 4 des Querschnitt ist mit Genehmigung des Verlages Bruno Cassirer, Berlin, reproduziert worden.

MAJAKOWSKIJ, WLADIMIR, 150 Millionen. Nachdichtung von Johannes R. Becher. Malik-Verlag, Berlin.

Wenn man dies gelesen hat, bleibt der Simultaneindruck der Massenversammlung, unserer Maschinenzeit, ihrer Verulkung und Bewunderung, und über ihr der roten Fahnen.

MESS MEND oder die Yankees in Leningrad. Moderner Verlag, Wien, und Neuer deutscher Verlag, Berlin W 8.

In den 20-Pfennig-Fortsetzungen: Nr. 1: Die Herrscher aller Dinge; Nr. 2: Das geheimnisvolle Zeichen; Nr. 3: Die Lücke im Schiffsraum, und Nr. 4: Die Radiostadt, tobt sich ein Schriftsteller aus, den die geschwollenen Produkte gepflegter Schreibtische ankotzen. Tempo der Jazz-Bands und Wunscherfüllung von Nick-Carter-Träumen kulminiert hier für Arbeitspause und wache Nacht.

SSUWORIN: Das Geheimtagebuch. Übersetzt und herausgegeben von Otto Buek und Kurt Kersten. E. Laub'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 30.

Bevor Ssuworin seine reaktionär-antisemitische „Nowoje-Wremja" gründete, hatte er erfolglos versucht, eine liberale Zeitung mit jüdischem Zeitungskapital herauszugeben. Diese Tatsache verschweigt sein Geheimtagebuch, wie auch manches andere Peinliche aus seinem Leben. Seine aufklärerischen Geheimnotizen machen aber auch so nicht die Niederträchtigkeit gut, ein als falsch und niederträchtig selbst erkanntes Regierungssystem durch fast zwei Menschenalter, allerdings mit trefflichem privatwirtschaftlichem Erfolg, offiziell gefördert zu haben. Die Geheimnisse, die man erfährt, sind mehr kleinere Schweinereien und im Typ bekannte russische Menschlichkeiten, als jene Geheimnisse, die andere weniger schamhaft enthüllen.

ALMASOFF, BORIS: Rasputin und Rußland. Amalthea-Verlag, Leipzig und Wien.

Die symptomatische Bedeutung Rasputins wird an seiner historischen Wirkung offenbar. Was dem Deutschen sein Rudolf Steiner, war dem Russen sein Rasputin. Der Wirkungsgrad ist verschieden wie die Möglichkeiten eines passiven und eines indolenten Volkscharakters; die Ansatzmöglichkeit an sich ist die gleiche hier wie dort als Ergebnis des Hochstaplerinstinktes für Achillesfersen.

FRAU A. G. DOSTOJEWSKI: Tagebuch: Die Krise Dostojewskis. Herausgegeben von Dr. Kurt Kersten. E. Laub'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin W 30.

Dostojewski hat, 45 Jahre alt, seine 19 jährige Stenographin geheiratet. Sie begleitet den durch Leidenschaften und Epilepsie Zermürbten und Zerstörten ins Ausland und rettet ihn vom Spieltisch an den Schreibtisch. Im Jahre 1867 hat sie ein Tagebuch geführt, das Dostojewskis Bekenntnis, einen

übertrieben leidenschaftlichen Charakter zu haben, nie maßhalten zu können und immer bis zum äußersten gehen zu müssen, quälend bestätigt. Das Tagebuch wird so aus dem Widerstreit des vor seiner Dämonie in Spiel, Niedertracht und Frauenabwehr fliehenden Mannes und der nüchtern helfen wollenden Frau zu einem Dokument abscheulichster ehelicher Beziehungsmöglichkeit — erschütternd durch die wahrhafte Notwendigkeit, wie einer der großen Romane Dostojewskis.

DIE LEBENSERINNERUNGEN DER GATTIN DOSTOJEWSKIS. Herausgegeben von René Fülöp-Miller und Friedrich Eckstein. München, R. Piper & Co., 1925.

Die in den fünf Wintern 1911—1916 aufgezeichneten Lebenserinnerungen der Gattin Dostojewskis sind die authentische Biographie des einflußreichsten russischen Schriftstellers des neunzehnten Jahrhunderts. Sie sind mit dem Schutt der täglich wiederkehrenden Lebensqual eines an sich bösartig leidenschaftlichen Menschen überladen, dem die Durchschaubarkeit Strindbergs fehlt; von dieser Sphäre aber findet schon eine Ablösung in Regionen gelösteren Seins in Europa statt. Diese Erinnerungen sind als psychologische und philologische Privatakten zur Vorgeschichte der Werke und zur Personalanalyse unentbehrlich für immer. Jenseits ihrer Bedeutung aber liegt die Größe der Romane.

ANKER KIRKEBY: Russisches Tagebuch. Einführung von Otto Flake. Elena Gottschalk-Verlag, Berlin.

In das geographisch nahe, deutschem Verständnis fernste Chaos der russischen Revolution fallen die Scheinwerferkegel dieses klaren und großen Auges. Theorienfremd und sachlich-persönlich sind die Ausschnitte aus dem Tagebuch Kirkebys, denen Flake nichts zur Empfehlung hätte voranzuschicken brauchen. Am nachhaltigsten die Schilderung von Trotzkis roter Parade: Alle Herzen stehen still.

LEO SCHESTOW, Dostojewskij und Nietzsche. Marcan-Verlag, Köln.

Einen Weg zu Dostojewskij und einen Weg zu Nietzsche verspricht das Streifband, und der Untertitel verspricht dazu eine Philosophie der Tragödie; gemeint ist wohl so etwas wie die Schicksale tragischer Menschen. — — Gogol, der das Manuskript des unveröffentlichten zweiten Bandes der „Toten Seelen" verbrennt — — so wird viel zitiert und viel dazu gesagt; vieles, was richtig, mehr, was halbrichtig ist, und nichts, was wesentlich wäre. Das Werk ist ein Dickicht, aber kein Weg.

ARTHUR LANDSBERGER, Lachendes Asien. Georg Müller Verlag, München.

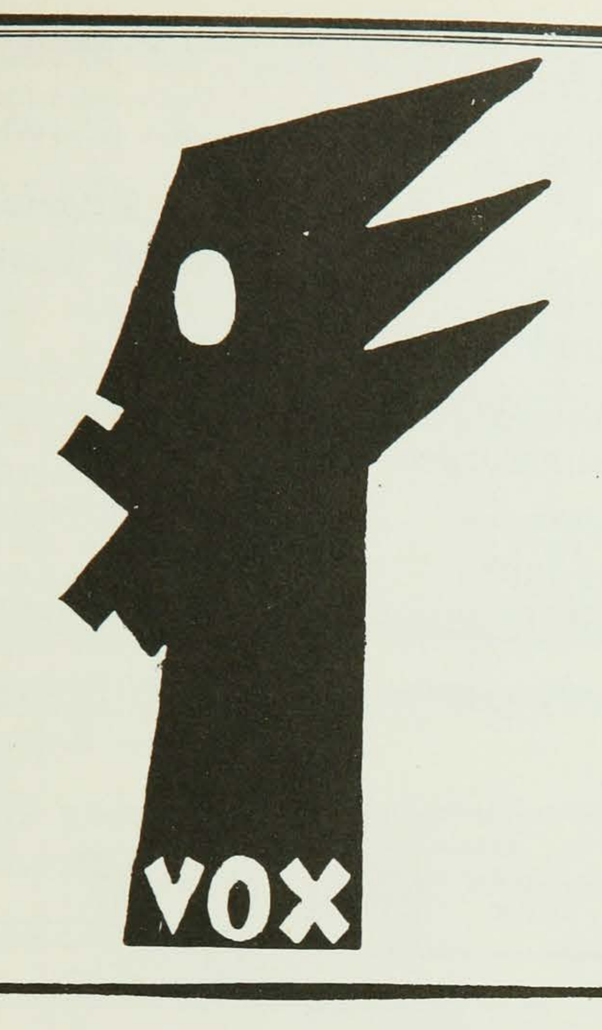
Man sollte nicht vermuten, daß ein Schriftsteller, der so gräßliche Romane hinter sich hat wie Landsberger, einen so vergnügten und harmlosen Reiseschmöker schreiben kann. *Alexander Bessmertny.*

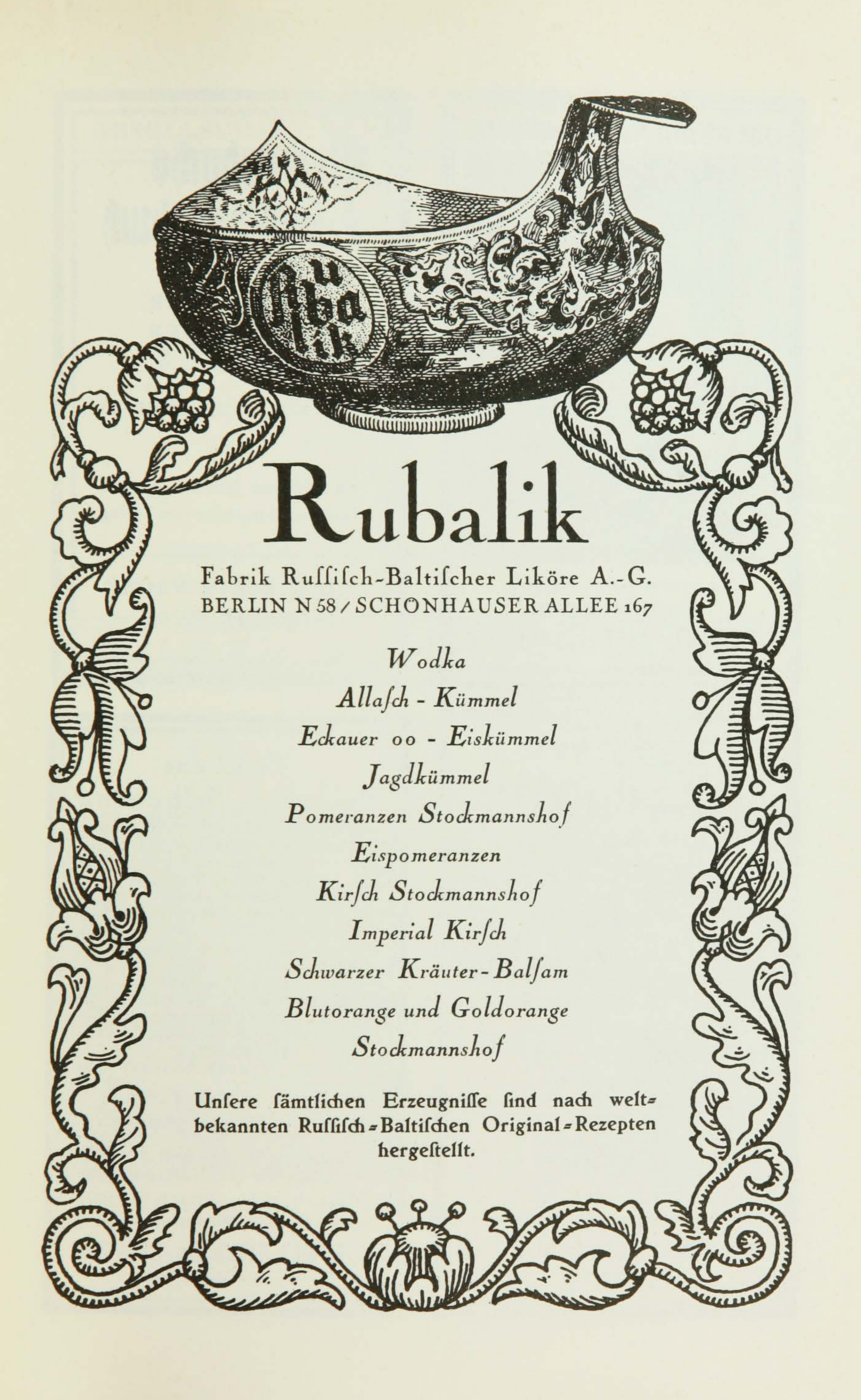
Eingegangene Bücher*)

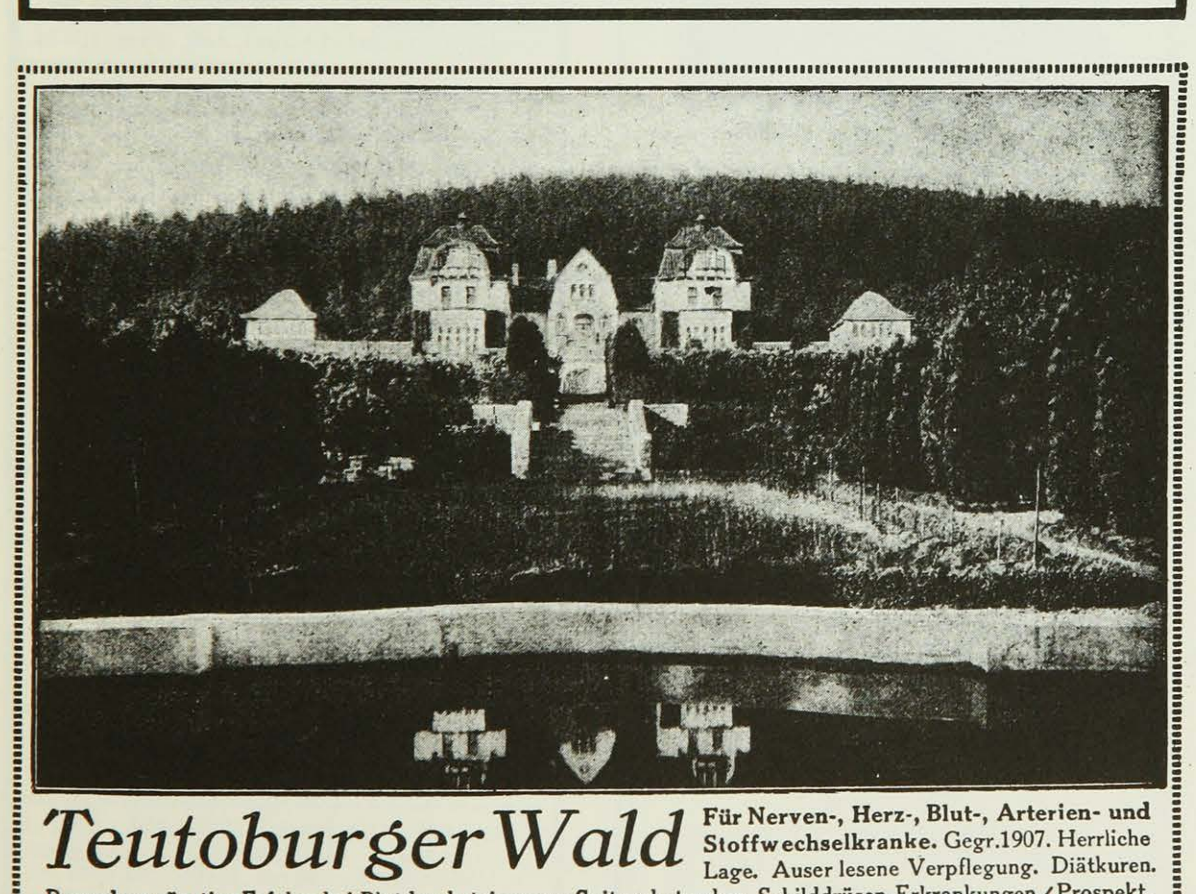
LEO FROBENIUS: Das sterbende Afrika. O. C. Recht, München.
LEO FROBENIUS: Der Kopf als Schicksal. Kurt Wolff Verlag, München.
FRITZ KRAUSE: Das Wirtschaftsleben der Völker. Ferdinand Hirt, Breslau.
MAC GOVERN: Unter den Kopfjägern auf Formosa. Strecker & Schröder, Stuttgart.
UP DE GRAFF: Bei den Kopfjägern des Amazonas. F. A. Brockhaus, Leipzig.
HAARDT-DUBREUIL: Die erste Durchquerung der Sahara im Automobil. Verlag Kurt Vowinckel, Berlin.
HEDIN, SVEN: Ossendowski und die Wahrheit. Brockhaus, Leipzig.
HEDIN, ALMA: Mein Bruder Sven. Brockhaus, Leipzig.
THOMS, HERMANN u. LUISE: Weltwanderung zweier Deutscher. Th. Steinkopff, Dresden.
SANDER: Die illustrierten französischen Bücher des 19. Jahrhunderts. Julius Hoffmann, Stuttgart.
TASCHENBUCH FÜR BÜCHERFREUNDE. Verlag der Münchener Drucke, München.
JOHANN FRIEDRICH UNGER: Beiträge zur Lebensgeschichte. Bertholdsche Schriftgießerei, Berlin.
CHOULANT: Graphische Inkunabeln für Naturgeschichte und Medizin. Verlag der Münchener Drucke, München.
DER WINKELHAKEN. Dritter Jahrgang. München, Hans v. Weber-Verlag.
OSCAR LANG: Die romantische Illustration. Einhorn-Verlag, Dachau.
ERNST WEIL: Die deutschen Druckerzeichen des fünfzehnten Jahrhunderts. Verlag der Münchener Drucke, München.
MAUPASSANT: Werke, 6 Bde. Ullstein, Berlin.
E. T. A. HOFFMANN: Sämtliche Werke in 15 Bänden. Herausgegeben von Carl Georg v. Maassen. Achter Band. Propyläen-Verlag, Berlin, und Georg Müller, München.
KNUT HAMSUN: Gesammelte Werke. Herausgegeben von Sandmeier. Bd. I—VIII. Albert Langen, München.
HOMER: Ilias, griechisch und deutsch. Tempel-Verlag, Leipzig.
SHAKESPEARES WERKE, englisch und deutsch. Tempel-Verlag, Leipzig. *Hamlet * Romeo und Julia * Sommernachtstraum * Wintermärchen * König Lear * Othello * Kaufmann von Venedig * König Richard der Dritte * Die Lustigen Weiber von Windsor.*

*) Für die Auswahl der hier verzeichneten Bücher ist nicht immer deren Neuheit, sondern auch die Qualität maßgebend, wenn es sich um vergessene oder nicht genügend anerkannte Bücher handelt.

GEORG HEYM: Dichtungen. Kurt Wolff, München.
POHL: Tagebuch merkwürdiger Verführungen. Elena Gottschalk, Berlin.
*SVEND FLEURON: Meister Lampe. * Schnipp Fidelius Adelzahn. Ein Dackelroman * Schnock. Ein Hechtroman * Strix. Die Geschichte eines Uhus.* Eugen Diederichs, Jena.
W. VON DER SCHULENBURG: Malatesta, der Roman eines Renaissancemenschen. Einhorn-Verlag. Dachau.
WALTER BEAMT: Das erste Weib. Kiepenheuer, Potsdam.
FRIEDRICH HUCH: Peter Michel. Einhorn-Verlag, Dachau.
KNUT HAMSUN: Gedämpftes Saitenspiel. Kurt Wolff, München.
KNUT HAMSUN: Unter Herbststernen. Kurt Wolff, München.
M. VAN VORST: Bekenntnisse einer erfolgreichen Frau. Verlag Erich Reiß, Berlin.
MEYER-ECKHARDT: Die Möbel des Herrn Barthelémy. Roman. Diederichs, Jena.
OSCAR WILDE: Epistola in Carcere et Vinculis. Deutsch von Max Meyerfeld. S. Fischer, Berlin.
THEODOR DÄUBLER: Päan und Dithyrambos. Insel-Verlag, Leipzig.
THEODOR DÄUBLER: Attische Sonette. Insel-Verlag, Leipzig.
AAGE MADELUNG: Das unsterbliche Wild. S. Fischer, Berlin.
KLABUND: Weib und Weibchen. Epigramme und Sprüche deutscher Dichter. Dr. Eysler & Co., Berlin.
CLARA NORDSTRÖM: Tomtelilla. Rösl & Cie., München.
LUDWIG HARDT: Vortragsbuch. Gebrüder Enoch, Hamburg.
EMILE ZOLA: Der Traum. Kurt Wolff, München.
ANATOLE FRANCE: Die Blütezeit des Lebens. Kurt Wolff, München.
ANATOLE FRANCE: Der kleine Peter. Kurt Wolff, München.


VOX


Rubalik
Rubalik
Fabrik Russisch-Baltischer Liköre A.-G.
BERLIN N 58 / SCHÖNHAUSER ALLEE 167
Wodka
Allasch - Kümmel
Eckauer 00 - Eiskümmel
Jagdkümmel
Pomeranzen Stockmannshof
Eispomeranzen
Kirsch Stockmannshof
Imperial Kirsch
Schwarzer Kräuter-Balsam
Blutorange und Goldorange
Stockmannshof
Unsere sämtlichen Erzeugnisse sind nach weltbekannten Russisch-Baltischen Original-Rezepten hergestellt.



TSCHECHOSLOVAKEI

KARLSBAD. Grand Hotel Pupp, Zentrale des Kurlebens.

KARLSBAD. Olympic Palace Hotel Letzter Komfort. Ganzjährig geöffnet.

KARLSBAD. Hotel Kroh, neben Kurhaus. Verlangen Sie „Prospekt V".

MARIENBAD. Grand Hotel Klinger. An der Hauptpromenade.



Landeshuter Leinen- und Gebildweberei

F. V. Grünfeld

Größtes Sonderhaus für Leinen und Wäsche

Berlin W 8, Leipziger Str. 20-22

*Leinen * Wäsche * Ausstattungen*

Die Badewäsche-Preisliste Nr. 181 W wird auf Wunsch zugesandt.

Radiumbad Oberschlema

IM SÄCHSISCHEN ERZGEBIRGE

Stärkste radioaktive Heilquellen / Auffrischungs- und Verjüngungskuren / Heilanzeigen: Gicht, Rheumatismus, Ischias, Arterienverkalkung, Stoffwechsel usw. / Sommer- und Winterkuren

SCHRIFTEN DURCH DIE BADEVERWALTUNG

ITALIEN

CORTINA D'AMPEZZO. Die Perle der Dolomiten. Grand Hotel Miramonti. 300 Betten, fließendes Wasser, App. m. Bäder. Tee-Konzerte. Herrlicher Winteraufenthalt.

LIDO VENEDIG. Saison April—Oktober. Der schönste Strand Europas (10 Minuten von Venedig).
EXCELSIOR PALACE HOTEL Luxushaus.
GRAND HOTEL DES BAINS. I. Ranges.
GRAND HOTEL LIDO. Familienhaus. I. Ranges.
HOTEL VILLA REGINA. I. Ranges.
Verlangen Sie Gratisprospekt D 11 durch die Compagnia Italiana Grandi Alberghi, Venezia.

SCHWEIZ

AROSA. Excelsior. Bestbekanntes vornehmes Familienhotel. Bes. H. A. Sieber-Ott.

BASEL. Grand Hotel und Hotel Euler. Vornehmes Haus ersten Ranges a. Centralbhf.

BASEL. Hotel Drei Könige. Das führende Hotel Basels. Historisches Haus. Berühmte Küche und Keller.

BEX-LES-BAINS. (Rhônetal). Grand Hotel des Salines. Das idyllische Solbad für Ermüdete.

VILLARS S. BEX. Villars Palace. Das Hotel der mondänen Dame. Golf u. Tennis-Turniere. Rhythmische Spiele im Stadion. Hockey. Elite-Bälle. Hauptereignisse Juli.

CHESIERES. Hotel du Chamossaire. Idealer Aufenthalt im Juni, Juli. Frcs. 11—14.

DAVOS-PLATZ 3: „Platzsanatorium", Prosp.
-DORF 3: „Sanator. Seehof", Prosp.

DAVOS. 1500-1800 m ü. M. Sonniger Jahreskurort im schweizerischen Hochgebirge.
Alle Kur- u. Sporteinrichtungen
Im Sommer nicht überfüllt
und sehr mäßige Preise.

GERSAU. (Vierwaldst. See.) Hotel Müller. Altbek. Deutsch. Haus. Pens. v. 10 Frcs. aufw.

LAUSANNE. Hotel Victoria. Das Gartenhotel ersten Ranges b. Bhf. Inmitten der Schulen.

LAUSANNE. Lausanne Palace. Vornehm und modern. Neue Direktion.

LAUSANNE. Modern-Hotel Jura-Simplon b. Bahnhof. Einzig. deutsches Haus.

LAUSANNE-OUCHY. Savoy Hotel am Genfer See gegenüber Savoyen's Bergen.

St. MORITZ-BAD. Engadiner Hof. Erstklassiges von Deutschen bevorzugtes Haus. Anerkannt vorzügliche Küche.
Pension von 17 Frcs. an. Dr. C. Hauser.

SEELISBERG. (Vierwaldstätt. See.) Hotel Sonnenberg. Ideal. Ferienpl., erstkl. Haus. Pr. Küche, Orch., Tennis. Pens. v 12 Frcs. an.

WEGGIS. Hotel Post Terminus. Pensionspreis von 11 Frcs. an.

DER QUERSCHNITT

V. Jahrgang Heft 6

INHALTS-VERZEICHNIS

Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln

*

Das Bild auf dem Umschlag zeichnete Ernst Aufseeser

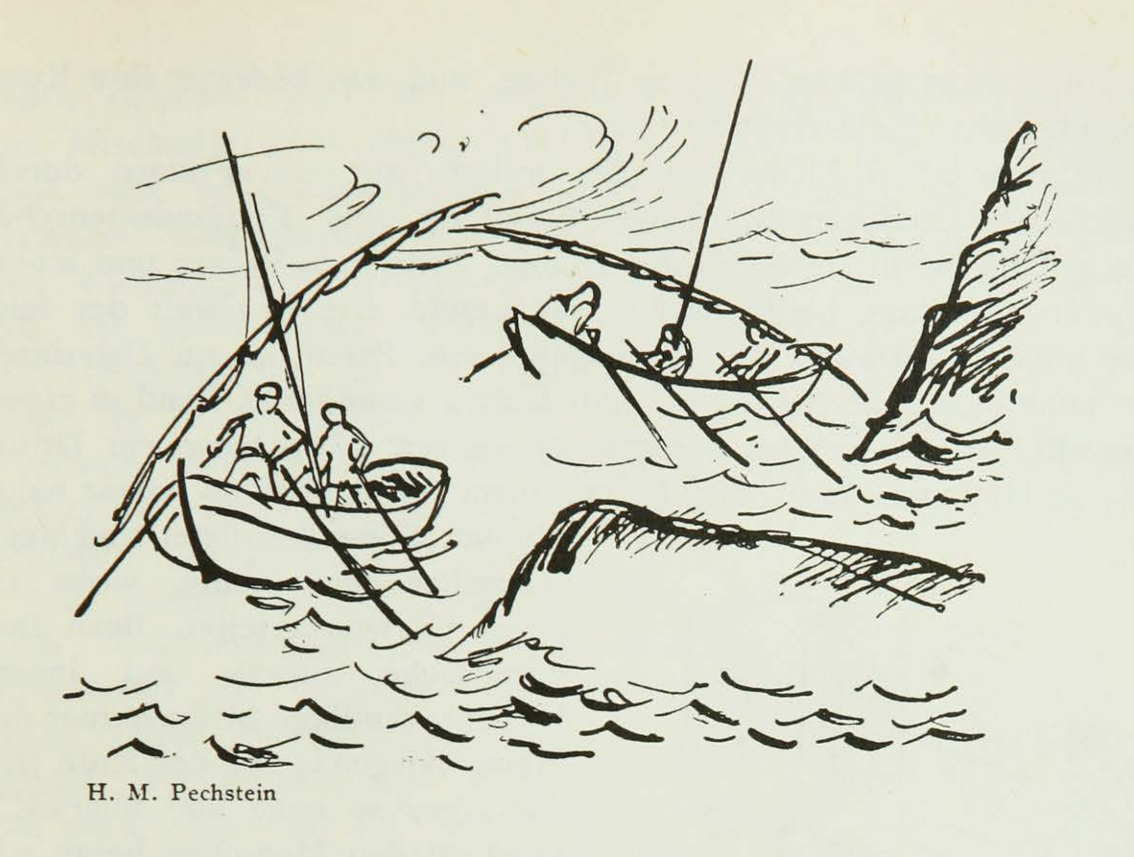
PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. – Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Biesenthal i. d. Mark
In Österreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien


B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR, 1851
Sprengel
Schokolade
B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR, 1851


Sprengel
Kakao
B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR, 1851


Sprengel
Pralinen
B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR, 1851



H. M. Pechstein

SÜDSEE-EXOTEN

Von

KURT V. BOECKMANN

Vierfach hat Europa die Südsee entdeckt. Erst geographisch — es war die Zeit der großen Welterforscher, die abendländisches Weitensehnen über die Erde trugen, Magelhaens, Torres, Cook und viele andere. Dann wirtschaftlich und politisch — es war die Zeit der vielen großen und kleinen Conquistadoren, die abendländischem Macht- und Besitzwillen auch im fernen Südmeer mit Kanonen und Farmerpeitschen neues Beutegelände öffneten. Dann philosophisch — es war die Zeit des Rousseauismus mit seiner Natur- und Idyllschwärmerei, die in den begeisterten Berichten einiger empfindsamer Südseefahrer neues Wunschland erkannte. Schließlich ästhetisch — es ist die heutige Zeit, die den europäischen Literatur- und Kunstmarkt gezwungen hat, den Schöpfungen der „Exoten" auch aus der Südsee gesteigerte Beachtung zuzuwenden. Wo liegen diesmal die Interessenmotive des stolzen und so selbstgenügsamen Abendlandes? Viel, allzuviel ästhetisierendes Schrifttum hat Europa über diese Frage hervorgebracht, hinter dem — bald unbewußt, bald vorsichtig verhüllt — Selbstverteidigung sich versteckt. An den Kern der Frage ist kein Literat herangelangt, weil er das, wovon er

schrieb, nicht kannte. Was ist Südsee, und was bedeutet ihre Kunst gerade heute für Europa?*)

Europa ist ein Kontinent mit weiten, nur von Flüssen durchstochenen Landräumen. Seine Bewohner sind Festlandsmenschen auch dann, wenn sie Schiffahrt treiben, denn ihre äußere und innere Daseinsgrundlage bleibt immer das Land. Die Inselwelt der Südsee aber, von Hawai bis Neu-Seeland, von Palau bis zur Osterinsel, ist punktförmig zerteiltes und splitterartig verengertes Land in einem gewaltig überwiegenden Meergebiet, dessen Längsachse ein Drittel des Erdumfanges mißt und dessen Querachse derjenigen Asiens nahekommt. Seine Bewohner sind Meermenschen auch dann, wenn sie einen Garten bestellen, denn ihre eigentliche äußere und innere Daseinsgrundlage bleibt immer das Meer. Nirgends auf der Erde tritt das Meer so nahe und überwältigend an den Menschen heran wie auf den oft nur atollgroßen Inseln der Südsee. Und so muß es sich auch im Seelentum jener Meermenschen und den äußeren Schöpfungen ihrer Kultur ununterbrochen und unbeengt widerspiegeln als jahrhundertelang täglich erlebte Weite, Größe, Übermäßigkeit, Einheit, aber auch als Wandlung von träumender Unbewegtheit bis in den Gegenschlag tobender Taifune. Heimat des Europäers ist horizontenges, einzelheitenüberfülltes Land. Heimat des Südseemenschen ist horizontweites, einförmiges Meer. Das Kalenderjahr des Europäers rechnet mit Jahreszeiten. Der tropische Mensch der Südsee kennt diesen Wechsel nicht. Er kennt nur eine Jahreszeit. So liegt zwischen der Seele des Europäers und der des Südseemenschen eine abgrundtiefe Kluft. Festland und Meer stehen sich als entgegengerichtete Pole der Kulturwerdung gegenüber und



H. M. Pechstein

*) Daß diese Frage in der Enge eines Aufsatzes nur höchst unvollkommen, gewissermaßen aphoristisch zu beantworten ist, bedarf keiner besonderen Bekräftigung. Ich bitte daher, meine Darstellung mehr als eine Anregung zu eigenem Weiterdenken zu betrachten. Eine umfassendere Schilderung der Südseekultur findet sich in meinem Buche: „Vom Kulturreich des Meeres", Berlin, 1924, Wegweiserverlag.

haben zwischen sich das amphibische Küstenland als Aufprall- und Mischungsfläche ihrer Ausschläge. Dies heißt: daß Bedürfnisse und bodenständige Schöpfungen, die dem festländischen Europäer lebenswichtig sind und die Physiognomie seiner Kultur weit vorwiegend bestimmen, dem Meermenschen der Südsee so gut wie gleichgültig bleiben, und daß umgekehrt Bedürfnisse und Schöpfungen, in denen die Südseekultur ihren Ausdruck findet, in Europa fehlen. Diese Polarität Land—Meer gilt es zu verstehen, wenn man vom Wesen dieser räumlich und geistig entrückten Meermenschen und ihrer Kunst wenigstens einen Ahnungsschimmer gewinnen will.

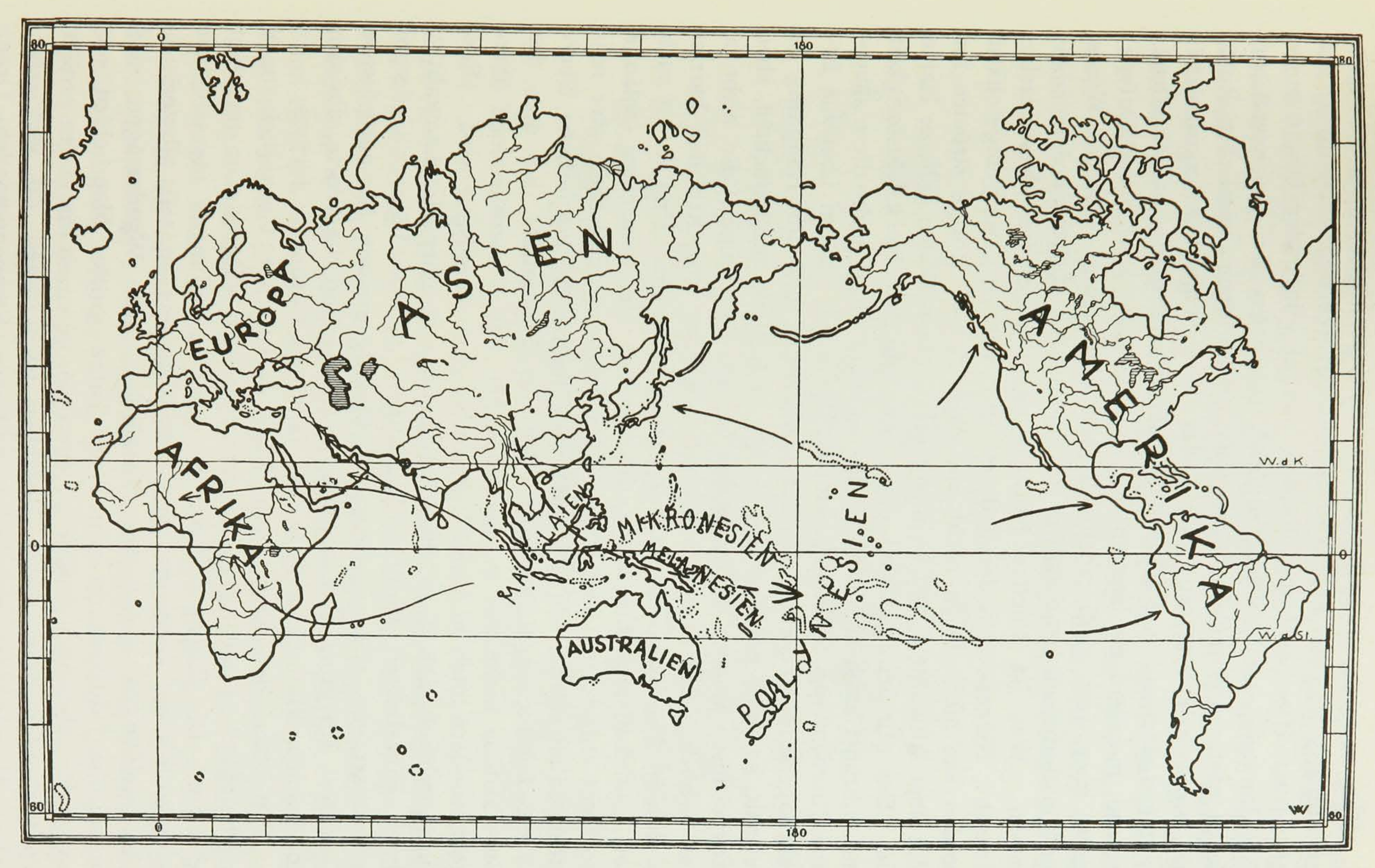
Man gliedert die Südseevölker heute nach Rassemerkmalen in Polynesier, Mikronesier und Melanesier. Die Polynesier füllen die östliche Hälfte des großen Inselraumes, die Mikronesier den nördlichen Teil der Westhälfte, die Melanesier ihren südlichen Teil. Der Leser vergleiche die Karte auf S. 485. Er wird dann ohne weiteres begreifen, daß der äußerste Gegenpol festländischer Kultur bei den Polynesiern zu suchen ist, weil ihr Lebensgebiet, weitab von jeglichem Festland, gewissermaßen mitten im Ozean schwimmt. Ebenso wird er verstehen, daß bei den westlichen Mikronesiern und erst recht bei den Melanesiern schon Übergänge zu festländischen Kulturen anzutreffen sind, weil dieses Westgebiet über die malaiischen Großinselrücken Anschluß nach Asien hat. Jedoch handelt es sich hier (bis auf Neuguinea) im ganzen nur um Abschwächungen des Meerseelentums, so daß wir im allgemeinen die ganzen Inselvölker als Einheit behandeln können und dann mit dem Sammelnamen der Ozeanier bezeichnen. Die beigegebene Karte zeigt gleichzeitig die zentrale Lage der Südseekultur im Erdraum und ihre Hauptausstrahlungswege. Unsere üblichen Erdkarten geben nämlich ein geologisch ganz falsches Bild, weil sie den Atlantischen Ozean in die Mitte legen. Der Atlantische Ozean ist aber nicht Mitte, sondern Ende des großen geologischen Festlandsbogens, der auf der Grundlinie Südafrika—Australien—Südamerika um das indopazifische Meer in einer mächtigen Kurve herumschwingt.


Max Mayrshofer

Haus und Familie, Gesellschaft und Staat sind den Völkern des Festlandes lebenswichtige Inhalte der Kulturleistung. Der geschicht-

liche Ozeanier kennt sie nur als Primitiv- oder Degenerationsformen. Was sind ihm alle diese engen, festlandverbundenen Dinge im Vergleich mit der dämonischen Weite und Größe seines Meeres? Unbeholfene, keiner genügenden Weitung fähige Kleinformen, an denen seine irrationale Weitenseele keine besondere Schöpferfreude findet! Flüchtig hingebaute Hütten genügen sogar dem hochkultivierten Volk der Hawaier als Hausung, und auch den zuweilen monumentalen Versammlungshäusern sieht der geübte Beobachter an, daß sie kein zentraler Ausdruck schöpferischer Kulturleistung sind wie eine romanische Burg oder ein gotischer Dom. (Anders verhält es sich mit den immer noch geheimnisvollen Ruinen gewaltiger Steinbauten, die einer ozeanischen Früh- oder Urzeit angehören müssen und hier unberücksichtigt bleiben, weil sie geschichtlich noch nicht aufgehellt sind.) Wenig gepflegt wie das Haus ist auch sein geistiger Inhalt, die Familie. Keine ernste Bejahung oder gar sinnige Fürsorge umgibt sie. Von Landenge und unübersehbaren Gesetzen des Totem und Tabu erdrückt, verfällt das Familienleben einer chaotischen Formzersetzung. Ohne feste soziale Bindungen wuchert auch das Gesellschaftsleben dahin. Es ist schroff feudal über einer rechtlosen Sklavenschicht erwachsen. Aber auch der Feudalismus ist von Totem und Tabu, von mächtigen Geheimbünden und vielerlei Rivalitäten durchsetzt. Staatliche Gestaltungen festländischer Art fehlen in diesem landarmen Gebiet ganz. Ansätze hierzu sind immer in die religiöse Bahn eingebogen und zum Gottkönigtum übersteigert worden. Alle diese Dinge ergeben sich dem Ozeanier mehr nebenbei. Sie liegen nicht im Schwerpunkt seiner Kultur, sondern sind Schöpfungen zweiten Ranges und von oft geradezu negativer Bedeutung.

Völlig anders aber entwickeln sich jene Regungen eines kulturlichen Weitenseelentums, die von der suggestiven Kraft der Meerweite positiv beeinflußbar sind — die geistigen Schöpfungen, in denen das Meer als Erlebnis durchschlägt. Ihr technisches Werkzeug ist die polynesisch-mikronesische Schiffahrt, die den ganzen gewaltigen Meerraum unter ständiger Verkehrsdurchflutung gehalten und dazu Boote verwendet hat, die ohne ein Stück Eisen gefügt sind — die ozeanische Kultur gehörte bis zum Eindringen Europas der Steinzeitstufe an. Bis nach Amerika und (indirekt) nach Afrika hat sie ausgestrahlt (siehe Karte). Sinnfälligster Ausdruck dieses großen Kulturzusammenhangs ist eine frühmalaiische Einheitssprache, die alle insularen sprachlichen Sonderformen von der Osterinsel bis Madagaskar überdeckt. Ihr tiefster, ja erschütternder Ausdruck aber ist das ungeheuerliche Gebilde der ozeanischen Sagen, Kosmogonien und religiösen Vorstellungen.



Die Südseekultur im Erdraum

Hier hat sich ein metaphysischer Gestaltungsvorgang vollzogen, der einmalig ist, weil eben die ozeanische Meerwelt einmalig ist auf der Erde. Hier wird der Mensch medial kündendes Organ einer Naturdämonie, der größten, zugleich schönsten und grauenvollsten, die es gibt. Aus diesen Sagen und Meditationen, feierlichen Riten und brünstigen Ekstasen spricht das Meer, bald leise hinspielend, träumend, lockend und liebend, glitzernd und weich, bald brüllend, hetzend, mordend im Bersten der Vulkane oder Rollen der Taifune, immer aber weit, groß, unendlich und übermäßig. Wer das Wesen der künstlerischen Irrationalität ergründen will, muß es in der Südsee suchen. Was ist solcher Kulturhypnose gegenüber der einzelne Mensch? Nirgends auf der Erde ist sein Wert so gering eingeschätzt worden wie hier. Denn nicht nur Sklaven und Hörige strömen ihr Blut über Altäre und den blumengeschmückten Boden heiliger Haine hin. Der allmächtige Adel opfert mit gleicher Rücksichtslosigkeit und Inbrunst auch sich selbst. Bis in den Alltag wirkt diese souveräne Überwindung des Leibes hinein. Wenn ein Stamm über die Ernährungsfähigkeit seiner Insel hinauswächst und der Häuptling es befiehlt, so fährt ein Teil des Volkes in festlich geschmückten, aber proviantlosen Booten liedersingend in den Tod hinaus. Er stirbt ja nur leiblich. Die Seelen lösen sich ab vom Irdischen und harren in Bolotu, dem Totenreich, der Zurückgebliebenen. Und so hat auch der Kannibalismus bei diesen irrationalen Meermenschen (solange sie nicht entarteten) keinen gemeinen, sondern heroischen oder religiösen Sinn stärker als bei anderen Völkern: die körperliche Übernahme feindlicher Heldenkraft oder das Liebesmahl, bei dem der Entschlafene nicht nur in das Andenken der Hinterbliebenen übergeht, sondern auch in ihren Leibern feierlich beigesetzt wird. Hieraus entwickelt sich dann ein Ahnendienst von einer Monumentalität, deren Einzelheiten ähnliche Leistungen anderer Völker wiederum weit überragen. Unerreichbare Vorstellungsgrenzen für europäische Gemüter! Unkultur, Grausamkeit, ja Roheit sind die Worte, die sich vor solchen Bildern im Hirn des normalen Europäers formen.

Man kann den gewaltigen Stoff ozeanischer Geistigkeit nach mythologischen und religionspsychologischen Leitgedanken ungefähr gliedern. Die Sagen der Südsee (als Darstellungen menschlicher oder kosmischer Vorgänge) sind teils Wandersagen, teils allegorische Umschreibungen natürlicher Vorgänge. Die Wandersagen sind ozeanische Odysseen, in denen die Taten großer Meerhelden verewigt sind, aber auch dunkle Urzeiterinnerungen an die ersten großen Völkerwanderfahrten dieser Menschen nachklingen, die von asiatischen Hochländern ausgingen und aus Steppennomaden Orang

malaiu, schweifende Meermenschen, machten (siehe Karte). Die Naturallegorien aber haben ihren, alle Einzelheiten durchstrahlenden, Kern in der göttlichen Lichtgestalt Mauis — der Sonne. Wer je mit offenen, unverdorbenen Sinnen in den Schauern einer tropischen Meernacht reglos verharrte und dann — nicht in zarten, langsamen Übergängen wie bei uns — sondern plötzlich, in aufflammenden Lichtexplosionen das Wunder der Sonne erlebte, wie sie die Schatten der Nacht zerstäubt, der allein mag wissen, wie stark diese Südsonne als feuriges Meerkind das dichtende Gestaltungssehnen jener Meermenschen auf sich ziehen mußte. Sonnensagen und eine Sonnen-



Pascin

verehrung von unübersehbarer Fülle der Formen und unerfühlbarer Tiefe waren das Ergebnis. Maui ist der Große, der Einzige, der Held, denn kein anderer gewinnt solche sinnengreifbare Gestalt über, neben und in der unheimlichen Unfaßbarkeit des endlosen Meeres. Maui ist Jesus für die Ozeanier, Lichtbringer, Retter, Mittler zwischen Tag und Nacht, Himmel und Hölle, Reinheit und Sünde, Seligkeit und Grauen. Maui bringt das Leben und nimmt die Seelen der Toten in sein Reich, das fern im Westen liegt, dort, wo er selbst sich allabendlich im Meere bettet. Er bindet das Helle an das Dunkle und ist Urbild des Lebens und des Todes zugleich. So ist Maui, der Strahlende, auch oberster Gott über dem Gewimmel kleiner und kleinster Götter bis zu den Ariki hinab, den halbgöttlichen Heroen.

Gewaltig ist dieses Lichtwesen, weit überlegen sein Sagenkreis allem, was sonst auf der Erde an Sonnenverehrung künstlerisch

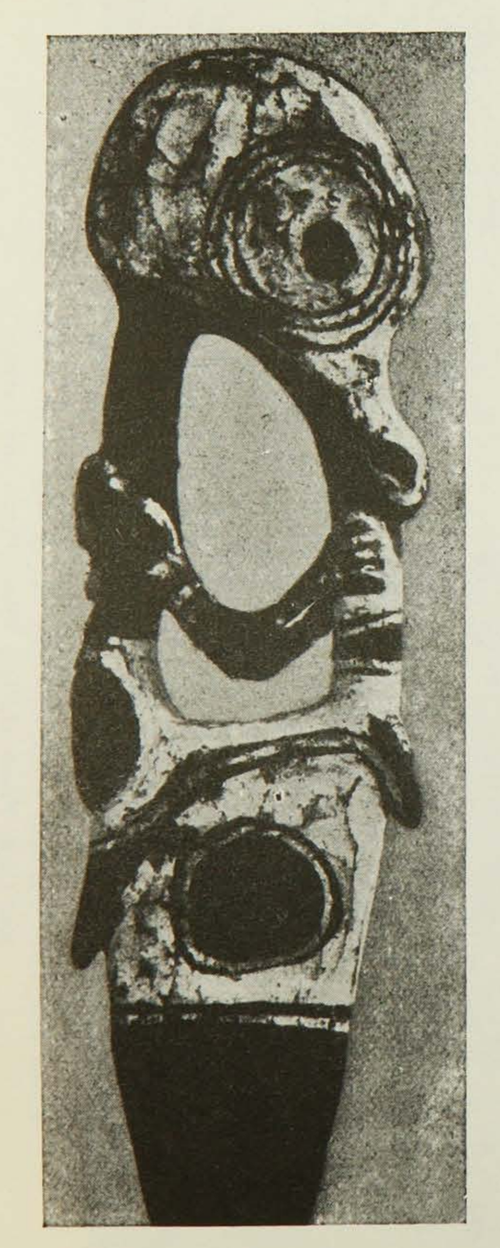
und rituell geleistet worden ist. Und doch hat dieses unbegreifliche Meervolk eines geschaffen, das noch größer ist als Maui. In die ozeanische Sonnenmythik vermag der Europäer noch gedanklich und seelisch einzudringen, weil eine Fernwirkung dieser Schöpfungen über das indische und mittelländische Meer bis in seine eigene Kultur drang. Das, was nun folgt, ist zwar mit Gedanken, Worten und Bildern an seinen Außenflächen einigermaßen zu fassen, als inneres Erlebnis aber dem Menschen des festen Landes in seiner ganzen Tiefe nicht mehr erreichbar.

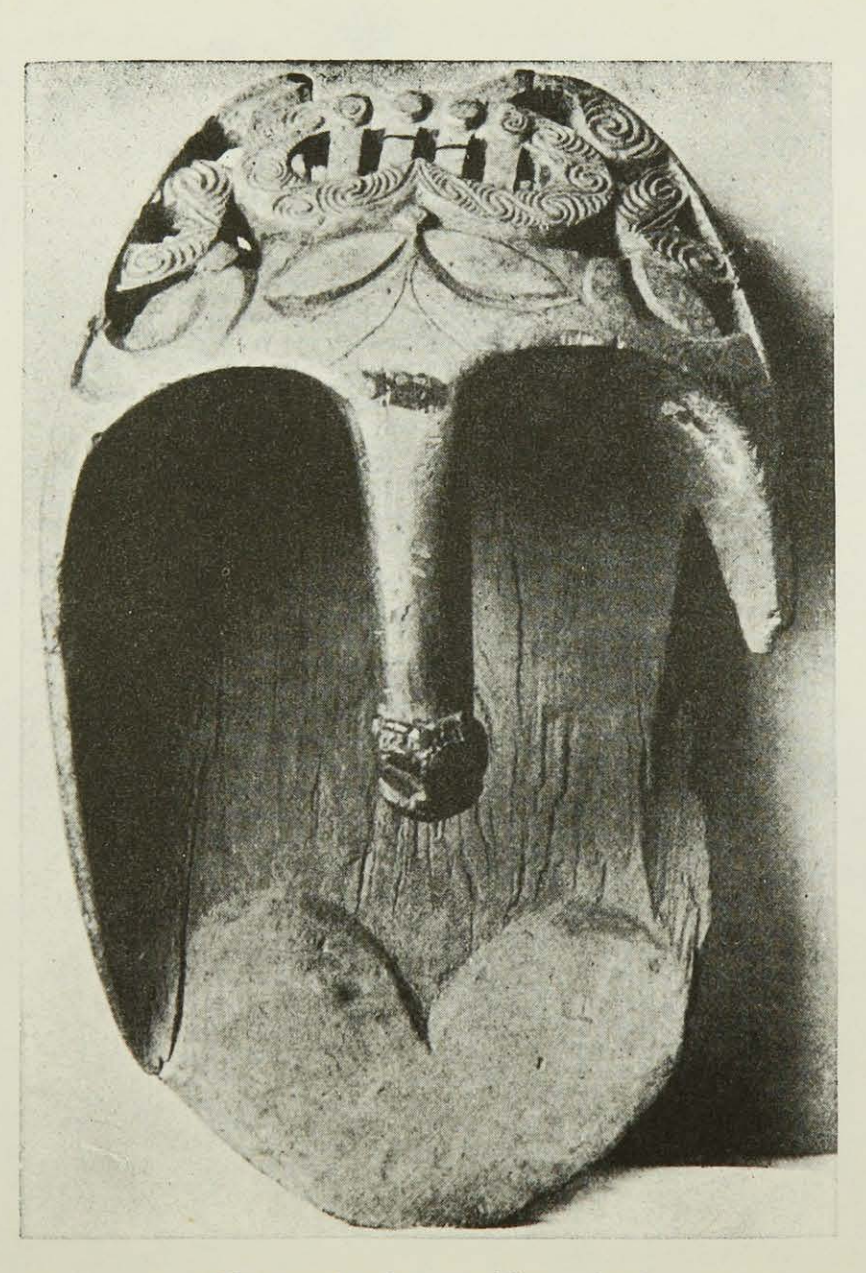
Über und in Maui, über und in allem, was überhaupt ist und damit auch dem dämonischen Sein des Meeres ist Taaroa. Taaroa ist kein Gott, kein greifbares Wesen, auch kein Geist, ist überhaupt nicht aussprechbar oder formbar. Ist nur auf einem einzigen Wege erreichbar — dem Schweigen. „Ich schweige, daß ich dich höre", sagt der Polynesier. Und was er dann hört, ist der ewige, alldurchdringende Strom des Werdens an sich. Dieser Strom ist keine biogenetische Mechanik, wie sie unser abendländisches Naturforschen zeichnet. Er ist Seele, Weltseele, die sich im Gebären, Wandeln und Töten, im nie unterbrochenen Auf- und Abschwingen erfüllt. Da wird auch aus der Majestät des Meeres, ja aus der ganzen Erde nur ein kleiner, zeitgebundener Schöpferhauch. Nicht eine Erde, wie der Schöpfungsbericht und die Apokalypse des alten Testamentes verkünden, sieht der Polynesier. Er sieht eine anfangs- und endlose Kette von Welten, die aus Te Kore, dem nachtdunklen Nicht-Sein in vielen Werdestufen langsam zu licht- und lebenerfülltem Sein emporblühen, und immer wieder, nach Erfüllung ihrer Zeit, in Nicht-Sein zerfallen, bis Taaroa in neuer Weltwerdung sich offenbart. So ist Taaroa das große Lebensprinzip, All und Seele zugleich, Allbeseelung. Nichts ist ohne Taaroa, nichts außer ihm, alles durch ihn. Beseelte Welt, Atua, umgibt den schweigend erkennenden Menschen des Meeres.

Man kann diese Gedanken mit manchen anderen Kosmogonien vergleichen. Buddhismus, Zendavesta, frühhellenische Kosmologie, Gnosis, deutsche Mystik und vieles andere zeigen Parallelen. Aber alle diese Parallelen sind auch in ihren Erstfassungen schwächer, tastender, gedachter, konstruktiver als die souveräne, eisern folgerichtige somnambule Weltwerdungsvision der Südsee. So festigt sich eine durch viele andere Urteilspunkte noch gestützte Vermutung, daß auch dieses großartige Ewigkeits- und Schöpfungsbild wenn nicht überhaupt erstmalig, so jedenfalls in seiner stärksten Fassung im einmaligen Raume des großen Südmeeres erdacht — natursichtig geschaut worden ist und von diesem räumlichen Gegenpol



Frau aus Neu-Guinea, zum Zeichen der Trauer mit Lehm beschmiert
Aus Capt. Frank Hurleys Film „Pearls and Savages“


Schiffsschnabelverzierung aus Neu-Guinea


Wasserschöpfer aus Neuseeland


Holzfigur von den Marquesas-Inseln

Holzgeschnitzter Kopf aus Neuseeland
Wien, Naturhistorisches Museum

Holzgeschnitzte Schüssel aus Hawai
Aus Sydow, Kunst der Naturvölker

Bonn, Provinzial-Museum

„Der Vater Rhein". Römisches Relief eines Flußgottes

München, Privatbesitz

Auguste Renoir, Die Rhône. Studie zu „Rhône et Saône"

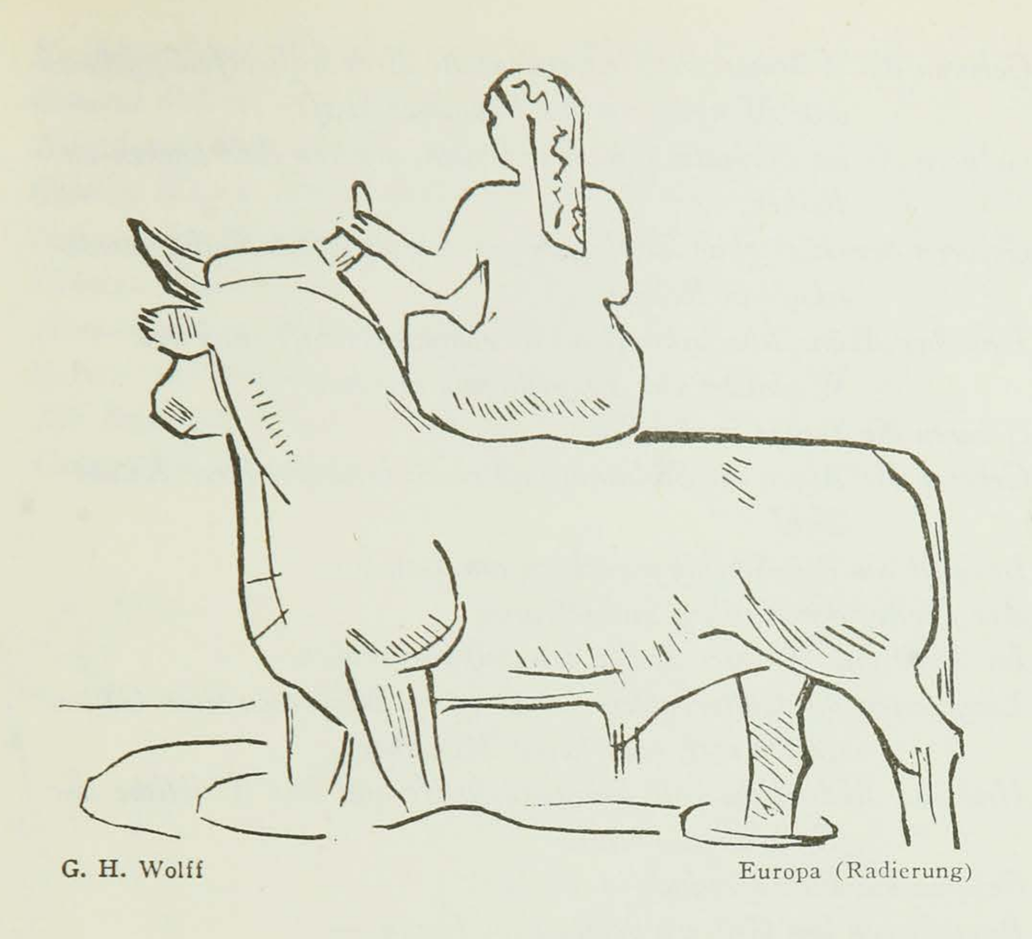
festländischer Kultur in das Mischgebiet der Küstenländer hineingedrungen ist.

Auf solcher heterogenen Daseinsgrundlage und aus solchem Geist wächst nun auch die ozeanische Kunst herauf, der wir heute das hochmütig degradierende Etikett „primitiv“ oder „exotisch“ anhängen. Kunst ist in Materie umgesetzter Geist. Den Geist der Südsee kennen wir nun so weit, daß wir sagen: wir kennen ihn kaum. Wie wollen wir da ihre Kunst „begreifen“ oder gar „analysieren“? Auch wieder nur an den Außenflächen ist dieses möglich. Dies heißt: wir können diese Kunst in ihrem absoluten Gehalt nur höchst unvollkommen begreifen, tiefer eindringen nur in ihre relative Beziehung zu uns, zu unseren Augen, Maßstäben, Gefühlsrichtungen. So sehen wir vom Standpunkt der Form nicht viel mehr als dieses: einen unerhörten Erfindungsreichtum in den Einzelheiten mit oft an sich schroffsten Gegensätzen, aber auch eine ebenso unerhörte formale Zucht im Ganzen, eine leidenschaftlich bewegte, aber von instinktsicher arbeitendem Gefühl für Stoff und Werkzeug beherrschte Fähigkeit zu monumental-harmonischer Komposition auch in der Kleinkunst. Leidenschaft und Zucht in einer Verbindung, wie sie eben nur die Dämonie des in aller extremen Wandlungsfähigkeit immer einheitlichen, großen, in Ruhe und Formzucht zurückkehrenden Meeres auszulösen vermag.

Weit schwerer ist die relative Frage nach unseren inneren Beziehungen zu dieser polar gegensätzlichen Kunstwelt. Denn gespalten wie unser abendländisches Wesen und vielfältig wie diese Elemente ozeanischer Geistigkeit sind auch die Relationen zwischen beiden. Einiges aus diesem tief metaphysischen Wechselspiel scheint aber doch greifbar zu sein. Es gibt auch unter den Künstlern und Laien Europas noch heute sensible, innerlich hellsichtige Naturen, die aus ozeanischem Schnitz- und Flechtwerk, aus Waffen, Gewändern, Masken mehr herausfühlen als nur einen ephemeren, sensationellen Kuriositätsreiz. Fühlen! Denn in Worten faßbar wird dieses innere Ahnen nicht, und Gestaltung hat es nur in dem (hier doch bloß epigonalen) Tasten expressionistischer Künstler gesucht. Hier, im Expressionismus kündigt sich aber eine zweite Beziehung an: die Überreife unserer Kultur, die — sei es endgültig, sei es übergangshaft (die Frage ist heute noch nicht mit Sicherheit zu entscheiden) — eine Zuflucht sucht in nicht überzüchteten Formen, in diesem Suchen aber mehr oder weniger dem Eklektizismus verfällt. In diesen beiden Beziehungen waltet viel positives, reines, wenn auch oft schwach ringendes Wollen. Nicht mehr positiv und rein sind drei andere Beziehungen. Zunächst die Sensationsgier des am eigenen

Sein und Schaffen übersatten Großstädters, der im Wechselstromtempo seiner Reizbedürfnisse immer neue Interessenobjekte braucht und von einem sehr dienstwilligen Kunstmerkantilismus auch vorgesetzt erhält. Wert und Herkunft haben hier keine Bedeutung mehr. Hauptsache ist die Neuheit mit dem psychologischen Effekt der Verblüffung und Kauflust. Nur ein kleiner Schritt führt von dieser zur nächsten Beziehung, die sich auf der Krankheitsfläche großstädtischer Nervenbelastung und Hysterie entwickelt. Auch hier wird etwas empfunden. Aber nicht die Lichtseite ozeanischer Kunst, sondern ihre wiederum ganz undefinierbare Schattenseite: die magische Suggestionskraft dieser auch aus menschlichen Seelenabgründen geschöpften Visionen. Wir haben diese Nachtseite der Meermenschenseele oben zu erkennen versucht. Hysterisch sensibilisierte Naturen fühlen sie bis zu einem Perversitätsgrad heraus und erliegen dem hypnotischen Bann dieses zweiten Gesichtes einer dämonieüberladenen Kunst. Die Verzückung solcher Menschen ist keine lösende, befruchtende Reaktion. Sie ist ein Rausch. Südseemaske oder Kokain — der Effekt ist oft der gleiche. Aber diese Nachtseite ozeanischer Kunst ist bösartig wie die Nachtseite des Meeres, der sie entsprang. Und so finden wir sie schließlich auch als Lähmungsmittel in einer letzten Relation, deren aktive Träger allerdings nur einen kleinen Kreis bilden, aber gefährlich sind, weil sie — bewußt oder unbewußt — dieses Gift, gegen das der Meermensch des Südens immun war, in nicht immune europäische Seelen stoßen.

Groß und nicht immer gutartig ist die Macht der Südsee über das alte Europa. Ihre Menschen und Eilande sind heute noch eingeklammert in den Länder und Meere umspannenden Bau abendländischer Weltherrschaft. Aber es geht ein Raunen und Regen, ein Sich-Suchen und Einen von der Südsee über Asien bis nach Afrika. Der alte abendländische Machtbau zittert unter ersten Völkerstößen. Und seine Bauherren wissen dies. Rising Tide of colour against white Supremacy hat das kluge England dieses erwachende Drängen genannt. Sollte der siegreiche Vorstoß exotischer Kunst in das Herz und die Nerven Europas vielleicht der Vorbote einer abendländischen Götterdämmerung sein?



G. H. Wolff — Europa (Radierung)

AUS DEM POLYNESISCHEN SCHÖPFUNGSMYTHOS

Nach der Übertragung von

ADOLF BASTIAN

O keau i kahuli wela ka honua . . .
Hin dreht der Zeitumschwung zum Ausgebrannten der Welt,
Zurück der Zeitumschwung nach aufwärts wieder,
Noch sonnenlos die Zeit verhüllten Lichtes,
Und schwankend nur im matten Mondgeschimmer.
Aus Makaliis nächt'gem Wolkenschleier
Durchzittert schattenhaft das Grundbild künft'ger Welt.
Des Dunkels Beginn aus den Tiefen (Wurzeln) des Abgrunds,
Der Uranfang von Nacht in Nacht,
Von weitesten Fernen her, von weitesten Fernen,
Weit aus den Fernen der Sonne, weit aus den Fernen der Nacht.
Po-wale-ho-i (noch Nacht ringsumher).

Hanau ka po (geboren in Nacht),
Geboren Kumulipo, aus der Nacht als Männliches,
Geboren Poele, aus der Nacht als Weibliches,
Geboren die Milben im Gewimmel, geboren das Gewimmel in Reihen,

Geboren die Würmer, die Grabenden, die Erde aufwerfend, geboren ihre Mengen mit Nachkommenschaft,
Geboren die im Schmutz sich Windenden, geboren ihre zuckenden Reihen,
Geboren See-Eier ohne Zahl, geboren ihre streifige Nachkommenschaft in Reihen . . .
Und das Männliche, schwellend in Zeugungskraft, und das Weibliche zur Empfängnis ergeben,
Geboren die Tange in der See,
Geboren die Algen im Schlamm und rasch vermehrt ihrer Kinder Zahl,
Bewacht von den Schlinggewächsen am Lande —
Als Pfeiler der Kraken im Gebrause.
Im Streit das Wasser Speise der Aufwachsenden.
Eingetreten die Götter allein, noch keine Menschen (nur Götter walten erst, noch keine Menschen).
Und das Männliche voll Zeugungskraft und das Weibliche zur Empfängnis bereit,
Geboren die Fadengewinde in der See,
Bewacht von den Gräsern drinnen im Lande —
Der Kraken als Pfeiler im Gebrause . . .

Das Männliche aus dem Wasser entstehend in den Göttern,
Das Schlüpfrige im Wasser aufwachsend durch Zehrung
In rauschend flutender Beschwemmung des Landes,
Die Würzelchen der Seehalme umhertreibend,
Aufschwellende Strömung von altersher in der Nacht,
Voll aufgefüllt und übergefüllt,
Voll hie und da,
Voll fern und nah,
Der Erdträger hebt sich zum Himmel empor,
Kumulipos Walten im Luftkreis verschwindet in Nacht.
Po-no (noch Nacht überall).

Und das Männliche zum Weiblichen in Herrlichkeit;
Das Männliche geboren, schwarzdunkel flutend,
Das Weibliche geboren, hell aufgeschlossen flutend,
Überschattet die See, überschattet das Land,
Überschattet das Wasser, überschattet der Berg,
Überschattet in dichter Nacht, tatenlos rastend.
Dann sproßt es wunderbarlich überraschend in neun Blättern.
Es sprossen grad aufrecht die Blätter, schimmernd scheinend,

Es drängt zum Wachstum hin, die Blätter wie beschämt.
Geboren Poleele, das Männliche,
Beiwohnend Pohaka, dem Weiblichen,
Geboren Kapua (das Zauberding), der Wunderbare (Kahaha),
Geboren der Wunderbare (Kahaha),
Geboren Kahaha und seine Verwandten,
Hervorkommend ihre Kinder, die fliegenden,
Geboren die Raupen, als Anverwandte,
Die Reihe der Kinder in den Schmetterlingen, die fliegenden,
Geboren die Ameisen . . .



Maillol

Und in Wolkenhaufen erheben sich die Vögel im Geräusch der Flügel
Und Gesang ringsum der Vögel, der singenden,
Die in Schwärmen auffliegen, zur Sonne aufwärts,
Niedersitzend dann auf dem Festland wieder, der Vögel Kinder,
gefüttert in der Nacht,
Fettrund treibend im Schwimmen, wohlgemästet,
Umherspielend zwischen den Seegewächsen,
Auf den sprießenden Spitzen der Schilfe, auf den Blättern der
Zweige,
Der aus der Nacht geborenen Zweige.
Noch waltet vorwiegend die Nacht,
Es waltet die stolze Nacht,
Noch waltet die Nacht in der Zeitperiode Poleleeles (schwarze Nacht)
Mit erster Dämmerung Zeichen, in der Fülle der zeitgewordenen
Nacht,
Po-no (noch Nacht ringsum).

Und langsam naht der Walfisch diesen Seen
Windend niedrig unter des Wassers Fläche,
Weiter hinaus im Ozean die Riesenfische;
In der Tiefe walten sie, des Meeres Bewohner,
Die Tritonen, die langsamen, blasend im Schnauben,
Wegrollend und verschlingend auf dem Weg,
Dem Weg des Gewürms, im Strudel fortgerissen,
Die Polypen im Wasser umspritzt, aufliegend mit Bauch, mit Rücken,
Schwankend in des Wassers Wogen, schwankend in den stillen Wassern,
Versammelt all das Wurmgetier,
In zahllosen Mengen zusammengedrängt, ins Verderben rennend.
Der Beginn des jüngsten (Nachgeschlechtes) in bläulichem Fischgeflute,
Das Dunkelblaue waltet hier aus dem Ozean Powehiwehis,
Die See des Gewürms in tiefblau dunkelnder Nacht,
Der Kraken auf dem Trocknen am Rande des Landes, er, der Fisch,
Angestrandet unter dunkelblauem Walten aus der Nachtsonne her. Po-no . . .

Aufstehend in undeutlicher Trübe geheiligter Sonne
Das Breitgeblätterte flutend in einsamer Öde,
Übergebreitet zum Besitz von Wasser und Land,
Dorthin kriechend, hierhin kriechend,
Hervorgedrängt die Haufen kriechenden Gewürms,
Auf dem Rücken kriechend, auf dem Antlitz kriechend,
Im Nacken das Leben, für die Erde die Rückseite,
Aber das Antlitz aufrecht im glorreichen Schmuck.
Ausdörrende Verwüstung des Dunkels im Dunkel (Pano pano),
Das Männliche in der Nacht als Dunkel im Dunkel (Po pano pano) geboren
Und so Po pano pano als Männliches
Wie Polalowehi (die Nacht tiefer Schwärze) als Weibliches.
Geboren die Menschen als gedoppelte Frucht (in Vorschaltung antizipiert).
Geboren als Blatt in der Nacht hienieden.
Hierher das Feststellende,
Hierher das Bewegende,
Rollt das Kleinkind auf den Haufen des Sandes.
Die Kinder der Nacht Pano-pano (dichtwolkig) werden geboren. Hanau ka po (geboren eine Nacht).



Walter Wellenstein

VOR TAUSEND JAHREN

Von

MECHTILDE LICHNOWSKY

Die Kindsfrau Mali trug lichtblaue Brillen im verwelkten Gesicht. Oben hatte sie keine Zähne mehr, unten etwas, das dem Fünfjährigen erschien wie ganz kleine Papierschnitzel. Auf dem Wickeltisch wälzte sich immer jemand, und jemand machte die Wiegenvorhänge zittern. Hunde durften nicht hereinkommen, aber es gab welche im Garten.

Die Turmuhr rief die Stunden blechern. Sie sagte nicht bim und nicht bum, sondern „beim" für die Viertelschläge und etwas Tiefes, Buchstabenloses für die Stunden. Bloeum ... Bloeum ... Aber was das Ganze war, das so klingend mit der Luft ins Zimmer kam, wußte niemand. Hundekläffen und Glockenton waren zum Einatmen.

An den Fenstern stießen sich die Sommerfliegen. Und immer wieder konnte niemand sagen, ob die Mutter ein Kind oder der Vater den Gärtner gerufen hatte, oder ob der Glockenton aus dem eigenen Ohr in jenes herrliche Riesenreich fiel, das ringsum noch bestand ... man selbst und ES ... Dunkel und Hell ... Fluß und Stillstand ...

*

Unpolierte Holzfußböden sind ein lebendiger Grund. Da gibt es die Fugen, in denen eine Mischung von dunklem Fett und grauer Wolle hervorsieht, worin blinkende Nähnadeln, Papierstreifchen, Besenhaare eingebettet liegen und hie und da als Luxusobjekt an breiteren Stellen eine Stahlfeder, ein blanker Nagel, ein dünner Bleistift. Die Bretter zeigen große Verschiedenheit in Qualität des Holzes. Fichtenholz läßt sich zwischen seinen Jahresringen mit dem Fingernagel eindrücken. Man kann Rinnen einkerben, bis sich ein Schiefer zwischen Finger und Nagel drängt, der dem Kind Verwunderung und Schmerz bereitet.

Auch die Knie wissen davon. Aber sie gewöhnen sich daran wie an die Eiseskälte des Brunnenwassers, womit sie gewaschen werden. Knie riechen daher nach Seife oder nach Staub, bemerkt das Kind, wenn es sein Kinn darauf stützt.

Lange Zeit kann es seine Hände betrachten, insbesondere die weichen Fingerspitzen, die wie das Holz des Fußbodens gemasert sind. Knie und Beine aber sind dumm, philosophiert es weiter. Warum gehen Socken nur bis so weit?

Durch die offene Tür schiebt sich ein Jagdhund herein. Seine Beine sind mit milchweißem Gras kurz bewachsen. Auch am Körper sind weiße Stellen. Das Gesicht und die langen Ohren sind schwarzglänzend wie ein Zylinderhut. Man muß mit der Hand darüber hinfahren, und wenn ein kleiner Haufen Gestreicheltes an der Endstation liegt, darf man etwas klopfen und beruhigen. Dann atmet die Hand auf und auch der Hund, und nun sucht man dessen Gesicht. Es ist genau wie das des Kindes. Es erkennt sich darin, ohne zu staunen.

Etwas Ernstes ist das ölige, ewig vorhandene Halsband.

Der Hund wird unwillig herausgerufen. Er schleicht zur Tür, aber die rosa Krallen machen zuviel Lärm. Mit den Schultern will er das Krallenscheppern zurückhalten. Umsonst. Alles Schleichen hilft nichts. Da gibt er es auf, schüttelt Ohren und Halsband, und drückt sich durch den Türspalt.

Die eiserne Klinke, nachdem sie im Knall heraufgeschnellt war, steht wieder still. Öffnet man diese Tür von außen, so geht der Klinkenkopf auch auf der Innenseite mit einem eckigen Ruck herunter, genau wie ein Fliegenkopf sich bewegt. Übrigens ist ein Fliegenkopf nicht etwa wie der eigene Kindskopf ein Kopf: der Fliegenkopf ist eine eiserne Türklinke; er hat die Eisenfarbe und die unerwartete ruckweise Beweglichkeit.

*

„Mittag" ist ein köstliches Wort, wenn Mali es ausspricht. Draußen brennt die Sonne, Zimmer sind kühl. Auf den Fichtenbretterboden hat man aus Gießkannen Wasser hingeschlängelt. Auf weißen Tellern, die grobkörnig und glänzend wie gefrorenes Grießmus aussehen, zittern goldgelbe Suppenspiegel, unter Deckeln raucht Gebratenes, und die Kehle weitet sich vor seligem Durstlöschgefühl beim Anblick der tautropfenbelaufenen Wasserflasche, die von vierjährigen Fingern berieben und beschrieben wird, bis sie einen Ton von sich gibt.

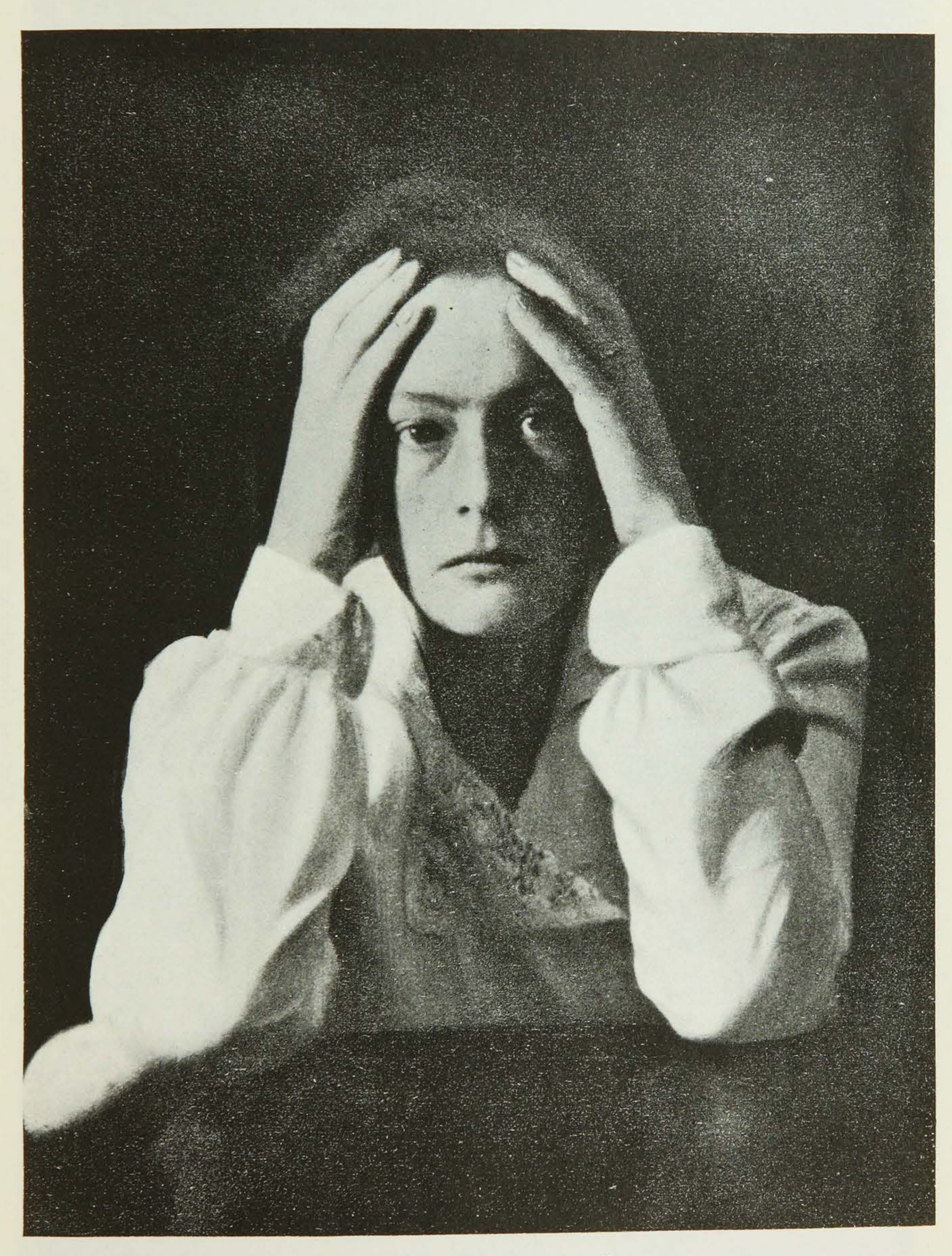
„Mali, die Flasche hat geschrien."

Auf dem Gang draußen stößt ein Wasserhahn seinen Strom in den Ausguß, Eimer füllen sich blechern, tief zuerst, dann höher und höher zarter singend bis — man weiß von drinnen genau, wie voll er ist — bis eine Frauenhand den Hahn absperrt. Es tröpfelt noch unentwegt Wasser in den Ausguß. „Weibsbilder!" flucht der Hausknecht, der das Essen gebracht hat, und sperrt ihn ganz zu.

*

Unter den Kastanienbäumen sind Bank und Tisch in der Erde gewachsen. Niemand kann sie wegtragen. Sie sind dunkelgrün. Spatzen holen sich die weißen Fäden, die Mali dort vom Nähen verliert. Und die grauen Haubenhennen vom Krämer schlüpfen unter die Hecke, die den Kastanienplatz umgibt, und räuspern sich umständlich, während sie ohne besondere Ziele im Grase spazieren.

Wenn eine Henne im Boden scharrt, sieht sie nie hin, sondern macht ein Gesicht wie die Wäscherinnen, die erhobenen Hauptes mit den Händen im



Fürstin Mechtilde Lichnowsky



Elegante Abendkleider von Poiret

Die Filmschauspielerin Jeanne Bailhache

Photo Mannel

Hut mit Augenschleier von Cora Marson

Conrad Felixmüller, Winterspaziergang



Conrad Felixmüller, Toilette

Radierungen aus einer neuen Mappe „Die Frau“

Trog fuhrwerken, den Kopf erst senken, um einen triefenden Fetzen zu betrachten, und ihn wieder erheben, wenn die Fäuste im bläulichen Wasser stampfen. Hennen dürfen nie beim Scharren hinuntersehen. Auch Kindsfrauen können alles mögliche geschäftig auf- und zuknöpfen und derweil den Kopf zum Himmel heben.

Bei den Kastanien ist der Pferdestall, in dessen duftender Dunkelheit zwei langschweifige Schecken und zwei Dunkelbraune stehen. Es tönt immer behaglich von dort; bisweilen lacht eines der Pferde überlaut oder stampft seufzend auf, während mit aufgekrempelten Hemdsärmeln der Kutscher pfeifend auf das Brett tritt, das sanft von der Stalltür herabführt. Und hinter dem Stalldach versteckt sich die Sonne, sonst könnte niemand den Himmel anschauen, in dem so viele Schwalben sausen. Dennoch, will man eine mit dem Auge verfolgen, verwandelt sie sich in einen weißen Funken, der im Blau zergeht und als Träne auf die Wange fällt. Wie staubig sehen danach die Haubenhennen des Krämers aus, die abgewandten Kopfes scharren.

Stiefel sind etwas Liebes, etwas Dummes oder etwas Boshaftes. Der Vater hat glänzend gewichste. Das ist kein Leder mehr, das sind eben herrliche Stiefel. Und sie krachen wunderbar. Wenn der Vater kein so ernstes Gesicht machte, könnte man denken, es sei etwas nicht in Ordnung an ihnen, daß sie so krachen. Darin liegt aber väterliche Autorität. Krachende Stiefel sind wie die Stimmen der Männer — — etwas Unerreichbares ... wie wenn der Nachbar frische Semmeln kaut ... Wer kann je so knusprig kauen wie der Nachbar? Nie zu erreichen ... Und auch die Stiefel sind ein Geheimnis; die eigenen eine enttäuschende Angelegenheit. Sie sind glanzlos ... die Schnüre kommen grau und verdreht aus Messinglöchern und sind oben von Kindsfrauenhand zu dem unverständlichen Knoten zusammengeschlungen, der eines der Hauptmerkmale zwischen Erwachsenen und Kindern aufdeckt: Erwachsene können es — — und Kinder — — schlingen, pressen, kreuzen, und es ist, als wüßten die teuflischen Bänder, daß sie nicht zu halten brauchen.

*

Die Menschen in dem Haus wohnen in Zimmern; nur die Mutter lebt in einem Salon, in dem ein Klavier steht. Sie singt ein Lied, das so angeht: „Die Blu — medie am Bachesrand ... beim Abschiedu gepflückt ...“ Das Lied heißt: „Beim Abschiedu“ ... Der Vater singt die zweite Stimme, was insofern etwas Berühmtes war, als er sie, wie die Mutter sagte, nach dem Gehör selber erfand, die Noten ständen gar nicht im Buch. Das Kind kennt das Lied, wie es den großen Weichselspalier kennt, wo es genau weiß, wo ein besonders fruchtbeladener Zweig sitzt, wo die hellen, wo die tiefergefärbten, reifen, fetten Früchte, wo die ganz kleinen grünen hängen, kennt auch vom bloßen Hinsehen den säuerlichen, den süßeren Geschmack. So war's mit dem Baum, so war's mit dem Lied. Auch da wußte es, wo die Töne am dichtesten beieinander standen, wo einer sich loslöste und sich dorthin wandte, wo schon einer wartete, wo sie paarweise gingen, wo von unten große Hilfen kamen, kleine unverhoffte, doch erwartete Freuden; und auch hier kannte es den Vorgeschmack. Hätte niemand des Vaters zweite Stimme gerühmt, wäre sie dem Kind ebenso selbstverständlich erschienen, wie daß es in der Sonne von seinem kleinen Schatten verfolgt wurde. So aber war es sicher wie mit den Stiefeln: „Nie werden meine so schön krachen, nie werde ich zweite Stimme singen dürfen.“

*

Trotzdem es nicht Nacht, sondern Grillen- und Schmetterlingszeit ist, hebt ein Erwachsener das Fünfjährige empor und legt es in ein Bett. Am hellichten Nachmittag! Der Vater raucht im Salon, neben dem elterlichen Schlafzimmer. Das kleine Bett steht quer am Alkoven. Er räuspert sich, das hört man. Er tut es nicht wie die Diener, nicht wie die Gäste, nicht wie die Bauern in der Kirche, — — sondern wie Jehova in der Wolke spricht.

Alkoven heißt das Bett der Eltern. Das klingt so wild wie ein Land, in dem Löwen hausen; auch wie Bäume, die süße Blumen tragen ... Akazien ... Die Eltern schlafen in Akazien ... die Kinder in der Bettstatt, die Pferde auf Stroh, die Vögel im Nest, der Fuchs im Bau, die Maus im Loch, der Wurm in der Himbeere, die Hunde ... Warum nach dem Mittagessen schlafen müssen!

Im rotsamtenen Gehirn des Fünfjährigen rollen lebendige, bunte Denkkugeln, die sich lautlos stoßen, Farbe wechseln, klanglos verschwinden, und so nah von der Tat stehen, daß sie alle zum Erlebnis werden.


Picasso

An beiden Fenstern sind dunkelblaue Perkalrouleaus heruntergelassen, die dabei ein dummes Geräusch von sich gegeben hatten, wie der ungeschmierte eiserne Kinderwagen der Frau Krämerin. Die Vorhänge zu beiden Seiten sind auf dunkelblauem Hintergrund rosa geblümt. Das Licht von draußen kann nicht durch den dunklen Hintergrund leuchten, dafür aber durch die helleren Blumen. Klatsch, springt das Fünfjährige barfuß auf den Boden und nähert sich dem allzu bunten Vorhang. Am Tisch der Mutter, der von Silber und Batist knistert, nimmt es aus einer Reihe von feinen Kleinigkeiten, Bürsten und Ringen eine Schere zur Hand ... Nägelschneiden? Langweilig! Aber dort schreit etwas nach Schärfe, nach Betonung ... Die Blumen aus dem Vorhang holen! Unwiderstehlich ... Es gibt nicht einen Augenblick lang Zweifel! Bosheit? Welcher Gedanke! Zerstörungswut? Hier soll doch geschaffen werden: Blume, du gehst von da bis da hin, dann kommt dein Hintergrund, ein schwarzblauer, tiefer Grund ... Und mit scharfer Schere wird die Blume daraus hervorgeschnitten ... sie fällt auf den Boden, die Sonne springt triumphierend durch die Luke ins Zimmer — — aber der Ausschnitt gleicht in nichts einer Heckenrose ... Der Effekt, in der Phantasie überzeugend, war ausgeblieben.

Der nächste Schritt — — der Zaghafte wagt ihn gewöhnlich nicht, sondern wechselt Beruf — — der nächste Schritt ist ein Versuch zur Verbesserung ... Vielleicht zur Blume noch einen Stiel und ein Blatt schneiden ... Die Wirkung bleibt wieder aus. Der hocherhobene Arm ist müde. Die Schere wird zurückgelegt. Ah ja, da sind Ringe, kühle Ringe. Sie werden ins Bett genommen und den Zehen angezogen, immer einer für zwei Zehen, die große darf einen allein tragen. Das Bein bleibt, so geschmückt, auf der Decke, die Arme sinken ermattet zurück, und das Kind liegt ziemlich zufrieden auf dem Polster.

Nun könnte es Zeit zum Aufstehen sein. Daß auch niemand daran denkt! Eine Stimme, in der nichts von schlechtem Gewissen klingt, nur von Sehnsucht nach dem Aufsein, ruft: „Mali!“, welch Gerufene an der Tür erscheint, sich

an die Dunkelheit erst gewöhnt, die Lage endlich übersieht, und sofort wieder verschwindet.

Im anderen Zimmer, dem Salon, räuspert sich der Vater immer noch behaglich von Zeit zu Zeit. Man hört Türen gehen, Tritte auf Umwegen sich dem Schlafzimmer nähern.

Indessen, dem Kinde geht es gut, es wartet bescheiden im kleinen Bett, es hat gerufen, das Weitere wird sich finden. Nun öffnet sich die Tür zum Salon. Der Vater erscheint, faßt und hebt mit einer Hand das Fünfjährige bei irgendeinem Henkel, mit der anderen sausen brennende, beschleunigte Schläge, Ringe rollen, von den Zehen herabgleitend, zu Boden.

Das Kind denkt nichts anderes als: Aha, das ist Pritsch! Und die Pritsch kommt wie Regen und Schnee — — man lebt weiter und bereut nur wenig. Nicht aus Verstocktheit ... Das Wetter hat eben nichts zu sagen! Man wird künftighin ... ah! „künftighin" ist noch weit!

*

Adèle war frisch wie Topfen aus der Schweiz gekommen. Noch nicht ganz zwanzig, mit zwei schwarzpolierten Scheiteln, 1,70 groß, zwei längliche, dunkelbewachsene Beete waren ihre Brauen über dem den Germanen unbekannten Augenblau südlicher Rassen. Obere Augendeckel sah man nicht, sie steckten unter einer Decke von Haut, dafür aber noch eben ihre Wimpern, die einen schwarzen Strich über das Porzellanblau des Auges zeichneten. Unwiderstehlich war dieser Blick. Die Spatzen fielen vom Dach herunter, wenn sie ihm begegneten. Hunde zogen den Schweif ein, Goldfische tauchten tief ins Bassin, Männer allerdings sahen keck hinein. Dafür aber verloren Dienstboten ihren Wagemut. Adèles Dorf hieß Champéry, ihr Berg la Dent du Midi, ihre Schule l'École normale.



Paula Modersolm

Das Fünfjährige lernt lesen. Die Buchstaben erscheinen fett gewichst auf den Seiten, ein Häkelhaken unterstreicht sie, und n i c h t s ist unklar! Einige Lettern machen Grimassen, andere laufen, es gibt welche, die runde Armbewegungen machen, empört tun, herausfordern oder zu seufzen scheinen, alle aber stehen redlich und treuherzig, ohne umzufallen auf winzigen Schlittschuhen. Das kleine lateinische e gleicht einem Heuschreckenkopf, das g einer halben Wespe ohne Füße, das kleine a steckt eine Hand in die Brusttasche — — und unendlich waren die Möglichkeiten, mit den Lettern zu spielen. Sie waren schön auch deshalb, weil sie Längstbekanntes brachten, das Fünfjährige war in vielen Häusern zu Haus, nicht nur in dem der Eltern, ja, in den anderen vielleicht noch heimischer: im Wald, im Stall, im Obstgarten, auf den Wolken, am Fluß, am Abhang, wo die Sonne stach, in den Wiesen, wo Schuhe Wasser

trinken, in den Gebüschen, wo die Zweige sich gabeln und junge Keime tragen, an der alten Petroleumtonne, die mit Regenwasser gefüllt war, an den Nestern und Schlupfwinkeln aller Tiere, beim Schreiner Schwarz, der so märchenhaft lange Holzlocken hobelte, beim Maurer Manzinger, der mit der Kelle immer wieder etwas aus den Überschüssen eines eiskalten Mörtels zum Bewerfen fand, beim lieben Gott im Himmel und beim bösen Feind in der Hölle...

*

Das Schwarz eines finsteren Zimmers ist nur in der Nacht schwarz. Nachmittags ist es dunkel, dunkelrot. Und weil die Sonne alles tut, um doch herein zu scheinen, gleichen alle Ritzen und Fugen der Holzläden glühenden Nadeln. Von weitem, von den Untiefen des Bettes aus, hört sich das Zirpen der Grillen als dem eigenen Kopf entstammend an. Kein Zweifel: Der Kopf zirpt; wie ja auch er in der Mittagsstunde heiß ist, nicht etwa die Sonne; und blenden, das tun die Augen, nicht das Licht. Das meiste von dem, was das Kind sieht, wird von Vater oder Mutter gemacht. Bleiben die Gewitter... Das ist der Teufel.

Der liebe Gott ist der, der alles sieht, einmal alles getan hat, und der einen von sehr weit noch so erkennen und beobachten kann, daß man es kaum zu fassen vermag. Dann gibt es noch das Christkindl und die unerreichbare Muttergottes, viele Heilige und alle Braven dieser Welt. Aber wirklich geben tut es nur den Teufel. Der kann was und läßt sich keine Gelegenheit entgehen und kein Gewitter. Alle Decken und alle Plumeaux, nichts bewahrt vor den blauen Blitzen, deren Lautlosigkeit fast schreit, und vor dem erbosten Knallen, wie wenn alle Balken der Welt zusammenschlügen.

Und der Blitz weiß genau, wo das Kind liegt. Wehe, wenn es sich erlaubt, einmal zu denken: „Ah, mir wird er nichts tun!“ Oh, das sieht der Blitz, und noch schärfer, wenn man gedacht hätte: „Morgen stehle ich mir ein Bonbon bei der Mutter — —“ Solches Denken bestraft er gleich! Denken wir lieber etwas Gutes: „Lieber Gott, ich bin so brav!“

*

In den Händen ein Wollfaden und beinerne Nadeln. Die Hände sind heiß, denn Juli und Wolle — — Oh!!! Adèle lehrt stricken. Jetzt kommt alles auf, das Fünfjährige ist ein Mädchen. Das ist das Entsetzlichste, was einem Menschen geschehen kann. Ohhhhh!!

Aus dem Mund der Adèle tönt es unermüdlich:

„On prend — on passe le fil — — on fait la maille...
on prend — — on passe le fil — — on fait la maille...
on prend — — on passe le fil — — on fait la maille...“

Und es entsteht ein abscheuliches Gewurstl ohne Zeichnung. Nur die Fehler sieht man. Die Wolle knotet sich, die Nadeln gleiten nicht, weil das Kind den Faden zu sehr anspannt und die Hände feucht werden vom Halten der Wollarbeit im Juli. Es zwingt die beinernen Nadeln zu Durchbrüchen. Die Maschen fallen teuflisch. Das können sie. Zwei bis drei sind untergegangen in dem entsetzlichen Wollsumpf. Man sieht sie weit unten liegen. Das Kind wird getötet, wenn's aufkommt. Es fischt sie also auf... Aber die Maschen sind schon tot. Sie kommen an Land herauf, passen aber nicht mehr zu den

anderen. Einerlei. Man strickt die Leichen fröhlich wieder ein. Aber ein Loch bleibt, der Trichter ihres Unterganges. Man muß es verstecken, indem man darüber andere Maschen dreht. Die Nadel ist nun um drei Reihen älter, aber um drei Maschen reicher, die am Rande eine Verlängerung, eine kleine Extrafahne bilden . . . Das wird nicht mehr zu verbergen sein . . .

Ein vierjähriger Michael springt irgendwo, es klingt wie Glas. Die Turmuhr schlägt beim, beim, beim . . . Man weiß nicht, was es heißt — sicherlich nichts — denn alles bleibt beim alten. — — Adèle hat noch nichts be . . merkt . . . Jetzt hat sie es bemerkt. Das Stricken ist in ihrer Hand. Das Knäuel läuft pflichtschuldig nach. Das Gewitter ist da . . . die Nadeln liegen beide nackt, dem Wollsumpf entrissen, auf dem Tisch. Rasch wird der Faden gezogen, die Maschen krachen, so fest sind sie mit Schweiß gestrickt — der Faden ist geringelt wie ein grüner Draht am Telegraphierapparat. Das schlimmste ist Auftrennen — Wiederholen — ah! Michael ist draußen so gläsern und froh in der Juliwelt. Und das Fünfjährige ist ein Mädchen, welche Schande. Sie heißt nicht Christian, sondern Christiaaaane!

LA GIFLE AUX ANTIQUAIRES

Par

LUCIEN FARNOUX-REYNAUD

Depuis un siècle nous avons subsisté dans la mort. Un être, une collectivité qui cessent de créer meurent, et copier ne fut jamais produire. Les années qui viendront jugeront à sa juste valeur cette période d'aboulie, durant laquelle chacun se cramponnait aux vestiges du passé comme pour attendre la fin du monde et, par fétichisme, négligeait toutes les traditions dont la primordiale réside dans vivre.

La notion d'art ne survécut pas au Premier Empire; j'entends d'art décoratif, unique formule représentant nettement une époque. La courbe des arts décoratifs est la seule révélatrice du degré des civilisations; car un poème, une mélodie, expriment isolément une personnalité, tandis que la maison renferme l'âme de la collectivité.

M. Daudet n'eut pas absolument tort en traitant le XIXe siècle de stupide. Ce qualificatif violent pourrait se remplacer plus exactement par le terme bourgeois, dans son sens péjoratif qui dépasse singulièrement la boutade de Flaubert . . . lui-même un vrai bourgeois . . . terrible et prétentieux. Le XIXe siècle demeurera celui de cette caste. Durant l'éternité il portera des pantoufles de tapisserie. Il suscitera immédiatement une vision de caisse d'épargne, d'amours ancillaires, de vierges chlorotiques éprises de sous-officiers de dragons. Il répandra une odeur de soupe aux choux et ses Casanova apparaîtront les éphèbes boutonneux à la recherche de l'héritière matrimonialement accessible.

Il ne peut exister que deux classes définitives: la foule et l'aristocratie. L'aristocratie s'équilibre sur la foule, puise là sa force et des éléments nouveaux. La foule prend conscience d'elle-même dans l'aristocratie et lui demande des causes de haines ou d'enthousiasmes. La bourgeoisie ne représente qu'un état intermédiaire, le tiers état, qu'occupe temporairement l'individualité émergeant de la masse et cherchant à acquérir des traditions pour appartenir au second degré.

La notion d'art naît dans la foule, éclôt dans l'aristocratie. L'art populaire n'est qu'une sève, la floraison se réalise plus haut, sous un ciel libéré des mornes

contingences. Les ballets russes représentent la fleur dont la racine poussa des ramifications gloutonnes jusque dans la plus sordide isba. Notre inimitable XVIIIe siècle reste l'œuvre d'obscurs artisans, passionnés et joyeux dans leurs échoppes, mais il fallut un Le Nôtre pour tracer un jardin, Riesener pour construire un bureau et surtout un grand prince pour commander l'un et acheter le second.

Par contre le bourgeois, élément social important pour un équilibre politique et une bonne distribution économique, s'offre absolument incapable de toute manifestation artistique. D'abord parce qu'il ne songe qu'à acquérir ses lettres de noblesse par des lettres de crédit et que son esprit, obéré par le souci de la fortune, ne peut s'abandonner ni à la joie spontanée ni aux pures spéculations du sentiment et de l'esprit. Puis, par crainte de rappeler ses trop récentes origines, il repousse toute inspiration née de la foule ... qu'il appelle peuple. Il copie servilement les gestes et les manies de l'aristocratie. Surtout de celle qu'il admira dans sa jeunesse, et, ainsi éternellement retardataire, il oublie que traditions signifient transmissions de principes et non imitations.


Per Krohg

On arguera que le XIXe siècle contint de nombreux artistes. Opinion discutable ... Il possède de grands talents qui furent presque tous de petits esprits, incarnés au cube par Victor Hugo; un vaste front sur un crâne exigu. Puis le producteur n'est pas obligatoirement un artiste, il ne suffit pas d'aligner des vers pour devenir poète. Le XIXe siècle inventa l'homme de lettres par exemple, ce qui devait être littérairement sa condamnation. Les artistes véritables ne trouvant pas le milieu nécessaire au dévoloppement de leur personnalité demeurèrent des incomplets, devinrent des aigris: C'est ainsi que naquit la théorie du génie incompris, du poète maudit et de l'élite ...

La brève période de 1850 à 1870 confirme singulièrement cette théorie. La prospérité générale établissant une stabilité de la fortune acquise permit alors l'apparition des grands bourgeois. A ce succédané d'aristocratie correspond immédiatement un renouveau un peu factice, un peu clinquant, de l'esprit et se précise un embryon de style décoratif. Médiocre certes, mais dont les arrondis, les grâces épaisses et les capitons traduisent assez bien les abdomens proéminents de ces

nouveaux Messieurs et les larges formes de « leurs dames ». Après Sedan la démagogie s'imposa de nouveau et le règne des ébénistes recommence.

Car la bourgeoisie manifeste toujours un goût réactionnaire. Alors que l'aristocratie ne redoute ni les audaces, ni les nouveautés, pressentant que son tact saura les décanter, qu'il lui suffira de soutenir un paradoxe pour en créer le lieu commun de demain, le bourgeois tremble de se tromper et s'attache éperdument à ce qu'il possède, un peu par paresse, beaucoup par pusillanimité. Donc il se rua à la recherche du vieux meuble, des tapisseries fanées. Ainsi que le boutiquier enrichi cherche chez un bric-à-brac un portrait de mestre de camp et une tante chanoinesse pour posséder des ancêtres, tous les bourgeois se voulurent des meubles de famille, crurent à la commode style campagnard du trisaïeul et la superstition du vermoulu devint le culte à la mode.

Alors des tapissiers insultèrent le style le plus pur par des copies monstrueuses. Des chaises de cuisine eurent la meilleure place dans un salon opulent, une terrine fut promue au rang de surtout de table. Les antiquaires imposèrent leur caprice aux plus riches amateurs, les convainquant qu'on n'a du goût que dans l'ancien, que le mobilier acheté à des prix exorbitants atteindra une valeur plus grande et tout le Louis XIV, qu'on monta au grenier pour que soient le Louis XV et le Louis XVI, réapparut dans le jeu des enchères.

Plus avertis que leurs clients idolâtres ils s'efforcèrent de juguler le mouvement contemporain qui s'ébauchait. Profitant des erreurs inévitables à toute création, de l'inquiétude que trahirent les premières tentatives, ils le présentèrent comme la fin du mouvement avorté de 1900 et ainsi espérèrent continuer en paix leurs spéculations.



Touchagues

L'Exposition de 1925 sera enfin la gifle aux antiquaires. Même incomplète, même trahissant par des défauts d'organisation les meilleures intentions, elle prouvera à tous qu'une force irrésistible anime nos décorateurs modernes. N'espérons pas là une consécration, mais le palier sur lequel des énergies s'assembleront pour réaliser le dernier et victorieux effort. L'art moderne de 1900 n'était que l'aboutissement du romantisme, comme Wagner en fut l'enterrement génial et sonore. Un art nouveau s'élabore ... devant ses prodromes le public concevra enfin l'absurde de son attitude. Les femmes hors des cycle-cars, avec la nuque rasée et le torse libéré du corset, s'apercevront qu'elles possèdent en robe chemise autant de grâce sur un fauteuil de verdure Louis XIII qu'une

sauterelle sur une laitue. Les businessmen au col mou s'effrayeront de sortir de leur Rolls Royce pour s'asseoir sur une bergère et de classer les achats de Royal Dutch dans un bonheur-du-jour.

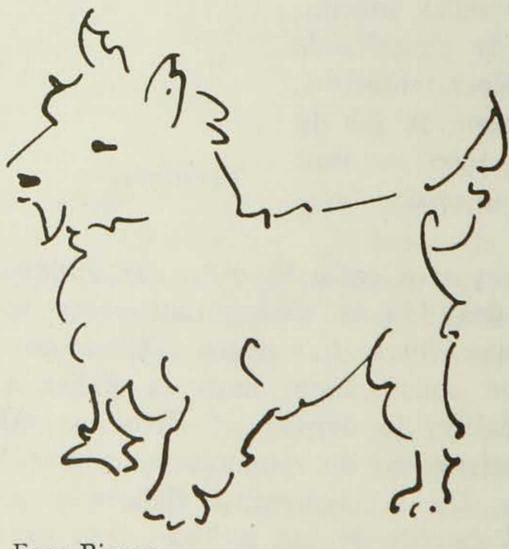
Un style est là, conforme aux vestons noirs, aux cravates sobres. Il réalisera notre double aspiration de netteté et d'élégance. La lumière circulera dans nos maisons, nos gestes seront simplifiés par le maximum de confort, nos nerfs apaisés par la vision de lignes droites ou lentement incurvées. Les muscles que le sport nous donne, la fièvre que suscite le téléphone et la machine à écrire obtiendront le repos dans un cadre où rien ne sera sacrifié au factice, où tout concordera vers une vaste harmonie, écho précis d'un rythme intérieur grave et puissant.

Pour affirmer un style vous distinguez donc une aristocratie? Certes... Le cyclone de la guerre bouleversa l'ordre social, la bourgeoisie s'effrite, bientôt disparaîtra... On doit seulement espérer dans sa propre force pour s'extirper de la foule et la force brutale est à la basse de toutes les aristocraties. Les premiers leudes furent les hommes qui d'un seul coup de poing assomaient un bœuf et vidaient d'un trait le hanap le plus vaste. Aujourd'hui on ne tue plus l'auroch; on combat à la Bourse... on lutte pour le pétrole, on meurt pour exprimer loyalement une idée. Force de banquiers; déjà triomphe de la volonté sur la matière, bientôt celui de l'esprit sur la puissance matérielle car l'esprit triomphe toujours.

Nous assistons à la naissance d'une autre civilisation. Elle nous apparaît donc fruste... un peu barbare... C'est pour cela que nos constructions contiennent je ne sais quelle énergie sauvage... que nos meubles ne recherchent que la matière et le volume, tandis que la porte érigéée par Edgard Brandt semble jaillir vivante des ruines chaldéennes pour que recommence l'histoire du monde.

Même si nous nous trompons encore cette fois, ne vaut-il pas mieux célébrer le soleil qui luit sous l'horizon que d'appartenir au chœur des hiboux qui regrettent la nuit révolue et hululent désespérément à la recherche des temps passés.

Lucien Farnoux-Reynaud.



Erna Pinner



Photo Marc Vaux

Kopf eines Heilsbringers. Paris, Collection Lotus



Photos Marc Vaux

Büste eines Heilsbringers. Paris, Collection Lotus



Photos Marc Vaux

Zwei Köpfe von Heilsbringern. Paris, Collection Lotus



Photo Marc Vaux

Kopf eines Heilsbringers. Paris, Collection Lotus

DER HIMMELSDRACHENBERG

Von

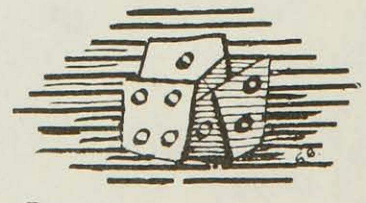
ALFRED SALMONY

China kann jeden Tag den bescheidenen Bau europäischer Wissenschaft zerstören. Von der buddhistischen Felsskulptur glaubte man auf Grund der Kenntnis der berühmten Höhlen von Yün kang und Lung men eine Vorstellung zu haben. Im Jahre 1921 fand plötzlich der japanische Gelehrte T. Sekino in der Mitte des langen Weges zwischen den beiden nordchinesischen Stätten eine neue: T'ien lung shan, den „Himmelsdrachenberg" (Provinz Shansi). Daß E. Boerschmann schon vor vielen Jahren dort photographiert hatte, wußte bisher niemand. Die Entdeckung wurde Sensation, 1922 erschien ein japanischer Tafelband, es folgten Expeditionen von J. Lartigue (veröffentlicht in „Revue des Arts Asiatiques", Paris 1924, Heft 1) und O. Sirén, der seine Ergebnisse in einem in Kürze erscheinenden Werk über chinesische Plastik niedergelegt hat. Diese letzte Forschungsreise kam noch gerade zur rechten Zeit. Jetzt rauben die chinesischen Händler die Höhlen aus. Die Serie der fünf abgebildeten Stücke befindet sich bereits auf dem Pariser Kunstmarkt (Compagnie Le Lotus).

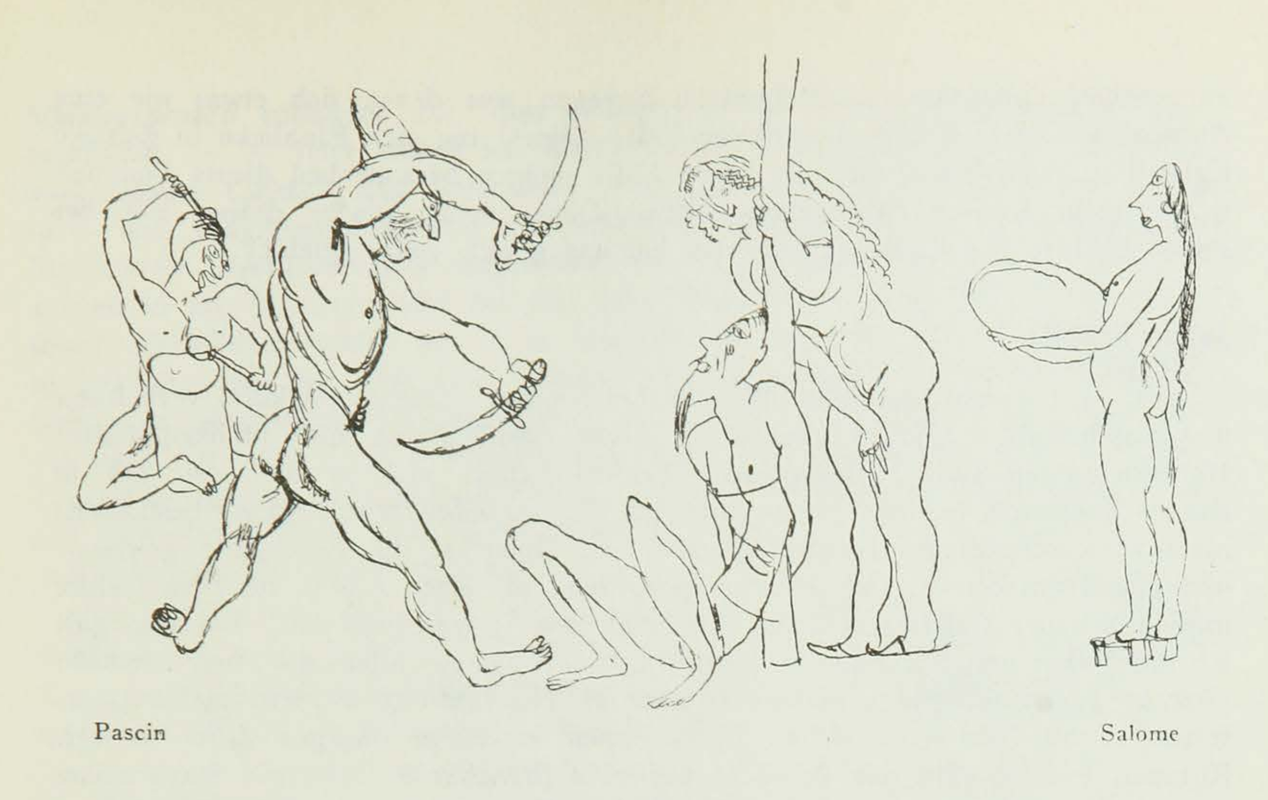
Die frühesten Werke des Himmelsdrachenberges haben die chinesischen Händler bisher offenbar wenig zum Abbau gelockt. Im Ausgang des sechsten Jahrhunderts begonnen, unterscheiden sie sich nicht wesentlich von dem Stil dieser Zeit, den man nach der nördlichen Dynastie den der Wei zu nennen pflegt. Erst die Höhlen, die man auf Grund der Inschriftreste um 600 in die Sui-Dynastie setzt, machen den Ruhm des in den sonst geschwätzigen Lokalchroniken kaum erwähnten Himmelsdrachenberges aus. Dieser Epoche gehören die abgebildeten Bruchstücke an. Ein Kopf (Taf. 1) zeigt noch deutliche Spuren der alten Strenge. Die Lieblichkeit des Ausdrucks war schon früherer Plastik eigen. Was den T'ien lung shan zum einzigartigen Monument Chinas macht, ist, daß man (wie bei der Königspforte von Chartres) glaubt, den ersten Ansatz eines neuen Stils, die früheste Manifestation einer Kunstwandlung fassen zu können. Der Pariser Torso (Taf. 2) hat alle Merkmale der sogenannten Sui-Höhlen. Man ergänze sich die Abbildung nach den Aufnahmen vor der Zerstörung (in den Veröffentlichungen Höhle 17). Die Figur dieses geschlechtlich noch unbestimmten Heilbringers begleitete mit anderen einen Buddha. Sie saß auf einem runden Thron, das rechte Bein herabhängend, das linke unter-

geschlagen, den rechten Arm erhoben, die linke Hand auf dem Schenkel ruhend. Nach der blockgebundenen Strenge der frühen buddhistischen Plastik in China sah man allgemein in dieser freien Bewegtheit — nicht den wohltuenden Einfluß der griechisch-europäischen Kunst, sondern mit Recht das Indien der Gupta-Zeit (4. bis 7. Jahrhundert), das Frauen in den Hüften bog und jeder Form etwas von einer gespannten S-Linie verliehen hatte. Ohne Beziehung zu Indien, ohne Mitteilung indischer Bewegung und indischer Körpersinnlichkeit ist das chinesische Wachwerden des Leibes gewiß nicht denkbar. Aber ein Blick auf die beiden verwandten Köpfe (Taf. 3) genügt, um zu zeigen, wie sehr China vorwiegt. In der Herbheit der ungekräuselten Lippen, des geschlossenen Kopfputzes, wie in der Lebensnähe des lächelnden Mundes, der blumengeschmückten Frisur herrscht Ruhe, chinesische Ruhe. Man kann also nicht einmal den indischen Einfluß übertreiben, der schließlich für die schöpferische Begabung Chinas nicht weiter kompromittierend wäre; verdankt man ihm doch den Buddhismus. Aber wo ist da Griechenland — Gandhara? In allen Zeitschriften erzählt man wieder von der alleinseligmachenden weißen Kunst. Die Gelehrten sollten endlich feierlich aufgefordert werden, genau zu sagen, worin der westliche Einfluß besteht, genau, bis zur Langweiligkeit. Nur so wird man dazu kommen, das Wesen und die von fernher gebrachte Zutat unterscheiden zu können. T'ien lung shan muß der Prüfstein sein. Die Unmenge der lebendigen Plastik bis zum neunten Jahrhundert läßt sich von dort ableiten. Den Weg der Entwicklung weist schon ein Kopf der besprochenen Gruppe (Taf. 4), bei dem alle Formen, leicht und natürlich modelliert, ineinander übergehen. So arbeitete man noch fast ein Jahrhundert an gleicher Stelle.

Neben der großen kunsthistorischen Bedeutung haben die Monumente des Himmelsdrachenberges eine künstlerische. Die Meisterschaft, mit welcher der grünliche Sandstein behauen ist, verbietet, die unberühmten Bildhauer Steinmetzen zu schelten. Die plastische Form, die Anordnung der Pläne, die Bewegung der Masse sind zu sehen, zu photographieren. Nachdem von der Bemalung nur noch Reste auf der weißlichen Deckschicht verblieben, können allein diese wesentlichsten Qualitäten von der Bedeutung der Plastik des Himmelsdrachenberges zeugen.



Braque



Pascin Salome

WIE WIRD MAN PHILOSOPH?

Äußerungen führender Fachleute

gesammelt von

HARALD UNGEWITTER

Das vergangene Jahr hat Deutschland mit 4800 philosophischen Büchern beschenkt. Wirklich ein stolzes Ehrenmal des deutschen Ingeniums! Wenn man bedenkt, daß vom gesamten deutschen Wortschatz, der groß, aber doch begrenzt ist, nur ein vergleichsweise kleiner Teil von Worten sich zur Herstellung philosophischer Sätze, Kapitel und ganzer Bücher verwenden läßt, so muß man Ehrfurcht empfinden vor der enormen geistigen Beweglichkeit, vor der Virtuosität, die hier augenscheinlich von einer nicht kleinen Gruppe begabter Köpfe aufgebracht worden ist, um in einem Jahr 4800 Bücher geistigen Edelguts hervorzubringen, von denen auch nicht zweien dieselben Wortfolgen oder Sätze, geschweige denn Kapitel, gemeinsam sind. Wer als Zeitgenosse unversehens mit solchem Dividendensegen unseres geistigen Großkapitals überschüttet wird, ist einfach außerstande, dieses Phänomen nach Umfang und Bedeutung voll zu würdigen, aber ein später Geborener wird aus gebührender Distanz vielleicht obendrein feststellen dürfen, daß diese 4800 Bücher, so verschieden sie sich gebärden, bei annähernd gleichem Wortschatz, aber durchaus originaler Wortfolge, inhaltlich bis zu einem ganz unheimlichen Grade im ganzen ziemlich dasselbe enthalten.

Augenscheinlich liegen hier Erzeugnisse einer besonderen Kunst vor; dergleichen begibt sich nicht von ungefähr: man wittert das Geheimnis einer Gilde, dialektische Tricks Eingeweihter; die Frage drängt sich auf: wie ist so etwas möglich? — mit anderen Worten: wie wird man Philosoph, und wie sieht man als solcher aus? Glücklicherweise gibt es Quellen, aus denen sich eine Antwort schöpfen läßt; eine so weit verbreitete Kunstübung kann ihr Geheimnis eben nicht restlos bewahren. Dr. Raymund Schmidt ist es im Auftrage des Leipziger Verlegers Felix Meiner gelungen, eine Reihe augenscheinlich führender Köpfe

zu autobiographischen Äußerungen zu bewegen, aus denen sich etwas wie eine Antwort auf diese Fragen entnehmen läßt. Hier*) tun sich Einblicke in geistige Kristallisationsprozesse auf, aus deren Fülle einiges herausheben dieses Sammelwerk weiten Kreisen nahebringen heißt. Denn immer wieder drängt sich bei seiner Lektüre der Eindruck auf: das hat uns gerade noch gefehlt!

Julius Schultz.

Erst in meinem fünfunddreißigsten Lebensjahre, längst glücklich verheiratet und wohlbestallter Gymnasiallehrer zu Berlin, wendete ich mich philosophischen Untersuchungen zu. Philosophische Fragen hatten mich freilich, *seit ich zu denken begonnen,* begleitet; auch hatte ich die *propädeutische Prüfung* bestanden; mein wissenschaftliches Sonderfach aber war zunächst die Geschichte gewesen; und als Historiker war ich Doktor geworden, mit einer Arbeit aus dem Gebiet mittelalterlicher Geistesgeschichte, die mich von je gefesselt hat. Indessen galt ich mir selber und Freunden in jenen Jugendjahren vor allem als *Poet;* ich habe *vielerlei gedichtet;* einige meiner Dramen sind aufgeführt worden; meine Übersetzungen aus der griechischen Lyrik *haben manchem sinnigen Leser behagt.* Kurzum, ich lebte in der Aussicht auf *eine literarische Zukunft.* Dazu reiste und wanderte ich viel, *schwelgte in Kunst und Natur, sammelte eifrig Pflanzen —:* Beschäftigung genug für einen stillen Geist, dem's auf die Karriere wenig ankam. *Dennoch* fühlte ich um die Mitte der dreißiger Jahre eine *gewisse Leere* und einen Durst nach klarerer Erkenntnis — *da* ergriff mich die Philosophie.

Professor Erich Becher (München).

Frühzeitig und stark wurde ich durch die Lektüre von St. Mill beeinflußt; sein Empirismus, sein idealistischer Positivismus *und vor allem sein Utilitarismus* machten *tiefen Eindruck* auf mich, allerdings ohne mich *ganz* zu befriedigen. Später war Fechner mein philosophischer Lieblingsschriftsteller; unter dem Einfluß Erdmanns, Fechners und der mechanistischen Richtung in der Biologie wurde ich *überzeugter Parallelist.* Kant studierte ich *mit heißem Bemühen,* aber mit weit mehr Ablehnung als Zustimmung. *Unter heftiger innerer Opposition* las ich Nietzsches *wichtigste* Werke. Mein Studium der Mathematik hatte mich daran gewöhnt, *hohe Anforderungen* in bezug auf Beweisen und Begründen von Behauptungen zu stellen. *Diesen logischen Ansprüchen* wurde Nietzsche *ganz und gar nicht* gerecht. Seine Lehre vom Willen zur Macht, von der ewigen Wiederkehr usw. schienen mir unbewiesen und unbeweisbar, seine antisoziale Richtung widersprach schroff meinen ethischen Überzeugungen und Idealen, *seine Maßlosigkeiten stießen mich ab.* Mit der Idee einer Höherentwicklung des Menschen *war ich sehr einverstanden,* sie ergab sich mir aus meinen darwinistischen und eugenischen Ansichten. Indessen erstrebte ich einen wesentlich anderen Übermenschentypus als Nietzsche, einen Typus, dessen wesentlichste Eigenschaften *Vernunft und Liebe* sind. — — —

Ein in Bonn in Angriff genommenes Buch „Gehirn und Seele" wurde 1911 vollendet. — — Der letzte Teil des Buches behandelt das Leib-Seelenproblem. Der Materialismus ist unhaltbar; aber auch der Parallelismus gibt in seinen verschiedenen Formen zu mancherlei Bedenken und Einwänden Anlaß. Am besten

---

*) Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen, herausgegeben von Dr. Raymund Schmidt. Leipzig 1921 und später.

bildungsprozeß vollendet war: dies erfolgte ab 1911, *im Schaffen des Reisetagebuchs.* — — Jetzt mußte ich hineinwachsen in den *so lange und sorgsam vorbereiteten Geistes- und Seelenleib.* Den primitiven Menschen meiner Kindheits- und Jünglingsjahre hatte ich verleugnet; seither war ich in persönlichem Sinne *nicht eigentlich mehr dagewesen.* — — Ja, jetzt erst sollte, durfte der Prozeß in mir beginnen, der bei fast allen Menschen mit 21 Jahren *spätestens* seinen Abschluß gefunden hat. — — Ich erkannte, daß der Weg zur Entstehung in meinem Falle *nur über eine Geistesschöpfung* führen konnte; daß ich mein Sein zuerst herausstellen mußte, um es alsdann für mich zu erobern. *Bald fiel mir auch ein,* in welcher Form dies am besten glücken mußte: indem ich mich der Veränderungen der Erscheinungen, *die eine Weltreise selbstverständlich in mir bewirken würde,* als Ausdrucksmittel für mein persönliches Wesen bediente. —

Im Herbst 1914 sollte das Reisetagebuch erscheinen. Nachdem ich die zweite Korrektur zum ersten Bande gelesen hatte, schlug Europas Schicksalsstunde. Offiziell stand ich auf russischer Seite. Innerlich aber war mir der Weltkrieg, solange ich ihn herannahen gefühlt hatte, geistig betrachtet, ein Un-Sinn, und moralisch-seelisch ein Greuel, denn mir bedeuteten die Probleme, um die er geführt wurde, nichts; ich war, *solange ich denken kann,* der Europäer, zu dessen *historischer Geburt der Zusammenbruch so vieler alter Staatswesen letzten Endes wohl gut gewesen sein wird.* — — In der neuen Wandlung, die während der Kriegsjahre begann, befinde ich mich noch mitten drin. — — Die vitalen Kräfte der Zeit vor meiner ersten Verwandlung erwiesen sich als neuerwacht, — besonders aber erlebte der jahrzehntelang unterdrückte, *auf Tat gerichtete Wille* einen wahren *réveil du lion. Immer vulkanischer* trieben mich fortan die in mir waltenden *Tatmenschen-Energien* vorwärts. — Der Ästhet von einst *scheint tot.* Aber für mein subjektives Bewußtsein bin ich, *so seltsam dies klinge,* seitdem die Umkehr sich zu vollziehen begann, nicht fortgeschritten, sondern zurückgegangen, denn die Überlegenheit des Tagebuchzustandes kenne ich nicht mehr. Die *Überlegenheit des Tagebuchmenschen* war noch nicht die, welche ich erstrebte; sie war *einseitig logoshaft.* Jetzt gilt es, die *Apokatastasis des Eros* zu vollziehen. War ich in Dorpat allein vitaler Tatmensch, seither nur *zartsinniger Versteher,* so mußte ich jetzt Geist und Leben in ihrer Verwurzelung im *triebhaften Lebensquell neu verknüpfen.* — —



Max Mayrshofer

Rabindranath Tagore meinte oft, einen so extrem ausgeprägten und vulkanischen Westländer wie mich hätte er nimmer gesehen, und ich glaube nicht, daß ich ihm eigentlich sympathisch bin; umgekehrt liegt jener sanfte Lyrismus als solcher mir wenig. *Aber vielleicht beschließe ich mein Leben noch einmal in äquivalentem Frieden.*

Darmstadt 1922.

ICH UND DIE PROVINZ

Von

PAUL NIKOLAUS

Ich und die Provinz, wir lieben uns; denn ich bin aus der Provinz. Aus Mannheim. (Ich bin also der einzige Berliner Conférencier, der aus Süddeutschland stammt. Die anderen sind aus Hannover, Hamburg, Riga und Landsberg a. d. Warthe.) Mannheim ist eine rührende Stadt. Sie lebt davon, daß Schillers Räuber hier uraufgeführt worden sind: seit dieser Zeit sprechen die Getreidehändler dort nur noch in Versen. Das ist der letzte Rest von Poesie. Will man mehr, fährt man nach Heidelberg. Ich habe dort Studienjahre verlebt, die schöner waren als die von Carl-Heinz. Im ersten Stock vom „Weißen Schwan" wohnte ich; durch eine Klappe im Fußboden konnte man noch um 3 Uhr Mokka für zwei Personen bestellen. Sonntags, wenn alle Mannheimer nach Heidelberg fuhren, fuhr ich nach Mannheim. Es war dann ruhig und ungestört. So gewann ich die Provinz lieb.

Die einzig lebendige Erscheinung in Mannheim ist Sally Zacharias, der Varieté-Direktor. Als er vor 13 Jahren im Fasching eine Dilettantenvorstellung veranstaltete, trat ich zum erstenmal auf. Man bewarf mich mit jungem Gemüse und Briketts. Von freundlicher Aufnahme war keine Rede.

Im Krieg lernte ich Konstanz kennen. Ich hielt dort den Verkehr mit der Schweiz aufrecht. Daß die Neutralität der Schweiz erhalten blieb, kommt drum zu einem Teil auf meine Rechnung. Konstanz ist klein und voll Wissensdrang. Ich suchte ihn zu befriedigen, wo ich konnte. Bis man — nachdem ich aus einem Mädchen-Pensionat hinausgeworfen worden war — meinen Verkehr mied.

Später erst lernte ich die norddeutsche Provinz kennen. Durch Vermittlung von Minden in Westfalen. Ich war dort am Stadttheater und sozusagen der Liebling von Minden. Westfälische Herzen erschlossen sich mir, Schinken und exklusive Kreise. Noch heute, wenn man meinen Namen nennt, rufen die Mütter die Kinder ängstlich von der Straße.

So ethnologisch gestählt kam ich zum Kabarett. Ich habe wenig hier von der Provinz gesehen, aber was ich sah, war nicht ohne Reiz.

Überall sind die Menschen gleich, gleich nett, gleich ekelhaft: man muß sie nur zu sondern wissen und sich an die rechten halten. Manche haben ein Mißtrauen: sie fühlen sich stark und erhaben, aber wenn man sie anfaßt, schwanken sie. Mit einem kleinen Barnum-Trick kann man sich oft eine ganze Stadt gewinnen. Da gibt es in Danzig, wo ich mit der „Gondel" war, einen klaren Schnaps: er heißt Machandel, ist herrlich süffig, doch nach dem sechsten Glas schlägt man zu Boden. Einer, Salmonski hieß er — sein Name sei gepriesen! — warnte mich davor. Ich ging zu einer Blonden an die Bar und versprach ihr das Blaue vom Himmel herunter, wenn sie mir statt Machandel Wasser einschenke. — Von diesem ersten Abend, an dem ich drei halbe Wassergläser „Machandel" hintereinander trank, sprach am nächsten Tag halb Danzig. Ich ward schnell populär. Wäre ich dort geblieben, könnte ich heute vielleicht Stadtverordneter sein.

Auch in Köln dreht sich alles ums Trinken. Ich war zweimal da. Einmal mit der „Gondel" (am 6. März war infolgedessen ein Termin: ergebnislos zwar, doch so komisch wie die ganze Pleite, über die ein andermal zu berichten



Photo R. Sobol, Paris

Raquel Meller, der Star der Palace-Revue, Paris, für die die „Violettera" geschrieben wurde

Continental Photo

Rudolf Steiner, der jüngst verstorbene Anthroposoph



Eurhythmie-Kursus in London

World Copyright

Geroro-Krieger im Kriegsschmuck
Aus Capt. Frank Hurleys Film „Pearls and Savages"



Kriegstanz der „Kopfjäger der Südsee"
Aus dem gleichnamigen Film der Nitzsche A.-G. Leipzig

Sylvester & Co. in „Piccadilly Revels“, London

Photos Foulsham & Banfield

Tänzerin von den „Piccadilly Revels“, London

sein wird) in einem Varieté: man darf da keine Pointen fallen lassen. Auch im Kabarett nicht: der Kölner will es ganz wissen, er verläßt sich gern auf sich. Ein sonniger, ein frischer, ein herrlicher Typ. Keiner kann so lachen wie er. Aber er denkt nicht sehr gern. (Im Schauspielhaus bestritten das Repertoire L'Arronge und Blumenthal. Bis Hartung kam. Der ging dann sogleich wieder.) Die Stadt klein, eng, verwinkelt, aber wenn man hinauskommt vor die Altstadt: riesig, großzügig, bezwingend. Und das Publikum genau so: ungläubig, mißtrauisch gegen fremden Humor, steif; aber wenn man sie kennt, sie einmal gewonnen hat: restlos ergeben und von gewinnender Herzlichkeit.

Was man von Breslau gerade nicht sagen kann. Seit die Stadt vom Verkehr mit Polen getrennt ist, ist sie tot. Man lebt dort vom Andenken. Alle Sätze beginnen entschuldigend mit: „Früher . . ." Man ist müde und ergeben. (Einen Verkehrsschutzmann auf der Straße sah ich, wie er einem Radfahrer winkte, geradeaus zu fahren, aber der bog nach rechts ein. Der Schutzmann war gar nicht empört, er zuckte nur die Achseln, ein Sinnbild.) Das Publikum ist nicht gerade interessant. Die Leute heißen dort: Berliner, Hamburger, Frankfurter, Regensburger und so. Sie sind von auswärts gekommen, auf einer Durchgangsstation; man wird sie demnächst in Berlin sehen.

Ganz anders wie in Hamburg, wo die Alteingesessenen ins Kabarett gehen und gar nicht steif sind. Im Kabarett ist es dunkel, und der Hamburger ist nur steif, wenn er gesehen wird. Er hat Würde und weiß sie zu wahren. Selbst im Regen. Und in Hamburg regnet es immer. (Es gibt sechs Sorten Niederschläge hier: prickelnder Regen, strömender Regen, Rieselregen mit Schnee, Schneegestöber, leichter Schnee mit Hagel und Hagel solo.) Der Hamburger denkt auch im Kabarett, ohne das jedoch übertreiben zu wollen. Bisweilen macht er sogar scharmante Zwischenrufe, aber die Distanz wahrt er gern: man wird angestaunt wie bei Hagenbeck, aber man hat etwas Suspektes. (So: Seiltänzer.) Mitunter ist diese Distanz, der man durch Selbstgefühl ein eigenes Vorzeichen geben und sie dadurch zum Respekt machen kann, bedeutend sympathischer als Anbiederung. Die reizendste habe ich in Kissingen erlebt. Da existiert ohne jeden zwingenden Grund ein Kabarett. Man weiß es, aber man nimmt keine Notiz davon: im Durchschnitt kommen zehn oder zwölf Leute. Eines Abends saß ganz vorne an der Bühne ein älteres Ehepaar, putzte abwechselnd Brille, Lorgnon und Nägel, hörte zu und verzog zwei Stunden lang nicht eine Miene. Am nächsten Morgen auf der Promenade kamen sie mir entgegen, stießen sich an, traten auf mich zu, strahlend, und riefen: „Nein, Sie müssen wir kennenlernen; wie wir im Kabarett über Sie gelacht haben! Sie haben doch auch die ‚Jüdischen Miniaturen' herausgegeben! Wissen Sie keine neuen jüdischen Witze?"

Kissingen liegt in Bayern. Bayern ist verschrien, hauptsächlich aber München, das man die dümmste Stadt Deutschlands nennt. Ich habe nichts davon gemerkt: im schönsten, sauberst und künstlerischst geführten Provinzkabarett Deutschlands, in der „Bonbonnière" des Hans Gruß, fand ich das netteste, besterzogene Publikum. Auf Aktualitäten fliegend, politisch vorurteilslos, liebenswürdig und mit dem steten Willen, froh zu sein. (Die wichtigste Wechselwirkung: das Kabarett will ernst genommen werden und ist gut; das Publikum, glücklich über ein gutes Kabarett, nimmt es ernst.)

Provinzerfahrungen? Ich habe keine. Ich will keine haben. Ich pfeife auf Erfahrungen. Die Provinz ist so, wie ich sie sehe: immer so, daß ich sie lieben muß. (Und wenn es auch erst ein paar Monate später ist.)

Sogar Mannheim, die Stadt meiner ersten Briketterinnerungen, liebe ich. Aber ich möchte dort nicht auftreten. Meine Familie, Menschen in achtbarer Position (in sozialer Stellung, wie ein Onkel zu sagen pflegt, der Konsul von Panama ist), meine Familie könnte es mir verübeln. Wenn auch eine leichte Wendung bereits eingetreten ist; denn eine Kusine sagte mir vor kurzem: „Du, ich war nun neulich doch in einem Kabarett: in Frankfurt. Das ist ja gar nicht so schlimm. Es war sogar sehr schön; ich verstehe gar nicht, wie die Leute immer sagen können, daß du unter'n Schlitten gekommen bist!"

IM KLIMA DER MODE

Von

HELEN GRUND

Der Hunger und die Liebe sind in Frankreich keine Probleme, sondern Vorwände zu Genüssen.

Katholisch, das heißt bescheiden gegenüber dem Ewigen, bleibt das etwa Grüblerische immer in Beziehung zur Wirklichkeit.

Von der Vernunft in die Grenzen und den Bogen der Lebensdauer resigniert, meidet man instinktiv als zeitraubend das Streben nach Originalität, diese verkappte und überschätzte Verkleidung eines Geistes, der zu der brutalen Bewegung des Umsturzes Lust hat.

So, aus dem Zickzack des „Verachtens und Ersehnens" erlöst, in dem willigen und vertrauenden Hinnehmen und Weiterreichen der Tradition, hat ein Volk Zeit, ganz geistreich und ganz terre à terre sich mit dem Ausbau des Gegebenen zu beschäftigen, mit dem Trost der Genüsse, mit der Variation des Details.

*

Nirgends wie in Paris ist die Lust am Geschmack unter nationalem Schutz.

Der glückliche Verlauf von Anreiz und Erfüllung, die Mitte zwischen dem Bekömmlichen und dem Entzückenden zu finden, ist nicht Ehrgeiz einzelner Raffinierter, sondern Talent aller Klassen.

Man ehrt die Gesetze des Appetites, pflegt sie, ist mit ihnen einverstanden und vertraut.

Die Mode ist der Apéritif des Liebegenusses.

Sie ist nur echt in Paris, wo sie geschaffen wird.

*

Gerade die großen schöpferischen Kunstwerke der Pariser Mode zu exportieren, bleibt ein Risiko. Sie isolieren in einem fremden Milieu die Frau, die sie trägt.

Hier ist sie beiden Geschlechtern gleich bedeutungsvoll.

Hier ist das Tempo ihres Wandels begreiflich.

Mit Vorsicht behandeln ihre Schöpfer den Hang zur lieben Gewohnheit.

Wie in langsamer Liebkosung weist man im Laufe der Jahre auf immer neue Ausgangspunkte der Lust.

Man hat keine Eile. Immer noch gibt es rosige Seidenbeine, nackte Arme und Nacken, sichtbare Achselhöhlen, deutliche Formen zwischen Kniekehle und Kreuz.

Was nun? Was heute? — Wendet sie uns wieder zur Mitte, zur Front?

Der abendliche Ausschnitt ist von vorn nicht verändert, aber vom Handgelenk hinauf hat die Nacktheit des Armes bis weit über die Schulter Raum gewonnen. Das Profil der ansetzenden Brust ist frei und die Linie, die sie der Schulter zuhebt.

Und: unter Gürtelschnallen, gestickten Motiven, spitzgeschnittenen Winkeln sind Falten eingelegt, die die Schlankheit nicht beeinträchtigen, aber die Schreitende, die Sitzende hat auf einmal wieder zwei Schenkel, die sich trennen.

*

Man könnte in lächerliche Irrtümer verfallen, wollte man die Mode von anderen als französischen Begriffen her beurteilen. Es ist auch nicht ratsam, sich einiger typischer Arrangements zu erinnern und sie aus dem Gedächtnis kopieren zu wollen.

Nicht anders wie bei einem Gedicht um die Silbe, handelt es sich hier um den Zentimeter.

Die neueste Mode bringt schmale Kleider mit chemisettehaftem Ausschnitt, in dem Lingerie zum Vorschein kommt. Das ist hübsch und sanft und frisch. Aber begriff man auch, daß die Quermaße so geordnet sind, daß im Schreiten die Höhe der Brust bald innerhalb, bald außerhalb der begrenzenden Linie liegt?

Oder: ein Garçonnekleid. Unter einer verschleiernden Oberschicht, vom tiefen Gürtel herkommend, hängt ein farbig gedämpftes Bandeaux. Wie irreführend wäre hier ein bloßes Geschmacksverständnis. Sicher ist es auf alle Fälle eine graziöse Teilung des Kleides, aber spürte man auch die sensible Kunst, die dazu gehörte, um diese intime und diskrete Andeutung einer Männlichkeit nicht zu einer Lächerlichkeit zu machen?

THE CYCLE OF A CORAL REEF.

BLOSSOMS OF STONE AND FISH OF FLAME.*)

BY FRANK HURLEY.

I am seated 'neath palmy shade on a high dune looking over the flats of Dauko and the emerald shallows of my coral lagoon. A south east Zephir fans the calm rippling wavelets along the beachrustling the shells in soothing lullaby. Yonder the swell of the old Pacific foams the reef, wafting a time—old anthem—a song of Empire. The breeze, a care-free rover, whispers a lure to the heart, as he tarries to wave the fronds that shelter me, in greeting, ere he goes.

We came here in a native canoe with a crew of six burly fellows who sailed us from the jetty at Port Moresby out into the churning, open sea. The local crafts of Hanauabada village are remarkable for their sailing, and the natives for their adroitness in handling them. The canoe is a hollow dug-out, thirty to forty feet long, to which is attached an outrigger by means of a number of spreader poles.

The least breeze moves the craft along, and even in the highest winds the canoes are remarkably sea worthy. The sails are seldom reefed and the canoe is saved from overturning by the crew balancing their weight on the outrigger against the wind pressure on the sails.

Dauko is much the same as any coral island, a plain expanse of coral sand-rock, eroded by the waves into a phantastic shore, with here and there a gap spanned by silvery sands. The breeze sways the straggling palms scattered along the foreshores and all around is an emerald sea, that flashes sapphire, turquoise, opal, until the evening comes and flares it gold. Even now, as I write, the sun dips low. For a moment he loiters on the rim, as if to gloat upon the blazonry of his trail, and then with grand pomp, sets below to waken other lands. The

*) Aus *Frank Hurleys* Buch: „*Pearls and Savagies*". Verlag G. P. Putnam's Sons, London und New York. (Auszug mit gütiger Erlaubnis des Verlages.)

heavens flame with rosy splendour; the wavelets like ripples from a furnace lake, gild the beach. Fainter, feebler, fades the afterglow; then the world grows grey.

Friday's fire burns homely on the beach; the palms throw silhouettes against the star-studded night, and the canoe, with my strange companions, comes home. Our couch is the coral sand; our roof the glittering heavens; our lamp the moon, that raises her crescent above the palms. The native gather round the camp fire, and we talk to them of cities, people, and so-called civilization. They listen fascinated, and wish to see it all.

Eight P. M.; and in the shelter of a wind screen made by the sails of the giddy canoes, under the star-studded canopy of heaven, we talk to the natives of the white people and their busy lives on the other side of the world, of their far-off wonders, of their shops and houses.

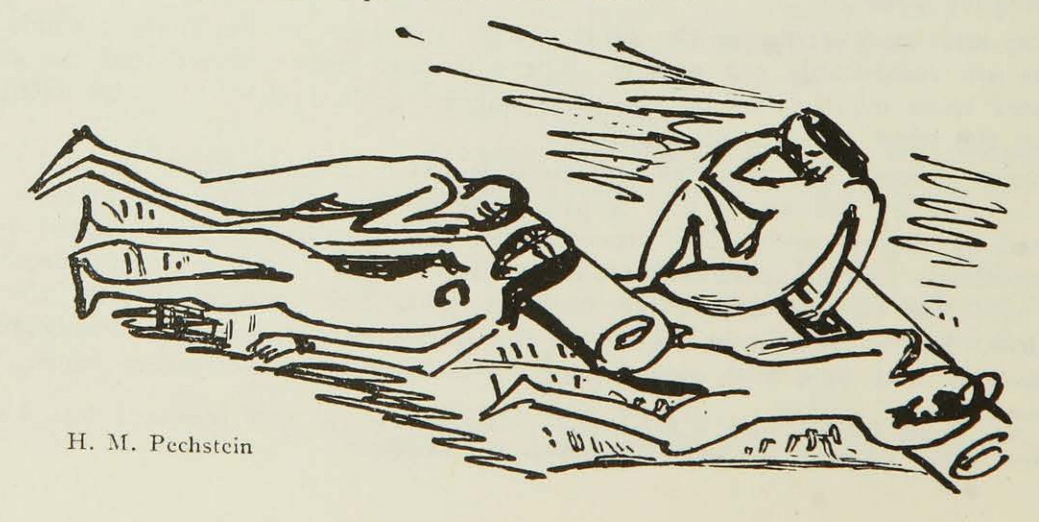
Eight P. M.... The cities are flocking to theatres and cinemas to gaze upon shadows . . . shadows of things being acted; and here on Dauko we are living a real life, free and happy. All this; and on the other side, life in a city flat! Good Heavens! What a contrast! One wonders if our civilization is all that we think it is. If I were a savage without ambition, which after all accounts for most of the miseries of life, I would not seek to be more than that — a wild, free child of nature rather than a serf of civilization.

The fire burns. My native brothers listen hypnotized to the incredible tales of great cities and moving pictures, theatres and traffic jams. The sea laps softly on the beach . . .

*

My coral garden is a small one; but a mile or two square — scarcely worth considering amongst the thousands of square miles which fringe the Queensland coast for a distance of over twelve hundred miles. Yet in every square foot, nay in every square inch, there is more wonder and beauty, than one ever dreamt Creation held. You can walk from Dauko shore waist deep through tepid waters of crystal sapphire, and tread the paths of silver sand amongst the coral beds. You hold your breath in wonder. The glorious flower garden, with it's million blooms, and its gay birds, is second to the dream-land around. Underfoot shoals of dazzling hued fishes dart in flashing showers to the safe retreat of the coral antlers and grottos. Look at the myriads of timid little eyes staring back at you. The coral clump is their home, you may even break it off and lift it from the water. Yet the tiny fishes will not vacate their refuge.

Here is a garden of madrepore corals of every tint that autumn knows. There are clumps of delicate pink, bright blue and verdant green. It is so frail as to break at the slightest touch. Yes, but on over yonder along the reef edge there are sturdier corals so hard that they can scarcely be chipped with a hammer. They flourish best where the surf breaks over them unceasingly, under conditions that would destroy the most powerful works of man.



H. M. Pechstein

DERAIN: GEDANKEN EINES MALERS

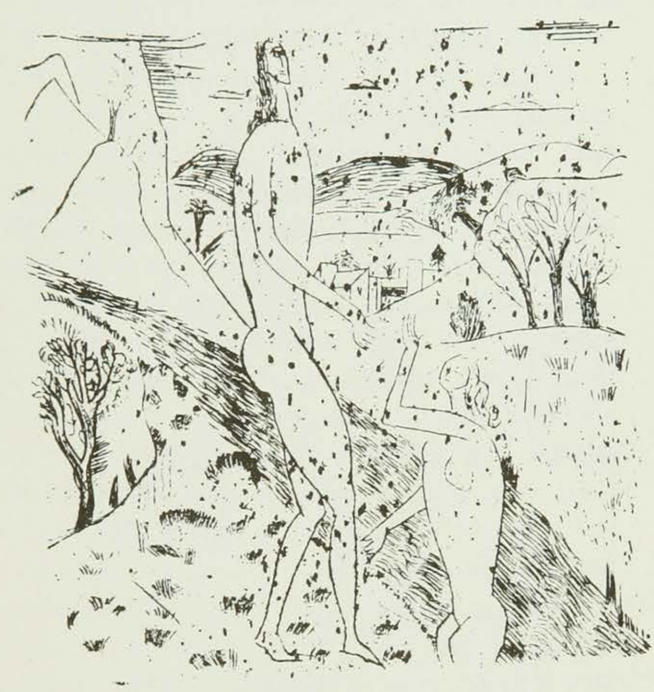
Mitgeteilt von

ANDRÉ BRETON

Dem Bande „Künstlerbekenntnisse", den Paul Westheim im Propyläen-Verlag erscheinen läßt, entnehmen wir folgende Ausführungen:

7. November. Derain in seinem Atelier. Über die Einleitung kommen wir sehr rasch hinweg. Ich lobe eine Leinwand, die eine Wildschweinjagd darstellt (für die Wohnung des Nordpolforschers Nansen bestimmt). Derain ist nicht ganz zufrieden damit: er vermißt den lyrischen Einschlag. Man müsse tief in das Leben der Dinge eingedrungen sein, die man malt. Die Form um der bloßen Form willen sei ohne jedes Interesse.

— Wenn ich mit jemand spreche, was weiß ich dann von der Form dessen, mit dem ich spreche? Nur seine zu mir hingespannten Sinne kommen in Frage; diese Spannung allein vermittelt mir einen lebendigen Eindruck. Das führt keineswegs dazu, nur den Menschen zu malen, ohne — einen Menschen malen zu können: die individuellen Unterschiede bleiben bestehen. Die Malerei kann keine höhere Ähnlichkeit beanspruchen. Die Form muß die Funktion erklären; jenseits der Sinne gibt es nichts zu suchen. Das Leben eines Baumes ist ein Mysterium, das keinem Maler zu durchdringen gegeben ist. Vielleicht hat nur Henri Rousseau sich darüber Gedanken gemacht, aber er bevorzugt zu sehr das einzelne Blatt auf Kosten des Ganzen. Auf Jahrmärkten wird ein Spielzeug feilgeboten, dessen Sinn darin besteht, einen Ring aus einem vielfach gewundenen, labyrinthisch verschlungenen eisernen Draht herauszubekommen. Das Problem, das diesem Spielzeug zugrunde liegt, ist dasselbe, das dem Leben eines Baumes zugrunde liegt (es gewinnt der Maler, der den Ring freibekommt) oder das dem Leben des unbewegten Dinges zugrunde liegt: wer dürfte sich wohl damit brüsten, die Bewegung eines Stoffes begriffen zu haben (Unbewegtheit = absolute Bewegung). Alles Sinnfällige spielt eine Rolle für mich; es wäre naiv oder scheinheilig, wenn ich nicht alles auf mich bezöge. Derain meint damit nur das physische Leben. Die Wissenschaft, die ihn am meisten fesselt, ist die Naturgeschichte. Ich pflanze eine Bohne in die Erde, und daraus entstehen zehn Schößlinge, ohne daß ich ein Werkzeug zu Hilfe nehme: ist das nicht wunderbar?



André Derain — Radierung

Nehmen wir eine Kugel. Die Maler haben sie immer nur als einen Kreis betrachtet, haben davon immer nur eine mathematische Darstellung gegeben. Trotzdem weist sie wichtigere Eigenschaften auf: sie rollt, wenn man sie berührt; schwankt leise. Bisweilen ist sie elastisch, schnellt empor. Was habe ich eigentlich von einer Kugel ausgesagt, wenn ich ihre Rundheit betone? Es handelt sich

wirklich nicht darum, den bloßen Gegenstand zu malen, sondern die Tugenden dieses Gegenstandes, im antiken Sinn des Wortes.

So einfach sie auch ist, hebt eine solche Einstellung die Welt aus den Fugen konventioneller Gepflogenheiten. Die Psychologie, die medizinische Wissenschaft kommen dabei auf ihre Rechnung. Die Vertreter der modernen Biologie mit ihrem Mikroskop erinnern an die Astrologen mit ihrem Fernrohr. Die Bakterien, die man als Tiere betrachtet, können als Kräfte angesprochen werden, ganz wie die astralen Emanationen. Eines Tages wird der Arzt eine Krankheit schon aus den Gesichtszügen des Kranken diagnostizieren können: ein Hinkender weist notwendig in seinem Gesicht einen hinkenden Zug auf. Aber eine übertriebene Weisheit könnte den Frieden der Welt in Frage stellen: die Alten wußten um manche dieser Geheimnisse, und vielleicht hat man die alexandrinische Bibliothek nur deshalb in Brand gesetzt, um einer großen Gefahr zu begegnen. Heute bemühen wir uns, hinter jene der Vergessenheit anheimgefallenen Geheimnisse zu kommen.

Derain spricht mit Hingabe von jenem weißen Punkt, mit welchem manche Stillebenmaler des 17. Jahrhunderts, Vlamen und Holländer, eine Vase, eine Frucht ausstatteten. Dieser immer auf eine geheimnisvolle und bewundernswürdige Weise hingesetzte Punkt muß ihnen selber entgangen sein. Er steht nämlich in keinerlei Beziehung zur Farbe des Gegenstandes oder zu seiner Belichtung, und nichts rechtfertigt sein Dasein vom Standpunkt der Komposition (man weiß wohl, daß die betreffenden Künstler in den alchimistischen Laboratorien ein und aus gingen). Diese Beobachtung ist von einer kapitalen Wichtigkeit. Wenn man des Nachts eine Kerze anzündet und sie dem Auge entrückt, bis es nur mehr die bloße Flamme unterscheidet, so entgehen einem sowohl die Formen dieser Flamme als auch die trennende Distanz. Sie ist nur noch ein weißer Punkt. Der Gegenstand, den ich male, das Wesen, das ich vor mir habe, wird erst dann lebendig, wenn jener weiße Punkt auf ihm in die Erscheinung tritt. Die Kerze an die richtige Stelle zu setzen, das ist alles.

Warum sollte man unter diesen Bedingungen den Rahmen aus schwarzer Pappe nicht zeichnen, der sich von der weißgetünchten Wand abhebt? Der Maler kommt langsam dahin, sein Modell durch eine ganze Anzahl einander ähnelnder rechtwinkliger Rahmen zu betrachten, bei denen nur Dimension und Farbe verschieden sind. (Die erste Sorge aller derer, die jemals Bilder besaßen, war, sie einrahmen zu lassen.) Wie könnte einer sonst, ohne diesen Kunstgriff, den Himmel malen, der sich nach allen Seiten hin über ihm erstreckt? Der Fall von Matisse ist ziemlich erbaulich: er malt sich jetzt in seinen Bildern, indem er sich in Gedanken hinter sich selber versetzt. Aber nicht darum ist Derain versucht, den schwarzen Rahmen zu zeichnen. Es ist wichtig, etwas zu beweisen, zu demonstrieren, und der Rahmen tut es nicht. Wenn ich ihn als etwas anderes hinstelle als das Bild dessen, wohin ich strebe, Tod und Vollendung, so wird er zu einem satanischen Zeichen. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir gezwungen sind, uns mit der Materie abzufinden. Ihre Bedeutung besteht darin, daß wir an ihr verzweifeln, daß nur die Verzweiflung fruchtbar ist (wir erwählen die Kunst nur als ein Mittel der Verzweiflung). Das hat Renoir besser verstanden als Cézanne: von welcher Seite man auch an ihn herangeht, er hält der Untersuchung stand. Derain hält Corot für eine der genialsten Erscheinungen des Abendlandes. Man ist nicht entfernt in der Lage, das Mysterium seiner Kunst zu erschöpfen. Cézanne dagegen hängt nur an einem Faden. Seine Malerei hat etwas Schmeichelndes wie der Puder auf den Wangen. Dieser Mann, mit dem sich die ganze Welt beschäftigt, hat sich vielleicht vollkommen getäuscht.

Alles was die Ägypter, die Griechen, die Italiener der Renaissance geleistet haben, bleibt bestehen. Soundso viel Werke der Moderne bleiben nicht bestehen. Das eine *ist*, das andere ist nicht. Wir rechnen nicht genügend mit der Epoche, in der wir leben. Jenen, die darauf hinweisen werden, daß das eigentlich nicht die Gedanken eines Malers sind, kann man antworten, daß es



Picasso

heute unmöglich ist, andere zu haben. Oder erbietet sich überhaupt noch jemand, einen „natürlichen" Menschen ausfindig zu machen?

Derain ist kein Subjektivist. Er leugnet, daß ein aus zusammengewürfelten Linien bestehendes Bild schön erscheinen könne. Die drei Kurven, die ich vor mir habe, vermitteln mir nur darum eine Empfindung, weil sie zusammen das zodiakale Zeichen des Löwen bilden. Dasselbe kann man von den Buchstaben des Alphabetes aussagen. Das Satzbild einer Bücherseite ist unerhört verwirrend, wenn man denkt, daß es sich bisweilen in Handlung umsetzt. Derain räumt ein, daß die Sprache (sowohl die des malenden als die des schreibenden

Menschen) eine bloße Konvention ist, aber er glaubt nicht, sich darüber hinwegsetzen zu dürfen. Als er eingeladen worden war, sich über ein Projekt von Picabia auszusprechen: zwanzig Kugeln in der Ecke eines Billards anzusammeln, sie mit einer einzigen Bewegung auf dem grünen Tuch vorwärts zu stoßen, das so erreichte Resultat zu photographieren und zu zeichnen, hielt er sich zurück. Denn das ist eher eine magische Operation denn ein Kunstwerk. Um daraus Schlußfolgerungen ziehen zu dürfen, müßte man, sobald sich die Kugeln verlaufen haben und wieder unbewegt sind, mehrere Klischees davon anfertigen und sie untereinander vergleichen.

Derain räumt gern ein, daß alles Provozierende aus seinen letzten Werken ausgeschlossen ist. Übrigens will er es so. Die „Verzerrung der Formen" seiner Frühzeit hatte ihren Grund im Rhythmus, den der Maler befolgen mußte. (Der vom Rumpf getrennte Kopf kann rund sein, sobald man ihn aber auf die Schultern setzt, verlängert er sich. Die Konturen des Kopfes müssen dem Maler genügen, um die Augen, den Mund, ohne sie eigens zu zeichnen, in die Erscheinung treten zu lassen.) Aber Derain meint auch, der Lyrismus verlange es, daß die Tasse größer sei als der Schrank, daß das Fabrikgebäude die ganze Landschaft enthalte. Heute glaubt er jedem einzelnen Gegenstand seinen überkommenen Platz anweisen zu müssen. Der wahrhaft lyrische Mensch ist derjenige, der lügt. *(Deutsch von B. Guillemin.)*

WARNUNG

Von

JULES LAFORGUE

Mein Vater (hart aus Schüchternheit)
Starb mit einem strengen Gesicht;
Meine Mutter kannte ich beinahe nicht, —
So kam der zwanziger Jahre Zeit.

Ich gerierte mich stolz als Literatist,
Aber die Sphinx der Wahrhaftigkeit
Machte an meiner Seite sich breit:
„Mein Kleiner, wann endest du diesen Mist. . ."

Ich fand mich selbst nicht zur Ehe bereit,
Zuletzt, im Grunde, war ich Verächter,
Sie war mir zu sanft, ich wünschte sie schlechter, —
Und dann der Ekstasen Unfruchtbarkeit. . .

Deshalb leb ich so hin, ohne Sinn. . .
Ein Fähnchen im Wind von dreißig Jahren,
Mit einem seriösen Durchschnittsgebaren. . .
— Meine Lieben, mög dies euch vor Gleichem bewahren.

Übertragen von Walter Petry

Kiel, Schleswig-Holsteinischer Kunstverein

Heinrich Füger

Berlin, Hugo Perls

Paul Cézanne

Paris, Slg. Gangnat

Renoir, Nähende Frau

Paris, Slg. Gangnat

Renoir, Spielendes Mädchen

Paris, Slg. Gangnat

Renoir, Badende

Paris, Slg. Gangnat

Renoir, Blumenstilleben

Jubiläumsausstellung Düsseldorf 1925

Max Clarenbach, Sauerland

Photo Galerie Flechtheim

Walter Bondy, Bei Sanary

STIERKAMPF

Von

ERNEST HEMINGWAY

Manuel Garcia stieg die Treppen zu Don Miguel Retanas Bureau hinauf. Er setzte seinen Suitcase ab und klopfte gegen die Tür. Keine Antwort. Manuel, der auf dem Treppenabsatz stand, fühlte, daß jemand im Zimmer war. Er fühlte es durch die Tür hindurch.

„Retana“, sagte er und horchte.

Keine Antwort.

Bestimmt ist er drin, dachte Manuel.

„Retana“, sagte er und bumste gegen die Tür.

„Wer ist da?“ sagte jemand im Bureau.

„Ich bin's, Manolo“, sagte Manuel.

„Was willst du?“ fragte die Stimme.

„Arbeit will ich“, sagte Manuel.

Irgend etwas in der Tür schnappte ein paarmal, und sie flog auf. Manuel trat ein, seinen Suitcase in der Hand.

Hinter einem Tisch an der entgegengesetzten Seite des Zimmers saß ein kleiner Mann. Über seinem Kopf befand sich ein von einem Madrider Präparator ausgestopfter Stierkopf. An den Wänden hingen gerahmte Photographien und Plakate von Stierkämpfen.

Der kleine Mann saß da und sah Manuel an.

„Ich dachte, sie hätten dich getötet“, sagte er.

Manuel klopfte mit den Handknöcheln auf den Tisch. Der kleine Mann saß da und sah ihn über den Tisch hinweg an.

„Wie viele Corridas hast du dies Jahr gehabt?“ fragte Retana.

„Eine“, antwortete er.

„Nur diese eine?“ fragte der kleine Mann.

„Ja, das war alles.“

„Ich hab' in den Zeitungen davon gelesen“, sagte Retana. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und sah Manuel an.

Manuel sah zu dem ausgestopften Stier auf. Er hatte ihn oft genug gesehen. Er fühlte ein gewisses Familieninteresse für ihn. Vor etwa neun Jahren hatte er seinen Bruder, den Vielversprechenden, getötet. Manuel erinnerte sich des Tages. Auf der Eichenplatte, auf die der Kopf aufmontiert war, befand sich ein kleines Messingschild. Manuel konnte es nicht lesen, aber er dachte sich, daß es zum Gedächtnis seines Bruders angebracht war. Ach ja, er war ein guter Junge gewesen.

Das Schildchen besagte: „Der Stier Mariposa des Herzogs von Veragua, der 27 Varas für 11 Caballos annahm und am 27. April 1909 den Tod des Antonio Garcia, Novillero, verschuldete.“

Retana sah, wie er den ausgestopften Stierkopf betrachtete.

„Es wird einen Skandal geben mit dem, was mir der Herzog für Sonntag geschickt hat“, sagte er. „Sie sind alle schlecht in den Beinen. Was sagt man denn im Café dazu?“

„Ich weiß nicht“, sagte Manuel. „Ich bin gerade erst angekommen.“

„Ach ja“, sagte Retana. „Du hast ja auch noch deinen Koffer.“

Während er sich zurücklehnte, sah er Manuel hinter dem großen Tisch hervor an.

„Setz dich", sagte er. „Nimm deine Mütze ab."

Manuel setzte sich; jetzt, wo er die Mütze abgenommen hatte, sah sein Gesicht ganz verändert aus. Er war blaß, und die Coleta, die so nach vorne gekämmt war, daß man sie unter dem Hut nicht sah, gab ihm ein seltsam fremdes Aussehen.

„Du siehst nicht gut aus", sagte Retana.

„Ich bin gerade aus dem Krankenhaus gekommen", sagte Manuel.

„Ich hatte gehört, sie hätten dir das Bein abgenommen", sagte Retana.

„Nein", sagte Manuel. „Es ist wieder ganz in Ordnung."

Retana beugte sich vor über den Tisch und schob Manuel eine hölzerne Zigarettenbox hinüber.

„Nimm eine Zigarette", sagte er.

„Danke."

Manuel zündete sie an.

„Rauchst du nicht?" fragte er und bot Retana das Zündholz.

„Nein", Retana winkte mit der Hand. „Ich rauche nie."

Retana beobachtete ihn, während er rauchte.

„Warum nimmst du nicht eine Stellung an und arbeitest?" fragte er.

„Ich will nicht arbeiten," sagte Manuel, „ich bin Stierkämpfer."

„Es gibt keine Stierkämpfer mehr", sagte Retana.

„Ich bin ein Stierkämpfer", sagte Manuel.

„Ja, solang du drin bist", sagte Retana.

Manuel lachte.

Retana saß da, sagte gar nichts und sah Manuel an.

„Ich kann dich in einem Nocturno rausbringen, wenn du willst", sagte Retana.

„Wann?" fragte Manuel.

„Morgen nacht!"

„Ich mag aber nicht für irgendwen einspringen", sagte Manuel. Auf die Weise wurden sie alle getötet. Auf die Weise war Salvador getötet worden. Er klopfte mit den Knöcheln auf den Tisch.

„Ja, sonst habe ich nichts", sagte Retana.

„Warum nimmst du mich nicht für nächste Woche?" schlug Manuel vor.

„Du würdest nicht ziehen", sagte Retana. „Sie wollen jetzt nur immer Litri und Rubito und La Torre. Die Jungens sind richtig."

„Sie würden schon kommen, um mich zu sehen", sagte Manuel hoffnungsvoll.

„Nein, sie würden eben nicht. Sie wissen gar nicht mehr, wer du bist."

„Ich bin jetzt aber sehr gut in Form", sagte Manuel.

„Ich biete dir an, dich morgen nacht herauszubringen", sagte Retana. „Du kannst mit dem jungen Hernandez arbeiten und zwei Novillos töten, nach den Charlots."

„Wessen Novillos?" fragte Manuel.

„Ich weiß nicht. Was sie so gerade in der Hürde erwischt haben. Was die Tierärzte untertags nicht durchlassen."

„Ich mag nicht einspringen", sagte Manuel.

„Das kannst du machen, wie du willst", sagte Retana. Er beugte sich über seine Papiere. Er war nicht länger interessiert. Das Gefühl, das Manuel für eine Minute in ihm erweckt hatte, als er der alten Zeiten gedachte, war verflogen. Er hätte es ganz gern gesehen, wenn er für Larita eingesprungen wäre, weil er ihn billig hätte haben können. Er konnte auch andere billig haben. Trotzdem

hätte er ihm gern geholfen. Immerhin, er hatte ihm eine Chance gegeben. Jetzt lag es an ihm.

„Wieviel kriege ich?" fragte Manuel. Er spielte noch mit dem Gedanken, abzulehnen. Dabei wußte er, daß er nicht ablehnen konnte.

„Zweihundertfünfzig Pesetas", sagte Retana. Er hatte an fünfhundert gedacht, aber als er den Mund aufmachte, sagte dieser zweihundertfünfzig.

„Villalta zahlst du siebentausend", sagte Manuel.

„Du bist auch nicht Villalta", sagte Retana.

„Das weiß ich", sagte Manuel.

„Der zieht, Manolo", sagte Retana als Erklärung.

„Sicher", sagte Manuel. Er stand auf. „Gib mir dreihundert, Retana."

„Gut", stimmte Retana zu. Er griff in die Schublade nach einem Papier.

„Kann ich fünfzig gleich haben?" fragte Manuel.

„Sicher", sagte Retana. Er nahm eine Fünfzig-Peseten-Note aus seiner Brieftasche und legte sie ausgeglättet auf den Tisch.

Manuel nahm sie und steckte sie in die Tasche.

„Wie wär's mit einer Quadrilla?" fragte er.

„Da hab' ich die Jungens, die immer nachts für mich arbeiten", sagte Retana. „Die sind ganz ordentlich."

„Und wie ist's mit Picadors?" fragte Manuel.

„Da gibt's nicht viele", gab Retana zu.

„Einen guten Pic kann ich haben", sagte Manuel.

„Dann hol' ihn dir doch", sagte Retana. „Geh und hol' ihn dir."


Hans Gassebner

„Aber nicht von dem hier", sagte Manuel. „Ich kann von fünfundsechzig Duros nicht noch eine Quadrilla bezahlen."

Retana sagte gar nichts, sondern sah Manuel nur über den großen Tisch hinweg an.

„Du weißt, ich muß einen guten Pic haben", sagte Manuel.

Retana sagte gar nichts, sondern sah Manuel wie aus weiter Ferne an.

„Es ist nicht recht", sagte Manuel.

Retana sah ihn immer noch an, während er sich in seinem Stuhl zurücklehnte, sah ihn aus weiter, weiter Ferne an.

„Es sind die regulären Pics", schlug er vor.

„Ich weiß", sagte Manuel. „Eure regulären Pics kenn' ich schon."

Retana lächelte nicht. Manuel wußte, es war nichts zu machen. Er sprach zu einem Menschen, der ihm überhaupt nicht mehr zuhörte.

„Wenn du was extra haben willst, so hol' es dir", sagte Retana. „Eine reguläre Quadrilla ist da. Aber bring' dir so viele von deinen eigenen Pics mit, wie du willst. Die Charlotada ist um halb elf zu Ende."

„Gut", sagte Manuel. „Wenn das deine Ansicht von der Sache ist."

„Jawohl, das ist sie", sagte Retana.

„Dann seh' ich dich also morgen nacht", sagte Manuel.

„Ich bin jedenfalls da", sagte Retana.

Manuel nahm seinen Suitcase auf und ging hinaus.

„Mach' die Tür zu", rief ihm Retana nach.

Manuel sah zurück, Retana saß vornübergebeugt da und sah Papiere durch. Manuel zog die Tür zu, bis sie einschnappte.

Er ging die Treppe hinunter und trat durch die Haustür in die heiße Helle der Straße hinaus. Es war sehr heiß auf der Straße, und das Licht auf den weißen Häusern blendete ihn beinah. Er ging auf der Schattenseite der Straße gegen die Puerta del Sol hinunter. Er fühlte den Schatten fast körperlich und kühl wie fließendes Wasser. Beim Überschreiten einer Seitenstraße strömte ihm jedesmal eine Hitzwelle entgegen. Unter all den Leuten, denen er begegnete, traf Manuel nicht einen Bekannten.

Unmittelbar vor der Puerta del Sol betrat er ein Café.

In dem Café war es ganz ruhig. An gegen die Wand gerückten Tischen saßen ein paar Männer. An einem Tisch spielten vier Männer Karten. Die meisten saßen gegen die Wand gelehnt und rauchten, vor ihnen auf den Tischen standen leere Kaffeetassen und Likörgläser. Manuel ging durch den ganzen langen Raum hindurch bis in ein kleines Hinterzimmer. Ein Mann saß an einem Tisch in einer Ecke und schlief. Manuel setzte sich an einen der Tische.

Ein Kellner kam und stellte sich neben Manuels Tisch.

„Haben Sie Zurito gesehen?" fragte Manuel ihn.

„Vor Tisch war er da", antwortete der Kellner. „Jetzt kommt er vor fünf nicht zurück."

„Bringen Sie mir etwas Kaffee und Milch und einen Schluck von dem Gewöhnlichen", sagte Manuel.

Der Kellner kam zurück mit einem Tablett, auf dem ein großes Kaffeeglas und ein Likörglas standen. Mit der linken Hand trug er eine Schnapsflasche. Er setzte alles mit einem Schwung auf den Tisch, und ein Pikkolo, der ihm gefolgt war, goß Kaffee und Milch aus blank geputzten Kannen mit langen Henkeln in das Glas.

Manuel nahm die Mütze ab, und der Kellner bemerkte das nach vorn gekämmte Zöpfchen auf seinem Kopf, gab dem Pikkolo einen Wink, während er den starken Schnaps in das kleine Glas neben Manuels Kaffeegedeck goß.

„Kämpfen Sie hier?" fragte der Kellner, während er die Flasche wieder zukorkte.

„Ja," sagte Manuel, „morgen."

Der Kellner stand da und hielt die Flasche auf eine Hüfte gestützt.

„Bei den Charlie Chaplins?" fragte der Kellner. Der Pikkolo sah verlegen zur Seite.

„Nein. Bei dem Gewöhnlichen."

„Ich dachte, sie wollten Chaves und Hernandez nehmen“, sagte der Kellner.

„Nein. Ich und noch einer.“

„Welcher? Chaves oder Hernandez?“

„Hernandez, glaube ich.“

„Was ist denn mit Chaves los?“

„Er ist verwundet worden.“

„Woher wissen Sie das?“

„Retana.“

„Du, Loois,“ rief der Kellner in das nächste Zimmer. „Chaves hat Cogida gekriegt.“



Per Krohg

Manuel hatte Zucker in den Kaffee getan. Er rührte um und trank ihn hinunter. und süß, heiß und wärmend rann er in seinen kalten Magen. Er goß auch den Schnaps hinunter.

„Geben Sie mir noch einen Schluck von dem da“, sagte er zu dem Kellner.

Der Kellner entkorkte die Flasche und goß das Glas voll, wobei eine ganze Menge in den Untersatz überlief. Inzwischen war noch ein anderer Kellner an den Tisch gekommen. Der Pikkolo war gegangen.

„Ist Chaves schwer verletzt?“ fragte der zweite Kellner Manuel.

„Ich weiß nicht“, sagte Manuel. „Retana hat nichts davon gesagt.“

„Was der sich schon drum kümmert“, sagte der große Kellner. Manuel hatte ihn vorher nicht gesehen, er mußte gerade hereingekommen sein.

„Wenn du hier in der Stadt mit Retana gut stehst, bist du ein gemachter Mann“, sagte der große Kellner. „Wenn du nicht gut mit ihm stehst, kannst du ebensogut hingehen und dich totschießen.“

„Ganz recht hast du,“ sagte der andere Kellner, der hereingekommen war, „du hast vollkommen recht damit.“

„Natürlich hab' ich recht“, sagte der große Kellner. „Ich weiß schon, was ich sage, wenn ich von dem Vogel spreche.“

„Sieh dir an, was er für Villalta getan hat“, sagte der erste Kellner.

„Und das ist noch lange nicht alles“, sagte der große Kellner. „Sieh dir an, was er für Marcial Lalanda getan hat. Sieh dir an, was er für Nacional getan hat.“

„Recht hast du, mein Junge“, stimmte der kurze Kellner bei.

Manuel sah sie an, wie sie da vor seinem Tische standen. Er hatte seinen zweiten Schnaps ausgetrunken. Sie hatten ihn vollständig vergessen. Sie nahmen kein Interesse an ihm.

„Guckt euch diese Kamelhorde an“, fuhr der große Kellner fort. „Habt ihr jemals diesen Nacional gesehen?“


Walter Wellenstein

„Ich hab' ihn letzten Sonntag geseh'n“, sagte der erste Kellner.

„Die reinste Giraffe“, sagte der kurze Kellner.

„Was hab' ich Euch gesagt?“ sagte der große Kellner. „So sehen Retanas Jungens aus.“

„Hören Sie, geben Sie mir noch 'nen Schluck hiervon“, sagte Manuel. Er hatte den Schnaps, den der Kellner auf den Untersatz verschüttet hatte, in sein Glas gekippt und trank ihn, während die drei sich unterhielten.

Der Mann in der Ecke drüben schlief immer noch, mit leisen Schnarchtönen beim Einziehen des Atems, den Kopf gegen die Wand gelehnt.

Manuel trank seinen Schnaps. Er fühlte sich auch schläfrig. Es war zu heiß, um in die Stadt zu gehen. Außerdem hatte er dort auch gar nichts zu tun. Er wollte Zurito sprechen. Und während er wartete, wollte er ein bißchen schlafen. Er stuppste seinen Suitcase unter dem Tisch, um sicher zu sein, daß er da war. Aber vielleicht war es besser, ihn unter den Stuhl gegen die Wand zu stellen. Er bückte sich und schob ihn herunter. Dann legte er den Kopf auf den Tisch und schlief ein.

Als er aufwachte, saß jemand am Tisch ihm gegenüber. Es war ein großer Mann mit einem schweren braunen Gesicht wie ein Indianer. Er hatte dem Kellner abgewinkt und saß da, las Zeitung und sah von Zeit zu Zeit auf Manuel, der immer noch schlief, mit dem Kopf auf der Tischplatte. Er las seine Zeitung sehr sorgfältig, formte während des Lesens die Worte mit den Lippen nach. Als es anfing, ihn zu ermüden, sah er Manuel an. Er saß schwer in seinem Stuhl, den schwarzen Cordobahut tief ins Gesicht gezogen.

Manuel richtete sich auf und sah ihn an.

„Hallo, Zurito“, sagte er.

„Hallo, mein Junge“, sagte der große Mann.

„Ich hab' geschlafen“, Manuel rieb sich die Stirn mit dem Handrücken.

„Das scheint mir beinah' auch so.“

„Wie gehts im ganzen?“

„Gut. Und bei Dir?“

„Nicht so gut.“

Sie schwiegen beide. Zurito, der Picador, sah Manuels weißes Gesicht an. Manuel blickte auf die enormen Hände des Picadors hinunter, die die Zeitung zusammenfalteten, um sie in die Tasche zu stecken.

„Ich möchte dich um einen Gefallen bitten, Manos“, sagte Manuel.

Manosduros war Zuritos Spitzname. Er hörte ihn niemals, ohne an seine gewaltigen Hände zu denken. Selbstbewußt legte er sie vor sich auf den Tisch.

„Wollen was trinken“, sagte er.

„Sicher“, sagte Manuel.

Der Kellner kam, ging und kam wieder. Beim Hinausgehen drehte er sich nach den beiden Männern am Tisch um.



Rudolf Großmann

„Was ist los, Manolo?“ Zurito setzte sein Glas hin.

„Würdest du wohl morgen nacht zwei Stiere für mich stechen?“ fragte Manuel, während er Zurito über den Tisch hinüber ansah.

„Nein“, sagte Zurito. „Ich steche nicht mehr.“

Manuel sah auf sein Glas herunter. Die Antwort hatte er erwartet; jetzt hatte er sie. Ja, jetzt hatte er sie.

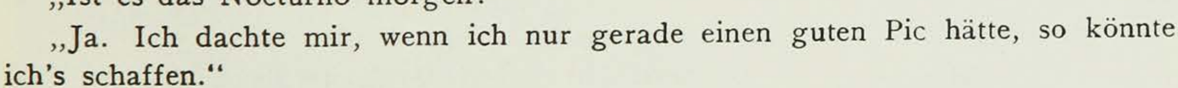
„Es tut mir leid, Manolo, aber ich steche nicht.“ Zurito sah auf seine Hände.

„Schon recht“, sagte Manuel.

„Ich bin zu alt“, sagte Zurito.

„Ich hab' ja nur gefragt“, sagte Manuel.

„Ist es das Nocturno morgen?“



„Ja. Ich dachte mir, wenn ich nur gerade einen guten Pic hätte, so könnte ich's schaffen.“

„Wieviel kriegst du?“

„Dreihundert Peseten.“

„Ich bekomme fürs Stechen mehr.“

„Ich weiß“, sagte Manuel. „Ich hatte kein Recht, dich zu fragen.“

„Warum machst du's eigentlich immer noch weiter, Manolo?“ fragte Zurito. „Warum schneidest du dir nicht die Coleta ab, Manolo?“

„Ich weiß nicht“, sagte Manuel.

„Du bist fast so alt wie ich“, sagte Zurito.

„Ich weiß nicht“, sagte Manuel. „Wenn ich nur gerade dabei rauskomme, mehr will ich gar nicht. Ich muß dabei bleiben, Manos.“

„Nein, du mußt nicht.“

„Doch. Ich habe ja versucht, es aufzugeben.“

„Ich verstehe schon, daß es dir schwer fällt. Aber es ist nicht richtig. Du solltest raus aus der Sache und draußen bleiben.“

„Ich kann nicht. Und außerdem bin ich in der letzten Zeit wirklich gut geworden.“

„Du bist im Krankenhaus gewesen.“

„Aber ich war auf dem Wege, groß zu werden, als ich verwundet wurde.“

Zurito sagte gar nichts. Er kippte den Kognak aus seinem Untersatz in sein Glas über.

„Die Zeitungen schrieben, sie hätten niemals eine solche Faena mit der Muleta gesehen“, sagte Manuel.

Zurito sah ihn an.

„Du weißt, wenn ich gut werde, bin ich wirklich gut“, sagte Manuel.

„Du bist zu alt“, sagte der Picador.

„Nein,“ sagte Manuel, „du bist zehn Jahr älter als ich.“

„Bei mir ist das was anderes.“

„Ich bin nicht zu alt“, sagte Manuel.

Sie saßen schweigend, Manuel beobachtete das Gesicht des Picadors.

„Ich war auf dem Wege, groß zu werden, als ich verwundet wurde“, versuchte Manuel.

„Du hättest mich sehen sollen, Manos“, sagte Manuel vorwurfsvoll.

„Ich will dich nicht sehen“, sagte Zurito. „Es macht mich nervös.“

„Du hast mich in letzter Zeit nicht gesehen.“

„Ich hab' dich oft genug gesehen.“

Zurito sah Manuel an, vermied aber seinen Blick.

„Du solltest es aufgeben, Manolo.“

„Ich kann nicht“, sagte Manuel. „Jetzt werde ich gut, sage ich dir.“

Zurito beugte sich vor, die Hände auf dem Tisch.

„Hör' mal zu. Ich will für dich stechen und wenn du morgen nacht nicht groß raus kommst, gibst du's auf. Ja? Willst du?“

„Sicher.“

Erleichtert lehnte Zurito sich in seinen Stuhl zurück.

„Du wirst aufgeben müssen“, sagte er. „Kein Kuhhandel. Du wirst die Coleta abschneiden müssen.“

„Ich werde nicht aufgeben“, sagte Manuel. „Paß nur gut auf. Ich hab's in mir.“

Zurito stand auf. Die Diskussion hatte ihn ermüdet.

„Du wirst aufgeben. Und ich werde dir selbst die Coleta abschneiden.“

„Nein,“ sagte Manuel, „du wirst nicht. Du hast nicht die geringste Chance.“

Zurito rief den Kellner.

„Komm mit“, sagte Zurito. „Komm mit nach Hause.“

Manuel langte unter seinen Stuhl nach dem Koffer. Er war glücklich. Er wußte, Zurito würde für ihn stechen. Er war der beste lebende Picador. Nun war alles ganz einfach.

„Komm mit nach Haus, zum Essen“, sagte Zurito. — —

Manuel stand im Patio de Caballos und wartete, bis die Charlie Chaplins fertig waren. Neben ihm stand Zurito. Es war ganz dunkel, wo sie standen. Das schwere Tor, das in die Arena führte, war geschlossen. Über sich hörten sie einen lauten Schrei, dann brüllendes Gelächter. Dann Stille. Manuel liebte den Geruch der Ställe, die rings um den Patio de Caballos lagen. Es roch gut im Dunkeln. Aus der Arena kam ein neues Gebrüll, dann Applaus, lang andauernder Applaus, der nicht aufhören wollte.

Ein Squadrista bohrt die mit Widerhaken versehenen Pfeile in den Nacken des Stieres

Central Press Photo

Ein Banderillero reizt den Stier

Central Press Photo

Corrida in Ronda



Photo Hemmingway

Ein kritischer Moment

Berliner Bild-Bericht

Aus dem Sattel gehobener Picador, dem es im letzten Moment gelingt, dem Stier die Lanze in den Nacken zu stoßen

Photo Jean Cocteau

El Gallos letzter Kampf. Er hatte, 25 Jahre alt, 1530 toros bravos getötet

Photo Hemmingway

„A las vaccas". Kühe, die den Stier hinausbegleiten, der nicht kämpfen will

Wide World Photo

Portugiesischer Picador bei einem Kampf in Santander vor dem König von Spanien

„Hast du die Burschen mal gesehen?" fragte Zurito, der als große, undeutliche Figur neben Manuel in der Dunkelheit stand.

„Nein", sagte Manuel.

„Sie sind ganz komisch", sagte Zurito. Er lächelte im Dunkeln vor sich hin. Das schwere Doppeltor in die Arena flog auf, und Manuel sah die Arena im harten Licht der Bogenlampen, rundherum die Plaza, die dunkel hoch hinauf anstieg; um den Rand der Arena liefen unter ständigen Verbeugungen zwei Männer, die wie Landstreicher angezogen waren; ein dritter in der Uniform eines Hotel-Liftboys folgte ihnen, indem er sich bückte, um die in den Sand geworfenen Hüte und Stöcke aufzusammeln und sie hoch hinauf in die Finsternis zurückzuschleudern.

Das elektrische Licht fiel in den Patio.

„Ich werde mich auf eins von den Ponys schwingen, während du die Jungens zusammensuchst", sagte Zurito.

Hinter ihnen kam das Klingeln der Maulesel näher, die in die Arena geführt wurden, um den toten Stier herauszuschleifen.

Die Mitglieder der Quadrilla, die sich die Burleske von dem Laufgang zwischen der Barriere und den Sitzen aus angesehen hatten, kamen zurück und standen in einer Gruppe schwatzend unter dem elektrischen Licht im Patio. Ein hübscher Junge in silber-orangenem Anzug kam lächelnd zu Manuel herüber.

„Ich bin Hernandez", sagte er und streckte die Hand aus.

Manuel schüttelte sie.

„Heute nacht haben wir wirklich die reinsten Elefanten gekriegt", sagte der Junge fröhlich.

„Ja, groß sind sie schon, und Hörner haben sie", stimmte Manuel bei.

„Du hast es am schlechtesten getroffen", sagte der Junge.

„Das ist mir schon recht", sagte Manuel. „Je größer sie sind, desto mehr Fleisch gibts für die Armen."

„Stell' jetzt mal eure Quadrilla auf," sagte Manuel, „damit ich sehen kann, was ich da bekommen habe."

„Ach, es sind ein paar ganz gute Kerls, die du gekriegt hast", sagte Hernandez. Er war sehr vergnügt. Er hatte schon zweimal in Nocturnos gearbeitet und fing schon an, in Madrid eine gewisse Anhängerschaft zu bekommen. Er war glücklich, daß in ein paar Minuten der Kampf beginnen würde.

„Wo sind die Pics?" fragte Manuel.

„Sie sind hinten in der Hürde und zanken sich um die schönen Pferde", grinste Hernandez.

Die Maulesel kamen durch das Tor geschossen, Peitschen knallten, Glöckchen klingelten, und der junge Stier pflügte eine Furche in den Sand.

Sobald der Stier durch war, formierten sie sich für den Paseo.

Manuel und Hernandez standen ganz vorn. Dahinter die Jungens von den Quadrillas, die schweren Capes zusammengefaltet über den Armen. Als Letzte kamen die vier Picadors zu Pferde; die Stechstäbe mit den stählernen Spitzen hielten sie im Halbdunkel des Pferchs emporgereckt wie Lanzen.

„Ein Wunder, daß Retana uns soviel Licht spendiert hat, daß wir die Pferde überhaupt sehen können", sagte der eine Picador.

„Er weiß, daß uns wohler zu Mut ist, wenn wir diese Schindmähren nicht allzu gut sehen", antwortete ein anderer Pic.

„Das Ding, auf dem ich sitze, ist so groß, daß ich gerade mit den Füßen vom Boden ab bin", sagte der erste Picador.

„Sardinen für die Konservenfabrik."

Sie lachten, während sie ihre Pferde in der Dunkelheit etwas bewegten.

Zurito sagte gar nichts. Er hatte das einzig wirklich gute Pferd von allen. Er hatte es ausprobiert, indem er es in der Hürde ein wenig getummelt hatte, und es hatte auf Zaum und Sporen gut reagiert. Er hatte ihm die Binde vom rechten Auge abgenommen und die Stricke durchschnitten, die seine dicht an der Wurzel abgeschnittenen Ohren eingeschnürt hatten. Es war ein gutes, solides Pferd, solid in den Beinen. Mehr brauchte er nicht. Er wollte es während der ganzen Corrida reiten. Schon seit er aufgestiegen war, hatte er, während er so in dem großen, gepolsterten Sattel saß und auf den Paseo wartete, im Geist die ganze Corrida durchgenommen. Die anderen Picadors rechts und links von ihm unterhielten sich weiter. Er hörte sie nicht.

Die beiden Matadore standen nebeneinander vor ihren drei Peones, die Capes in der gleichen Weise über den linken Arm geschlagen. Manuel dachte über die drei Jungens hinter ihm nach. Alle drei waren Madrilenos, wie Hernandez, junge Kerls von etwa neunzehn Jahren. Einer von ihnen, ein Zigeuner, ernsthaft, unzugänglich, mit dunklem Gesicht, gefiel ihm gut. Er drehte sich um.

„Wie heißt du, mein Junge?" fragte er den Zigeuner.

„Fuentes", sagte der Zigeuner.

„Guter Name", sagte Manuel.

Der Zigeuner lächelte und zeigte seine Zähne.

„Du nimmst den Stier an und läßt ihn ein bißchen rennen, wenn er herauskommt", sagte Manuel.

„Recht", sagte der Zigeuner. Er machte ein ernsthaftes Gesicht. Er fing an, zu überlegen, was er tun würde.

„Da geht sie hin", sagte Manuel zu Hernandez.

„Also los."

Die Köpfe hoch, im Takte der Musik, die rechten Arme frei schwingend, traten sie heraus, schritten quer durch die sandbestreute Arena unter den Bogenlampen, hinter ihnen öffnete sich die Quadrilla, dann kamen die Picadors zu Pferde, ganz hinten die Stallknechte und die Maulesel mit klingenden Schellen. Die Menge applaudierte Hernandez. Arrogant, schwingend, blickten sie starr geradeaus, während sie dahinschritten.

Sie verneigten sich vor dem Präsidenten, und die Prozession löste sich in ihre einzelnen Bestandteile auf. Die Stierkämpfer gingen zur Barriere hinüber und vertauschten die schweren Mäntel gegen leichte Kampfcapes. Die Maulesel wurden wieder hinausgeführt. Die Picadors sprengten im Galopp rund um die Arena, zwei von ihnen ritten zum gleichen Tor wieder hinaus, durch das sie hereingekommen waren. Die Stallknechte fegten den Sand glatt.

Manuel trank ein Glas Wasser, das ihm einer von Retanas Leuten, der als sein Manager und Schwertbewahrer fungierte, eingoß. Hernandez, der mit seinem Manager gesprochen hatte, kam zu ihm hinüber.

„Du hast eine glückliche Hand, mein Junge", beglückwünschte ihn Manuel.

„Ja, sie mögen mich", sagte der Junge glücklich.

„Wie war der Paseo?" fragte Manuel Retanas Mann.

„Wie eine Hochzeit", sagte der. „Fabelhaft. Ihr Kerls kamt raus wie Josellito und Belmonte."

Zurito ritt vorbei, eine schwere Reiterstatue. Er tummelte sein Pferd und drehte es mit dem Gesicht gegen den Toril, auf der entgegengesetzten Seite der Arena, durch den der Stier kommen mußte. Es war ganz seltsam so unter dem

Bogenlicht. Sonst stach er unter der heißen Nachmittagssonne und für schweres Geld. Diese Bogenlampenangelegenheit paßte ihm nicht. Er wünschte, es würde schon losgehen.

Manuel kam zu ihm herüber.

„Stich ihn, Manos", sagte er. „Mach ihn mir handgerecht."

„Ich werd' ihn schon stechen, mein Jung'", Zurito spuckte in den Sand. „Ich werd' ihn aus der Arena springen machen."

„Lehn' dich fest auf ihn, Manos", sagte Manuel.

„Ich werde mich schon auf ihn lehnen", sagte Zurito. „Warum geht's noch nicht los?"

„Jetzt kommt er", sagte Manuel.

Zurito saß da, die Füße in den Steigbügeln, die Beine in den Ledergamaschen



Beckmann — Autofahrt (Litho)

umklammerten das Pferd, die Zügel hielt er in der linken, die schwere Pike in der rechten Hand, den breiten Hut hatte er tief in die Augen gezogen, um sie vor dem Licht zu schützen, so saß er da und beobachtete das Tor des Torils. Die Ohren seines Pferdes bebten. Zurito klopfte ihm mit der linken Hand den Hals.

Das rote Tor des Torils schlug zurück, und einen Moment lang sah Zurito in den leeren Gang weit jenseits der Arena. Dann kam der Stier herausgeschossen, schlitterte einen Augenblick auf allen Vieren, wie er unter das Licht kam, stürmte im Galopp an, ging leicht in schnellen Galopp über, man hörte das laute Schnaufen aus weit geöffneten Nüstern, während er anstürmte, glücklich, aus dem dunklen Pferch befreit zu sein.

In der ersten Sitzreihe saß, leicht gelangweilt, vornübergebeugt, um auf der Zementmauer vor seinen Knien schreiben zu können, der vertretende Stierkampfkritiker des Heraldo und kritzelte „Campagnero, Negro, 42, trat auf mit einer Geschwindigkeit von 90 Meilen die Stunde und einer Unmenge Gas . . ."

Manuel, der, gegen die Barriere gelehnt, den Stier beobachtete, winkte mit der Hand, und der Zigeuner rannte, sein Cape schwingend, los. Der Stier machte mitten im vollen Galopp eine Wendung und griff das Cape an, Kopf gesenkt, Schweif in die Luft. Der Zigeuner lief im Zickzack, wie er an dem Stier vorbeilief, erblickte ihn der und ließ von dem Cape ab, um den Mann anzugreifen. Der Zigeuner rannte und schwang sich über die rote Umzäunung der Barriere, während der Stier mit den Hörnern in sie hineinstieß. Zweimal stieß er mit den Hörnern zu, blindlings in das Holz hineinkrachend.

Der Kritiker des Heraldo zündete sich eine Zigarette an und warf das Zündholz nach dem Stier, dann schrieb er in sein Notizbuch „groß und mit genügend Hörnern, um die zahlenden Kunden zu befriedigen, zeigte Campagnero eine gewisse Neigung, in das Gebiet der Stierkämpfer überzugreifen —"

Manuel trat auf den harten Sand hinaus, während der Stier auf die Umzäunung einhaute. Aus dem Augenwinkel sah er Zurito, der sein Pferd dicht an die Barriere heranlenkte, ungefähr ein Viertel des Umkreises der Arena nach



Pascin

links. Manuel hielt das Cape am Kragen dicht vor sich und rief den Stier an. „Hu, Hu!" Der Stier wandte sich, schien sich einen Augenblick gegen die Umzäunung zu stützen und griff mit ungeheurer Wucht an, stürzte sich auf das Cape, Manuel machte einen Schritt zur Seite, drehte sich, dem Angriff des Stieres folgend, auf den Hacken und schwang das Cape gerade vor den Hörnern vorbei. Mit dem Ende des Schwunges befand er sich dem Stier wieder genau gegenüber und hielt das Cape in der gleichen Stellung wie vorher, dicht vor dem Körper; wie der Stier von neuem angriff, machte er noch eine Drehung. Jedesmal, wenn er sich herumschwang, schrie die Menge.

Viermal schwang er sich so mit dem Stier, indem er das Cape hob, so daß es sich blähte, und jedesmal brachte er den Stier zu einem neuen Angriff herum. Am Ende des fünften Schwunges hielt er das Cape gegen die Hüfte und drehte sich, so daß das Cape wie der Rock einer Ballettänzerin wirbelte, und der Stier, der sich um sich selbst drehte, um frei zu kommen, fand sich plötzlich Zurito gegenüber; Zurito, auf dem weißen Pferd, fest im Sattel, das Pferd Aug' in Auge mit dem Stier, die Ohren aufgestellt, die Nüstern nervös bebend, Zurito den Hut über die Augen gezogen, vorwärts gebeugt, die Lanze vorn und hinten in einem scharfen Winkel unter dem rechten Arm herausragend, halb nach unten gesenkt, die scharfe dreieckige Eisenspitze dem Stier genau gegenüber.

Der zweite Kritiker des Heraldo tat, die Augen auf den Stier gerichtet, einen Zug an seiner Zigarette und schrieb „der Veteran Manolo vollführte eine Reihe ganz passabler Veronicas, die in einem stark Belmontistischen Recorte endigten, welcher von den Stammgästen applaudiert wurde, und damit gingen wir zum Tercio der Kavallerie über."

Zurito lenkte sein Pferd, während er die Distanz zwischen dem Stier und dem Ende der Pike maß. Der Stier riß sich zusammen und griff an, die Augen auf die Brust des Pferdes gerichtet. Während er den Kopf senkte und den Rücken zum Bogen spannte, versenkte Zurito die Spitze der Pike in den schwellenden Muskelhöcker über der Schulter des Stieres, lehnte sich mit seinem ganzen Gewicht auf die Lanze und riß mit der linken Hand das Pferd in die Luft, die es mit den Vorderhufen schlug, und während er den Stier hinunterdrückte, schwang er es nach rechts herum, so daß die Hörner des Stieres sicher unter dem Bauch des Pferdes vorbei glitten; das Pferd kam zitternd wieder zu Boden,



Pietro Leone Ghezzi — Slg. Otto Sohn-Rethel

der Schweif des Stieres fegte ihm über die Brust, während er das Cape angriff, das Hernandez ihm bot.

Hernandez rannte seitwärts und zog so den Stier mit dem Cape fort zu dem anderen Picador hinüber. Mit einem Schwunge des Capes fixierte er ihn, so daß er Roß und Reiter im rechten Winkel gegenüberstand, dann trat er zurück. Als der Stier das Pferd sah, griff er an. Die Lanze des Picadors glitt den Rücken des Stieres entlang, und während das Pferd infolge der Gewalt des Angriffs rückwärts in die Höhe ging, war der Picador schon halbwegs aus dem Sattel; den rechten Fuß hatte er, während er seinen Fehlstoß mit der Lanze machte, aus dem Steigbügel befreit, nun ließ er sich nach der linken Seite fallen, um das Pferd zwischen sich und den Stier zu bringen. Das Pferd, in die Höhe geworfen und durchbohrt, stürzte zusammen, der Stier wühlte sich in es hinein, der Picador stieß mit den Stiefeln nach dem Pferd und lag nun frei da, wartend, bis man ihn aufhob, wegschleppte und wieder auf die Füße stellte.

Manuel ließ den Stier ruhig in das gefallene Pferd hineinstoßen, er hatte keine Eile, der Picador war in Sicherheit, und außerdem tat es einem Picador

von der Sorte ganz gut, wenn er sich ein bißchen ängstigte. Das nächste Mal würde er länger warten, Lausepics. Er sah zu Zurito hinüber, der ein bißchen außerhalb der Barriere starr und steif auf seinem Pferd saß und wartete.

„Hu!“ rief er den Stier an, „Hu!“ und dabei hielt er das Cape mit beiden Händen so, daß der Blick des Stieres darauf fallen mußte. Der Stier riß sich von dem Pferd los und griff das Cape an, und Manuel, der zur Seite rannte und das Cape weit ausgebreitet hielt, schwang sich auf den Hacken herum und brachte den Stier scharf herum, so daß er sich wieder Zurito gegenüber fand.

„Campagnero nahm ein paar Varas an und tötete eine Rosinante“, schrieb der Kritiker des Heraldo. „Der Veteran Zurito erweckte einige seiner alten Künste wieder zum Leben, besonders bemerkenswert die Suerta — —“

„Ole! Ole!“ schrie der Mann neben ihm.

Der Schrei ging in dem Gebrüll der Menge verloren, und er gab dem Kritiker einen Schlag auf den Rücken. Der Kritiker blickte auf und sah Zurito, der sich direkt unter ihm weit über sein Pferd vorbeugte; die Pike, die er fast an der Spitze gefaßt hielt, ragte in scharfem Winkel fast ihrer ganzen Länge nach unter seiner Achselhöhle heraus; er drückte sich mit seinem ganzen Gewicht herunter und hielt den Stier ab, der stoßend und schlagend versuchte, an das Pferd heranzukommen, und Zurito, ihm gerade gegenüber, hielt ihn ab, hielt ihn ab und drehte langsam das Pferd gegen die Barriere, bis er es schließlich aus dem Bereich des Stieres heraus hatte. Zurito, der den Augenblick fühlte, in dem das Pferd frei war und der Stier vorbei konnte, lockerte den harten stählernen Griff des Widerstandes, und in dem Moment, wo der Stier sich losriß, um Hernandez' Cape direkt vor seinem Maul zu finden, fuhr die dreieckige Stahlspitze der Pike in seinen Schultermuskel. Er fuhr blindlings auf das Cape los, und Hernandez zog ihn heraus in die offene Arena.

Zurito saß da, klopfte seinem Pferd den Hals und sah zu, wie der Stier das Cape angriff, das Hernandez unter dem hellen Licht der Bogenlampen vor ihm schwang, während die Menge brüllte.

„Hast du das gesehen?“ sagte er zu Manolo.

„Es war ein Wunder“, sagte Manuel.

„Diesmal hab' ich ihn gekriegt“, sagte Zurito. „Sieh ihn dir jetzt mal an.“

Das Cape war in einer ganz engen Windung vorbeigeschwungen, der Stier glitt in die Knie. Er war im Augenblick wieder auf den Beinen, aber Manuel und Zurito sahen, wie das Blut in einem glatten, leuchtenden Streifen gegen die schwarze Schulter des Tieres herunterlief.

„Diesmal habe ich ihn gekriegt“, sagte Zurito.

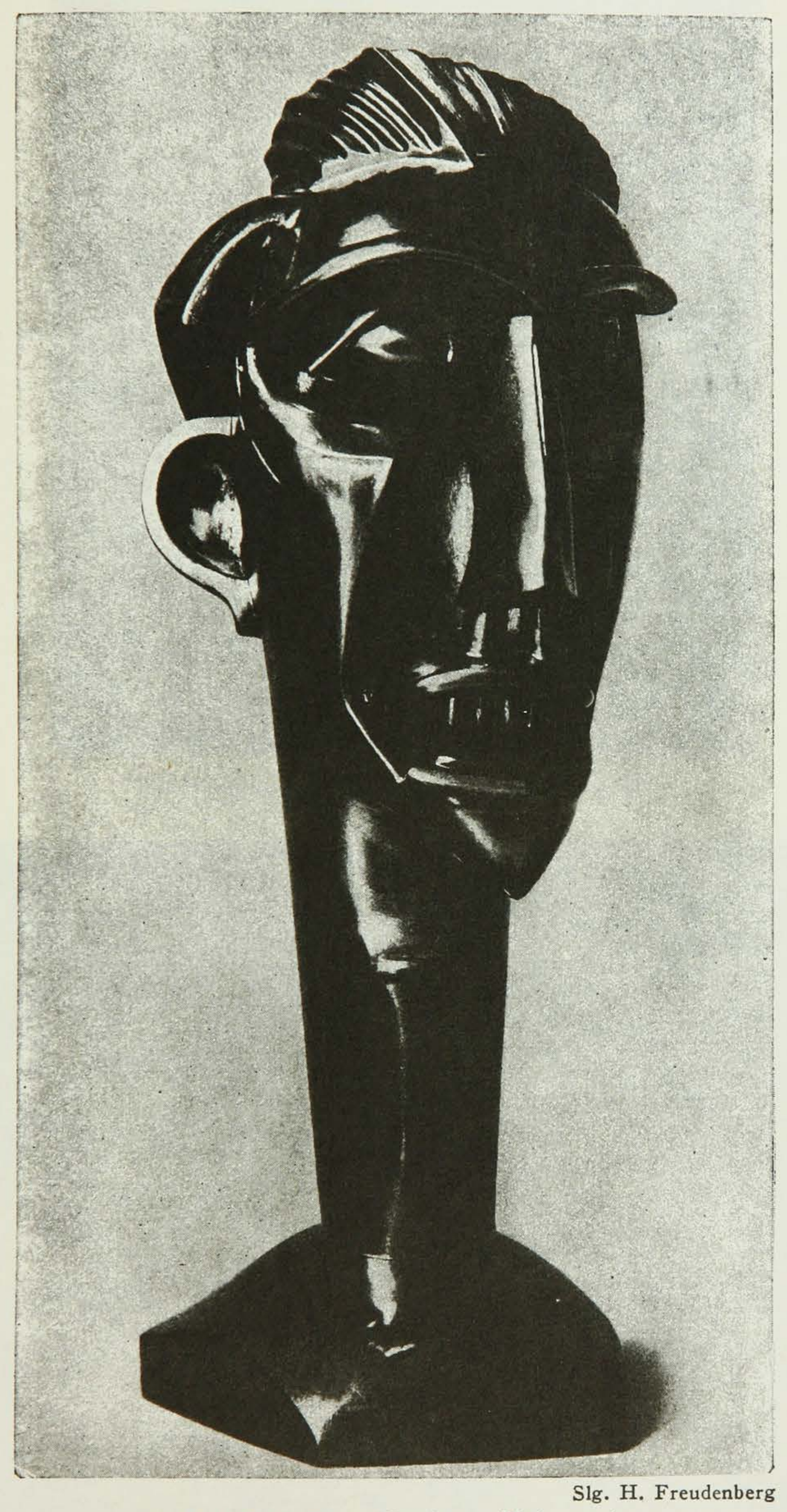
„Er ist ein guter Stier“, sagte Manuel.

„Das nächste Mal würde ich ihn töten“, sagte Zurito. „Sieh ihn dir jetzt an.“

„Ich muß hinüber“, sagte Manuel und rannte los nach der anderen Seite der Arena hinüber, wo die Monos ein Pferd am Zügel herausführten. Sie schlugen ihm mit Gerten gegen die Beine und versuchten auf alle Weise, es zu dem Stier hinüberzuzerren; der stand mit gesenktem Kopf, stampfte den Boden und konnte sich nicht entschließen, anzugreifen.

Zurito, der sein Pferd gegen die Bühne zu lenkte, verfolgte mit finsteren Blicken jede Einzelheit.

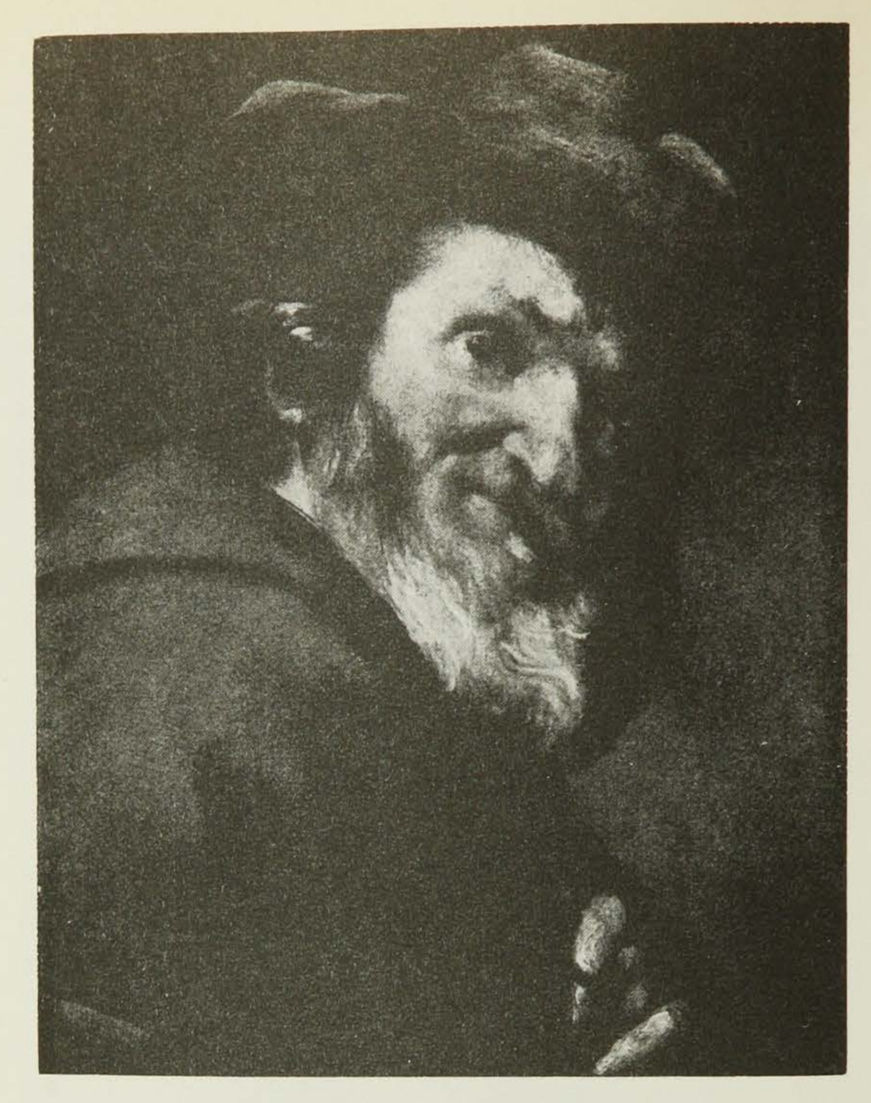
Endlich griff der Stier doch an, die Männer, die das Pferd geführt hatten, rannten zur Barriere zurück, der Picador traf ihn zu weit hinten, und der Stier kam unter das Pferd, hob es in die Höhe, warf es auf den Rücken.



Slg. H. Freudenberg

Rudolf Belling, Kopf aus Mahagoni

Aus Westheim, Künstlerbekenntnisse



Der Philosoph Menippus (Ausschnitt)



Die drei Musikanten
Aus August L. Mayer, Diego Velazquez

Der Hofnarr El Bobo de Coria (Ausschnitt)



Der hl. Eremit Antonius bei dem hl. Paulus (Ausschnitt)

Vincent van Gogh. Des Künstlers Schlafzimmer

Otto Bartning, Die Sternkirche (Nach dem Modell)
Aus Westheim, Künstlerbekenntnisse

Das wichtigste Ereignis war die Versteigerung der Sammlung *Descamps-Scrive* durch *Dubreuil.* Die schönste Bibliothek solcher Art in Europa wurde zerstreut, die von frühen Stundenbüchern an alle großen illustrierten Werke, alle wichtigen Erst- und Originalausgaben von Ronsard bis zu den Modernen, und Einbände von Grolier an umfaßte. Der erste Teil, die illustrierten Bücher, enthält vor allem das „Monument du Costume" mit den Stichen von Moreau l. J. und Freudeberg, mit allen bekannten Zustandsdrucken (430 000 Fr.! Dr. Rosenbach), weiter Dürers Große Passion (29 000 Fr.), die Kleine Passion (21 000 Fr.), Marienleben, Passion von 1510 und Apokalypse (zusammen 56 000 Fr.). — Der Oudry-Lafontaine, in einem Padeloup-Einband, brachte 101 000 Fr., Labordes berühmtes, ganz, auch im Text gestochenes Werk „Choix de Chansons" 51 000 Fr. — Allerdings ist zu dieser Versteigerung zu bemerken, daß es sich hier um die schönsten, mit anderen vorkommenden kaum vergleichbaren Exemplare höchster französischer Buchkunst handelt, die, in den Bibliographien, besonders bei Cohen-Rizzi, ausführlich beschrieben, schon durch ihre Provenienz als Individuen hervorgehoben sind.

In *Italien* war die Mailänder Auktion *Hoeplis* vom 6. zum 9. Mai ein großes Ereignis. Vier Nächte hindurch wurde die 320 Nummern umfassende Sammlung de Marinis versteigert. Handschriften mit Miniaturen, Autographen, Inkunabeln, Drucke auf Pergament, Holzschnitt- und Kupferstichbücher, unerhört kostbare Einbände enthält diese Sammlung, deren Dürerwerke und Franzosen allerdings hinter denen der Sammlung Descamps zurückstehen müssen.

Ex-Libris

Das international weitestverbreitete Sammeln von *Ex-Libris* gab zur Vermutung Anlaß, daß die in Berlin von Graupe angekündigte Versteigerung der berühmten Carl G. F. Langenscheidtschen Sammlung, der bedeutendsten Deutschlands, erhebliche Beteiligung mit sich bringen würde. Aber das Interesse an der Auktion war minimal, und die Preise blieben ganz niedrig. In der Sammlung waren frühe Ex-Libris-Holzschnitte für Dr. Eck (Luthers Gegner), für die Universität Wittenberg von Lucas Cranach. Besonders schön sind die Wappen-Ex-Libris der Engländer aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Alles in allem genommen ist die ästhetische Wirkung typographischer, einfach gesetzter oder gestochener, auch lithographierter Ex-Libris am reinsten neben den Wappen-Ex-Libris. Die moderne Ex-Libris-Bewegung bedeutet ein quantitatives Maximum und geschmackliches Minimum, auch letzlich eine Unfähigkeitserklärung *von bedeutenden Graphikern,* wie Liebermann, Kolb und Orlik, für einen graphischen Gebrauchszweck in Verbindung mit der gewünschten Symbolistik. Solche Sammlung ist lediglich als kulturgeschichtliche Material-Arbeit zu werten und steht unter dem Niveau des durchschnittlichen Kunstsammelns. — Da sind *Siegel*sammlungen, die heute unverkäuflich zu sein scheinen, schon erheblich ästhetisch interessanter.

Autographen

Der Katalog *Henricis* für seine Autographen-Auktion vom 14. und 15. Mai enthält wieder sehr bedeutende Stücke.

Beethoven schreibt in einem bisher unbekannten Brief an Fräulein v. Girardi: „Meine liebe Fräulein G., ich müßte lügen, wenn ich Ihnen nicht sagte, daß die mir von ihnen überschickte Versen mich nicht in Verlegenheit gebracht hätten; es ist ein eignes Gefühl, sich loben zu sehen, und dann dabey so sehr seine eigne schwäche fühlen, wie ich." ....

Auf ein Albumblatt hat *Beethoven* zu den sechs Takten des Credo aus der Missa Solemnis geschrieben: „handle! Sie die wissenschaft machte nie glückliche."

Der Auktionskatalog enthält auch das Original des im Querschnitt schon abgedruckten Tagebuchblattes von Beethoven über den Wechsel seiner Dienstboten.

Ein hervorragendes Stück ist die *Brahms*-Handschrift des Gesanges der Parzen (von Goethe) für sechsstimmigen Chor. Von Schubert sind eigenhändige Musikhandschriften da. *Goethe* ist mit Briefen an Klopstock und Lichtenberg und einem Sinngedicht vertreten, *Schiller* mit einigen Briefen, davon einem an seine Frau, auch mit einem von Göschen akzeptierten eigenhändigen Wechsel.

Heine schreibt an Moser am 11. Juli 1823:

„ich bin in der größten Unruhe, meine Zeit ist spärlich gemessen, und ich habe keine Kommission für Dich, und ich schreibe Dir doch. Auch hat sich noch nichts Äußerliches mit mir zugetragen; — ihr Götter! desto mehr Innerliches. Die alte Leidenschaft bricht nochmals mit Gewalt hervor. Ich hätte nicht nach Hamburg gehen sollen; wenigstens muß ich machen, daß ich so bald als möglich fortkomme. Ein arger Wahn kömmt in mir auf, ich fange an, selbst zu glauben, daß ich geistig anders organisiert sei und mehr Tiefe habe, als andere Menschen. Ein düsterer Zorn liegt wie eine glühende Eisendecke auf meiner Seele. Ich lechze nach ewiger Nacht. —"

Am 23. August 1823 schreibt er auf fünf Seiten über die Juden:

„Cohen war mir ein sehr lieber Freund in Hamburg, und ich gewann ihn sehr lieb. Die Juden sind dort miserables Pack; wenn man sich für sie interessieren will, darf man sie nicht ansehn, und ich finde es zuträglicher, mich von ihnen entfernt zu halten ...... was man von mir hält, kann auch nichts Besonderes sein. Ist mir aber nicht gleichgültig. Ich habe ihnen doch schon den Wahn benommen, daß ich ein Enthusiast für die jüdische Religion sei. Daß ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichstellung enthusiastisch sein werde, das gestehe ich, und in schlimmen Zeiten, die unausbleiblich sind, wird der germanische Pöbel meine Stimme hören, daß es in deutschen Bierstuben und Palästen widerhallt."

Kant schreibt am 15. September 1796 an einen Gubernialrat wegen verschiedener Verwaltungsmißstände:

„Der status liegt mir sehr am Herzen, kostet mich schon viel schlaflose Nächte, denn die meisten Beamten sind nichts nütze .... Besitzen Vermögen, sind allesamt auf allen Gütern aneinander mit Blutsfreundschaft geknüpft .... Würde ich ihre Einkünfte schmällern, oder auf ihre Entfernung antragen! — nun so habe ich .... hier öffentlich und geheime Feinde. Am Ende würde ich meines Lebens nicht sicher seyn .... Jüngst ward mir meine Bitte wegen Beschaffung der Patentsammlung, die ich wie meinen Augapfel bedarf, schlechterdings abgesprochen ...."

Kleist auf sechs Seiten am 18. Juli 1801 an Karoline v. Schlieben:

„Ob ich dabei glücklich sein werde — ach liebe Freundin, wer ist glücklich? — Der kalte Mensch, dem nie ein Gefühl die Brust erwärmte, der nie empfand, wie süß eine Thräne, wie süß ein Händedruck ist, der stumpf bei dem Schmerze, stumpf bei der Freude ist, er ist nicht glücklich ...."

„Es ist wahrscheinlich, daß ich nie in mein Vaterland zurückkehre. In welchem Welttheile ich einst das Pflänzchen des Glücks pflücken werde, und ob es überhaupt irgendwo für mich blüht? — Ach dunkel, dunkel ist Alles." —

Das Glanzstück des Kataloges ist ein eigenhändiger lateinischer Brief Luthers an den Straßburger Pfarrer Fabricius. Er sagt u. a.:

„Ganz wunderbar gefallen mir die Heiraten von Priestern und Mönchen und Nonnen bei euch, es gefällt mir die Appellation der Verheirateten gegen den Teufelsbischof; ...." „Ja, ich meine, es sei in diesem Jahre nun genug Rücksicht auf die Schwachen genommen worden. Weiterhin, da sie von Tag zu Tag sich verstocken, muß alles aufs freiste gehandelt und wieder gesagt werden. Denn ich werde nun endlich auch anfangen die Kappe abzulegen, die ich aus Rücksicht auf die Schwachen und zum Spott des Papstes noch bisher getragen habe ...." „.... Dieses alberne Gerücht unsrer Zwietracht aber ist, wie ich meine, aus jenem Brief von mir an dich entstanden, der nun schon so oft gedruckt worden ist und jetzt auch deutsch gegeben worden ist. Da möchte ich mich

fast scheuen Briefe zu schreiben, wenn ich sehe, wie man sie wider meinen Willen unter die Presse bringt; denn unter Freunden darf und muß man vieles freimütiger schreiben, als es unter das Volk verbreitet zu werden nützlich ist. Du warst aber damals noch ein andrer Mann und ein Hofdiener. Jetzt bist du aber ein freier Mann Christi und ein Knecht des Evangeliums, ganz mein und ich ganz dein ...."

Bedeutende Autographen-Kataloge erscheinen bei Heck, Friedrichsen und Geering.

Heck nennt eine eigenhändige Skizze von Beethoven zum letzten Satz der Sonate für das Hammerklavier; einen Brief Blüchers an seine Frau vom 30. Oktober 1813:

„Den Kaiser Napoleon jage ich täglich vor mir her, zu recht ernstlichen Gefechten wird's auf dieser Seitten des Reins nicht mehr kommen, und in der Zeit von 7 Tagen bin ich in Frankfurt oder Coblens, (je) nach dehm sich mein gegner wenden wird .... Heute rücken meine Truppen in Cassel!"

„Alle Orden die zu haben sind, habe ich schon auf dem Leibe .... In Wien will man mir ein Monument setzen. Du wirst noch wohl mein Porträt nach Prag schicken müssen."

Ein Musikmanuskript von Bruckner und ein Autogramm der Königin Elisabeth v. Valois, der Stiefmutter des Don Carlos, deren Unterschrift noch nie im Handel war, sind vorhanden. Die Königin unterschreibt, wie alle spanischen Königinnen, nicht mit ihrem Namen, sondern: ich die Königin:

Ihr Mann, Philipp II., unterschrieb:

(Yo el rey)

Ein Autogramm des Ignatius von Loyola sieht folgendermaßen aus:

Einen ganz besonders reichhaltigen und hervorragend schönen Autographen-Katalog verschickte *Rudolf Geering* in Basel. Er enthält unter anderem die Original-Handschrift von La Fontaines Fabel „Le Renard et le Bouc"; einen Brief Verlaines, Handschriften von Pollaiuolo, Bramante, Michelangelo, Raffael; Cellini und ein Konvolut Briefe aus dem Kreise um Torquato Tasso.

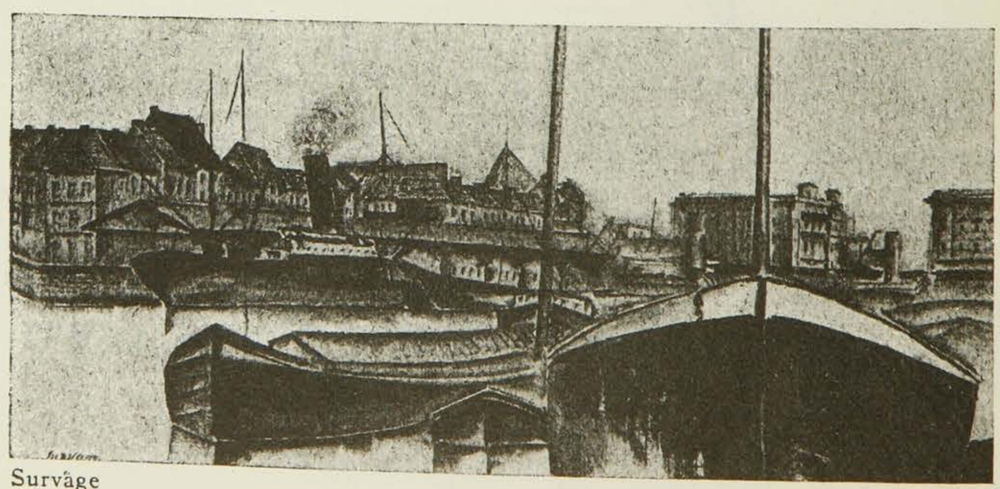
Der Katalog von *Friedrichsen* in Hamburg umfaßt 775 Stücke von Naturforschern, Reisenden und Philosophen, darunter viele nur dem Spezialisten bekannte Namen, aber auch Autographen von Daguerre (dem eigentlichen Erfinder der Photographie), *Gauß*, Gregor XIII., der die Kalenderreform vornahm, *Jenner*, der die Pockenimpfung einführte, Kepler, Robert Mayer, Prony (dem Mathematiker Napoleons, der 1791 mit Hilfe der durch Außer-Mode-Kommen des Puderns brotlosen Friseure 17 Bände trigonometrischer Tafeln für die Dezimalmethode der Revolution errechnete), Rumford, St. Pierre (Verfasser von Paul und Virginie), Stephenson, dem Erbauer der ersten Lokomotive, dem Gründer des Illuminatenordens Weishaupt. Die vielbesprochenen *Autographen-Diebstähle* des Dr. Hauck erinnern in ihrem Umfang an die Diebstahlaffären des Grafen Libri, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die französischen Archive und Bibliotheken derart ausraubte, daß ein besonderer umfangreicher gedruckter Katalog über die verschwundenen Stücke herausgegeben wurde.

Graphik

Die bedenkliche Art der Selbsthilfe der Wiener Albertina, durch Doubletten-Verkauf neue Mittel zu beschaffen, hat in Wien zu einer erregten Diskussion über das Vorhandensein von Doubletten bei alter Graphik überhaupt geführt. Jedenfalls enthält der Katalog der von *Boerner* in Leipzig für den 25. bis 27. Mai anberaumten Versteigerung sehr bedeutende Stücke, so 200 Originalradierungen Rembrandts in meist sehr frühen Zuständen, sehr viel von Lucas van Leyden, und besonders 20 Landschaften von Augustin Hirschvogel, ferner als Doubletten des Britischen Museums über hundert Dürer-Blätter.

In Berlin hatten *Hollstein und Puppel* für ihre Auktion vom 11. bis 13. Mai über 1200 Stücke zusammengebracht, darunter 28 von Aldegrever, 74 von Piranesi, 70 Rembrandts, 80 von Dürer, 11 von Baptista.

Das Interesse für Graphik scheint neuerdings von der Verwendbarkeit der Blätter als Zimmerschmuck nicht unabhängig zu sein, wie die Auktion bei *Henrici* vom 23. März erweist. Hier erzielten englische und französische Farbstiche doch recht hohe Preise. Janinets „Nina", eine Schauspielrolle der Dugazon, erreichte 8900 M., ein Druck der beliebten „Comparaison" rund 9000. Die „Promenade Publique" von Debucourt 5000. Von den Engländern wurde die berühmte Serie von I. R. Smith „Maid What you will, Wife, Widow" mit 15 000 M. vergebens angeboten, das beliebte Kitschblatt von Ward nach Reynolds „Snake in the Grass" kostete 8800 M.



Survage

BÜCHER-QUERSCHNITT

Von *Alexander Beßmertny*

FRANZ WERFEL, Verdi. Paul Zsolnay Verlag, Wien.

Von einem stark Anlauf nehmenden, dann fast läppisch schwach gewordenen Lyriker, neu differenzierte, das Thema überspannende Prosa zu finden, ist seltsame Überraschung. Vielleicht hat er nicht genug geknetet und komprimiert, aber das angerührte Material zeigt das Können im Wurf und in der Episode.

GUSTAV E. PAZAUREK, Die Scherenkünstlerin Luise Duttenhofer. Verlag Herm. Pfisterer, Stuttgart.

Aus der Modezeit der Porträtsilhouette ist die liebenswürdigste und boshafteste Figur Luise Duttenhofer hier neu entdeckt und lebendig gemacht worden. Die Duttenhofer hat über das Porträt hinaus figurenreiche Kompositionen geschaffen, die die Möglichkeiten des bescheidenen Materials und der primitiven Technik zu übersteigern scheinen. Die Einleitung Pazaureks ist eine vortreffliche Monographie, die mit den Reproduktionen einen Sektor genrehaften Lebensstils bildhaft umrahmt.

JAHRBUCH DER CHARAKTEROLOGIE. Herausgegeben von Emil Utitz. Pan-Verlag Rolf Heise, Charlottenburg. 1. Jahrgang 1924. 1. Bd.

Keine bestimmte Disziplin umgrenzt das Gebiet der Charakterologie, sie ist heute selbst noch nicht Disziplin, sondern bestimmte Fragestellung und selbst noch nicht einmal Arbeitshypothese. Die Möglichkeiten sind beachtlich und das Jahrbuch enthält Aufsätze, von denen einige hervorgehoben sein sollen, wie: Kronfeld, Der Verstandesmensch; Lindworsky, Exerzitien des Ignatius von Loyola; Allers, Charakter als Ausdruck; Klages, Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches, und besonders Robert Heindl, Strafrechtstheorie und Praxis.

DEIN REICH KOMME. Von Felix A. Teilhaber. Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn, Verlagsbuchhandlung.

Ein chiliastischer Judenroman um Rembrandt und Spinoza, von Geschichte und Gedanken beschwert, aber von einem Schriftsteller geschrieben, der keinen Instinkt für die Gestaltungskraft der angewandten Sprache hat, also keiner ist. Von Propogandawert, nicht nur unter Leuten, die längst dieser Meinung sind. Hier wirkt ein Wille nicht durch seine schriftliche Gestaltung. sondern trotz dieser.

CASANOVA, Erinnerungen. Neu herausgegeben und übersetzt von Franz Hessel und Ignaz Jeżower. Taschenausgabe in 10 Bänden. Bd. 1—3. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.

Eine völlig neue und wirklich brauchbar leserliche Übersetzung des pikantesten Werkes des achtzehnten Jahrhunderts. Das Originalmanuskript, im Besitz des Verlegers Brockhaus, kennt niemand. Ob es von der Original-Ausgabe abweicht, überhaupt existiert, den Verleger und Besitzer kompromittiert, niemand weiß es. Einige schweinische Stellen dürften kein Grund zu solcher Klausur sein.

Jedenfalls werden Casanovas Erinnerungen in dieser Übersetzung eines der meistgelesenen Bücher deutscher Sprache sein, weil sie die Sehnsucht nach sich auswirkendem menschlichem Elementartrieb am eindeutigsten, wahrhaftigsten und unverschämtesten verwirklichen.

JOHN GALSWORTHY, Der kleine Jon. Illustriert von R. H. Sauter, Verlag Paul Zsolnay, Leipzig.

Das bestillustrierte Kinderbuch seit langer Zeit.

JOHANNES NOHL, Der schwarze Tod. Eine Chronik der Pest 1348 bis 1720. Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.

Aus zeitgenössischen Berichten und Dokumenten wird das Bild der großen Pest zusammengestellt. Ein schrecklicher Zug von Unglück und Grauen zieht vorbei; alle bösen Instinkte werden wach, alle Hilfskräfte versagen, der Teufel wird beschworen, die Juden werden totgeschlagen, der Sexus wird entfesselt, Geißelbrüder treten auf, Tanzwut bricht aus, Kinder predigen, und schließlich siegt das Leben. Nohl hat alles klug geordnet und gesammelt, in einem Werk, das spannender ist als jeder noch so phantastische Roman.

ERNST DIEZ, Einführung in die Kunst des Ostens. Mit 63 Abbildungen. Avalun-Verlag, Wien-Hellerau.

Was heute vom Wesen der ostasiatischen Kunst gewußt wird, hat der Verfasser, gestützt auf zuverlässige Ergebnisse der Einzelforschung, unverwirrt und deutlich dargestellt. So gut und wertvoll die Arbeiten zur ostasiatischen Kunst von O. Fischer, C. Glaser, Cohn-Wiener, E. Grosse, O. Kümmel und K. With sind, eine solche zusammenfassende knappe Arbeit fehlte bisher. Besonders zu begrüßen ist, daß das Hauptgewicht auf die chinesische Malerei gelegt wird, deren menschliche Nähe und Größe uns als Idealtyp einer wesentlichen, unpathetischen, unromantischen, uns wirklich angehenden Kunst erscheint. Bemerkenswert ist, daß das Bildermaterial vor allem bisher unbekannte und uns neue Darstellungen bringt.

BOCACCIO, Das Decameron. Mit 128 Illustrationen von Johannot, Grandville u. a. Allgemeine Verlagsanstalt, München.

Die vorzügliche Übersetzung Meißners von 1782 wird durch die bürgerlich-romantischen Illustrationen des Vor-Biedermeiers zeitlich richtig begleitet. Aber solche Renaissance erscheint uns heute entgiftet, und vielleicht so am ehesten als Aufguß antikischer Essenz entlarvt. Das Decameron wird uns gerade in dieser Ausgabe an den Stellen wichtig, zu denen diese alten Bürger keine Illustrationen wagten.

EBERHARD GOTHEIN, Schriften zur Kulturgeschichte der Renaissance. Band I: Renaissance in Süd-Italien. Band II: Reformation und Gegenreformation. Verlag Duncker & Humblot, München.

Die politische Geschichtsschreibung Rankes erscheint hier durch Wertung der sozialen Kräfte pragmatisch erweitert und verfeinert. Die Kulturgeschichte der Renaissance in Süd-Italien wird zu einer Ergänzung von Jacob Burckhardts Renaissance-Büchern. Der Band über Reformation und Gegenreformation ist ein gedrängteres und dadurch einprägsameres Gegenstück zu Rankes Deutscher Geschichte im Zeitalter der Reformation. Erwähnenswert ist, daß dieser Band auch die berühmte Abhandlung Gotheins über den Jesuitenstaat von Paraguay enthält.

SPITTELER, Prometheus der Dulder. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

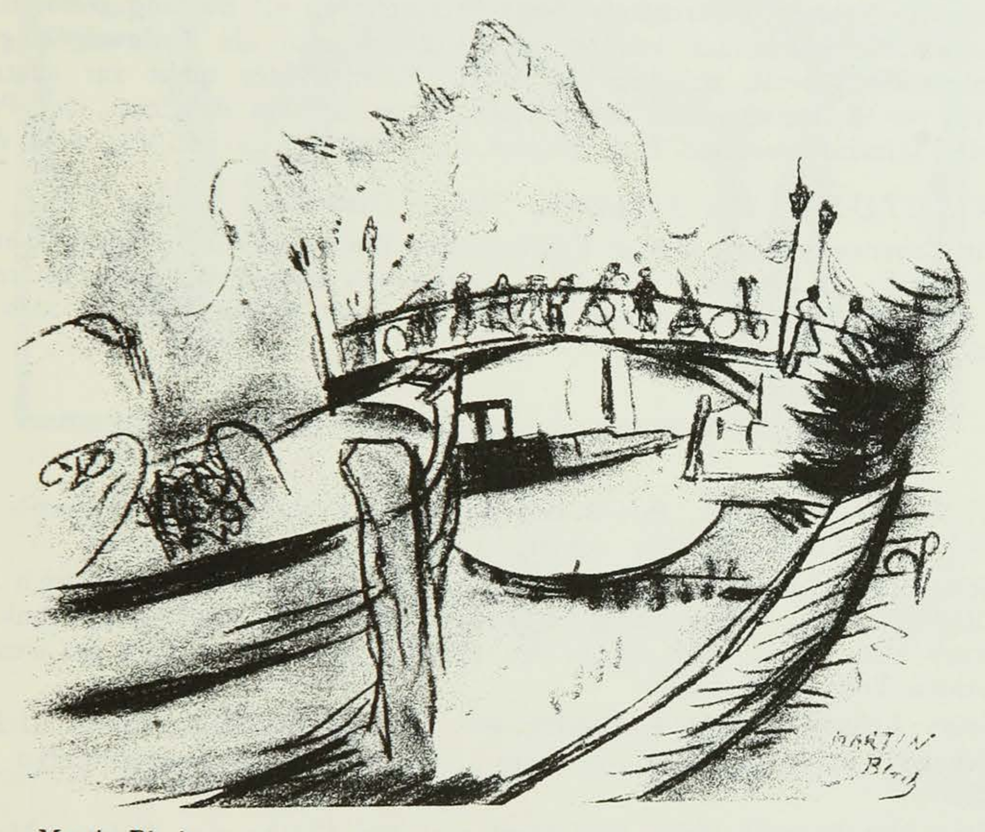
Karl Spitteler ist vor kurzem im höchsten Alter gestorben; viel gepriesen und sicher wenig gelesen — und das mit Recht. Dieses letzte Werk ist geradezu ein Mythos der Trivialität.

ROMAIN ROLLAND, Mahatma Gandhi. Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich, München und Leipzig.

Der indische Tolstoi sollte uns mehr als ethnographische Erscheinung vorgetragen werden. Der Anspruch Romain Rollands auf Atemanhalten vor entfernten Heiligen macht unsere Kritik asthmatisch und verfälscht unser europäisches Interesse in eine Anteilnahme, deren dauerndes Nichtaktivwerden Beweis eines wirkungslosen Beispiels ist.

F. ADAMA VAN SCHELTEMA, Die altnordische Kunst. Mauritius-Verlag, Berlin.

Der Verfasser macht das bisher fast nur dem prähistorischen Tatsachenforscher wirklich bekannte Gebiet und Material der vorgeschichtlichen nordischen Kunst zum Thema einer kunsthistorischen Untersuchung. Wesen und Voraussetzungen der ornamentalen Kunst werden als Grundstock der Arbeit festgelegt, um auf ihm die Gebilde der germanischen Stein-, Bronze- und Eisenzeit stilkritisch zu analysieren. Ohne auf die stoffliche und gedankliche Fülle des Werks einzugehen, mag die interessante Parallele festgehalten werden, daß spätere Entwicklungsphasen der deutschen Kunst, wie Spätgotik und Barock ebenso als spezifisch charakteristischer Ausdruck nordisch germanischen Geistes zu gelten haben, wie die eisenzeitlichen germanischen Tierornamente in wesentlicherem Maße der nordischen Kunst eigentümlich



Martin Bloch

sind als deren Formen in der Stein- und Bronzezeit. Die nordische Kunst nimmt trotz ihrer wachsenden äußerlichen Anknüpfung an südliche Formen im Verlauf ihrer Entwicklung an Eigenart zu, sowohl in der vorgeschichtlichen Zeit wie zur Zeit des Barock. Scheltema glaubt so den Grundcharakter germanischer Kunst dahin festlegen zu können, daß das organische Prinzip der Gestaltung dem germanischen Geist besonders adäquat erscheint. Damit wird das Vermögen gekennzeichnet, die geistige Form vom natürlichen Grund, aus dem sie einst entwachsen, zu befreien, sie mit neuer, diesem Grund fremder Kraft zu erfüllen, bis der natürliche Grund in die geistige Form selbst einbezogen ist.

WALTER KRUG, Beethovens Vollendung. Allgemeine Verlagsanstalt, München.

Beethoven aus seinem Werk und seiner Zeit gedeutet. Kein lyrischer Lobgesang, sondern mutig negierend und antitraditionell.

LEO FROBENIUS. Das sterbende Afrika. O. C. Recht Verlag, München.

Wie immer bei Frobenius eine Fülle von unerhörtem Material nach den Ideen eines außerordentlichen Menschen geordnet. Gerade dieses Werk ist besonders bemerkenswert, weil es die letzten Denkmale einer großen Kultur für uns zum ersten Male auch in Bildern aufzeichnet und festhält.

THEODOR DÄUBLER, Päan und Dithyrambos. Eine Phantasmagorie. Insel-Verlag, Leipzig.

Dieser Insel-Verlag hat seine feste Abnahme-Verpflichtung für Däublers Papierkorb. Es ist aber schon beschwerlich und lästig genug, sich aus diesem Zusammenkehricht die wenigen wirklich guten und gelungenen Verse zu suchen.

PAUL HANKAMER, Jakob Böhme. Verlag Friedrich Cohen, Bonn.

Wenn Jakob Böhmes Gestalt als ein Zu-sich-selbst-Kommen gedeutet wird, so kann die Verschiedenartigkeit seiner Weltdeutung als Stufung seines inneren Wertzuwachses erkennbar werden. Alle Einzelwerke als Teile einer großen Lebenseinheit gesetzt, machen das Werk Böhmes hier nicht zur abstrakten Theorie von Erkenntnis und Metaphysik, vielmehr zum Ausdruck der Person, was der schwierigere und fruchtbarere hier eingeschlagene Weg sein dürfte.

INA SEIDEL, Das Labyrinth. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Die Lebensgeschichte Georg Forsters, des Weltreisenden und Begleiters von James Cook, als Roman. Lebendig, anschaulich und wirklich sachinteressant. Von den Empfindsamkeiten der Verfasserin, nicht denen Forsters, also nicht denen der Zeit, überschwemmt.

*

FRANK HURLEY, Pearls and Savages. Verlag G. P. Putnam's Sons, New York und London. (Mit achtzig ganzseitigen Illustrationen.)

Sehnsucht nach Wärme und der Drang des Forschers, in dem sich so oft die Romantik des kältegebundenen Angelsachsen äußert, führte Frank Hurley nach Neu-Guinea, dem nächst den arktischen Regionen noch am wenigsten bekannten Teil des Erdballs.

Seine Erlebnisse und Beobachtungen sind soeben in einem schlicht geschriebenen, unerhört schön illustrierten und musterhaft ausgestatteten Buche erschienen.

Eine Märchenwelt steigt betäubend aus den Fluten der Südsee: Mukawa, Boianai, Mailu, Coira—Wanigella, Orokaiva—Boga, Boga—Dubu, Daima; hell leuchten die Vokale in diesen melodiösen Namen, die Sonne glitzert auf Korallenriffen — brünstig quillt Nebel aus dem feuchten Schoß unermeßlicher Flußläufe und Seen — schwer atmen Lotus und Orchideen im Dickicht des Urwalds.

Es ist ein gierig besonnenes Leben, schwer und köstlich — flammende Fackeln brennen am Himmel — eine strudelnde Hitze platzt nachts in unerhörten Gewittern.

Seltsame Menschen, uns seltsam, weil wir sie kaum noch verstehen, leben in dieser Umwelt: Kannibalen und Kopfjäger, Totemverehrer, die ihren Göttern riesige Tempel bauen, sich an leidenschaftlichen Tänzen berauschen, Federn und Gräser in kompliziertester Einfachheit zu phantastischen Gewändern fügen. Eine gerade Linie geht vom Menschen zur Umwelt, von der Umwelt zur Gottheit. Göttlicher Geist waltet in Regen und Wind, in der Pflanze, dem Fluß — beschämt und ergriffen liest man von diesen himmelnahen Dingen.

Mark Neven.


Günther Stern

MARGINALIEN

Brief Richard Wagners an Ludwig II. von Bayern.

Theuerster Geliebter! Hier ein Briefchen für die erhabene Liebliche! Ich schreibe ihr darin von unserem Parzival.

Wie geht es dem holdesten Herrn der Erde? Ich fürchte, Er hat jetzt viel zu „hexen" und sehnt sich bald wieder „zaubern" zu dürfen? Armer!! — Ich bin für das Hexen jetzt sehr müde geworden, und hoffe getrost für einige Zeit es Andren lassen zu können. Ich denke, mit meinem wunderlichen Hans ist nun alles in Ordnung: Am 15. April trifft er mit der Freundin nun wieder in München ein, um auch für mich Quartier zu machen. Wenn nur die „Hexerei" mit Putlitz gelingen wollte! Ich erfahre nichts davon und fürchte, Ihre kleinen Räthe usw. werden Ihnen viel Schwierigkeiten machen, dazu sind sie nun einmal in der Welt, und selbst in der Residenz München. Machen sie es gar zu schwer, so wird Parzival wohl wieder einmal zum Siegfriedschwert greifen müssen: In Betreff dieser Leute steht mein Spruch jetzt so: „Ihr sollt leben, laßt uns aber auch leben." Bitte, Bitte! Lassen Sie sich gegen Putlitz nichts einwenden: Ich gehe bei dieser Bitte mit großer Vorsicht und Überlegung zu Werke! Seine Berufung ist das Beste und Zweckmäßigste was Sie tun können, um mit einem Male Ordnung und sich selbst Ruhe und Fortgang der Sache zu versichern. Der treffliche Schmitt soll dabei ungestört Intendanzrathen so gut und viel er kann. Aber: „leben und leben lassen."

Der Lenz kämpft noch mit Winterstürmen. Am Jahrestag unseres Grütlibesuches mußten wir zu Hause bleiben. Am Karfreitag bin ich aber dort: O Parzival! Wie muß ich Dich lieben, mein trauter Held! — Bald wird wohl die Welt sehen, was das zu bedeuten hat, — und ärgern wird sie sich auch, zu gewahren, daß alles Unheil, welches sie für uns kocht, uns zum Heilsaft wird. Siegmund konnte eben Gift vertragen: denn er war göttlich! —

Mit Gott, mein Theurer! Schön „hexen", daß ich armer Meister gut „zaubern" kann. Es geht, es wird; ich hoffe, liebe und glaube! — Tausend innige Seelengrüße!

Ewig treu und eigen

Luzern, 31. März 1867. Richard Wagner

Innigste Grüsse der treuesten Freundin.

Die Corrida de toros.

Wer verdient was? Das Business bei der Corrida.

Von

MIGUEL FUENTES.

Von dem berühmten Torero Mazzantini stammt das Wort: „Wer in Spanien Großgeld machen will, muß erste Diva oder Matador de toros sein." Oder — wenn wir Blasco Ibañez glauben wollen — Mitglied des Direktoriums der Generale. Übrigens beides ... Toreros und Directorio ... unsichere Existenzen, heute rot, morgen tot. Apropos Marokko. Aber ich will ja über Stierkämpfe aussagen.

Also, ein erstklassiger Torero erhält für eine Corrida 5—6000 Pesetas, die ganz großen Espadas (nach dem Degen so genannt, mit dem sie dem Tier den Todesstoß versetzen) wie Joselito oder Sanchez Mejia sogar 9—10 000 Pesetas. Hiervon muß er seine Truppe bezahlen, die Quadrilla, die aus zwei Picadores und drei Banderilleros besteht. Zum Verständnis (nicht der Berliner, denn die haben alle schon mit Toros zu tun gehabt, sondern der Provinzleser des „Querschnitt") erläutere ich, daß Picadores Lanzen tragen und beritten sind, die Pferde aber meist plötzlich nach dem Erscheinen des Stieres abgeben — und zwar an den Stier —, die Banderilleros aber dazu dienen, den natürlichen Kampfinstinkt des Stieres zu wecken, indem sie ihm Pfeile mit häßlichen Widerhaken lieblos in den Nacken stoßen. Sie erhalten pro Kopf 2—300 Pesetas für den Nachmittag. Dazu bezahlt der Maestro noch die Eisenbahnfahrten und die

Gastos de fonda. Gut, daß der Wein so billig ist, sonst würden diese „Hotelspesen" wohl so auflaufen, daß auch sie limitiert werden müßten.

In einer Corrida werden meist sechs Stiere erledigt, von denen je ein Torero zwei oder drei auf sich nimmt. Faßt man die Honorare für zwei Quadrillas, sechs Toros bravos, Miete für die Arena, Personal, Sanitätsdienst und Propagandaspesen zusammen, so muß ein Empresario schon 15—20 000 Pesetas hereinbringen, um seine Selbstkosten zu decken. Berühmte Namen schaffen stets eine volle Arena. Die Plaza de toros in Madrid hat oft über 10 000 Besucher. Und für die Corrida hat der Spanier stets Geld, und wenn er seine letzten beiden Pesetas opfern muß, um einen billigen Sitz zu mieten und zwei Stunden auf der Sonnenseite zu braten. Zu jedem Zweck werden Corridas veranstaltet. Als man nicht wußte, wie man die Gelder aufbringen sollte, um die Frescos des Francisco de Goya in der Ermita de San Antonio de Florida vor dem Verfall zu retten, hielt man eine Corrida von fabelhaftem Glanz ab. 13 000 Besucher. Die Frescos gerettet. Ich glaube, wenn wir einen Thronerben erwarteten, würden wir treuesten Söhne der Kirche kein Hochamt zelebrieren, sondern der Himmelskönigin eine Corrida darbringen.

Leider werden die Toreros selten alt. Wenn es ihnen gelingt, den tödlichen Hörnern zu entgehen, haben sie, wie Bombita, Guarrita und Machaquito, ein enormes Vermögen gesammelt. Joselito „el gallo", Spaniens größter Torero, war 25 Jahre alt, als ein Toro bravissimo ihn tot auf der Plaza de la Reina in Toledo ließ; er hatte damals schon 670 Corridas hinter sich und 1530 Stiere getötet.

Ich für meinen Teil fühle keine Anlage zum Torero. Ich hasse Hörner.

(Deutsch von Dr. van Bebber.)

FAITS DIVERS.

Van Dongen va, paraît-il, illustrer La Garçonne.

*

Marie Laurencin aime beaucoup les œuvres du jeune peintre allemand H. Kolle (Helmut vom Hügel) dont une exposition vient d'avoir lieu à la Galerie Pierre.

«Il fait pour les garçons ce que je fais pour les femmes», dit-elle.

*

On apprend qu'un peintre américain, du nom d'Albert Herter, est sur le point d'exécuter une fresque sur les murs de la Gare de l'Est de Paris.

Il s'agit d'une peinture de propagande représentant le départ des troupes françaises pour le front le 1 er août 1914.

Was ist Materialisation ?*)

Vom ganz äußerlichen Standpunkte genommen ist sie eine sichtbare, greifbare, photographierbare Masse von verschiedenster Konsistenz und Farbe, die angeblich in häufigen Fällen Eigenbewegung besitzt, sich aus amorphem Stadium zu prägnanten Umrissen, auch zu plastischen Bildern, Porträten, Händen, Fingern usw. zu formen vermag. Sie ist angeblich fast völlig lichtunbeständig, verschwindet von selbst in nichts oder in den Körper des Mediums zurück. Die Spiritisten haben die Materialisation immer als den exquisiten Beweis der Mitwirkung oder Anwesenheit von „Spirits", Geistern, angesehen. Für sie ist die Gestaltung als solche direkt der Geist oder ein von ihm sichtbar gewordener Teil. Manche spiritistische Richtung kam später der okkultistischen Auffassung so weit entgegen, daß sie die Gestaltung nur als eine Kraftäußerung des Mediums selbst ansah, die aber von der formenden Kraft des Geistes (Spirits) erzeugt und bewegt wird. Die Okkultisten, wenigstens diejenigen der modernen, wissenschaftlich gefärbten Richtung, haben die Materialisationserscheinungen als einen der Naturkraft des Mediums entstammenden Vorgang angesehen. Sie glauben, daß vitale Kräfte des Organismus unter einem bisher nicht genügend geklärten, vom Normalwachzustande abweichenden Bewußtseinszustande des Mediums sich abspalten oder herausprojizieren können. Sie meinen aus ihren Beobachtungen schließen zu dürfen, daß diese an sich unsichtbaren Kraftlinien, Kraftfelder dann — besonders im Dunkel und in engen Räumen (Kabinett) — sich verdichten können zu etwas sichtbar Stofflichem, und daß an diesem Stoffe nun das Unterbewußtsein des Mediums (Erinnerungsbilder, auch Traumbilder, ebenso wie Willensakte bewußter Art), aber auch die Suggestion und der Wille des bewußt handelnden Experimentators oder seiner Beisitzer

*) Aus dem Bande „Der physikalische Mediumismus" des dreibändigen Werkes „Der Okkultismus in Urkunden", herausgegeben von Max Dessoir, Verlag Ullstein.

gewissermaßen Modellierarbeit verrichten können. Auf diese Weise wäre die Bildung von menschlichen Glied- oder Ganzformen zu erklären. Diese speziell seien dem Materialisationsvorgange die adäquatesten, denn dieser selbst sei dem Bildungsprozeß des intrauterinenLebens, dem ontogenetischen Werdegang der Frucht im Mutterleibe vergleichbar oder sogar nachgebildet. Die Schwierigkeit der Ausscheidung der Materialisationskraft aus dem Körper aber sei vergleichbar dem Gebärakt selbst, weshalb das Austreten des „Teleplasmas" meist aus Körperhöhlen (Mund, Schoß) erfolge und vom Medium mit entsprechenden Ausdrucksbewegungen vollbracht werde. Die Materialisation wäre demnach eine Metamorphose der Vis generatrix naturae. Aber nicht immer äußert sie sich in der Form von der lebenden Natur ähnlichen Gestaltungen. Wenn das Ziel der das Medium unbewußt steuernden oder vom Zirkel suggerierten Bestrebung z.B. die Bewegung eines von ihm entfernten, nicht berührten Gegenstandes ist, bilden sich nach Aussage der Okkultisten bald unsichtbare, bald sichtbare oder mindestens photographierbare „Fäden" oder „teleplasmatische Organe", mit deren Hilfe das zu bewegende Objekt gezogen oder getragen wird. In manchen Fällen sollen sich dunkle Stäbe, Stangen — einer der Forscher (Crawford) nannte sie Kraftröhren — bilden, die schwere Objekte schieben, heben, stoßen, umwerfen usw. In anderen Fällen wurden solche Kraftäußerungen als durchgreifende, hand- oder fußähnliche, oft auch wie im Trikot steckende (Fußspitze) Organe am Bewegungsobjekt selbst wirkend wahrgenommen und behauptet, daß zwischen diesem Greiforgan und dem Körper des Mediums die Verbindung fehlte, daß es also nicht, wie doch unmittelbar anzunehmen naheliegt, etwa Hand oder Fuß des Mediums selbst gewesen sein könne.

Der Streit geht also um die Zuverlässigkeit der Beobachtung und der Kontrolle. Hier liegt die Entscheidung über die Frage: Gibt es einen zwingenden Nachweis von der Existenz einer Materialisation oder nicht? Es ist wohl zu unterscheiden, daß, falls man diese Frage verneinen müßte, damit nicht gesagt

ist, daß es keine Materialisation an sich gibt. Allerdings müßte man in diesem Falle fast mit zwingender Notwendigkeit folgern, daß es keine derartigen Erscheinungen gibt, denn man muß, wie wir sehen werden, annehmen, daß im Falle ihrer Existenz bei der Art und relativen Einfachheit ihrer Beobachtungsmethode der sichere, unangreifbare Beweis dafür bereits geglückt sein müßte.

Die Okkultisten berufen sich gern auf angebliche Analogien aus dem Gebiete der anerkannten und experimentell erprobten, immer aufs neue wiederholbaren und anwendbaren Wissensdisziplinen, wie die Physik und Chemie. Sie wollen unter Heranziehung von Beispielen manchmal demonstrieren, daß bei diesen Disziplinen neue Erfindungen anfänglich auch auf Widerspruch und Unglauben gestoßen seien, bis ihre Anerkennung sich durchgesetzt habe. In anderen Fällen aber entlehnen sie ihre Beispiele aus dem Ablauf und der Theorie von Naturvorgängen als Beweis- oder Erklärungsversuche für die von ihnen behaupteten Phänomene und deren theoretische Deutung. Wir greifen der Demonstration halber zunächst zwei Beispiele heraus. „Als du Moncel am 11. März 1878 in der französischen Akademie der Wissenschaften zum erstenmal den Phonographen vorführte, wurde er von einem Gelehrten namens Bouillaud in Gegenwart Flammarions an der Kehle gepackt und mit den Worten ‚elender Schwindler, Bauchredner‘ beschimpft.“ Ich füge dem zu: Als Graf Zeppelin einer mathematischen Kommission der Technischen Hochschule zu Stuttgart seine ersten Berechnungen zu seinem späteren Luftschiffbau nach dem Prinzip „starr und gleichschwer wie die Luft“ zur Begutachtung vorlegte, wurde seine Idee als undurchführbar abgelehnt.

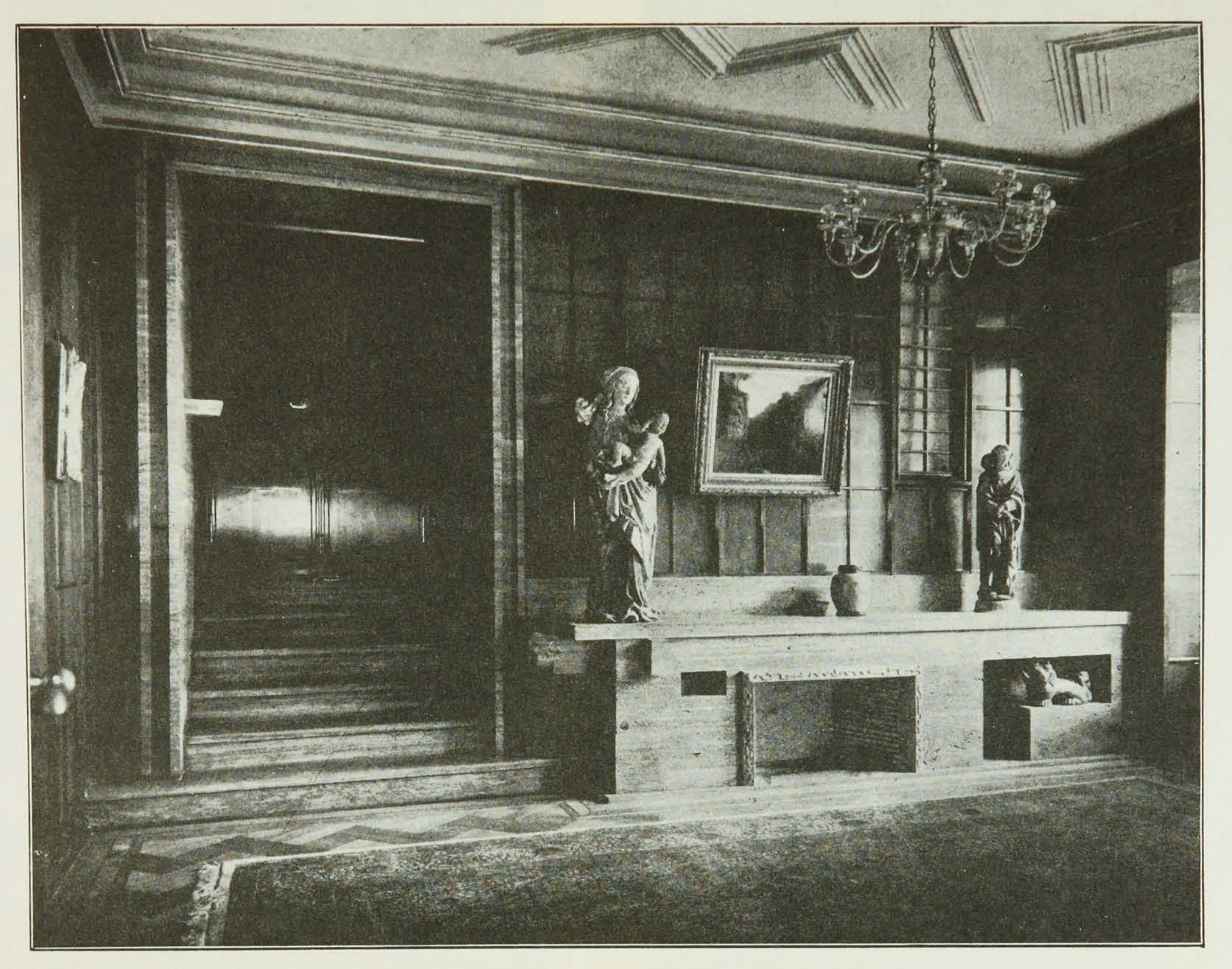
In beiden Fällen war das Phänomen echt! Worin besteht nun der Unterschied mit der beim Okkultismus erwarteten Bestätigung von Phänomenen? Beiden Beispielen gemeinsam ist, daß eine wissenschaftliche Entdeckung zunächst auf Widerspruch stieß. Im Falle du Moncel-Bouillaud ist die Situation geradezu banal: sie ist als eine nur zu leicht begreifliche momentane Über-

raschungsreaktion eines Sanguinikers aufzufassen, der sich für getäuscht hält. Man kann überzeugt sein, daß Herr Bouillaud wohl schon einige Minuten darauf, bei Wiederholung des Phonogramms, belehrt war und bewundernder Propagator der Idee des Phonographen geworden ist. Der Fall Zeppelin vor dem Urteil der Stuttgarter Mathematiker liegt interessanter und bietet eine bessere Analogie für das Bestreben der Okkultisten, seitens der offiziellen Wissenschaft Anerkennung zu finden. Ein lenkbares Luftschiff war im damaligen Stadium nicht als zu erbringender Tatsachenbeweis demonstrierbar. Es lag nur auf dem Papier die Idee zur Konstruktion und die statische Berechnung vor. Die Kommission hatte recht, die Frage so, wie sie starr und eindeutig gerichtet sich präsentierte, als undurchführbar zu errechnen. Denn das Luftschiff, auf der Erde als gleichschwer wie die Luft ausbalanciert, war theoretisch und auch praktisch in jeder beliebigen Höhe immer wieder unausbalanciert in seiner jeweils neuen Lage in anderen Luftschichten. Trotzdem siegte Zeppelins Idee. Eigene dynamische Kraft und Steuerungsdruck liefern eben die Adaption für die verschiedenen Unausgeglichenheitsgrade. Zeppelin hat einige Jahre gebraucht, um das Vorurteil der Gutachter zu überwinden; er siegte durch die Demonstration einer sichtbaren, greifbaren Tatsache, durch das triumphierend fliegende Luftschiff. Man muß also das Luftschiff des Okkultismus fliegen sehen: es muß aufsteigen, manövrieren und landen können wie jenes; und der Okkultismus ist offizielle Wissenschaft geworden wie jede andere.

Kohlische Ode.

O Kohl der Blume, der du leuchtend aus suppener Schüssel mir —
Ceres' Busen gleich, der gepuckert und holländisch mild getunkt,
weiß aus der Markthalle Fülle strahlt — mir winkst wie ein Parlamentär
nie bezwungener Festung des Dollarkurses,
schachtisch gestützt auf die Mark jetzt der Renten,
die papieren und gemünzt das Reich aus den Fingern sich saugt —
du bist — ach wärst du doch nur Blumenkohl — der Kohl,
der mit antikisch hölzernem Gefaser den ach so magern
Kohl — ach — der Literaten-Touren nach Griechenland nicht fett,
noch würzig, noch geschmeidig macht, der frei ins Haus geliefert
dem Deutschen stets zum Überdruß aus vollem Halse hängt
akanthuskraus.

Thomas Ring.



Empfangszimmer Prof. E. Fahrenkamp, Düsseldorf / Ausführung: Bremer Holzkunst-Werkstätten

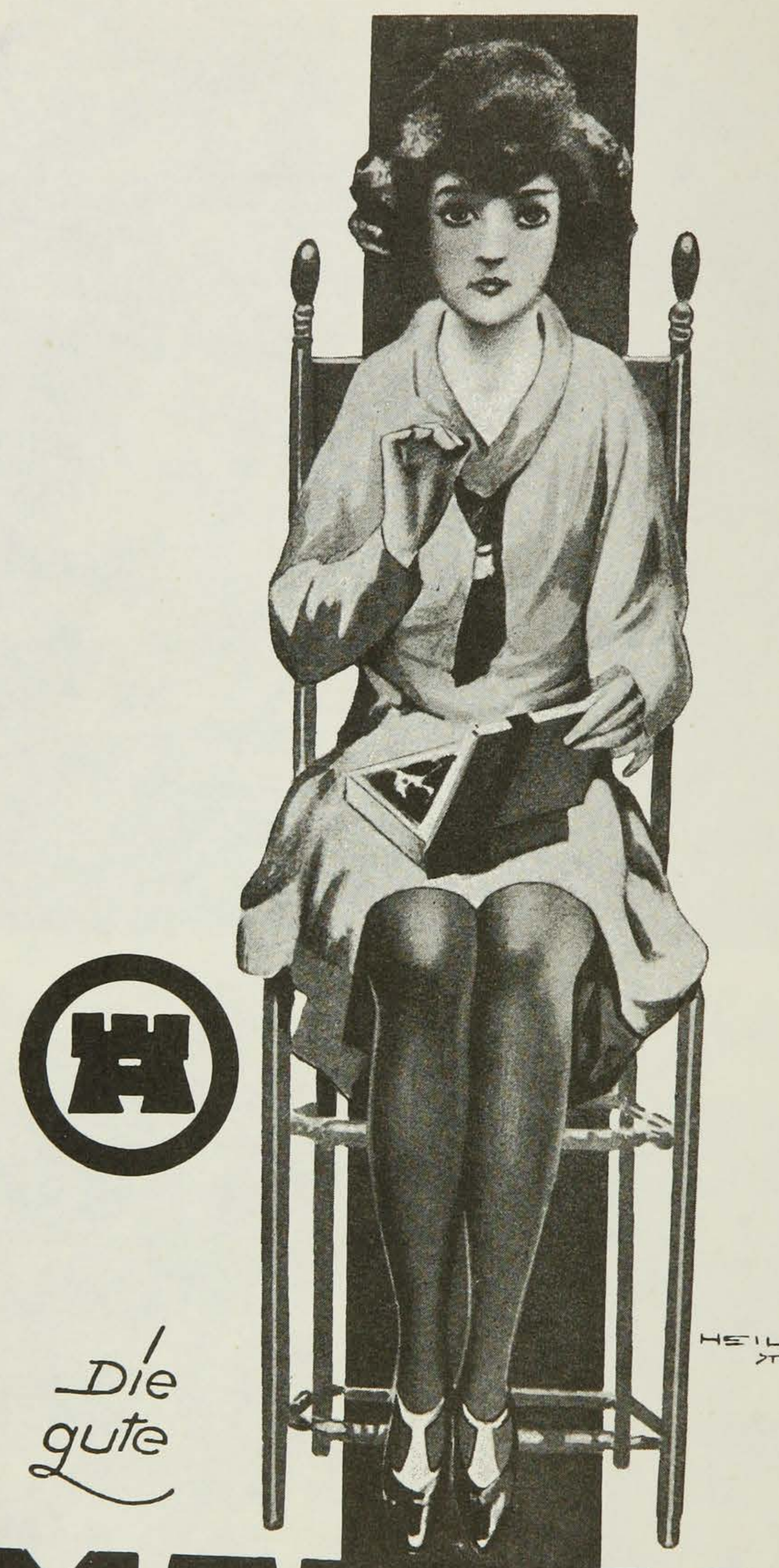
„Hommage à Levy". Anläßlich des 50. Geburtstages Rudolf Levys

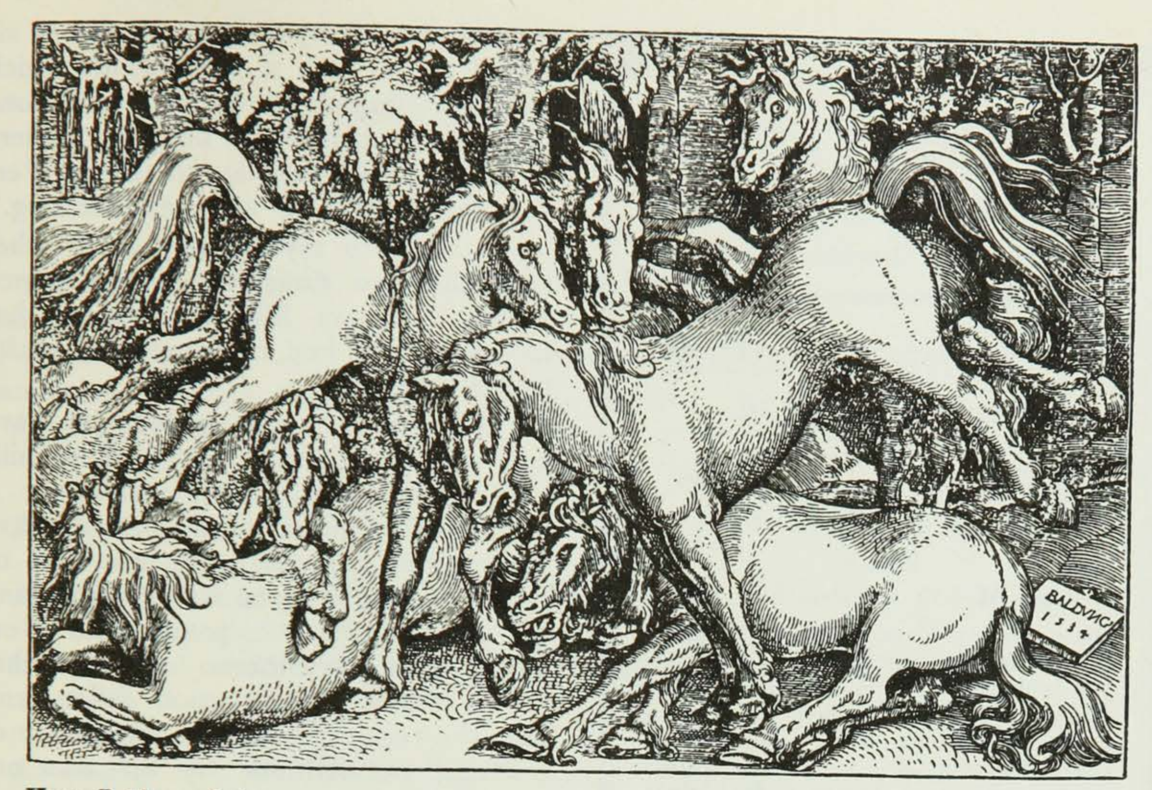
Galerie Matthiessen, Berlin

David Teniers. Amor als Maler. Aus der Medici-Serie

Tafelaufsatz. Altmeißener Porzellan mit französischer Montierung
Im Besitz von Flatow & Priemer, Berlin

Italienische Arbeit, vergoldet, um 1740
Sammlung Flatow & Priemer, Berlin


Die gute
HEILIGEN-



Hans Baldung Grien — Holzschnitt

Von der Dublettenversteigerung der Albertina bei Boerner

A PRINCESS WHO FLIES

The Earl of Oxford's Daughter, Princess Antoine Bibesco, goes up whenever she can—An Interview

By Blanche B. Elliott

I was fortunate enough to catch Princess Bibesco a short time before she was leaving London to join her husband, who is Roumanian Minister at Washington. The Princess was stopping with her sister, Lady Bonham Carter, and the fact at once became apparent that she is an enthusiastic airwoman.

"Oh, yes! I must admit that I love flying, and go up whenever I possibly can. I am awfully keen on it, and I think that women are becoming more and

more attracted by the possibilities of air travel. It is such a wonderfully quick way of getting about, and it enables one to avoid so many little niggling bothers associated with railway travelling. Personally, I find it very exhilarating."

In reply to my enquiry as to whether she had done any long-distance flying, Princess Bibesco replied that at present she had not made any really lengthy flights.

"Of course," she added, "I have had some wonderful flights in a military 'plane with B." (mentioning a well-known military pilot), "I have looped the loop and all that sort of thing—I simply loved it." In speaking of her transatlantic passage to New York, Princess Bibesco admitted that she was not a very good sailor, and that she regretted that an alternative of crossing the Atlantic by air was not possible. "If I could, I should do all my travelling by aeroplane. Aviation is one of the things in which I am sincerely interested, and I may be able to tell you something more about my flying experiences when I am back again in London—in about five month' time I hope. In the meantime, I have every minute of the day taken up with preparations for departure."

Princess Antoine Bibesco is the daughter of the Earl of Oxford and Asquith. Her first novel, "I have only Myself to Blame," attracted much attention through its outspokenness and individual note. "Balloons" and "The Fir and the Palm" are other novels from the same competent pen. She has a play, "The Painted Swan," ready for production.

(Air Ways.)

Folgende **Blasphemie** steht in Paul Westheims „Kunstblatt" anläßlich eines Aufsatzes von Iwan Goll „Der neue Pariser Chagall": Langsam erkennen es alle: nur über Paris geht des Malers Weg in die Welt. Kokoschka fühlt es — zu spät. Oder will er wieder in die Sexta, er, der Maestrȯ von Dresden?

Rede, wie du sprichst
oder
Das Karussell der stehenden Redensarten.

Von *Erich Kästner.*

Motto:
„Wahnsinn, dein Name ist Methode."
(Dichter unbekannt.)

Zwei Herren, die wir — ohne sie dadurch über Gebühr zu beleidigen — A und B nennen wollen, geraten im Verfolg eines harmlosen Gedankenaustausches in einen Streit, den approximativ wiederzugeben als die Absicht des sogleich beginnenden Dialogs angesprochen werden kann.

A: O Sie Hornochse! Das schießt denn doch der Krone den Gipfel ab! Sie geraten wahrhaftig aus dem Hundertsten in die Traufe; Sie schütten ja das Kind zum Fenster hinaus!

B: Jeder zupfe sich vor seiner eignen Türe! Und eines rate ich Ihnen: Treiben Sie mich nicht auf die Spitze ...

A: Bangemachen ist Glückssache, Sie falsches Gebiß! Tun Sie bloß nicht so schmalspurig!

B: Sie sind wohl nicht recht bei Stimme, was? Sie Heliotropf? Das setzt doch dem Faß die Krone auf, Sie Hottentrottel, Sie Schmalhans in allen Gassen, Sie ...

A: Ruhig Gut und Blut, Herr ... Sonst werden Sie noch sehen, was Sie ernten. Nicht umsonst heißt es: Der Esel tanzt solange um den Brunnen, bis er bricht.

B.: Den Stuhl sollte man Ihnen ganz einfach vor die Pistole setzen, Sie fadenscheinheiliger Kerl! Sie mit Ihren fahreiligen Urteilen sollten, was ich sage, lieber etwas überlegen und nur von Durchfall zu Durchfall entscheiden ...

A: Pfui, Sie gemeines Objekt! Ihretwegen fällt mir kein graues Haar in die Suppe! Jawohl ... Die Axt im Haus ist besser als die Stumme auf dem Dach ... Ich könnte Ihnen was sagen, daß Ihnen das Herz zu Berge steht!

B: Ich soll Ihnen wohl zu Kopfe steigen? Sie werden gleich eine Ohrfeige beziehen, daß Sie denken, vorn und hinten fällt auf einen Tag!

A: Bei Ihnen ist wohl eine Schraube nicht ganz trocken, Sie Kompromißbrotesser? Eher schlage ich Ihnen die Hosen kurz und klein, daß Ihnen dick und dünn zumute wird.

B: Haha! Geben Sie lieber Obacht, daß ich den Nagel zu Ihrem Sarge nicht ins Schwarze treffe! Von Ihnen lasse ich mich nämlich nicht an der Straße herumführen! Es ist ja direkt zum Lachen ...

A: Da müssen Sie später zu Bett gehen. So schnell bläst man mir den

Lebensfaden nicht aus! So schnell nicht! An den Rand des Zuchthauses müßte man Sie bringen!

B: Und Sie kommen doch noch zu Ihrer Ohrfeige, daß man alle zehn Finger singen hört, wo sich Ostern und Pfingsten gute Nacht sagen.

A: Ich werde Sie gleich zu Paaren treiben, verstanden?

B: Nun ist es aber genug! Sie stehen mir längst zum Halse heraus!

A: Überlegen Sie sich, was Sie sprechen, Herr! Der Krug geht solange zur Neige, bis er die Nase voll hat! Ich kann Sie nicht riechen! Das ist gerade, als ob man Taubenohren predigte...

B: Halten Sie Ihren Rand, Mensch! Von Ihnen lasse ich mich nicht auf den Besen binden. Ich werde Sie zu Wasser lassen, daß Ihnen die Butter nicht weit vom Stamm fällt...

A: Genug der Kopfspaltereien! Das Huhn im Topf erspart den Zimmermann. Machen Sie schnell dorthin, wo Sie hergekommen sind!

An dieser Stelle des Dialogs haut, wie zu erwarten war, der B dem A eine herunter. Teils von diesem Knall angelockt, teils per Zufall, teils von links und teils, um dem Streit ein Ende zu bereiten, tritt jetzt Herr C auf. Obwohl unaufgefordert und da er den Sport liebt, ergreift er das Amt des Schiedsrichters und spricht also:

C: Darf man wissen, warum die Herren sich zanken?

A zu B: Wollen wir's ihm sagen?

B zu A: Meinetwegen.

B: Wir stritten uns um den Wortlaut einer Redensart. Dieser Herr hier war kühn genug zu behaupten, es heiße: Ein Kaiser reißt dem andern keinen Bart aus. — Ich bitte Sie!

A: Lassen Sie mich auch bitten! Hören Sie nur, was er sagte! Es heiße: Das setzt doch dem Kaiser die Krone auf! Ist das nicht lächerlich?

C: Meine Herren, Sie sind beide im Unrecht. Es bereitet mir Genugtuung, Ihnen mitteilen zu können, daß die Redensart noch anders heißt.

A und B: Wie denn?

C: Sie heißt: Gehen Sie dorthin, wo selbst der Kaiser ein Loch gelassen hat...

*

Daraufhin brachen die drei Herren in eine helle Blutlache aus, verloren die Köpfe und gingen hinfort.

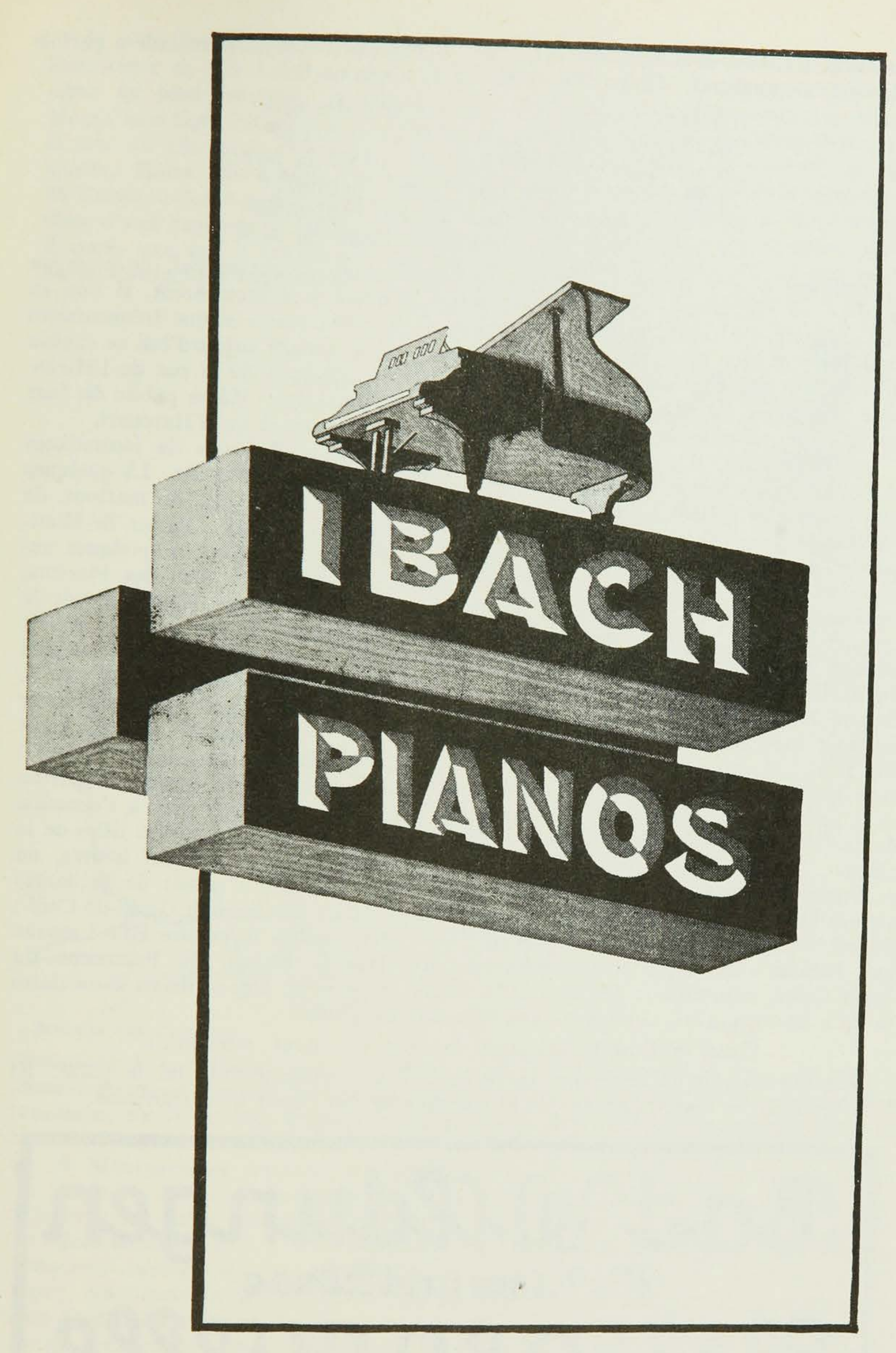
Cafés Littéraires.

Il y a toujours eu des cafés littéraires. Sans remonter jusqu'à l'antiquité en perruque du grand Alcandre, sans parler du célèbre cabaret de la Pomme de Pin, au cours du siècle dernier, nous voyons son enfant gâté (gâté par George Sand), le poète des Nuits, finir sa vie au café de la Régence. On dit que certains soirs, le poète refusait de s'en aller à la fermeture du café; le seul moyen qu'on eut de le faire sortir, c'était de prendre un verre d'absinthe et de le porter sur le trottoir. Pauvre Musset qui fait encore rêver les jeunes filles ! Ninette, Ninon et Lucie dont les blanches mains voltigent «sur le clavier d'ivoire...»

La légende représente volontiers Verlaine au Vachette où Moréas frisait sa célèbre moustache, au Vachette, dans les cafés d'étudiants du quartier Latin, dans les petits bars de la Contrescarpe et chez les bougnats du quartier Plaisance, lorsqu'à Broussais, on lui avait donné une permission dont il abusait. On a beaucoup écrit sur Verlaine et l'absinthe, la « fée verte ». Le vert était à la mode chez les décadents :

> Ah! verte, verte, combien verte
> Etait mon âme ce jour-là

raillait plaisamment Adoré Floupette. L'ivresse de Verlaine, je ne l'ai jamais si bien comprise qu'en lisant ces vers d'un poète injustement ignoré, Antonin Artaud,



FILIALEN: BERLIN · CÖLN · DÜSSELDORF · LONDON

VERTRETER AN ALLEN PLÄTZEN

MAN VERLANGE KATALOG UND PREISLISTE, AUCH ÜBER EINBAU-INSTRUMENTE (WELTE-MIGNON, PIANOLA, IBACHIOLA) VOM STAMMHAUSE BARMEN

par ailleurs comédien d'un talent singulier, dont l'esprit inquiet et malade a parfois des « cris » émouvants. Qu'on lise ce début de Verlaine boit :

Il y aura toujours des grues au coin des rues,
Coquillages perdus sur les grèves stellaires
Du soir bleu qui n'est pas d'ici ni de la terre,
Où roulent des cabs aux élytres éperdues.
Et roulent moins que dans ma tête confondue
La pierre verte de l'absinthe au fond du verre...

Quelques années avant la guerre, il y avait place Saint-Michel, ce « caveau maudit » où Guillaume Apollinaire et André Salmon se rencontrèrent, si l'on en croit le poète d'Alcools, un soir, « au temps de leur jeunesse » et que fréquentaient aussi Jarry et bien des « jeunes » qui ont vieilli. Il a disparu aujourd'hui ce caveau qu'il ne faut pas confondre avec la Bolée, cabaret artistique de la rue de l'Hirondelle. La Bolée est une sorte de succursale du Lapin-Agile. Même public de faux rapins et de grisettes attardées qu'on retrouve à la Source et au d'Harcourt.

A Montmartre, il y a Manière, rue Caulaincourt, rendez-vous de journalistes où la cuisine est bonne et le vin excellent, les Pierrots, place Pigalle. Là quelques purs artistes se mêlent à la clientèle ordinaire de professionnelles, de marlous, de marchands de « neige » et de musiciens de restaurants de nuit. Parler de Montmartre, n'est-ce pas nécessairement parler de Max Jacob ? Il y a quelques années, on le trouvait souvent l'après midi installé derrière une vitre des Pierrots, dessinant de spirituelles gouaches où le jet d'eau de la place Pigalle tenait le premier plan. A cette époque, vers la fin du printemps de 1921, on le voyait aussi le mardi soir, au café de la Savoyarde, rue du Chevalier-de-la-Barre, au pied du Sacré-Cœur. Il avait pris un jour, un soir, pour recevoir ses amis, le mardi, comme Mallarmé, mais comme son logement, rue Gabrielle était trop petit pour contenir tous ses amis (heureux Max Jacob à qui la maison de Socrate n'eût pas suffi), il recevait dans les salons de la Savoyarde. Charmante Savoyarde ! avec la vue de Paris illuminé comme à l'Opéra-Comique, dans Louise, le patron et la patronne avaient trois filles charmantes. Un soir, je ne sais plus à l'occasion de quelle fête, tout le monde dansa et Max Jacob lui-même avec une des filles de la maison. Et les diners de la Savoyarde! Le mardi, à partir de neuf heures, on y retrouvait des amis et des confrères. André Malraux qui faisait de brillantes apparations et son ami Louis Chevasson que Max Jacob surnommait Grain-de-Café ; Pascal Pia, Antonin Artaud, la bande de l'Œuf Dur, parfois le peintre Elie Lascaux qui habitait un appartement extraordinaire dans la maison du Panorama du Sacré-Cœur, aujourd'hui détruite. « Le vieux Paris n'est plus », disait Baudelaire de qui Lascaux avait écrit quelques vers sur sa porte :

C'est le Diable qui tient les fils qui nous remuent...

Ensuite arrivait un autre peintre André Utter, amenant avec lui la gaîté. Et l'on terminait la soirée par un grand saladier de vin chaud à la française.

Je n'en finirais pas si je voulais évoquer tous les cafés fréquentés par des littérateurs et des artistes ; rien qu'à Montmartre et sur la place du Tertre, le tabac du père Lemoine, le Clairon des Chasseurs, Bouscarat ; dans la rue du Mont-Cenis Gymalac et le petit bar qui fait le coin de la rue du Mont-Cenis et de la rue du Chevalier-de-la-Barre où la veille du 14 juillet, dansent M. et Mme Cuttin. Entre les danses, ils vont se rafraîchir : « Peu importe la couleur dit M. Cuttin, pourvu que ce soit du rouge.» M. Cuttin est architecte, presque toujours vêtu d'une jaquette à longues basques et coiffé d'un tout petit chapeau melon, il porte une barbe assyrienne comme on en voit peu. L'art ne saurait décrire Mme Cuttin. La discrétion, la simplicité de son air et de son costume la font



Augusta von Zitzewitz

échapper à la cruelle analyse. Montmartrois endurcis, M. et Mme Cuttin ne sauraient vivre loin du Sacré-Cœur et l'été, lorsque, contraints par une barbare coutume, ils se forcent d'aller à la campagne, c'est à Saint-Ouen parce qu'on y entend l'écho de la Savoyarde.

A Montparnasse s'ouvre la Rotonde, café des Deux-Mondes ; autour d'elle, le Vavin, le Parnasse, quelques bars américains et au bout du boulevard, la triste Closerie des Lilas, l'oubliée, où jadis brillait Paul Fort. Mais entre Montmartre et Montparnasse, il y a encore devant Saint-Germain-des-Prés, les Deux Magots, fréquenté surtout par des peintres et les meilleurs, non loin de là, Flore, où en 1917, Apollinaire tenait sa cour et, passage de l'Opera, le café Certa, rendez-vous des Dadas dont Louis Aragon raconte l'histoire dans le Paysan de Paris, où il peint avec quelle grâce aiguë la vie des passages du boulevard. Il y a aussi le Bœuf sur le toit, bar à la mode où se lèvent les étoiles de la jeune littérature, mais je n'en dirai rien. Maurice Martin du Gard qui le connaît beaucoup mieux que moi vous en a trop bien parlé pour que je veuille m'y risquer.

Georges Gabory. (Nouvelles Littéraires.)

Henry Fords Aktienkapital.

Aus den Büchern der Ford Motor Company sind kürzlich die Kapitalanlagen der ursprünglichen Teilhaber der Ford Motor Co. veröffentlicht worden, sowie die Gewinnbeträge, die diese Teilhaber im Lauf der Zeit erhalten haben, oder die Summen, die sie beim Verkauf ihrer Anteile erhielten. Es ist vorauszuschicken, daß von den 97 400 Doll. des Stammkapitals der Gesellschaft nur 28 000 Doll. in barem Geld einbezahlt wurden. Ford selber übernahm Aktien als Gegenwert für sein Automobil und gab dem in nachstehender Liste an zweiter Stelle genannten Teilhaber Malcomson 25 500 Doll. in Aktien für die Garantie, die dieser für nicht bezahlte Forderungen an die Gesellschaft übernahm. In gleicher Weise zahlten auch die beiden Dodge kein bares Geld ein, sondern verpflichteten sich zur Lieferung von Material als Gegenwert für die übernommenen Aktien. Die anderen Teilhaber zahlten gleichfalls meist nur einen Teil ihres Aktienbetrags in bar ein, den Rest in einfachen Schuldscheinen.

Die ursprüngliche Teilhaberliste war die folgende:

Henry Ford	25 500	Doll.
Alex. Y. Malcomson	25 500	„
John S. Gray	10 500	„
John F. Dodge	5 000	„
Horace E. Dodge	5 000	„
Horace H. Rackham	5 000	„
Albert Strelow	5 000	„
John W. Anderson	5 000	„
C. H. Bennett	5 000	„
V. C. Frey	2 400	„
James Couzens	2 400	„
C. J. Woodhall	1 000	„
Miss R. V. Couzens	100	„

Nun die Schicksale dieser verschiedenen Beteiligungen:

Malcomson verkaufte nach einiger Zeit seine Aktien an Ford für den Betrag von 175 000 Doll. Heute würde sein Aktienanteil 250 000 000 Doll. wert sein.

Strelow verkaufte seinen Anteil von 5000 Doll. an James Couzens für 25 000 Doll., um sich an einer Goldmine in British Columbia zu beteiligen, in der er sein Geld verlor. Sein Aktienanteil wäre heute 50 000 000 Doll. wert.

Bennett, Frey und Woodhall verkauften gleichfalls ihre Aktienanteile, bald nachdem Malcomson die seinigen verkauft hatte. Bennett und Frey erhielten von Ford und Couzens je 25 000 Doll. für ihren Aktienanteil. Woodhalls Anteil wurde von Ford für 5000 Doll. aufgekauft.

Frl. R. V. Couzens, die Schwester von James Couzens, erhielt für ihren Aktienanteil im Betrag von 100 Doll. im ganzen 355 000 Doll. James Couzens erhielt im ganzen 39 500 000 Doll. Die Vermögensverwaltung von Gray verkaufte dessen Aktienanteil, nachdem sie Dividenden im Betrag von 10 335 075 Doll. erhalten hatte, für 26 250 000 Doll.

Die Anwälte Rackham und Anderson erhielten für ihre Beteiligung von je 5000 Doll. je 17 435 750 Doll. Die Brüder Dodge erhielten im ganzen 34 871 500 Doll.

(Amerikanische Stimmen, Leipzig.)

Hymne an das Leben.

(Auf einer Kindertrompete vorzutragen.)

Wem Gott ein Amt gibt,
Raubt er den Verstand,
In Geist ist kein Geschäft zu machen,
Nehmt euren Kopf und haut ihn an die Wand.
Wenn dort kein Platz ist,
Setzt ihn wieder auf.

Der Gott, den Arndt das Eisen wachsen ließ,
Schuf auch das Blech und ähnliche Metalle.
Bedenkt es wohl, ihr seid im Paradies,
Seid hoffnungsvoll und meidet die Krawalle.

Macht einen Puckel, denn die Welt ist rund,
Wir wollen leise miteinander sprechen.
Das beste ist totaler Knochenschwund,
Das Rückgrat gilt moralisch als Verbrechen.

Nehmt dreimal täglich eine Frau zum Weib,
Pro Jahr ein Kind und Arbeit, sonst die Pflicht.
Das Leben ist ein sanfter Zeitvertreib.
Spuckt euch vor'm Spiegel manchmal ins Gesicht!

Nehmt Vorschuß, laßt euch das Gehalt verdoppeln,
Des Morgens Arbeit, abends manchmal Gäste.
Es braust ein Ruf von Rüdesheim bis Oppeln,
Der Schlaf vor Mitternacht ist doch der beste.

Ich möchte einen Schrebergarten haben,
Mit einer Laube und nicht allzu klein.
Es ist so schön, Radieschen auszugraben,
Behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein.

(Gedichtet und vorgetragen von Walther Lindgens, Mixer der Overstolzenbar.)

Hauptmanns Festspiel.

Zur Eröffnung des Deutschen Museums.

Zur Einweihung des Deutschen Museums in München hat Gerhart Hauptmann ein Festspiel gedichtet, das der weiteren Oeffentlichkeit zuerst nicht durch den Druck, sondern heute durch den Rundfunk vermittelt wird. Das Festspiel hat folgenden Inhalt:

Die hohe Mutter Deutschland sitzt in dunklen Schleiern auf dem Thron. Der Herold bewillkommt die Erschienenen und sagt ihnen, daß hier ein gutes deutsches Werk gelungen sei. Die Königin freilich vermöge des Trauerschleiers noch nicht zu entraten. Chöre der Jünglinge und Jungfrauen weisen auf das am Himmel stehende Morgenrot hin.

Der getreue Eckart, mit Rosen an Helm und Schwertknauf, erzählt auf die Frage der Jünglinge, wo er in der schweren Zeit der Angst gewesen sei, daß er sich verborgen habe, wo die Vergessenen lebten, daß der Sturm ihn mit Sand verweht, daß Geschwätz, Geplärr und Getu ihn verbannt hätten.

Im zweiten Bild schmiedet ein gewaltiger Schmied einen Nagel, wie er es jeden Tag getan. Dieser soll der letzte sein. Bevor aber das Werk nicht

ganz vollendet ist, seien Fanfaren und Festeslärm noch verfrüht. Handwerker aller Art stürzen herein, die der Herold unwirsch abweist. Aber Peter Vischer klärt ihn auf: „Kein Chaos ist dieses hier. Dem, was der Herold so nennt, sollen ungezählte Wunder entsprießen.“ Und er empfängt aus des Schmiedes Hand den letzten fertigen Nagel, noch unschlüssig, welche Hand würdig genug sei, ihn einzuschlagen.

Da erscheint ein riesenhafter Pilger, der auf dem Nacken ein Kindlein trägt. Das habe er auf der Spitze des Sebaldusgrabs in Nürnberg gefunden und, so schwer es auch sei, hierher gebracht, damit es den letzten Nagel eintreibe. Auf das Gelächter der Handwerker erklärt nun Peter Vischer: Dem Riesen verleihe das Kindlein seine Kraft; ohne den Riesen aber sei auch das Kind verloren. Sie ergänzten einander etwa wie Gedanke und Tat.

„Dieses Neugeborene
Mußte sein vor dem ersten Stein.
Es ist himmlisches Fleisch und Bein,
Ist der schöpferisch Erkorene,
Auch unseres mächtigen Werkes Urweckerlein.“

Darauf tut das Kind die drei letzten Schläge mit Hammer und Nagel . . .

(Voss. Ztg.)

Larissa Reißners Aufsatz „Kytlym“ im vorigen Heft des Querschnitt ist ihrem Buche „Kohle, Eisen und lebendige Menschen. Reisebericht aus dem Ural“ entnommen, das demnächst im Neuen Deutschen Verlag, Berlin W 8, herauskommen wird.

Hermann Hertz †

Vor einigen Monaten, nachdem er noch kurz vorher eine Geschäftsreise nach Brasilien erledigt hatte, ist unser alter Freund, Mitinhaber der Korsettfabrik R. & H. in Köln, gestorben. Älter als wir alle, hat er Seite an Seite mit uns gestritten, Sonderbund, Wallraf-Richartz-Museum, Kölner Kunstverein, überall war Hermann Hertz' Einfluß feststellbar, wenn nicht maßgebend. Unter den Kunstmatadoren der westlichen Metropole war er das vorwärtsstrebende Element. Kölns Oberbürgermeister, die sämtlich in den Traditionen heiliger Kunstbegeisterung lebten, aber zu Picasso und Derain in kein näheres Verhältnis kommen konnten, wußte er geschickt zu nehmen. Er war die natürliche Brücke zwischen den „alten Kölnern“ und Hagelstanges Avantgarde, die in die neugotische Stilgerechtigkeit des Wallraf-Richartz-Museums das Krumme und Schiefe hereinbrachte. Kölns Oberbürgermeister, die in der Poesie der Madonna im Rosenhag groß geworden waren, konnten sich schwer zu den verheißungsvollen Dämmertönen Gauguins, noch schwerer zum Kubismus, der wie ein Krachgewitter heraufzog, entschließen. Sie liebten außer den „alten Kölnern“ das XVIII. Jahrhundert. Köln war mit seinem gotisch gedüngten Boden der Hüter der Tradition. In den heftigen Kämpfen um das Neue in den Kommissionen verlor Hagelstange buchstäblich sein Leben; der einzige, der ihm durch dick und dünn beistand, war Hermann Hertz.

Sein tägliches Leben war Fischbein, Besatzstoff, Garnierung; unpoetisch trotz „Forma Büstenhalter eingebaut“. Um 5 war Schluß, dann traf man sich im Café Damm, Hohe Straße: Schmitz, der damals schon vom Kölner Männergesangverein abrückte, nachdem er wegen seines lyrischen Tenors noch vor kurzem dessen Eckpfeiler gewesen war, Direktor Kluge, der den Kölner Kunstverein aus bescheidenen Anfängen bis zur Gratisverteilung von Kunstblättern nach Leibl und Stephan Lochner gebracht hatte, Hagelstange und manchmal unser Freund Josef Feinhals, Ignaz Fottner-Mâcon mit seiner roten Glühbirne und fast jeden Tag Museumsdirektoren und Kunsthändler auf der Durchreise nach Paris und London.

Die Kunsthändler beklagten sich, daß er für kleine Summen Standardwerke

erwerben wollte. Dies hat er mit Sammlern wie dem Prinzregenten von Bayern bis zu Pierpont Morgan gemeinsam. Der Haß der Kunsthändler ehrt den Sammler und umgekehrt. Mit dem Spürsinn und, worauf er mit Recht stolz war, wenig Geld, hat er eine respektable Sammlung aufgebracht. Diese Sammlung war E r , fondgediegen, keine Extravaganzen, mäßige Anfänge bis zum sicheren Qualitätsgefühl seiner letzten Käufe. Beweis für Schläue und Selbständigkeit des Urteils, daß er aus einem so miesen wie dem Düsseldorfer Kunstgebiet mit sicherem Auge das Respektable herausholte: das sind Sammlungen, die Hand und Fuß haben, und — Qualität hin und her — als eine wirkliche Sammlertalentprobe turmhoch erhaben sind über das Zusammenstoppeln anerkannter Werke, wo die einzige Tätigkeit im Scheckausschreiben besteht.


Hermann Hertz

Infolgedessen hatte man im Gegensatz zu den per Scheck aufgereihten Sammlungen in Hermann Hertz' weitläufiger Wohnung das Gefühl von Solidität und richtiger Art. Es war eine XIX.-Jahrhundert-Ausstellung im kleinen, dazu einige Neuerscheinungen, die jungen Rheinländer und Franzosen, und von Rudolf Levy ein auseinandergeplatzter Kürbis, eins seiner besten Stilleben, trotzdem dessen Lieblingston, Krapplack, darauf fehlt. Unzählige Mappenwerke, eine große kunsthistorische Bibliothek vervollständigten die künstlerische Atmosphäre und setzten Hermann Hertz in den Stand, sich über jedes Kunstgebiet auch ohne Reisen genau zu orientieren, was den Inhalt seiner höchst ökonomisch und konsequent ausgesparten Muße bildete.

Diese Art Leben kann man erfüllt nennen, wozu gehört, daß man nicht das Unmögliche will und durch Konsequenz des Gewollten ein Leben in Praxis und Schönheit erreicht. Für unsern Freund, der seine Freundschaft bewies, indem er den vielen Künstlern und Kunstliebhabern, die mit oder ohne Ausnutzungsabsichten an ihn herantraten, stets half, war das Geschick günstig; nur in den letzten Jahren litt er unter seinem körperlichen Zustand. Er war der alte gute Typ eines Kaufmanns und ein in sich ruhender Mensch, der die Welt sich austoben ließ vor seiner Wohnung, und nur hinein ließ, was er nach gründlicher Überlegung für homogen hielt mit ihm zu leben. Das Stück Kunstgeschichte, das Köln für uns repräsentiert, ist mit seinem Namen ein für allemal verknüpft.

H. v. Wedderkop.



Rudolf Levy — Photo Walter Klug

Rudolf Levy 50 Jahre.

Nicht wie seinerzeit Oberst von Hugo, damals Kommandeur des ersten thüringischen Infanterieregiments Nr. 31 in Altona, den Zusammenhang zwischen diesem Regiment und Bismarck ohne weiteres, d. h. ohne Hintergedanken, und mit der Freude des Entdeckers geschichtlicher Zusammenhänge, konstruierte, indem er sich vor der Front dieses übrigens sehr anständigen, in Paradeformation aufgestellten Regiments, in den Bügeln hob zu folgender Ansprache:

„Und welch wunderbare Fügung!
Am selben Tage!
An welchem der alte Reichskanzler Fürst Bismarck!
Das Licht der Welt erblickte!
Erfolgte auch die Gründung dieses Regiments!"

Nicht so wie dieser konstruierte, wenn auch verführerische Zusammenhang ist der zwischen unseren Freunden, dem Altmeister Levy und dem kürzlich

verstorbenen Hermann Hertz. Es ist der natürliche Zusammenhang von schaffendem Künstler und Mäzen. Beide mokierten sich mit Liebe über einander, Hermann Hertz liebte das Zauberhafte der Bohème-Existenz Rudolf Levys in dessen Vorkriegszeit, deren Unsicherheit ihn begeisterte, während Levy zur Abwechslung die festbegründete bürgerliche Existenz seines Mäzens als regelmäßigen Ankerplatz aufsuchte.

Sie trafen sich in Köln und in Tunis, wo Levy ein Zimmer bewohnte, das zugleich eine Theaterloge war, so daß Levy Hermann Hertz jeden Abend mit in seine Loge nehmen konnte, von wo aus sie sich die schönsten Opern anhörten. Hertz ließ Levy nicht im Stich. Als Levy an Flechtheim aus Algier telegraphierte: wenn nicht bis übermorgen Geld, gezwungen in Fremdenlegion zu treten!, telegraphierte Flechtheim zurück: tritt!, während Hermann Hertz ihm 300 Mk. überwies.

Manchmal kam Levy in die Fremde, nach Deutschland. Es ist einseitig, ihn als Maler zu schätzen, auch seine Gedichte sind gut, und sein Vorkriegsleben ist ein Kunstwerk, ein himmelschreiender Wirrwarr, da alle Art Existenzen, mochten sie noch so klein, so geheimnisvoll, so unzulänglich sein, von ihm für eine kurze oder längere Strecke mitgelebt wurden, objektiv mitgelebt, und alsdann in die kondensierte und abgeschlossene Form gebracht wurden, in der sie in seiner Erinnerung weiter leben. Die zweite Hälfte zum Erfolg fehlt ihm: diese Erlebnisse zu Papier zu bringen. Es wäre eine harte Konkurrenz für Meier-Graefes Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst, und hätte den Vorteil, die Menschheit noch mehr als bisher von dem theoretischen Betrachten von Kunstwerken abzubringen. Es wäre ein Beweis, daß Künstler Menschen sind: Artaval, der vom „Dôme" aus buddhistischer Mönch wurde, Werth (Du Werth an meinem Hint . . .), Howard-Leipzig, der von seinen englischen Königsahnen viel erzählte, Levys arabischer Diener, der aus grenzenloser, totbereiter Ergebenheit ihm auf nächtlichen Gängen auf dem Montmartre in unbekanntesten Gegenden Zettel zustecken ließ mit: „gare à ton honneur", ganz zu schweigen von den Großen: Pascin, Purrmann, Niels v. Dardel, Benno Elkan, zu der Zeit, als er noch mies und unansehnlich halbseidene

Regenschirme verkaufte, Wätjen, Gottlieb, Kisling und Picasso: von diesen war er Fleisch von ihrem Fleisch und Geist. Wäre er an einer Regierung oder einem Landgericht gewesen, so wäre er ein idealer Kasinovorsitzender geworden. Er war der geborene Allvater, der alles zusammenhielt, wobei ihm zustatten kam, daß er sich um Mädchen nicht kümmerte. Dieses Dezernat hatte Wätjen und hat es mit einer über tiefsten Stumpfsinn weit hinausgehenden Pflichttreue verwaltet, indem er neun Jahre jeden Abend in den Bal Tabarin ging.

Nunmehr ist Levy arriviert, der Araber, der seinerzeit den Saum seines harten, in Marseille getauschten Anzugs küßte, würde jetzt die Lippen auf weichen Flaus drücken. Levy hat sich einen Smoking bei S. Adam machen lassen und trägt nicht mehr den alten historischen schwarzen Mantel mit dem immer kleiner werdenden Samtkragen. Nachdem er im Kriege tapfer gewesen war, hat er eine Frau genommen, die er sein Vögelchen nennt, ein Ereignis von zweifacher Bedeutung, vom Standpunkt des Menschen und Mannes aus. Treu ist er dem Dôme geblieben, in dessen unmittelbarer Nähe er wohnt, in dem er morgens seine Briefe schreibt, der älteste Klient am Platze. Statt nach Estaque geht er nach Sanary, auch dort die Ruhe um sich verbreitend, die ihn nirgendwo verläßt. Er hat den Père Cézanne noch erlebt und hat für die Begründung seines Ruhmes im Dôme das letzte in regelmäßigen Diskussionen hergegeben. Er war der Schüler Matisses, er ist mit Recht der Hüter der alten französischen Tradition, und hat es sich damit erspart, an den hochfliegenden Schäbigkeiten des Expressionismus teilzunehmen. Diese Dinge spielten sich um ihn herum ab, ohne daß sie ihn aus seiner Ruhe brachten. Er wird sein Leben folgerichtig beenden, es ist kein Anzeichen vorhanden, daß er, so alt er werden mag, es ändern wird.

H. v. Wedderkop.

Gebet.

Während des Krieges in einem kleinen Hotel in Brüssel.

O Dieu charmant de mes plus belles journées,
Quand nous habitions tous les deux rue Delambre!
Est-ce que c'est toi, qui me donnes l'idée
De sonner une fois pour la femme du chambre?

Et toi, Dieu sanglant des champs de bataille,
Qui tu étais en moi au coup du canon,
Pourquoi toujours ton sourire canaille
Quand je sonne deux fois pour le garçon?

Et enfin toi, Dieu flamand ou wallon de Bruxelles,
Si tu es vraiment un frère de celui de la Seine,
Laisse-moi donc, par pitié éternelle,
Sonner une fois trois fois pour l'homme de peine!

Rudolf Levy

(Aus den „Liedern des alten Morelli", Privatdruck der Galerie Flechtheim.)

Diesem Heft liegt anläßlich des 50. Geburtstages von Thomas Mann, ein 16 seitiger illustrierter Prospekt des Verlages **S. Fischer,** Berlin, über die Werke von Thomas Mann bei.

Diesem Heft liegt ein illustrierter Prospekt der Firma **Pan-Verlag Rolf Heise** über das „Jahrbuch der Charakterologie" bei, den wir allen Freunden psychologischer Forschung zur Beachtung empfehlen.


Zu spät –